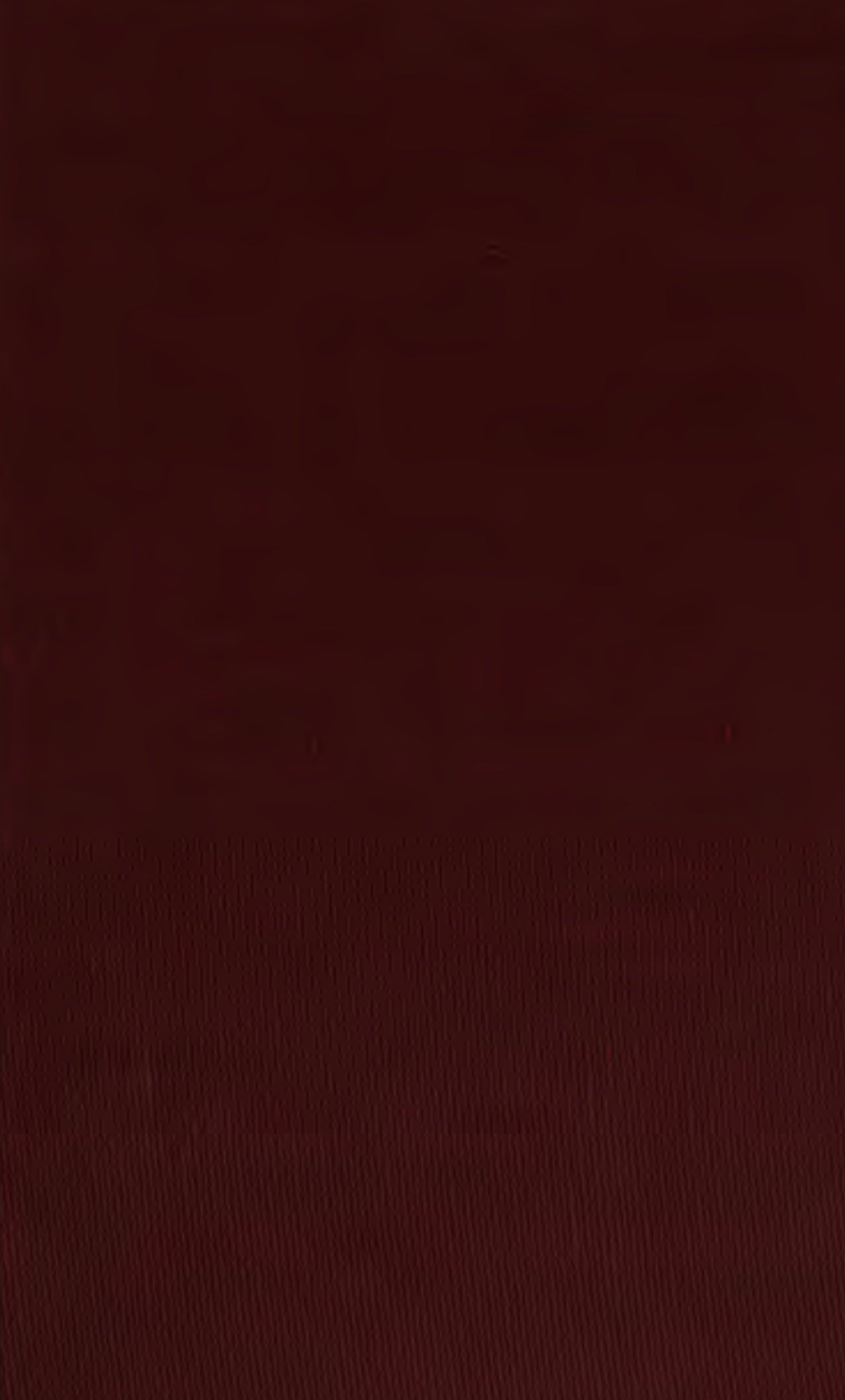
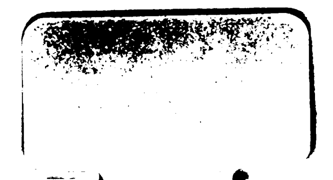
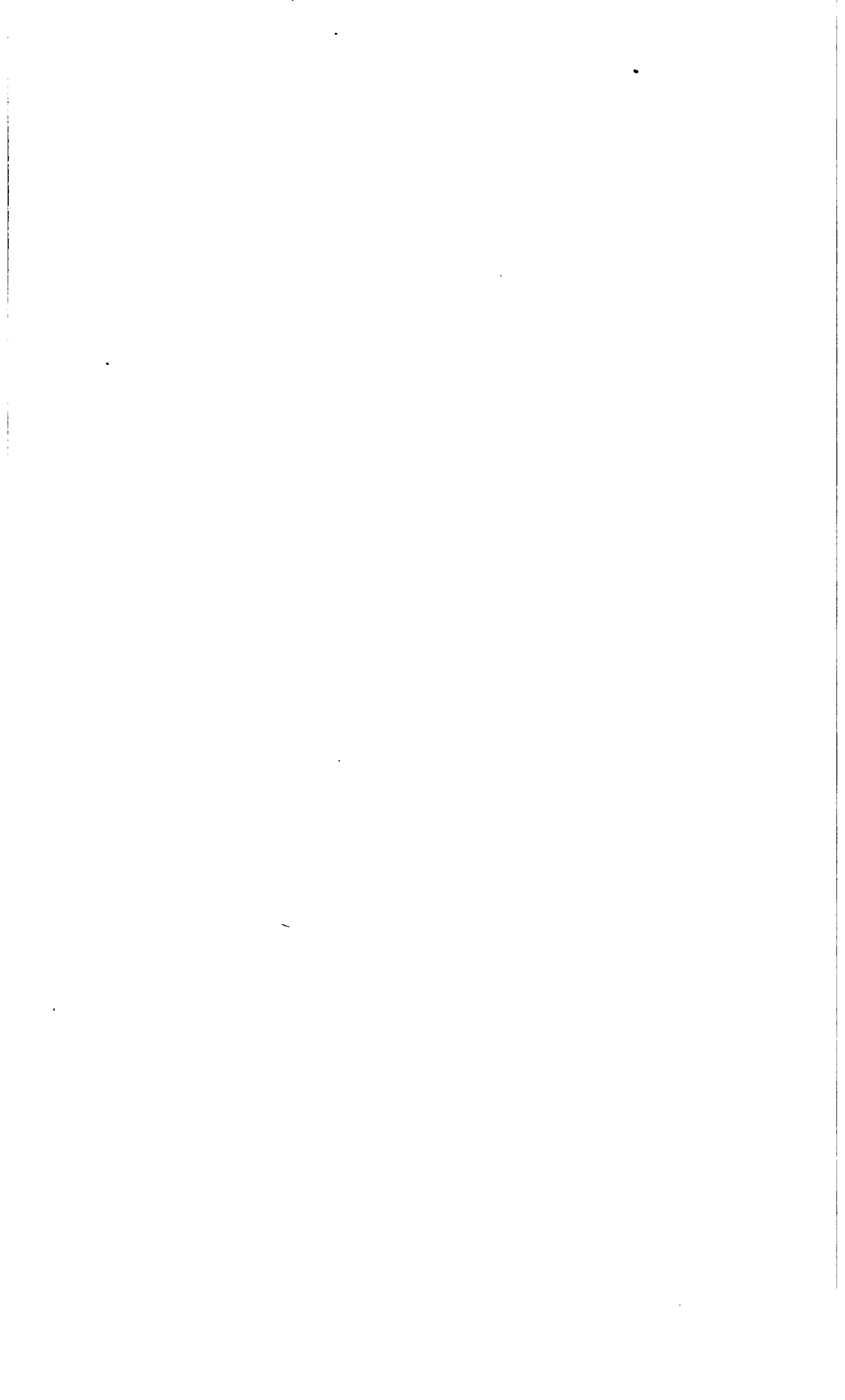
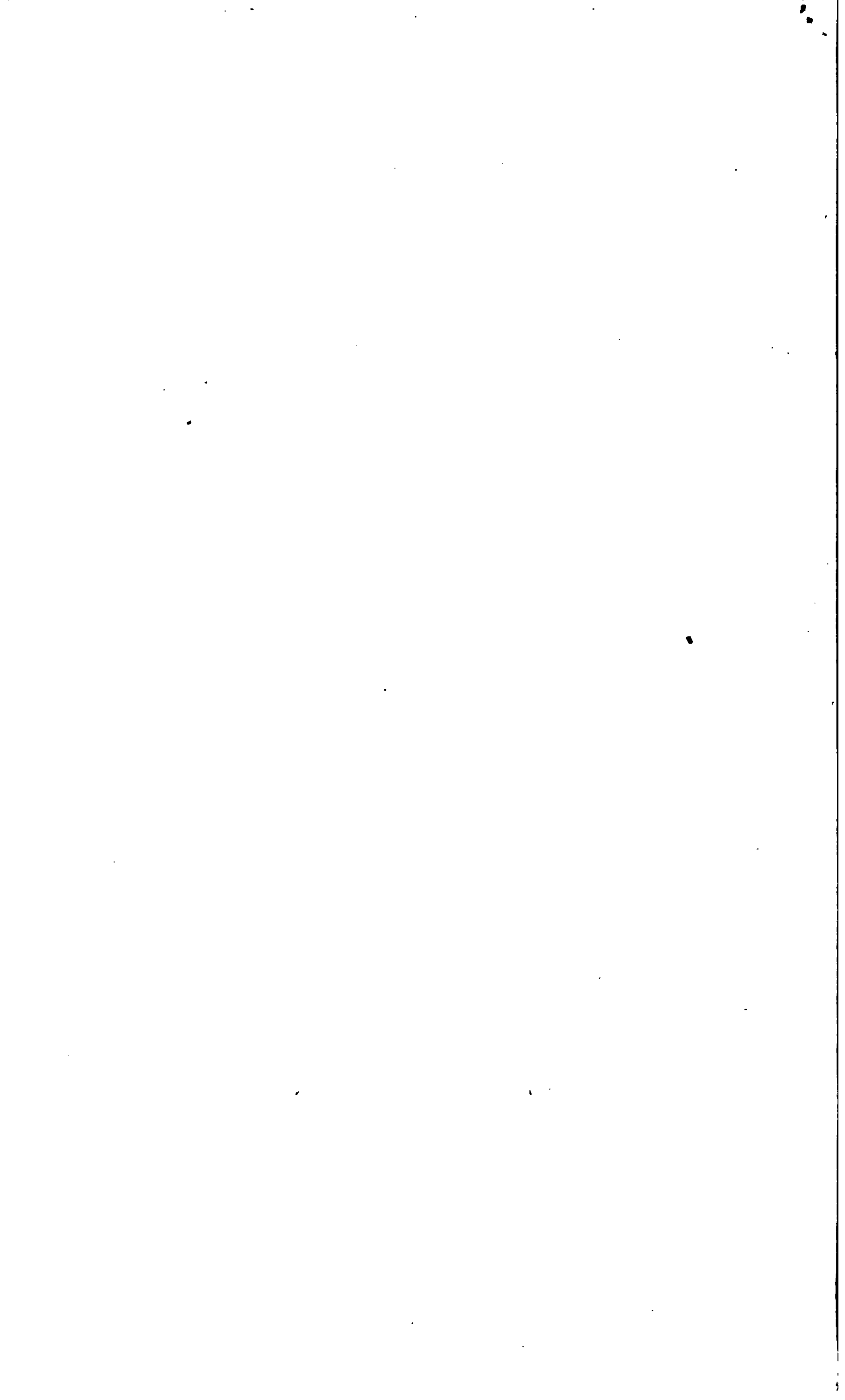












Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

Achter Jahrgang.

Dreizehnter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1853.

1861, Nov. 15.

Inhalts-Verzeichniß des dreizehnten Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Materialien zur Geschichte deutscher Mundarten.

Bevor mit Erfolg an die Ausarbeitung eines Werkes gegangen werden kann, wie es im Arch. VII. 2, 3. S. 262. angedeutet ist, müssen vorerst noch diejenigen deutschen Mundarten, die nur im Munde des Volkes leben, ohne jemals in Schriftdenkmälern angewendet worden zu sein, viel gründlicher durchforscht werden. Denn oft hat sich gerade in diesen, bei all ihrer sonstigen Armuth, manche alte Wortform erhalten, die nicht selten ganze Wortfamilien miteinander verknüpft und dem Etymologen bei seinen Forschungen bedeutende Winke giebt. Die Mundart, über die wir unseren Lesern in Nachstehendem Einiges mittheilen wollen, dürfte in mehrfacher Beziehung hierher zu rechnen sein.

Im südöstlichen Theile des Konitzer Kreises in der Provinz Westpreußen hat sich die deutsche Sprache wie ein Keil in die slavische eingeschoben. Die Spitze dieses Keils bilden die 8 Ortschaften: Lichtenau, Granau, Osterwick, Frankenhagen, Petztin, Deutsch Zekzin und Schlagentin. Die Bewohner dieses kleinen Districts unterscheiden sich auffallend, sowohl durch die Kleidertracht, als auch durch die Eigenthümlichkeit ihres Dialekts, von der ganzen Umgegend.

Nach der Kleidertracht würden sie zu den Ostgermanen gehören (s. Arch. VIII. 3, 4. S. 379. ff.). Charakteristisch ist bei den Frauen das aufwärtsgekämmte, in einen Knoten verschlungene Haar, das sogar schon bei Kindern mit einer bis über das Ohr herunterreichenden, mit Goldtressen benähten und mit Spitzen (k'nüpp) verbrämten Mütze bedeckt ist; das getrennte Ober- und Unterkleid (jenes: livk'e, moide — dieses: schöt (lang ö mit dumpfem Klange), die gänzliche Unbekanntschaft mit Halbstrümpfen, die entschiedene Vorliebe für dunkele, besonders blaue Farben in Kleidern und Strümpfen (weiß nur in der Leibwäsche). Bei den westlichen Nachbaren dagegen, im Schlochauer Kreise, tragen die Frauen das Haar gescheitelt, in Zöpfe geflochten, oft mit einem ganz kleinen weißen Mützchen

bedeckt, ferner ganze Kleider von vorherrschend hellen Farben, weiße Strümpfe, ältere Personen mitunter Halbstrümpfe (butschk'e). Bei den Männern ist der Unterschied geringer und beschränkt sich fast auf den Umstand, daß in jenen 8 Ortschaften kein hinten geschlitzter Rock und keine Mütze zu finden ist, während in den westlichen Dörfern die Röcke durchweg geschlitzt sind, und der Hut nicht ausschließlich herrscht. In früherer Zeit trugen die Männer das Haar lang über die Schultern hinabhängend, oft mit einem runden, von einem Ohre bis zum andern reichenden Kamm von Horn oder Messing zusammengehalten; die Bewohner der westlichen Ortschaften pflegten es kurz zu verschneiden. In dem bezeichneten District herrscht ferner ausschließlich die katholische Confession; Evangelische, wenn sie überhaupt zu finden sind, haben sich erst in neuester Zeit angesiedelt und fühlen sich nicht besonders behaglich, während in den westlichen Dörfern beide Confessionen gemischt und friedlich neben einander leben.

Eben so scharf sondern sich die beiden Districte durch die in ihnen herrschende Mundart von einander ab: in dem östlichen sind die dunkeln Vocale, in dem westlichen die hellen, und besonders das e vorwiegend, und die Bewohner halten mit einer solchen Strenge auf Reinhaltung der Mundart ihrer Väter, daß bei etwaigen Uebersiedelungen der Ankömmling, wenn er nicht fortwährenden Neckereien ausgesetzt sein will, nicht nur seine alte Kleidertracht, sondern auch seinen Stammdialekt aufgeben muß. Daß jedoch unter solchen Umständen Vermischungen zu den größten Seltenheiten gehören, wird man leicht zugeben. So viel im Allgemeinen.

Die Mundart weist auf westgermanische Abstammung hin und hat große Aehnlichkeit mit dem Holländischen; ich könnte über tausend Wörter aufzählen, die sich fast unverändert in beiden Dialekten finden. Mit dem Friesischen hat sie unter Anderm die Deminutivendung k'e (fries. ki und k), so wie die Neigung für das j gemein. Viele von den Arch. X. 2, p. 136 ff. mitgetheilten friesischen Deminutiven hat die Mundart fast gleichlautend, höchstens mit einer geringen Vocalablautung: z. B. lüsk'e (fr. löski); rütk'e (fr. rötjk); hüsk'e (fr. höski); mösk'e (fr. mösk); glaesk'e (fr. gleski); läpk'e (fr. lepk); fingek'e (fr. fengerk); foitk'e (fr. fötj) u. s. w.

1) Consonanten. In der Aussprache der Cons. hat die Mundart einzelne Eigenthümlichkeiten, die sich zum Theil aus dem, sonst geringen Einfluß der slavischen Nachbarsprache erklären lassen,

zum Theil aber auch in den verwandten westgermanischen Dialekten Analogien haben. Insbesondere nimmt das k mitunter einen Ton an, der sich zu dem hochdeutschen k ähnlich verhält, wie das Berliner g vor e und i zu dem eigentlich hochdeutschen g; es entspricht ganz dem polnischen c′ und ähnelt dem friesischen tj und dem italienischen c vor e und i, nur daß es dünner klingt als letzteres. Ich werde es im Folgenden mit k′ bezeichnen. Die Aussprache des g vor e und i, vor Umlauten und den Diphthongen, die ein e oder i enthalten, ist der des Berliner g analog, wobei jedoch zu bemerken ist, daß eine zwischentretende liquida oder Elision des e in der Aussprache nichts ändert. Vor der Endung des Infinitivs und Particips hat das g diesen Klang nur dann, wenn einer der eben genannten Vocale vorangeht; so lige (spr. lije), bringe (spr. brinje); dagegen: suge (spr. suge); frâge (spr. frâge) u. s. w.

Eigenthümlich ist die Abneigung, die der Dialekt vor dem r hat, besonders wenn dies im Auslaut steht; aber auch als Inlaut wird es häufig ausgestoßen*), z. B. wâte (Wasser), mutte (Mutter), hâve (Hafer), meze (Messer), bâne (brennen), âm (arm), wâm (warm), hölten (hölzern) u. a.

Dasselbe gilt von dem n im Auslaut, wo es namentlich in der Flexion bei vorangehendem stummen e stets abgeworfen wird, z. B. buge (bauen), seie (gesehen), tâge (gezogen) u. a. Auch als Inlaut geht es oft verloren, z. B. mîsch (Mensch), gâs (Gans), Hâs (Hans) u. a. An der Stelle des elidirten Consonanten pflegt besonders im Auslaut ein leises e nachzuklingen, z. B. sue (sauer), wie (Wein) u. a.

Seltener ist dies mit dem t der Fall, z. B. von kolt (kalt), vek′ülle (erkälten), holle (halten), fulle (falten), full (die Falte) u. a.

Die Vorsilbe ge im Part. Prät. fehlt stets, z. B. grâvt (gegraben), stûve (gestorben) u. a.; nur in gaete (gegessen) und den Compos. hat sie sich noch zum Theil erhalten.

---

*) Ich kann mich nicht dazu verstehen, Buchstaben, die in der Aussprache nicht mehr gehört werden, in der Schrift auszudrücken, weil dadurch der Charakter der Mundart zu sehr verwischt wird. Wollten wir uns durch die Schwierigkeit der Ableitung oder der Vergleichung (s. Arch. VII. 2, 3, p. 262. A.) dazu bestimmen lassen, so müßten wir auch im Hochdeutschen schreiben: Werlt, Eimber, Wärmde, Umbfang, Krümbe, Junkherr, Mägdchen u. a.

Lautübergänge sind nicht selten, so zwischen s und r, z. B. freise (frieren), frâre (gefroren); was (war), wêre (waren); veleise (verlieren), velâre (verloren); ferner zwischen w und g, z. B. vrug (Frau), buge (bauen), moge (Aermel), trug (traue); mhd. vrouwe, bouwe, mouwe, getrouwe; endlich zwischen d und g oder j bei vorhergehendem n und nachfolgendem oder abgeworfenem e, z. B. hând, hinj (Hände), hund, hünj (Hunde); k'ind, kinje (Kinder); linj (Linde), binje (binden), winje (winden), von lând, im laenj (im Lande) u. a. (Auch: hing, hüng, k'inge u. s. w.)

Im Imperf. Conj. gehen die harten Consonanten in die entsprechenden weichen über, z. B. gav (spr. gaf), gab, gêw, gäbe; schrêv (spr. schrêf), schrieb, schrêw, schriebe; bat, bêd, bäte; sat, sêd,*) säße u. a.

Die übrigen Veränderungen der Consonanten beruhen größtentheils auf dem Gesetze der Lautverschiebung. Nur in zwei Fällen wird durchgreifend davon abgewichen; die goth. labiale media geht im Auslaut stets in v über, z. B. goth. liubs, ahd. liep, pld. leiv; goth. thiubs, ahd. diep, pld. deiv; goth. daubs, ahd. toup, pld. dov u. a. und statt der goth. dentalis aspirata steht durchweg die media, z. B. goth. thu, pld. du; goth. rathjo, pld. raed; goth. brôthar, pld. braude; goth. blôth, pld. blaud u. a.

2) Vocale. Im Vocalismus zeigt die Mundart eine vorwiegende Neigung zu Längen. So klingt z. B. das a selbst vor zwei folgenden Consonanten (liquida cum muta) entschieden lang in: hâlm, kâlv, Kalb; hâlv, halb; schâlk', Schalk; dâmp, Dampf; sânk, Sang; hâls, dânk, stânk**), Gestank; drânk, Trank; wând, rânk, Ranke; lâng, bând, hând, lând, rând, sând, plânt, Pflanze;

---

*) Es ist also nicht ganz richtig, wenn behauptet wird, „daß mit deutschem Munde ein auslautender Consonant nie weich gesprochen wird. (cf. C. Krüger: Uebersicht der heutigen plattd. Spr. Emden 1843. S. 19.) Ist nämlich hinter dem weichen Cons. ein Vocal abgeworfen, so daß der Cons. dadurch auslautend wird, so behält er in unserm Dialekt stets seinen weichen Laut. Dies ist außer dem Imperf. Conj. noch der Fall im Dativ. Sing. der starken Declination, bei den Subst. die sich im Nhd. auf e endigen, wie: Baed, die Bitte; Höd, die Höhe; Paed, die Pferde u. a.; ja selbst ohne eine solche Abweichung, wo er also reiner Auslaut ist, klingt er bisweilen weich, z. B. Maed, Meth u. a. —

**) In st und sp wird das s rein und scharflispelnd (nicht wie scht) gesprochen. —

glânz, nâr, Narr u. a. Daß bei eingetretener Elision des r oder n der vorangehende Vocal verlängert wird, ist erklärlich: z. B. âm, arm; wâm, warm; stâk', stark; swât, schwarz; stât, Schwanz; gâs, Gans u. a.

Der Raum gestattet es nicht, die Vocalverhältnisse hier bis ins Specielle durchzugehen; doch kann ich es mir nicht versagen, wenigstens den höchst interessanten Lautwechsel einzelner Diphthongen mit wenigen Worten zu berühren.*)

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß in unserer Mundart die alten Lautklänge oft noch kenntlicher sind, als im Neuhochdeutschen. So hat sich das goth. u, welches schon im Ahd. in o oder û überging, in vielen Wörtern (bei nachfolgendem i als Umlaut ü) erhalten, während das Nhd. es in o oder au verwandelt, z. B.:

goth.	ahd.	altſ.	mhd.	mnd.	nhd.	pld.
vulla,	wollâ, (wullîn)	—	wolle, (wüllin)	wol,	Wolle,	wull, (wüllen)
fulls,	fol,	ful,	vol,	vol,	voll,	full.
dubô,	tûbâ,	dûba,	tûbe,	duif,	Taube,	dûv.
bruths,	prût,	brûd,	brût,	bruid,	Braut,	brûd (t).
skura,	scûr,	scûr,	schûr,	—	Schauer,	schûe.
hus,	hûs,	hûs,	hûs,	huis,	Haus,	hûs.

So: ahd. scûm, nhd. Schaum, pld. schûm; dûme, Daumen, dûme; zûn, Zaun, tûe; pûh, Bauch, buk; stûda, Staude, stûde; hût, Haut, hut; pûtil, Beutel, büdel (lang ü); scûfila, Schaufel, schüp; chrût, Kraut, krût u. a.

Statt des langen û hat sich in den westlichen Ortschaften zum Theil der mhd. Diphthong íu erhalten, z. B. kríut, bríut, híus, fíust, míus u. a.

Der aus dem goth. ô entstandene alt- und mittelhochdeutsche Diphthong uo (ua) hat sich als Diphthong au erhalten, der bei einem (hier freilich abgeworfenem) i in der Endung, in oi umlautet, z. B.:

goth.	ahd.	altſ.	mhd.	mnd.	nhd.	pld.
stôls,	stual,	stôl,	stuol,	stôl,	Stuhl,	staul.

*) Ich mache im Folgenden einen Unterschied zwischen ae, oe, ue und ä, ö, ü; dort werden in der Aussprache beide Vocale, der erste (a, o, u) aber vorherrschend gehört; hier hört man nur den neuhochdeutschen Umlaut, bald mit hellerem, bald mit dunklerem Klange; jene werden stets gedehnt; diese können kurz und lang sein. —

goth.	ahd.	altf.	mhd.	mnd.	nhd.	plr.
blôma,	pluomo,	blômo,	bluome,	blôm,	Blume,	blaum.
hrôpjan,	hruofan,	hrôpan,	ruofen,	rôpen,	rufen,	raupe.
bôka,	puah,	bôk,	buoch,	bôk,	Buch,	bauk.
blôth,	pluat,	blôd,	bluot,	blôd,	Blut,	blaud.
—	kruoni,	grôni,	grüene,	—	grün,	groin.

So: ahd. pruader, nhd. Bruder, pld. braude; muadi, müde, moid; chuoli, kühl, k'oil; huat, Hut, haud; fuaz, Fuß, vaut; suazi, süß, soit; scuoh, Schuh, schau; spuot, erhalten in „sputen", spaud (Eile)*) u. a.

Dagegen ist der alt- und mittelhochdeutsche Diphthong ou, der hier schon häufig in ô verengt wird, in unserm Dialekt ganz in o übergegangen und nimmt den Umlaut ö an, während das Nhd. zum Theil den goth. Diphthong áu wieder aufgenommen hat, z. B.:

goth.	ahd.	altf.	mhd.	mnd.	nhd.	pld.
áugô,	ougô,	ôga,	ouge,	ôg,	Auge,	ôg.
láubs,	loup,	lôf,	loup,	lôf,	Laub,	lôf.
háubith,	houbit,	hôbid,	houbet,	hôvet,	Haupt,	höft (l. ö).
áuk,	ouh,	ôc,	ouch,	ôk,	auch,	ôk.
galaubjan,	gilouban,	gilôbian,	gelouben,	geloven,	glauben,	löve (l. ö).

So: poum, Baum, bôm; troum, Traum, drôm; louga, Lauge, lôg; rouk, Rauch, rôk; louh, Lauch, lôk u. a.

Das aus dem goth. ái hervorgegangene alt- und mittelhochdeutsche ei, das schon im Ahd. vor w, h und r in e verengt wird, geht schon im Altſ. vollständig in e über, z. B.:

goth.	ahd.	altf.	mhd.	mnd.	nhd.	plr.
dáils,	teil,	dêl,	teil,	dêl,	Theil,	dêl.
háils,	heil,	hêl,	heil,	hêl,	Heil,	hêl.
hráins,	hrejni,	hrêni,	reine,	rêne,	rein,	rên.
dáigs,	teic,	—	teic,	dêch,	Teig,	dêch.
táikns,	zeichan,	têcan,	zeichen,	têken,	Zeichen,	têk'e.

So: heiz, heiß, hêt; sueiz, Schweiß, swêt; weiso, Waise, wês; sceidu, scheide, scêd; fleisc, Fleisch, flêsch u. a.

Das goth. vaips, Krone, müßte pld. wêpe lauten, wie das

---

*) Daraus erklärt sich ein eigenthümlicher Lautwechsel in einigen Wörtern: Hut, haud; Haut, hut; Muß, maus; Maus, mus; und mit der bekannten Lautverschiebung: Buch, bauk; Bauch, buk; rufe, raup; Raupe, rup. —

Wort wîpe in den westlichen Ortschaften in der That auch klingt; da überdies auch wîpe durch einen organischen Lautwechsel vom goth. veipa herzustammen scheint, so halte ich die Vermuthung, nach welcher wipen mit wippen in Verbindung gebracht wird (Arch. VIII. 2, 3, S. 264.) für gewagt.

In andern Wörtern ist das nhd. ei aus dem goth. ei, welches schon im Ahd. in î übergeht, entstanden, z. B.:

goth.	ahd.	altf.	mhd.	mnd.	nhd.	pld.
vein,	wîn,	wîn,	wîn,	wîn,	Wein,	wîe.
freis,	frî,	frî,	frî,	frî,	frei,	frî.
bileiban,	pilîpan,	bilîban,	belîben,	blîven,	bleiben,	blîwe.
sneithan,	snîdan,	snîdan,	snîden,	snîden,	schneiden,	snîde.
eisarn,	îsarn,	îsarn,	îsen,	îsen,	eisern,	îse.

So: pizu, beiße, bît; rifo, Reif, rif; zuival, Zweifel, twîvel; lihti, leicht, licht; sita, Seite, sîd; piht, Beichte, bicht; selbst in Fremdwörtern: pfifa, Pfeife, pîp; pina, Pein, pîn u. a.

Der Diphthong ei unserer Mundart entspricht dem nhd. ie und ist aus dem mhd. ie durch Vermittelung des mnd. ê hervorgegangen, z. B.:

goth.	ahd.	altf.	mhd.	mnd.	nhd.	pld.
liúbs,	liop,	lief,	liep,	lêf,	lieb,	leif.
thiúbs,	diop,	—	diep,	dêf,	Dieb,	deif.
diúbs,	tiof,	—	tief,	dêp,	tief,	deip.
fraliúsan,	forliosan,	farliesan,	verliesen,	—	verlieren,	veleise.
kiúsan,	chiosan,	kiesan,	kiesen,	kêsen,	(küren),	keise.

So: lioth, Lied, leid; flioga, Fliege, fleig; pior, Bier, beie; spiez, Spieß, speit; fliozan, fließen, fleite; riumisc, Riemen, reim; chnia, Knie, knei; friusan (?), frieren, freise u. a.

3) Die Declination der Substantiva beschränkt sich fast lediglich auf die Mehrheitsbildung, die jedoch eine größere Mannigfaltigkeit hat, als andere pld. Mundarten. Die wichtigsten Formen sind folgende: a) der bloße Umlaut: bôm, böm; faut, foit — b) die Endung e oft mit dem Umlaut verbunden: waed (Gerte), waede; hûs, hüse — c) die Endung en (n): os (Ochse), ossen, swie (Schwein), swien — d) die Endung ere (kurz e): klat., klatere; fällt wohl mit b) zusammen, da bei diesen Wörtern die Silbe er

im Sing. abgeworfen ist — e) die Endung es (esch, s, sch): frug (Frau), fruges; jum (Junge), jumesch — f) die bloße Erweichung des auslautenden Consonants in Folge eines abgeworfenen e: paed (spr. paet), paed (spr. paed); mus (scharf s), müs (weich s); deif, deiv (spr. deiw). —

Die Casus werden außer dem Dat. plur., der sich auf e endigt, größtentheils gar nicht mehr durch besondere Endungen, sondern nur durch den Artikel, oder durch Präpositionen kenntlich gemacht. Der Genitiv kann nicht einmal durch den Artikel bezeichnet werden; Präpositionen, oder, was viel häufiger der Fall ist, Hinzufügung des Pron. possess., z. B. vâdere sie, des Vaters; mutere ae (Berlinisch: Muttern ihr), der Mutter*), ferner Zusammensetzung der Wörter sind fast das einzige Mittel das Genitiv-Verhältniß auszudrücken. Nur bei Eigennamen oder gleichbedeutenden Ausdrücken wird, wenn ein Besitz ausgedrückt werden soll, ein Genitiv auf s (sch) gebildet, z. B. Otmas k'inje, Ortmanns Kinder; spötesch hûs brint ok af, Spötters Haus brennt auch ab. —

Spuren eines Unterschiedes von starker und schwacher Declination lassen sich noch erkennen, doch endigt sich letztere nicht mehr auf en, sondern auf e. —

Eigenthümlich ist der Uebergang des d in j in den Formen, die sich nach Analogie der nhd. Declination eigentlich auf e, en oder er endigen sollten; dies j entspricht dem n im Hamburgischen Dialekt, z. B. hund, Dat. hunj, Plur. hunj (Hamburg, hunnen); k'ind, Dat. k'inj, Plur. kinje (Hamburg, kinner) u. a.

Das Personal-Pronomen hat noch ziemlich vollständige Endungen:

	Sing.	Plur.
Nom.	ik', du, hei, sei, —	wi, ji, sei.
Gen.	fehlt.	fehlt.
Dat.	mi, di, em, e, em.	us, ju, e.
Acc.	mi, di, en, s', 't.	us, ju, s'.

4) In der Conjugation zeigt die Mundart eine noch entschiedenere Hinneigung zur schwachen Form, als das Neuhochdeutsche;

*) Die Formen: vâdere, mutere sind Dative; daher klingt die Verbindung oft sonderbar genug, z. B. ve dim mische sie läwed gaev'k' ok ni 'ne slime scheling, für dieses Menschen Leben geb' ich auch nicht einen (schlechten Schilling) rothen Heller.

so bilden z. B. die Verba: gaeve, geben; grâve, graben; lige, leihen; schaere, scheeren; drâge, tragen u. a. das Part. Prät. schon nach der schwachen Form: gaevt, grâvt, ligt, schaet, drâgt. — Dagegen zeigt der Lautwechsel in der starken Form eine weit größere Mannigfaltigkeit, als dies im Hochdeutschen der Fall ist. Ich lasse hier die Hauptclassen folgen, ohne sie auf das alte Conjugationssystem zurückzuführen:

I. Drei Lautstufen.

	Präs.	Imperf.	Part.	
1)	i (e)	a	ae:	lig, lag, laege, liegen.
				bed, bad, baede, bitten.
2)	i	e	ae:	bit, bêt, baete, beißen.
3)	e	u	o:	gelt, gult, golte, gelten.
4)	ei (ae)	au	a:	b'dreig, b'draug, b'drâge, betrügen.
				b'fael, b'faul, b'fâle, befehlen.
5)	ei (u)	o	a:	fleig, flôg, flâge, fliegen.
				krup, krôp, krâpe, kriechen.

II. Zwei Lautstufen.

a) Part. mit dem Vocal des Präs.

6)	a	i	a:	ga, ging, gae, gehen.
7)	a (o,au)	ei	a(o,au):	fal, feil, fale, fallen.
				hol, heil, hole, halten.
				raup, reip, raupe, rufen.
8)	a	au	a:	blâs, blaus, blâse, blasen.
9)	ae (ei)	a	ae(ei):	maet, mat, maete, messen.
				sei, sach, seie, sehen.

b) Part. mit dem Vocal des Imperf.

10)	e (ae)	a	a:	braek', brak, brake, brechen.
11)	e	o	o:	flecht, flocht, flochte, flechten.
12)	e (i)	u	u:	hêlp, hûlp, hûlpe, helfen.
				win, wun, wune, gewinnen.

III. Eine Lautstufe.

13)	a	a	a:	kâm, quam (kam), kâme, kommen.
14)	ei	ei	ei:	heit, heit, heit, heißen.

Das Imperf. Conj. (welches bekanntlich den übrigen niederdeutschen Dialekten fehlt, s. Krüger a. a. O.) hat regelmäßig den Umlaut, und zwar lautet au in oi, ô in oe um; das kurze a dagegen geht in ê über, wobei die auslautenden tenues sehr weich

ausgesprochen, aspiratae aber in tenues verwandelt werden, z. B. lag (fast wie lach gesprochen), lêg (fast wie lêj, das ê rein, wie in „See"); sach, sêg; quam, quêm (auch kam, kêm); mat, mêt u. a.

Die zweite und dritte Sing.-Person des Präsens hat ganz eigenthümliche Lautveränderungen, welche zu begründen, hier zu weit führen dürfte, z. B. ik' b'dreig, du b'drügst, hei b'drügt; ik' fleig, du flügst; ik' krup, du krüpst; ik' kâm, du kümst; ik' maet, du metst, ik' fal, du fölst (ö kurz, aber rein, wie in „König"); ik' raup, du rüpst; ik' sei, du süst (ü kurz, aber rein, wie in „wüst") u. a.

Endlich ist noch die, außer dem Gothischen wohl nur noch im Ostfriesischen theilweise vorhandene Ablautung im Plur. des Imperf. zu erwähnen, die oft auch schon in der zweiten Sing.-Person eintritt, z. B. ik' bad, du bêdst, hei bad, wi bêde, ji bêde, sei bêde; so: ik' b'draug, wi b'droige; ik' brak, wi brêke; ik' hulp, wi hülpe; ik' sach, wi sêge u. a. —

Auf diese allgemeine Bemerkungen lasse ich ein kleines Idiotikon folgen, in welches ich, ohne deshalb auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, aus der von Dr. Greverus mitgetheilten Sammlung (Arch. VIII. 3, 4, S. 343 ff.) diejenigen Wörter und Redensarten mit aufnehme, die sich auch, freilich oft in veränderter Gestalt, in unserer Mundart erhalten haben. Zum leichteren Verständniß bediene ich mich darin bei Subst. der großen Anfangsbuchstaben.

âne — missen, entbehren — ahd. ânen, entäußern. — Die Präpos. âne (ahd. âne) ist gewöhnlich einsilbig, nur in Zusammensetzungen, wie: darâne — ohne das — hört man das e im Auslaut.

âdekuge (kurz u) — wiederkäuen — vielleicht in Folge eines unorganischen Lautwechsels, statt: abekuge (?).

all — schon — nur von der Gegenwart und Vergangenheit gebraucht; nicht wie das nhd. schon in: er wird schon kommen u. a.

alred (Reineke Vos. 3636 alrede) — in der Verbindung mit ma — nur — auch verkürzt: red — noch — in der ursprünglichen Bedeutung: bereits (engl. already) dürfte es sich nicht mehr aufweisen lassen.

achte — hinten — nur noch in einzelnen Ausdrücken, wie: achte 'm Ave — hinter dem Ofen — achte 'm Baeg — hinter'm Berge; sonst hinje.

Avt — Obst — offenbar das mnd. ovet; nicht zu verwechseln mit Aft — Erbse —.

Apel — Entrich — auch nhd. provinziell Erpel.

at — zu — neben tau — aber nur in Verbindungen wie: at us't, at juget — zu uns, zu euch (chez nous, chez vous); außerdem bei Eigennamen: at Otma's — zu Ortmann's — at Weiland's — zu Weiland's. Würdenamen gelten den Eigennamen gleich, so: at Schulte, at Preiste'sch — zu Schulzen's, zu Priester's. (Vgl. Arch. VIII. 3, 4, S. 384.).

Aed — Egge — das Verb. heißt dagegen: ege (kurz e, wie in dem nhd. Egge) — hängt wohl mit dem goth. arjan zusammen.

afsláe — im Preise sinken — besonders von Waaren; ähnlich schon Reineke Voss. 6656.

báke — den getrockneten und im Ofen gedörrten Flachs vermittelst eines eigenthümlich eingerichteten Hammers — Bákháme — weichstampfen und ihn dadurch zum Brechen vorbereiten — (s. Arch. VII. 2, 3, S. 266.).

bráke — brechen — nur vom Brechen des Flachses gebraucht; brechen in seiner gewöhnlichen Bedeutung heißt: braeke; jenes hat schwache, dieses starke Conjug.

Brák — Breche — die Maschine zum Brechen des Flachses.

begere (kurz e in der Stammsilbe) — beiern — eine eigenthümliche Art des Läutens, bei welchem nur der Klöppel in einem mannigfachen Tempo an den Rand der Glocke geschlagen wird.

bláre — blöken — von Schafen, aber auch von Katzen; fries. blarin.

basse — bellen —; ein leises, nicht ausdauerndes Bellen heißt: blafe (kurz a); fries. blafin.

bölk'e (lang ö) — sehr laut brüllen — wird auch von weinenden Kindern gesagt, die aus vollem Halse schreien.

Bálg — eine große, oben offene Tonne — gewöhnlich als Wasserbehälter gebraucht; eine kleinere heißt: Tunn.

Bélg — Kinder — mit tadelnder Nebenbedeutung, aber auch liebkosend; der Sing. ist ebenfalls Bálg, nur wird das g sanft aspirirt gesprochen.

Bdrief — eigentlich Betrieb — heißt: Beschäftigung, Verkehr — schon Reineke Voss. 2553. u. 5776. bedryf — auch Arbeitslust, z. B. hei het k'éne Bdrief.

Brók' — der Schnupfen — dunkele Ableitung.

Broiglink' — heißt ein überjähriges Ferkel; ein überjähriges Lamm jáhlink'; jenes erinnert an das polnische prosię (Ferkel).

bastele — etwas ungeschickt verfertigen — tópbastele — ungeschickt zusammensetzen.

Boilk'e, auch Boilk'ek'inje — Geschwisterkinder — so sagt man: wi sind anje Boilk'e, wir sind ander Geschwisterkinder.

biste (adject.) — irre — davon: vebistere, verirren, irre gehen.

bik'e (kurz i) wird von jungen Vögeln gesagt, wenn sie anfangen, die Schale des Eies von innen heraus zu durchbrechen; sobald eine Oeffnung in die Schale gehämmert ist, sagt man: s'hebbe al bik't.

Büe, Plural: Büre heißen die Bettüberzüge.

boite nur in Compositis: âboite — anzünden, aber nur vom Feuer auf dem Heerde; iboite — einheizen — damit hängt offenbar zusammen: utpöte (wahrscheinlich ursprünglich utboite), im Winter durch wiederholtes Aus- und Eingehen die Stube kalt machen.

Boek' — die Rinde, besonders wenn sie dick ist — provinziell nhd. Borke.

Bük'se — Hosen — fries. bochs, mit der Deminutivendung böchsk (Arch. X. 2, S. 137.).

Butschke — Halbstrümpfe — offenbar mit dem Vorigen verwandt.

Busbunk — der Mistkäfer — slavischen Ursprungs: poln. bąk, die Bremse; durch die Vorsilbe wird der schwirrende Ton, den der Käfer beim Fliegen hören läßt, ausgedrückt.

Bul (kurz u) provinziell auch nhd. Bulle — der Stier — altnord. boli.

bulere (kurz u), poltern, besonders vom dumpfen Schall; davon der Böller.

blöd (lang ö) — schüchtern — z. B. a blöd Schâp wat ni satt (ein schüchternes Schaf wird nicht satt) ruft man sprichwörtlich denjenigen zu, die sich durch allzugroße Bescheidenheit von Andern übervortheilen lassen.

bake (kurz a) hat außer seiner bekannten Bedeutung auch noch die des Anklebens, und zwar intrans. z. B. d' Hemd is mi am Rüge âbakt, das Hemde klebt mir (vor Schweiß) am Rücken!

Brûtma — der Bräutigam — Brûtdeine — der Hochzeitsbitter — wörtlich: Brautdiener.

binnen, buten, baven — drinnen, draußen, oben (droben) — buten und baven finden sich auch im Reineke Voss; letzteres lautet aber boven.

bswime (lang i) — in Ohnmacht fallen — verwandt mit dem fries. swima (vertigo).

Bessem (auch holl.) richtiger als „Besen"; das ursprüngliche m haben noch: Bussem (Busen), Fâdem (Faden), Frâsem (s. u.) u. a.

baft — barfuß — die Zusammenziehung ist augenscheinlich.

sik'bgaeve — nachlassen — in dieser Bedeutung findet sich das Wort schon im Mhd.; auch im Reineke Voss 5091.: dat pert sik wol half begaf, u. a.

b'düde (lang ü) heißt eigentlich bedeuten; dann in der Constr. mit dem Dat. der Person — zu verstehen geben — z. B. bdüd em, dat e get, gieb ihm zu verstehen, daß er gehen soll.

Blink' — mitten in einem Sumpfe eine sich weithin erstreckende. nicht zu breite klare Wasserfläche, mit der Nebenbedeutung beträchtlicher Tiefe.

Brink' — ein mäßiger Hügel in Kegelform.

sik' btaeme — sich einer Sache bemächtigen; nicht selten mit der Nebenbedeutung des verstohlenen B. —

bruddele — brodeln — davon Bruddel — die Blasen auf dem Wasser, welche sich beim Regen bilden, z. B. sprichwörtlich: d' Mi'sch veget, as d' Bruddel up'm Wâte, der Mensch vergeht, wie die Blase auf dem Wasser.

Braege — das Gehirn — auch provinziell nhd. Bregen; davon Braegeschâl, die Hirnschale.

bslabere (kurz a) — mit Speichel beschmieren — wird besonders von kleinen Kindern gesagt; in Reineke Voss. 5917. ist es gleichbedeutend mit beschmutzt.

boere — heben — davon: Boebôm, Hebebaum, Boe, provinziell: Boden, ahd. bor — oberer Raum, womit „empor" zusammenhängt.

Bülte — die kleinen Erhöhungen auf sumpfigen, moorgründigen Wiesen — davon: Bültebrauk, ein Bruch, in dem sich dieselben reichlich finden; Mosbült (kurz o) nennt man scherzweise ein kleines, unverhältnißmäßig dickes Mädchen.

bol — bald — mit etwas verstärkter Bedeutung auch strak (kurz a) — stracks —. Sprichwörtlich: wam d' Beine gaud swâme, u d' Fruges (kurz u) gaud stâve, dei wât bol rik', wem die Bienen gut schwärmen, und die Frauen gut sterben, der wird bald reich.

Bôg (g aspirirt, fast wie ch) — Borg — ein verschnittener Eber, der Be' heißt; davon Subôg (kurz u) eine Sau, die durch Verschneiden unfruchtbar gemacht ist.

baewere — beben — besonders in der Verbindung: zittere u baewere, zittern und beben, vor Angst, Frost u. a.

Dâk — der Nebel — verwandt, aber nicht zu verwechseln mit Dak (kurz a) — das Dach —. Davon wird ein unpersönliches Verb gebildet: 't dâkt, — es nebelt —.

drell heißt eigentlich „stark gedreht"; der Stamm findet sich noch in den Verbis: updrelle, taudrelle, afdrelle; alle sind frequentativa von ab-, zu-, aufdrehen. Dann heißt drell auch „flink" (was sich schnell dreht); z. B. a drell Maek'e, ein flinkes, drelles Mädchen; dieselbe Bedeutung hat auch das adverb. drell; z. B. kum (kurz u) drell, komm flink, schnell.

Dopp — eine Schale; insbesondere die Eierschale — vergl. Arch. VII. 2. 3. S. 280 f., wo jedoch bemerkt werden muß, daß der „Topf" in unserm Dialekt nicht Pott, sondern Topp heißt.

Drüp (kurz ü) — der Tropfen — davon das Deminut.: Drüpk'e und das impers. 't drüpelt — es fallen einzelne Regentropfen (es tröpfelt). —

Daesem — die Schnellwage —.

Dümk' (lang ü), eigentlich „Däumchen", heißt das Reuterchen (Alkor) im großen Bären; auch Feuerkugeln und andere Meteore werden so genannt, weil man sie für Wirkungen böser Geister hielt, und „Däumchen" mit Kobold identificirte.

due heißt eigentlich satt, wofür man auch dik' sagt; dann insbesondere sattgetrunken, d. h. betrunken.

drög (lang ö) — trocken — bildet eine große Wörterfamilie; davon Drögdauk jedenfalls angemessener als unser „Handtuch". —

Döwet (kurz ö) — der Täuber —. Dakpan (beide a kurz) — Dachziegel —.

Dessel, ein besonders geformtes Beil, dessen man sich bedient, um Baumstämme zu Fischerkähnen u. a. auszuhöhlen.

dósch — drehkrank — von Schafen; wohl verwandt mit dem mnd. verdóst.

Dudek'ül (u und ü lang) die keulförmigen Saamenballen an einer Schilfart.

Dük'e (kurz ü) der dicke Rotz, der unreinlichen Kindern aus der Nase fließt.

duselg (kurz u) — betäubt; auch von natürlichem Blödsinn.

dik'felg — träge — eigentlich dickhäutig.

Deiet — ein unheimliches Ding, ein Spuk —.

Dunk nur in der Verbindung mit Héd — ein Bund Werg, wie man ihn an den Spinnrocken bindet; sprichwörtlich von einem bauschig aufgeputzten Frauenzimmer: sei süt út, as d' Mûs im Dunk Héd, sie sieht aus, wie die Maus im Bund Werg.

Ezk' — der Essig —.

Flab (kurz a) — ein dicker, unförmlich gestalteter Mund — fries. flob — verächtlich für das nhd. „Maul"; der gewöhnliche Ausdruck für „Mund" ist Mûl — Maul —.

Flib (kurz i) — die weichen, sehnichten Fleischtheile der Thiere, z. B. an den Weichen u. a.

fille nebst dem Compos. affille — das Fell abziehen — beide Reineke Voss. — Davon Fille — der Schinder — mit verächtlicher Nebenbedeutung.

Fupk' (kurz u) — die Tasche im Rock — das k' ist Deminutivendung; ohne dieselbe findet sich das Wort nur in der sprichwörtlichen Redensart; a Glas Wië na de Supp is 'm Duchte a Dále ut de Fupp, ein Glas Wein nach der Suppe ist dem Arzt (Doctor) ein Thaler aus der Tasche.

Fak (kurz a) — die Hündin — verächtlich auch von lüderlichen Frauenzimmern gebraucht; in den westlichen Districten sagt man dafür Zuk (kurz u), aus dem Polnischen (suka).

Fingelie — der Ring am Finger — noch ausschließlich im Gebrauch.

Flaum — die dicke Fettlage, die sich in gemästetem Federvieh absetzt.

flige (kurz i) — zurecht legen — fast nur noch vom Zurechtlegen der Betten und anderer Gegenstände, die niedergelegt werden, gebraucht; in der Bedeutung, die es Reineke Voss 1915. hat: de ledder to rechte vlyen, dürfte es schwerlich vorkommen. Davon iflige — zarte Gegenstände sorgfältig in etwas Weiches einpacken.

Flünge, Plur. Flüngere — alte Lumpen — davon: Flüngejåe — ein zerlumpter Mensch —.

frige (kurz i) — freien, heirathen — davon: sik' bfrige — sich verheirathen — Frig — die Freierei — z. B. hei get i 'd Frig, er geht auf die Freierei.

Frummel — ein dick zusammengedrehter Strohwisch — auch von dick compacten Excrementen gebraucht.

Full (kurz u) — die Falte — davon: ifulle — in Falten legen — tôpfulle — zusammenfalten — upfulle — etwas Herabhängendes durch Faltenlegen verkürzen, auch vom Falten der Hände beim Beten.

Fråsem — der Athem, wenn er bei niedriger Temperatur sichtbar aus dem Munde strömt.

Frat (kurz a) — die Warze — eine ähnliche Metathese, wie: früchte — fürchten —; Letzteres im Reineke Voss vruchten.

Fôk' — provinziell nhd. Forke — Reineke Voss: vorke — Düngergabel mit drei Zinken; die zweizinkige Heugabel mit langem Stiel heißt: Schotfôk' (das erste o kurz).

flize (kurz i) — wird nur von Menschen gesagt, wenn sie in großer Hast bei einem Gegenstande vorübereilen, z. B. hei flitzd bi mi vebi, er flog bei mir vorbei. Davon Flitzbåge — die Armbrust —.

foide (das goth. fodjan) — nähren — besonders Säuglinge (auch die Jungen der Säugethiere) künstlich nähren, aufziehen. Dagegen faudere — das Vieh füttern —.

freische (brieschen?) im Lippeschen: bräuskern — wiehern — auch verächtlich vom lauten, rohen Gelächter ungebildeter Menschen.

freise, das Compos. noch im ahd. erfriesen — frieren — das r tritt erst im Part. Prät. ein: fråre — gefroren —. Davon Freise — das Fieber —.

Fôt — Furz — sprichwörtlich: hei draegt sik', as d' Fôt im As, er dreht sich, wie der F. im Arsche, sagt man von einem Menschen, der sich geschäftig hin und her bewegt, ohne etwas zu schaffen.

Flücht — der Flügel — auch an Windmühlen.

fringe — stark drehen — Compos. ifringe, etwas mit Gewalt hineindrehen; utfringe, z. B. d' Liwånd (kurz i), durch starkes Drehen das Wasser aus nasser Leinwand herauspressen.

Fruk (kurz u) — die Erdrübe — aus dem Polnischen: brukiew.

Fidel (lang i) — ausschließlich für Geige —.

Faemel — die männliche Pflanze des Hanfes, die man einzeln ausliest, bevor der Hanf geerntet wird; dies Auslesen heißt: faemele. In den westlichen Districten lauten die Wörter: Fimel, fimele (kurz i) —.

flüte (kurz i) — auf den Lippen flöten — sik' flüte heißt: vor innerem Wohlbehagen sich ein Liedchen flöten.

Fåe — die Furche —.

Fûde — die Strohbündel, welche die Zinne des Strohdaches bilden —.

Gråpe — ein eisernes Kochgeschirr auf drei Füßen — sprichwörtlich: we d' Rauz am Gråpe brint, bdüd't Wind, wenn der Ruß am Grapen brennt, bedeutet es Wind.

gegel (kurz e in der Stammsilbe) — geil — hat nie die Bedeutung der sinnlichen Genußsucht, sondern es heißt entweder widerlich süß, oder es drückt bei Pflanzen die Schwäche aus, die aus einem krankhaft-üppigen Emporschießen entspringt.

Groizel — das Eisenstück am Pfluge, welches die Pflugschaar mit dem Jochbaume verbindet.

gnötkere (kurz ö) — verstohlen schadenfroh lächeln — im Nhd. kenne ich kein entsprechendes Wort.

griflache (kurz i), eine sehr freundlich lächelnde Miene machen, ohne eigentlich zu lachen; meist von kleinen Kindern gebraucht — auch hierfür kenne ich kein nhd. Wort.

Ginte — der Gänserich — Gössel — junges Gänschen —.

Grabiz (oxytonon) — eine zweijährige Stute — aus dem Polnischen: grabica (das c wird im Polnischen durchweg wie unser z gelesen).

Gökel (lang ö) — ein altes abgetriebenes Pferd, etwa: Mähre.

giele (Reineke Voss: gylen, holl. gijlen) hängt offenbar mit „geil" zusammen und heißt: begierig nach etwas blicken; es wird besonders von Kindern und Hunden gesagt, wenn sie den Essenden gierig ansehen.

glöse heißt nicht „glühen", wie im Lippeschen, sondern es wird von nassem Holze gesagt, wenn dieses rauchend glimmt, ohne in lichte Flammen aufzubrennen, und ist nur intrans. — „Glühen" heißt gloige, intrans. und trans.

gnitsch (lang i) — gierig — z. B. etwas verschlingen. A gnitsch Kél heißt ein ungeschlachter, reizbarer Kerl.

grell heißt „schön", welches Wort dem Dialekt fehlt; denn schie heißt eigentlich „nett, glatt" u. a. Einen geringeren Grad von Schönheit bezeichnet man mit dem Worte smuk (kurz u).

gell und güst (lang ü) sind allerdings synonym (vergl. Arch. VII. 2, 3, S. 279 f.), doch wird gell nur von Thieren gebraucht, die nicht tragen, güst dagegen vom Acker. Letzteres scheint nach der obenerwähnten Lautverwechselung (g und w) eher mit „wüst" zusammenzugehören, welches Wort unserer Mundart fehlt.

gelste — zerbrechlich — nur von geil (gegel) aufgeschossenen Pflanzen gebraucht.

glödeg (kurz ö) — hungerig — mit tadelnder Nebenbedeutung; so heißt ein gefräßiger Mensch (Vielfraß): glödemåg — Hungermagen. Aus dem Polnischen: glod (Hunger). —

Grêvink — der Dachs —. Gnaz (kurz a) — Krätze —.

gnåre — greinen — besonders von kränklichen und unartigen Kindern; davon gnåg (das g im Auslaut aspirirt, fast wie ch zu sprechen) verdrießlich weinend, zum Weinen geneigt.

glupe (kurz u) — tückisch blicken — davon áglupe — Jemanden tückisch anblicken —. Vielleicht auch aus dem Polnischen: głupi (dumm). —

gris (lang i) und grág — beides: grau, aber nie von Menschen; gris von Katzen, Hunden und verwandten Säugethieren, grág vom Federvieh.

glüme (lang ü) — leise Wind lassen —.

grugele (das g im Auslaut wie j, u kurz) — Jemandem vor Gespenstern Angst machen, indem man selbst ein Gespenst vorstellt, provinziell nhd. graueln. Intransf. und impersonell: mi grugelt, ich habe Angst vor Gespenstern. Davon grugelg — provinziell nhd. graulich — an Gespensterfurcht leidend. Auch das Subst. Grugel ist theilweise im Gebrauch.

Glums — eine breiartige Masse, wie etwa allzuweiche Klöße, die in Brei übergehen, allzuweicher Käse, durch zu vielen Regen aufgeweichter Lehmboden u. a.

Grûs — Schutt — in der sprichwörtlichen Redensart: i de Grûs Bodem (kurz o), in Tausend Stücke z. B. etwas zerschlagen; verw. mit dem Polnischen: gruz.

gram (kurz a) — erzürnt, provinziell nhd. böse — z. B. ik' bi di gram, ich bin böse auf dich.

gnabele (kurz a) — nagen, an harten Gegenständen; im Lippeschen soll es „gnawwelen" lauten.

gnupe (kurz u) — wird von Pferden gesagt, wenn sie sich mit den Zähnen die Haut zwicken —.

Gelmoire — gelbe Rüben — provinziell nhd. Möhren.

Gaffel — eine zweizinkige hölzerne Gabel — auch von Bäumen, deren Aeste in eine Gabel auslaufen.

Goldsmet (kurz e) — eine Libelle.

Gesp (kurz e) — die Höhlung, welche entsteht, wenn man die beiden hohlen Hände mit dem untern Rande aneinander legt —.

glape (kurz a) nur in dem Compos. afglape — wird von einer Klammer gesagt, wenn sie plötzlich von dem eingeklammerten Gegenstande abglitscht —.

hojápe — gähnen — im Danziger Dialekt: hujahnen; im Lippeschen: haujahnen.

hod (kurz o) — rechts — wird nur den Ochsen beim Ackern zugerufen; den Pferden ruft man: hott; sprichwörtlich: hei wet ni hod, ni tul, er weiß weder rechts, noch links — von geistig beschränkten Menschen gebraucht.

Hak (kurz a) — die Ferse —. Hesse — die Füße, im tadelnden Sinne; ahd. hahsa poples.

Hövt (lang ö) — Haupt — noch in wenigen Wendungen erhalten; so in dem Compos.: Hövtstaul (Hauptstuhl) — Obertribunal —.

Háscht — Herbst —. Hög (lang ö) — Heu — sprichwörtlich von einem pfiffigen Menschen: hei wet (kurz e), wo Bátel Hög hált, er weiß, wo Bartel Heu holt.

håre — die Sense schärfen, indem man sie hämmert — dengeln —; davon Háhåme, der Hammer, dessen man sich dazu bedient — Hâbink', die Bank, auf der es vorgenommen wird, u. a.

Hag (kurz a, g wie j) — der Häher — Reineke Voss: hegger.

Heiste — die Elster —. Hek' (kurz e) — eine Halbthüre, deren untere Hälfte geöffnet werden kann, während die obere geschlossen ist. Auch eine Gitterthüre wird so genannt.

Håndsk' — Handschuh — Reineke Voss: hantsche; das k' ist Deminutivendung.

hélg (g aspirirt, fast wie ch) — lechzend — von Menschen, Vieh und ausgedörrtem Acker. —

Håvk' (kurz a) — der Habicht —. Höltk' — Holzapfel —.

Hók (kurz o) — eine Doppelreihe von Garben, die man in der Erndte zum Trocknen aufstellt. Verwandt: huke (kurz u), kauern; sprichwörtlich: set (kurz e) di up d' Huk, setz dich auf den Hintern, d. h. halt dich ruhig.

Hoinehölte — die obersten Querbalken, mit welchen die Sparren verbunden sind; Reineke Voss: hanenbalken.

sik' hebe (kurz e) — sich benehmen — besonders von einem auffallenden, kindischen Benehmen.

hik'e — picken, von Hühnern, welche Körner auflesen; Compos. afhik'e, uthik'e u. a.

Hoefelte — am Webestuhl die Schnüre, vermittelst deren die einzelnen Schichten des Aufzuges von einander getrennt werden, so daß das Schiffchen zwischen durchgeschoben werden kann. Davon: Hoefelte slae — (schlagen) — diese Vorrichtung machen; Hoefeltebink — das Gestell, auf welchem sie gefertigt werden —. (Der technische Ausdruck dafür ist mir nicht bekannt; Goethe nennt sie „das Geschirr").

Ink'el — die Knöchel oder Knorren an den Füßen der Menschen —.

Il (lang i) — Blutegel —. idelwe (lang i) — immerfort —.

Jeschk'e — die Weste —. jape (kurz a) — nach Luft schnappen —.

Iwe (lang i) — der Aerger, Zorn —. Davon: sik' iwere, sich ärgern, zürnen; iweg, ärgerlich, zornig.

ispik'e (beide i kurz) — stecken bleiben; z. B. von einem Messer, das so zur Erde fällt, daß es mit der Spitze in der Diele stecken bleibt.

juche — jauchzen —. Jök' (kurz ö) — das Joch —. junge — Junge werfen, von Hunden und Katzen; nhd. noch bei H. Kleist.

Jeswóm — eine Bremse, die das Rindvieh jagt; davon: jese (kurz e) — von der Bremse gejagt davonlaufen; wird nur vom Rindvieh gebraucht.

Jlaed (kurz i) — bei Betten die Einschütte, oder die Bezüge, in welche die Federn geschüttet werden —.

k'löwe (lang ö) — spalten — ahd. klioban; Reineke Voss: kloven. Davon: Kluft — die Klobe —.

Kraue — der Kranich — Reineke Voss: Krón.

k'rémpe nur als Compos. ümk'rémpe — umbiegen, umdrehen —. Davon: Krémp — die Krempe am Hut —.

K'nief — ein schlechtes Messer; fries. knif —. Das Deminutiv davon: K'niefk'e.

Kók' — der Pantoffel —. Davon: Höltkók' — der Holzpantoffel; povinziell nhd. Kork.

Kráge — theilweise noch mit der Bedeutung des mhd. krage, Hals. Reineke Voss: kragen.

krupe — kriechen — z. B. sprichwörtlich: hei süpt (kurz ü), dat em d' Lüs (lang ü) afkrupe, er säuft. daß ihm die Läuse abkriechen; dafür sagt man auch: hei süpt, dat em d' Ogen owegae, daß ihm die Augen übergehen. Gelinder: hei het wat im Kop (kurz o).

k'nüpe (kurz ü) — knüpfen — ahd. kniupan. Davon: Knup, der Knoten; K'nüp — die Spitzen an den Mützen der Frauen; Knupen, die Knospen; Knóp, der Knopf. — In Folge eines unorganischen Lautwechsels entsprang vielleicht daraus: k'nüte (kurz ü) — stricken; Knute (kurz u) — die Saamenknoten des Flachses —.

krabe (kurz a) — kratzen —. Davon: krabele (kurz a) — leicht kratzen; z. B. wenn eine Fliege über die Hand kriecht; daher dann auch kriechen; k'ribele, ein kratzendes, juckendes Gefühl haben, z. B. wenn man Jemandem mit einem Grashalm unter die Nase fährt; k'ribelg, empfindlich, leicht zu beleidigen.

K'est (kurz e) Hochzeit — ahd. und altſ. kust, cust; fries. kest (Wahl, Liebe) hängt offenbar mit kiesen zusammen.

Klût — ein Erdkloß —. Davon: k'lüte (lang ü), Jemanden mit Erdklößen werfen; K'löte (lang ö), die Hoden; K'liese (im Danziger Dialekt: klitzke), Mehlklöße.

Kûl — Grube — mhd. cûle, fries. kül; Reineke Voss: Kule, provinziell nhd. Kaule; nicht zu verwechseln mit Kûl, die Kugel; davon: sik' kûle, sich wälzen; K'ül (lang ü), die Keule; davon: K'ülpog (kurz o), der junge, noch unentwickelte Frosch. —

K'el (kurz e) — ein großer hölzerner Schöpflöffel (s. u Sleif).

(Schluß folgt.)

Posen.

J. Schweminski.

Beitrag zur Kenntniß der ältesten Gestalt

von

Schillers Piccolomini und Wallensteins Tod.

(Schluß.)

Im XII. Auftritt des zweiten Actes (es ist der 5. des 4. im Drucke) finden sich der Abweichungen so viel, daß ich mir gestatten muß, etwa von S. 167, Z. 3 an die Scene nach der Handschrift herzusetzen, zumal da ich wirklich glaube, daß diese sie in ihrer ältesten Fassung gegeben habe. Denn die Erklärung der Bilder auf dem Becher scheint mir nachgedichtet, weil es einmal wohl unnatürlich wäre, die Gäste so lange auf den Becher warten zu lassen, bis die Erklärung vollendet; dann aber ist auch für dieselbe hier gar keine Stelle. Soll sie nämlich in das Verständniß der Zeit und in die Geschichte des dreißigjährigen Krieges einführen, so mußte sie sicherlich vor Questenbergs Bericht über den Verlauf desselben gegeben werden, aber nicht hier, wo sie doch wie eine müßige Erweiterung des dichterischen Stoffes erscheint.

Seine Rede schließt der Kellermeister ab:

Graf Palffi hat ein leeres Glas vor sich.

Zweiter Bedienter (kommt).

Den großen Pokal verlangt man, Kellermeister! Den reichen, güldnen mit dem böhmschen Wappen. — Ihr kennt ihn schon, hat der Herr gesagt.

Kellermeister.

Der auf des Friedrichs seine Königskrönung
Vom Meister Wilhelm ist verfertigt worden?
Das schöne Prachtstück aus der Prager-Beute?

Zweiter Bedienter.

Ja, ja, den! Sie wollen den Umtrunk mit halten.

Kellermeister.

(mit Kopfschütteln, indem er den Pokal hervorholt und ausspült).

Das giebt nach Wien was zu berichten wieder.

(giebt dem Bedienten den Becher, an der zweiten Tafel wird gerufen:) Der Prinz von Weimar!

(an der dritten und vierten Tafel:)

Fürst Wilhelm, Herzog Bernhard lebe!

(Musik fällt ein).

Erster Bedienter.

Hört, hört den Tumult!

Zweiter Bedienter (kommt gelaufen).

Habt Ihr gehört? Sie lassen den Weimarischen leben.

Dritter Bedienter.

Den schwedischen Feldhauptmann.

Erster Bedienter.

Den Lutheraner.

Zweiter Bedienter.

Vorhin da bracht' der Graf Deodati des Kaisers Gesundheit aus, da ist's ganz mäuschenstill zugegangen.

Kellermeister.

Beim Trunk geht Vieles drein. Ein ordentlicher
Bedienter muß kein Ohr für so was haben.

Zweiter Bedienter.

(zum vierten, dem er eine Weinflasche zusteckt, immer den Kellermeister im Aug behaltend, und zwischen diesen und den Bedienten sich stellend.)

Geschwind, Thoms! Eh' der Kellermeister hersieht. — Eine Flasche Frontignak. — Hab' sie am dritten Tisch wegstipitzt. — Bist Du fertig?

Vierter Bedienter.

Nur fort; 's ist richtig.

(Zweiter Bedienter geht).

Dritter Bedienter (beiseite zum Vierten).

Paß ja wohl auf, Johann! daß wir dem Pater Quiroga recht viel zu erzählen haben. Er will uns auch recht viel Ablaß dafür geben.

Erster Bedienter.

Ich mach' mir auch deswegen hinter des Illoers seinem Stuhl zu thun, so viel's angeht. Der führt Dir gar verwundersame Reden.

Kellermeister (zu Neumann).

Wer mag der schwarze Herr sein mit dem Kreuz,
Der mit dem Esterhaz vertraulich schwatzt?

Neumann.

Das ist auch einer, dem sie zu viel trauen.
Maradas nennt er sich, ein Spanier.

Kellermeister.

'S ist nichts mit den Hispaniern, sag ich Euch,
Die Welschen alle taugen nicht.

Neumann.

Ei, ei!

So solltet Ihr nicht sprechen, Kellermeister!
Es sind die ersten Generale drunter,
Auf die der Herzog just am meisten hält.

Kellermeister.
(zieht dem vierten Bedienten die Flasche aus der Tasche.)
Mein Sohn! Du wirst's zerbrechen.
Terzky.
(kommt eilig und holt das Papier ab, zu einem Bedienten.)
Dint' und Feder!
(er geht nach dem Hintergrund).
Kellermeister (zu den Bedienten.)
Der Generallieutenant steht auf. Gebt Acht!
Sie machen Aufbruch. Fort und rückt die Sessel!
(An allen Tafeln wird aufgestanden; die Bedienten eilen nach hinten, ein Theil der Gäste kommt vorwärts).

Dreizehnter Auftritt.
(Scenerie wie im Druck).
Isolani.
(während die Gesellschaft vorwärts kommt.)
Gut Nacht! — gut Nacht, Kolalto — Generallieutenant,
Gut Nacht! Ich sagte besser guten Morgen.
Kolalto (zu Tiefenbach).
Herr Bruder, Profit Mahlzeit!
Tiefenbach.
Das war ein königliches Mahl.
Götz.
Ja, die Frau Gräfin
Versteht's. Sie lernt es ihrer Schwieger ab,
Gott hab' sie selig! Das war eine Hausfrau!
Tiefenbach.
Sie gab den besten Tisch im Böhmerlande.
Octavio (seitwärts zu Maradas).
Erzeigt mir den Gefallen, sprecht mit mir —
Wovon Ihr wollt — Thut nur, als ob Ihr sprächt —
Ich mag nicht gern allein stehn und vermuthe,
Es wird hier Vieles zu bemerken geben.
(er behält ein Aug über der ganzen nachfolgenden Scene).
Isolani (will weggehen).
Lichter! Lichter! u. s. f.

In den nachfolgenden Versen wird, was im Drucke dem Götz zuertheilt ist, von Kolalto gesprochen, und auf dessen letzte Aeußerung S. 173: Ja wohl! der Schwed' frug nach der Jahrszeit nichts! folgt in der Handschrift:

Terzky.
(sieht dem Isolan zu, der heftig mit der Hand zittert und lange mit seinem Namen zubringt.)
Habt Ihr den garst'gen Zufall da schon lang?
Herr Bruder, schafft ihn fort.

Isolani.

Die Jugendsünden!
Stahlbäder hab' ich schon gebraucht. Was hilft's?

Eine dritte Erweiterung hat das Manuscript, von dem der Druck nichts weiß, S. 174 nach Buttlers Worten:

Ja, wenn man's haben kann, ich halt' es mit.

(Das Papier kommt an Tiefenbach, der mit Götz und Kolalto zugleich hineinsieht. Maradas ist unterdessen wieder zu Octavio getreten. Alles dies geschieht, während das Gespräch mit Buttlern ununterbrochen fortgeht).

Octavio.

(der den Maradas an Buttlern präsentirt.)

Don Balthasar Maradas! Auch ein Mann
Von unserm Schlag, und Euer Verehrer längst.
(Buttler verbeugt sich.)
Ihr seid hier fremd, seid erst seit gestern hier,
Kennt die Gelegenheiten nicht; — es ist
Ein schlechter Ort. — Ich weiß, man liebt's bequem
Und still in unserm Alter. — Wißt Ihr was?
Zieht zu mir. (Buttler verbeugt sich.)
Ohn' Umständ' — dieser Herr
Nimmt auch bei mir vorlieb. — Ich habe noch
Für einen Freund, wie Ihr, ein Plätzchen übrig.

Buttler (kalt).

Euer sehr verbundener Knecht, Herr Generallieutenant.

Eine vierte Erweiterung hat diese Scene nach der letzten Rede Isolans auf Seite 175, auf welche Buttler antwortet:

Schmäht unsern edlen Freund nicht, Isolan!
Er ist der einzige Jüngling unter uns,
Das Beispiel erst erwartet er bescheiden,
An eine würdige Reih' sich anzuschließen.

An anderen Abweichungen vom Text in dieser Scene bietet sich nichts Erhebliches weiter, und nur, daß S. 173, Z. 6 bloß steht: Um einen kleinen Tisch. Daß aber die Erweiterungen und namentlich die Reden des Octavio im Drucke getilgt sind, ist ein offenbarer Vortheil für das Drama und zeugt von Schillers richtigem Gefühl; denn es entgeht wohl Niemandem, wie sehr plump Octavio hier auftritt, und wie wenig er bei so ungeschickter Bearbeitung der Menschen den Namen eines Schleichers verdiente.

In der folgenden 14. Scene (4, 7 im Druck) sagt Illo S. 175:

Das ist der Dank, das hat der Fürst davon,
Daß er die Welschen immer vorgezogen.
Uns Böhmen hält er nur für dumm, ich weiß,
Nur, was ausländisch ist, kann ihm gefallen.

Die beiden letzten Verse mögen später gestrichen sein, weil sich Illo hier als Böhmen giebt, da er bekanntlich der Pommerschen Familie von Ihley angehörte, wie sein Name von ihm selbst unterschrieben ist in jener aus den Piccolomini bekannten Urkunde, deren eines Original sich auf der Bibliothek des Grafen Schaffgotsch zu Warmbrunn befindet. Der Druck hat ferner auch auf S. 179 Manches anders, als es die Handschrift darbietet. Diese nämlich legt die Worte des Götz, und die darauf folgenden des Isolani dem Kolalto und dem Götz in den Mund, läßt ferner auf die Rede des Tiefenbach, daß vor Tische ein gewisser Vorbehalt von Kaisers Dienst in der Schrift gewesen, den Max sagen:

Der Vorbehalt versteht sich wohl von selbst;
Doch stand er einmal, warum blieb er weg?

Terzky.

Der Kürze halber blos, und weil's nicht Noth thut.

S. 180. In Illo's Worten: Schreib, Judas! fehlt im Manuscript der Name Judas.

Der dritte Act der Piccolomini, d. i. der fünfte unseres Druckes, beginnt mit den Worten Octavio's:

Sobald mein Sohn herein ist, führt ihn zu mir.
Was ist die Glocke?

Kammerdiener.

Gleich ist's Morgen.

Und Max sagt auf der 3. Z. v. u. derselben Seite 181:

Ich bin nicht Schuld an dem verhaßten Vorgang.

S. 182, Z. 7:

Mein bester Sohn! Es hat Dich heute redlicher
Geleitet u. s. f.

Z. 13:

Nachdem, was diese Nacht geschehen ist,
Darf kein Geheimniß bleiben unter uns.
(nachdem beide sich niedergesetzt).
Max Piccolomini. Was denkst Du von
Dem Eid, der heut zur Unterschrift herumging?

S. 189 lauten Z. 1 und 2 in der Handschrift:

Dies eingestand, und weil er mein Erstaunen nur
Für einen Zweifel hielt an seiner Macht, so wies er
Mir Briefe vor u. s. f.

Z. 15:

Doch meinen Abschen, meines Herzens ganze
Gesinnung u. s. f.

Am Schluß der Seite findet sich folgende Erweiterung, welche im Drucke getilgt ist:

Max.

Nicht minder würdig Deiner war Verstellung.

Octavio.

Gab ich ihm Grund, an meiner Ehr' zu zweifeln?

Max.

Daß er's nicht that, bewies Dir sein Vertrauen.

Octavio.

Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich u. s. f.

S. 190, Z. 3:

Wie's uns die Stimme lehrt im innern Herzen.

Mein Vater stimmt in dieser Leseart mit dem Mscr. überein.

S. 191, Z. 11:

Schon steht sie ungesehen hinter ihm.

Z. 22:

Des Vaters Leben Dir in Deine Hände.

S. 194, Z. 16:

O dann bedarf es dieses Blattes nie.

Octavio.

Zu bald nur, fürcht' ich, wird es damit Noth thun.
Nach dem Revers von heute wird er sich
Der Mehrheit unter uns versichert halten.
Und wie das Heer gesinnt ist, lehrt die Bittschrift,
Die ihm die Regimenter durch Dich senden.
Zudem, ich habe Briefe, daß der Rheingraf
Sich schnell gedreht hat nach dem Böhmerwalde;
Worauf das deutet, weiß man nicht. Auch ist
Heut Nacht ein schwedscher Herr hier eingetroffen.

Max.

Ich hab' Dein Wort u. s. w.

Scene 2, S. 196, Z. 8 fragt Octavio nur: Wen?

Scene 3, S. 199 giebt der Druck die Rede des Max in kürzerer Gestalt, als das Manuscript, welches seinen Worten folgenden Schluß giebt:

Mit einem graden Schritte zu durchreißen.
Er kann's, er wird's. Ich glaub' an seine Unschuld,
Doch bürg' ich nicht dafür, daß jene Briefe
Euch nicht Beweise leihen gegen ihn. Wie weit
Kann dieser Terzky nicht gegangen sein!
Was kann er selbst sich nicht verstattet haben,
Den Feind zu täuschen, wie's der Krieg entschuldigt.

Nichts soll ihn richten, als sein eigner Mund,
Und Mann zu Manne werd' ich ihn befragen.

Octavio.

Das wolltest Du? u. s. f.

Und S. 200 schließt sich an die Worte des Max:

Weil Ihr ihn schuldig wollt, noch schuldig machen.
Ihr sperrt ihm jeden Ausweg, schließt ihn eng
Und enger ein; so zwingt Ihr ihn, Ihr zwingt ihn
Verzweifelnd sein Gefängniß anzuzünden,
Sich durch des Brandes Flammen Luft zu machen.
O, das kann nicht gut endigen u. s. w.

Act IV. (Wallenstein Act I.) Im Anfange dieses Actes sagt Wallenstein:

Laß es jetzt gut sein, Seni. Komm herab! Es fängt
Zu tagen an, und Mars regiert die Stunde.

S. 206 folgt auf Wallensteins Rede, welche abschließt:

Und bringen ihn am Himmel mir gefangen.

Seni.

(ist inzwischen herabgekommen).

In einem Eckhaus, Hoheit! das bedenke,
Das jeden Segen doppelt kräftig macht.

Wallenstein.

Und Mond und Sonne im gesechsten Schein,
Das milde mit dem heftigen Licht. So lieb' ich's.
Sol ist das Herz, Luna das Hirn des Himmels,
Kühl sei's bedacht, und feurig sei's vollführt.

Seni.

Und diese beiden lumina von keinem
Malefico beleidigt u. s. f.

Diese Stelle ist im Drucke sicherlich getilgt wegen des unbildlichen und unbildsamen Bildes von Herz und Hirn.

S. 206, Z. 10:

Die rothen Blitze gegen meine Sterne.

Z. 25:

Und zieht das heimlich-dunkle Werk der Nacht
Gewaltig an das Reich des Lichts.

Z. 29:

Denn nie ist Stillstand an dem Himmelsbogen.

Scene 2, S. 208, Z. 5:

Mein ganz Packet an Mathes Thurn, an Kinsky.

Scene 3, S. 210, Z. 8:

Es ist ein böser Umstand.

S. 211, Z. 3:

Der Ohnmacht nur wird's zugeschrieben werden.

letzte Zeile:

Der erste Schritt zum Abfall ist geschehn.

In Wallensteins Monolog, welcher die 6. Scene füllt, sind folgende Abweichungen des Mscr. zu merken:

Nicht mehr zurück, wie mir's geliebt?

S. 214, Z. 5:

Mit eignem Netz verderblich mich umstrickt.

Ebenda Z. 12 steht:

Nicht ohne Grauen.

Ebenso las mein Vater, dagegen später von seiner Abschrift abweichend:

Die keines Menschen Gunst vertraulich macht.

Ebenda Z. 23:

Auch redlich selbst bekannt? Du willst
Die Macht, die ruhig thronende erschüttern.

S. 215, Z. 2:

Der selbst voll Muth, auch mir den Muth erweckt.

Weiter ist die Rolle, welche im Druck dem Pagen zugewiesen ist, in der Handschrift einem Kammerherrn übertragen.

Im 5. Auftritt zwischen Wallenstein und Wrangel bemerke ich folgende Abweichungen vom Druck: S. 216 sagt Wrangel:

Seine Freiheit
Vertheidigte der Balthische Neptun,

was allerdings noch gar sehr nach dem Styl des dreißigjährigen Krieges schmeckt und darum wohl auch geändert sein mag.

S. 217, Z. 16:

Aufrichtig, Oberst Wrangel — Ich war immer u. s. f.

Z. 20:

Euch stets durch eine Hinterthür entwischen.

S. 218 folgt auf die Worte:

Ich glaub's. Soweit geht Niemand, der nicht muß.
Ich bin ein Schwedischer. Es ließ mir schlecht,
Dem Kaiser seine Diener zu erhalten.
Was Eure Fürstlichkeit u. s. f.

S. 219, Z. 1:

Mit achtzehntausend von des Kaisers Truppen u. s. f.

Z. 4:

Eure Gnaden sind der Welt
Bekannt für einen u. s. f.

S. 220, Z. 3:

Denn keine Heimath, keinen Heerd und Kirchen?

Z. 9:

Das hier in Böhmen hauset, das hat keins.

S. 221, Z. 18:

Zuletzt nur falsches Spiel gewesen sein u. s. f.

S. 222, Z. 16:

Und so lang, bis wir entschädigt sind u. s. f.

S. 223, Z. 2:

Den König bei dem Steine nicht gelassen u. s. f.

In die 6. Scene bringt das Manuscript ein dem Druck entzogenes Paradoxon. Auf Terzky's Frage: Wie, Was ist das? sagt Wallenstein:

Komm über mich, was will! Das Schlimme thun,
Das Schlimme zu vermeiden, ist nicht gut.

Terzky.

Bedenk' —

Wallenstein.

Von dieser Schweden Gnade leben u. s. f.

Die letzte Scene dieses Actes ist außer den oben schon erwähnten Lücken auch an anderen Abweichungen reich. Eine Umstellung und Erweiterung findet sich gleich im Anfang:

Wallenstein.

Wer ruft Euch? Hier ist kein Geschäft für Weiber.

Gräfin.

Ich komme meinen Glückwunsch abzulegen.

Wallenstein.

Gebrauch Dein Ansehn, Terzky! heiß sie gehn.

Gräfin.

Komm ich zu früh etwa? Ich will nicht hoffen.

Wallenstein.

Hetzt diese Zunge nicht an mich, ich bitt' Euch!
Ihr wißt, sie ist die Waffe, die mich tödtet.
Geschlagen bin ich, wenn ein Weib mich anfällt.
Ich kann mit dem Geschlecht nicht Worte wechseln;
Denn nicht mit Gründen ist es zu gewinnen.
Die beste Sach' in Weiberhand verdirbt.

Gräfin.

Ich gab den Böhmen einen König schon u. s. f.

S. 230, Z. 17 heißt es: ein übernächtiges Geschöpf u. s. f. Und wenn unsere Ausgabe: übermächtiges lieset, so gehört das

wohl in die Reihe der Druckfehler, denn die Ausgabe von Schillers Theater aus dem Jahre 1806 liest ebenfalls, wie meine Handschrift. Wenn aber eben da die Rede der Gräfin mit der Clausel endet: Freiherrn und Fürsten macht, so vollendet die Handschrift den Vers und giebt Neues, was vom Dichter dem Drucke vorenthalten worden.

Wallenstein (heftig bewegt).
Führ' sie hinaus!
Laß mir den Piccolomini herein.

Gräfin.
Sprich, ist's Dein Ernst? Ich bitte Dich, Du kannst
Drein willigen, Dich selbst zu Grab zu tragen,
So schmählich zu versiegen, so in Nichts
Zu endigen Dein anspruchsvolles Leben?
Nichts sein, wenn man nichts war, erträgt sich leicht
Doch nichts mehr sein, gewesen sein —

Wallenstein (steht auf, heftig bewegt).
Zeigt einen Weg mir an u. s. f.

S. 231 folgt auf die Worte der Gräfin:
Nicht Deines hellen Geistes Meister werden!

Wallenstein (mit Rührung).
Einst war mir dieser Ferdinand so huldreich.
Er liebte mich, er hielt mich werth; ich stand
Der nächste seinem Herzen. Vielmals speisten wir
An einem Tisch vertraulich mit einander,
Wir beiden, und es hielten mir
Die königlichen Söhne selbst das Becken
Zum Waschen dienend über meine Hände.
Und so zu endigen!

Gräfin.
So treu bewahrst Du jede kleine Gunst u. s. f.

S. 233 sagt die Gräfin:
Vielmehr — Du hast Dich furchtbar stets gezeigt,
Und ungebunden immer übtest Du
Die Rechte Deiner heftigen Natur,
Die man Dir einmal hatte zugestanden.
Nicht Du, der stets u. s. f.

S. 234, Z. 4 v. u.:
Die sieben Herrscher des Geschickes, nur
Um einen eitlen Prunk damit zu machen?

S. 235, Z. 7:
— und es sollen gleich
Drei Estafetten satteln.

Und ebenda sagt Wallenstein:

Bring mir den Wrangel in mein Kabinet!
Die Estafetten will ich selber sprechen.
Schick gleich nach dem Octavio! Frohlocke nicht u. s. f.

Und endlich S. 236, Z. 2:

Voreiliges Jauchzen greift in ihre Rechte.

Im Act V der Piccolomini (dem 2. von Wallensteins Tod) schließt der letzte Vers auf S. 237 unserer Ausgabe mit dem Worte diesmal. Dafür giebt die Handschrift: Du wirst mir durch Dein Nichtsthun dieses mal, ebenso der Druck von 1806.

S. 238, Z. 2:

So weißt Du, was zu thun ist.

Scene 2, S. 239, Z. 8:

Das Rechte leicht und da ist's eine Freude.

S. 240, Z. 8:

Mit Pflichten streiten Pflichten.
Eins muß verlassen werden für das Andre.
Du mußt Partei ergreifen u. s. f.

S. 240, Z. 21:

Doch er ist gut, ist ein Geschick wie sie.

S. 241, Z. 2:

Nein! wende nicht Dein Angesicht zu mir.

Dieses zu giebt meines Bedünkens einen besseren Sinn als jenes von, welches die Drucke bringen. Max fürchtet durch den Blick Wallensteins zu einer andern Entschließung bestimmt zu werden; und in dem Gefühle, unter dem Einfluß seines göttlichen Blickes zu stehen, flehet er ihn an, sein Auge ihm nicht zuzuwenden und auf ihm ruhen zu lassen.

S. 241, Z. 10:

Sieh! Deine reinen edlen Züge wissen
Noch nichts von dieser unglückselgen That.
Es hat die gut geschaffene Natur
Des Willens schwere Schuld noch nicht getheilt.
Bloß Deine Einbildung u. s. f.

Ebenda Z. 23:

Natur und jedes herrliche Vermögen u. s. w.

Z. 3 v. u.:

Streng wird die Welt mich richten, ich erwart' es.

Die großen Verschiedenheiten, welche nach Wallensteins Worten S. 242 sich in der Handschrift finden, nöthigen mich den Rest der

Scene, wie er im Mscr. gelesen wird, hierher zu setzen. Wallenstein schließt ab mit den Worten:

Nichts andres bleibt mir übrig.

Max.

O, das bleibt niemals übrig — ist die letzte
Verzweiflungsvolle Zuflucht jener feilen
Gemüther, denen Ehre, guter Name
Ihr Spargeld ist, ihr Pfennig in der Noth,
Die in des Glücksspiels Wuth sich selber hetzen.
Du, ja! bist reich und herrlich, und das Höchste
Erringst Du Dir mit einem reinen Herzen.
Doch, wer das Schändliche einmal
Gethan, der thut nichts weiter mehr auf Erden.

Wallenstein.

Sei ruhig, Max! Viel Großes wollen wir
Und Treffliches zusammen noch vollführen;
Und wenn wir nur erst würdig oben stehn,
Vergißt man leicht, wie wir hinaufgekommen.
Es trägt sich heute manche Krone rein,
Die nicht so reinlich auch erworben worden. —
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter.
Ihr Licht erfreuet, ihre Luft erfrischt,
Doch ist noch keiner reich davon geworden,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimm geartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Max.

Was menschlich ist, geb' ich dem Menschen zu;
Und dem gewaltig strebenden Gemüth
Verzeih' ich gern das Uebermaaß. Dir aber
Besonders räum' ich Großes ein vor andern;
Denn Du mußt herrschend eine Welt bewegen,
Dich tödtet, wer zur Ruhe Dich verdammt.
Sei's denn! Behaupte Dich in Deinem Posten
Gewaltsam! Widersetze Dich dem Kaiser!
Wenn's sein muß, treibe Macht mit Macht zurück!
Nicht loben werd' ich's: doch ich kann's verzeihn.
Nur — zum Verräther werde nicht! — Das Wort

Ist ausgesprochen — zum Verräther nicht!
Das ist kein überschrittnes Maaß! kein Fehler
Der Menschlichkeit und der verirrten Kraft.
O, das ist ganz was anders — das ist schwarz,
Schwarz wie die Hölle.

Wallenstein.
(macht eine schnelle Bewegung).

Max.
Sieh, Du kannst's
Nicht nennen hören, und Du willst es thun?
O kehre um zu Deiner Pflicht! Gewiß, Du kannst's!
Schick mich nach Wien! Ja, thue das! Laß mich,
Mich Deinen Frieden machen mit dem Kaiser!
Er kennt Dich nicht. Ich aber kenne Dich.
Er soll Dich sehn mit meinem reinen Auge,
Und sein Vertrauen bring ich Dir zurück.

Wallenstein.
Es ist zu spät. Du weißt nicht, was geschehn ist.

Max.
Und wär's zu spät — und wär' es auch so weit,
Daß ein Verbrechen nur vom Fall Dich rettet,
So falle! falle würdig, wie Du standst!
Verliere das Kommando! Geh vom Schauplatz!
Du kannst's mit Glanze. Thu's mit Unschuld auch!
(zärtlich ihn bei der Hand ergreifend.)
Du hast für Andre viel gelebt. Leb' endlich
Einmal Dir selber! Ich begleite Dich.
Mein Schicksal trenn' ich nimmer von dem Deinen.

Wallenstein.
Es ist zu spät. (Er steht auf).
Indem Du Deine Worte
Verlierst, sind viele Meilenzeiger schon
Zurückgelegt von meinen Eilenden,
Die den Befehl nach Prag und Eger tragen.

Max.
(steht im Ausdruck des tiefsten Schmerzens).

Wallenstein.
Ergieb' Dich drein! Wir handeln, wie wir müssen.
Ich kann in meine Schmach, in mein Verderben
Nicht willigen. Du kannst nicht von mir lassen.
So laß uns das Nothwendige mit Würde,
Mit einem großen Sinn vollziehn. Was thu ich Schlimmers
Als jener Cäsar that am Rubikon,
Als er die Legionen, welche Rom

Ihm übergeben, führte wider Rom?
Warf er das Schwerdt hinweg, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnet.
Ich spüre was in mir von seinem Geist,
Gieb mir sein Glück, das Andre will ich tragen.

Max.

(der bisher in einem heftigen Kampf mit sich gestanden, verläßt ihn schweigend und schnell).

Wallenstein.

(sieht ihm betroffen nach, und ist noch in dieser Stellung, wie Terzky hereintritt).

Im 3. Auftritt S. 245 sagt Terzky auf Wallensteins Frage:

Wo ist der Wrangel?
Fort ist er. Wie steht's
Mit Piccolomini?

Wallenstein.

Er wird sich geben.
— Fort sagst Du? Diesem Wrangel thut's sehr eilig.

Terzky.

Es ist, als ob die Erd' ihn eingeschluckt u. s. f.

S. 245 ist die letzte Zeile: Das wolle Gott nicht, daß Du das vollbringst, dem Illo in den Mund gelegt, und es fragt darauf

Wallenstein.

Nun, warum soll es nicht geschehn?

Illo.

Den Falschen willst Du aus den Augen lassen,
Ihm Kriegsvolk anvertrauen, eben jetzt
In diesem Augenblicke der Entscheidung?

S. 246, Z. 11:

Gieb unsrer Warnung nach. Laß ihn nicht von Dir.

Z. 16:

Aus Eurer Grille, aus der meinen nicht
Soll ich mein altes Urtheil von ihm ändern.

S. 247 sind die beiden Reden Terzky's dem Illo zugewiesen und Wallenstein fügt zu dem Verse:

Lügt er, dann ist die ganze Sternkunst Lüge,

einen andern:

Denn alle Zeichen geben für ihn Zeugniß.

In der nachfolgenden Erzählung Wallensteins von seiner Frage an das Schicksal, lieset das Manuscript:

Der ahnungsvolle Geist die ferne Zukunft.

und:

Sie setzen, wie auf eine große Nummer u. s. f.

und

Den möcht' ich kennen, der der Treuste mir u. s. w.

und S. 249:

Hinweg, gleichgültig, setzte Roß und Reiter.

und endlich:

Mein Vetter ritt an diesem Tag den Schecken,
Und Roß und Reiter hab' ich niemals mehr gesehn.

Alle diese Abweichungen vom Druck hat auch mein Vater in seiner Abschrift dieser Rede. (Vergleiche diese Zeitschrift Jahrg. V. Band 7. 1850.) S. 402.

S. 249, Z. 23 sagt Wallenstein däucht statt dünkt; und Z. 26 und 27 lauten:

Mein guter Engel ist, und jetzt davon
Kein Wort mehr! (er will gehen).

Terzky.

Das ist mein Trost. Der Max bleibt uns als Geißel.

Illo.

Und der soll mir nicht lebend von dem Platz.

Wallenstein (zurückkommend).

Seid Ihr nicht wie die Weiber, die beständig
Zurück nur kommen auf dasselbe Wort u. s. f.

Der drittletzte Vers dieses Auftritts, S. 250, Z. 11, ist umgestellt und lautet in der Handschrift, wie in dem Büchelchen meines Vaters:

Der Zufall kann sie gaukelnd nicht verwandeln.

In der Scene zwischen Octavio und Isolani fragt jener S. 253, Z. 10:

Ein Freund wollt sein, oder Feind des Kaisers.

In dem folgenden Auftritt zwischen Octavio und Buttler liest die Handschrift S. 259, Z. 19:

Steckt ein! sagt ruhig, wie es damals ging. Ich will
Genugthuung Euch nachher nicht verweigern.

Die vom Druck mannigfach abweichende Antwort Buttlers ist oben schon S. 403 des vorigen Bandes gegeben worden, weil sie in der Form, in welcher das Mscr. sie giebt, aus Streichungen entstanden zu sein scheint.

S. 261, Z. 11 liest die Handschrift: euren lächerlichen Dünkel. Durch dieses Adjectivum wird allerdings der Vers verunstaltet, und wohl darum hat es der Dichter gestrichen, obschon, wenn wir uns den ersten Vers mit der Länge lä endigend denken, der folgende mit einer Auflösung der dritten Länge in wieer, und dem

Apostroph in zücht'gen wohl zu lesen ist, und uns dann der Clausel, wie sie jetzt Statt hat, überhebt.

In der letzten Scene der Piccolomini S. 266 sagt Max:

> Wär's möglich, Vater? Vater! Hättest Du's
> Mit kaltem Vorsatz so weit treiben wollen?
> Ihn lieber schuldig, als gerettet sehn?
> Du steigst durch seinen Fall u. s. f.

S. 266, Z. 2 v. u.:

> Die Klagen der zerrissnen Seele hören.

Während die Lesearten, welche ich so eben aus den Piccolomini mittheilte, einer abgeleiteten Handschrift angehören, welche aus einem bereits für den theatralischen Gebrauch mannigfaltig zusammengestrichenen Exemplare copirt ist, gehören die Abweichungen vom Drucke in Wallensteins Tod einem Manuscript an, welches ich oben schon als das älteste der drei mir zu Gesicht gekommenen bezeichnete, und zu dem sich die zweite jüngere Wallenstein-Handschrift ebenso verhält, wie sich die Piccolomini-Handschrift verhalten würde zu einem älteren mir nicht bekannten Mutterexemplar. Freilich mag dies Verhältniß den Werth einiger Lesearten beeinträchtigen; und ich habe es auch zu bemerken mir erlaubt, wo durch Streichungen und durch die hiedurch nöthig gewordenen Verkittungen und Verklebungen, ich möchte sagen, künstliche Varianten zu Wege gebracht worden sind. Doch aber läßt sich auch durch diesen Schleier hindurch die älteste Gestalt der Tragödie leicht erkennen, zumal da eine größere Zahl anderer Abweichungen als ächt anerkannt werden muß, weil diese auch in den von meinem Vater copirten Stellen vorkommen, der sichtlich nicht von diesem abgeleiteten, sondern von einem Mutterexemplar seine Abschriften gemacht hat, denn diese erstrecken sich auch auf Stellen, welche hier gestrichen sind. Wenn man nun die Zahl der Varianten in den Piccolomini und in Wallenstein vergleicht, so fällt es auf, mit wie großer Anzahl jene ersteren diese letzteren übertreffen. Die Zahl der Abweichungen vom Druck im Wallenstein ist gegen jene gering zu nennen. Man würde aber Unrecht thun, wenn man auch dieses Zahlverhältniß daraus erklären wollte, daß die Varianten aus einem späteren Directionsexemplar geschöpft sind, in welches sich manches Fremde hineingeschlichen haben mag. Wer da aber weiß, daß die Piccolomini viel weniger gefallen haben, als Wallenstein, wird es natürlich finden, daß Schiller seine nachbessernde Hand vornehmlich an jene legte, um auch für dieses sein Werk die Gunst der

Leser und der Beschauer zu gewinnen und jenen Beifall zu erringen, gegen welchen eine Natur, wie Schillers, nicht unempfindlich war. So wundere ich mich denn auch über die Verschiedenheit der Zahlen nicht, in welchen die Lesearten zu beiden Dramen auftreten. — Wollte man aber noch einen anderen Vergleich wagen zwischen den Varianten Beider, so möchte ich — und das erkläre ich mir ebenfalls aus der Verschiedenartigkeit des Beifalls, mit welchem beide Dramen aufgenommen sind — die Correcturen, welche Schiller später angebracht hat für den Druck des Wallenstein, besonnener und überlegter nennen, als die, mit denen er die älteren Lesearten der Piccolomini für den Druck getilgt, oder hie und da Neues zugedichtet hat. Ich möchte sagen, daß während Schiller im Wallenstein mit weiser Selbstüberwindung die Auswüchse seiner Phantasie abschnitt, er in die Piccolomini viel eher solche hineincorrigirte, wie ich denn oben schon Buttlers große Rede im Act I (Herr Präsident, dem Kaiser steht in Deutschland u. s. f.) und die Erklärung der Schildereien auf dem Pokal als solche bezeichnete. Dieses geschah, in dem Bewußtsein, nicht genug gethan zu haben, und jenes in der Absicht, die Ueberfülle des poetischen Reichthums zu ermäßigen, dieses aus dem Gefühl mangelnden, jenes aus dem Bewußtsein gewonnenen und verdienten Beifalls.

Ich gebe die Varianten zu

Wallenstein.

Act I, Scene 1, S. 270, Z. 9 v. u.:

Denn jetzo war's die Zeit sich zu erklären.

S. 273, Z. 20:

Daß über meinem Glück die Todesgötter stünden.

Ebenda heißen die beiden letzten Zeilen so:

Gut werden! Was kann hier gut werden! —
Wir sind getrennt, getrennt auf immerdar, —
Ach, davon ist nun gar nicht mehr die Rede.

S. 274, Z. 4:

O der Unglückliche! Es wird ihm
Das Herz zerreißen!

Scene 2, S. 275, Z. 8:

Dem Kardinal die Reiter senden? O sprecht,

Z. 15:

Es wird alles wieder
So werden wie auf dem Regensburger Reichstag.

Gräfin.
So wird's nicht werden, Schwester. Diesmal nicht!
Dafür seid ruhig.
(Thekla heftig bewegt stürzt auf die Mutter zu und schließt sie weinend in die Arme).

Herzogin.
Ja, mein armes Kind,
Und Du hast auch nun eine gütige Pathe
Verloren in der Kaiserin! —
O der unbeugsam u. s. f.

S. 276, Z. 12:
Dir wird ein ruhigeres Loos zu Theil — Auch wir u. s. f.

Z. 2 v. u.:
Ihr seht's mit Euren Augen, Schwester — Aber ist u. s. f.

S. 277, Z. 9:
Dein holdes Auge — Was wollt' ich doch sagen? —

und ebenda:

Thekla.
Ich kann ihn jetzt nicht sehn.

Gräfin.
Wie? bedenkt!

Thekla.
Es ist mir unerträglich, ihn zu sehn.

Gräfin.
Er wird Euch
Vermissen, nach Euch fragen.

Herzogin.
Warum geht sie?

Gräfin.
Ihr ist nicht wohl.

Herzogin (besorgt).
Was fehlt dem lieben Kinde?

Scene 4, S. 280, Z. 12:
Die Mutter hat mir Deine Fertigkeit
Gepriesen, es soll eine Stimme
Des Wohllauts in Dir wohnen, die die Seele
Bezaubert. Eine solche Stimme wird mir wohlthun,
Den bösen Dämon zu vertreiben,
Der um mein Haupt die schwarzen Flügel schlägt.

Z. 23:

Thekla.
O, meine Mutter!

Herzogin.

Du zitterst?

Faß' Dich, geh' und erfreue Deinen Vater.

S. 281, Z. 6:

Wie, Thekla, Launen? Soll Dein Vater
Vergeblich einen Wunsch u. s. w.

Z. 2 v. u.:

Gräfin.

Den Max liebt sie.

S. 283, Z. 5 v. u.:

eine Krone will ich sehn
Auf ihrem Haupte oder will nicht leben — Was?
Ich setze alles — Alles! dran, um sie
Recht groß zu machen — ja, in der Minute u. s. f.

Scene 6, S. 287 sagt Illo:

Auch daß Maradas, Esterhazy, Götz,
Kolalto, Kaunitz, Palfi Dich verlassen? —

Scene 7, S. 290, Z. 1:

Die Tiefenbacher machen böse Miene, nur
Die Pappenheimer stehen abgesondert
In ihrem Lager u. s. f.

S. 293 sagt Illo am Schluß der 8. Scene:

und noch neulich
Erst abgeredet mit dem Questenberg.

Scene 9, S. 294 oben:

Illo.

Die Regimenter fallen von uns ab.

Terzky.

Graf Piccolomini ist ein Verräther.

Act II, Scene 1 (im Drucke 3, 13). In Wallensteins Monolog steht S. 302: Und in die hohlen Läger Menschen sammeln. Auch hat das Manuscript ebenso wie die Copie meines Vaters fünf Verse, welche in dem Drucke fehlen, sicherlich wohl, weil das Bild in denselben, so anmuthig an sich, eben durch seine Anmuth für den Helden und für seine Situation zu zierlich ist. Wallenstein sagt:

Der Pflug,
Die Werkstatt wird verlassen, Alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungsfahne zu,
Und wie des Waldes liederreicher Chor
Schnell um den Wundervogel her sich sammelt,
Wenn er der Kehle Zauberschlag beginnt,
So drängte sich um meines Adlers Bild

Des deutschen Landes kriegerische Jugend.
Noch fühl' ich mich denselben u. s. f.

Für jenes altbekannt, welches die Handschriften und die Ausgabe in 8° vom J. 1835 bewahren, liest die Ausgabe von 1806: allbekannt.

Im folgenden zweiten Auftritte fragt Terzky den Neumann nicht: Was suchen Sie, wie die Ausgabe von 1835 hat, sondern wie der Druck von 1806 giebt: Was suchen sie, hinweisend auf die Kürassiere, von denen der Leser denken soll, daß Neumann bereits zum Terzky gesprochen habe.

S. 304 unten sagt Wallenstein in Scene 3 (15 des Druckes):

Ich vergesse keinen,
Mit dem ich einmal Worte hab' gewechselt.
(nach einer Pause.)
Wer sendet Euch?

Gefreiter.
Dein edles Regiment,
Die Kürassiere Piccolomini.

Wallenstein.
Warum führt Euer Oberst nicht für Euch
Das Wort, wie's Brauch und Ordnung ist im Dienst.

Gefreiter.
Weil wir erst wissen wollen, wem wir dienen.

Wallenstein.
Bringt Eure Sache vor.

Gefreiter (kommandirt).
Gewehr beim Fuß!

Seite 307, Z. 10 sagt Wallenstein:

Hört an. Ich weiß, daß Ihr verständig seid,
Selbst prüft und denkt und nicht der Heerde folgt, —
Denn zu der Stärke, die nur schrecklich ist,
Gesellet Ihr die Mäßigung, die Ruhe,
Und Euer Anstand, Eures Marsches Weise
Verkündet gleich ein edleres Geschlecht.
Drum hab' ich Euch, Ihr wißt's u. s. f.

S. 308 heißt es in der Rede des Wallenstein:

Und jetzt, da wir die schwere Waffen-Arbeit,
Die undankbare, fluchbeladene
Gethan, mit unermüdet treuem Arm
Des Krieges Last gewälzt, soll dieser kaiserliche Jüngling
Den Frieden leicht wegtragen, soll den Oelzweig,
Die wohlverdiente Zierde unsers Haupts,

Sich in die blonden Knabenhaare flechten,
Mit Blumen sich den Weg bestreuet sehen,
Indessen wir durch Blut gewatet sind. —

Gefreiter.

Das soll er nicht, so lang u. s. w.

S. 310, Z. 1: Zum Schein sie nutzen, wie die Ausgabe von 1806.

S. 311 commandirt der Gefreite im Mscr.: Links um!

In der 6. Scene des II. Acts (3, 18 im Druck) beginnt Max nur mit einem Ja! welches, als wäre es die letzte Länge des vorhergehenden Verses, an das Ende der Zeile geschrieben ist.

S. 315, Z. 3 u. 2 von unten sind vertauscht und so umgestellt:

Doch Deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen.
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir,
Sag, daß Du mich u. s. f.

S. 316 schließt Wallenstein seine Rede in der Handschrift:

Und Haß und Rache kommen an die Reihe.
Ich kann auch Unmensch sein, wie er.

S. 317, Z. 20 sagt Wallenstein wie im Druck von 1806 Heuchlers-Brust, nicht Heuchler-Brust, wie der Druck von 1835 hat.

Die Abweichungen auf Seite 319, 320 stimmen gänzlich mit denen überein, welche ich der Abschrift meines Vaters entnommen habe (Jahrg. V. Band 7. S. 403 u. 404.).

Scene 8 (im Druck 3, 20) heißt es S. 324, Z. 3:

Führe sie zum Kampf,
Laß zwischen uns den wilden Mars entscheiden,
Den Krieg verstehst Du u. s. f.

S. 325, Z. 16 sagt Wallenstein:

Laßt mich!

Z. 18 sagt Max:

Thu' es nicht,
Jetzt nicht. Die blutig rasche That hat sie
In Wuth gesetzt, gieb ihnen Zeit sich zu —

Wallenstein.

Hinweg! Zu lange schon u. s. f.

Scene 9 (3, 21 im Druck) heißt es S. 327, Z. 7: Den schreienden Verrath und Z. 9: Gefrevelt, uns gestürzt in Unglück, daraus u. s. f. und endlich am Schluß der Seite sagt Max:

Erwart' ich
Noch einen andern? Hier —
(er nähert sich ihr, den Arm um sie schlagend.)

Auf dieses Herz, das heilig reine, will
Ich's legen. Deine Liebe will ich fragen u. s. f.

S. 328 sagt Max:

Nicht Friedlands Tochter,
Ich frage Dich, Dich, die Geliebte frag ich,
Den unfehlbaren Gott in Deinem Herzen.
Es gilt nicht eine Krone u. s. f.

S. 329, Z. 13 sagt Thekla:

O das Deinige.

Z. 5 v. u.:

Nicht Deiner Seele schönen Frieden stören.

S. 330, Z. 7:

Auf unserm Haupte liegt der Fluch des Himmels.

Scene 11, (3, 23 im Druck) S. 334, Z. 9 sagt Max:

Und alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß sehen, stäken mir im Busen!

Der 3. Act (der 4. des Druckes) beginnt mit einem Monologe Buttlers, der eben anlangt. Es weicht derselbe im Mscr. mehrfach vom Drucke S. 336 ab, und lautet:

Er ist herein. Ihn führte sein Verhängniß.
Der Rechen ist gefallen hinter ihm,
Und wie die Aufzug-Brücke, die ihn trug, beweglich
Sich niederließ und schwebend wieder hob,
Ist jeder Rettungsweg ihm abgeschnitten.
Bis hieher Friedland und nicht weiter! sagt
Die Schicksalsgöttin. Muthvoll segelst Du
Hinein ins neue Weltmeer Deiner Hoffnung,
Doch in ein trüglich Schiff bist Du gestiegen.
Der Feuerzunder liegt im Raume schon
Bereit, und die Minute ist berechnet,
Wo die verschloßne Miene flammend springt.

Scene 2, S. 339, Z. 2 schließt Gordon seine Rede ab:

O Schad' um solchen Mann! Denn keiner möchte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel.
Wir in des Looses Mittelmäßigkeit
Erfahren nie, noch können wir ermessen,
Was sich auf solcher Höhe der Gefahr
In solches Mannes Herzen mag erzeugen.

S. 340, Z. 10:

Hier, seh ich, lebt ihm einer, den er kaum gehofft.

S. 341, Z. 3 sagt Gordon:

Ja, dann ist
Nicht Rettung mehr für ihn.
(in ein wehmüthiges Schweigen verloren)

Doch es ist hart, daß eben mich das Loos
Zum Werkzeug seines Sturzes muß erwählen u. s. f.

S. 342, Z. 1:

Tiefsinn'ger wurd' er, das ist wahr, er machte sich
Katholisch u. s. f.

Scene 3, S. 343, Z. 10 in: haltet Euch nur brav, fehlt das **nur**, und Z. 22 in: Ihr selbst — Nicht wahr? fehlt das **Nicht wahr**. Z. 25 steht die ältere und stärkere Mehrheit! **die Jesuiter**.

S. 344, Z. 13:

eine neue Ordnung
Der Dinge führt sich ein — **Ihr habt doch die drei Monde
Am Himmel auch gesehen?**

Scene 4, S. 346, Z. 7 v. u. fehlt in Wallensteins Worten:

Was sagst Du? Woher kommt Dir diese Nachricht?

jenes: **Was sagst Du**, doch ist die Zeile so weit eingerückt, daß es den Anschein hat, als wären die Worte: Woher kommt Dir diese Nachricht, das Ende eines Verses.

Ebenda Z. 4 v. u., wo im Druck steht: nach Sonnenuntergang, las die Handschrift: **vor Sonnenaufgang**, was denn freilich nicht mit dem Berichte des schwedischen Hauptmannes, und den Worten Wallensteins stimmt, welcher zu Gordon sagte: Ein starkes Schießen war ja diesen Abend. In Rücksicht auf diese Zeitbestimmungen, die sich aus dem Verlaufe des Dramas selbst ergeben, hat denn auch eine andere und jüngere Hand eine Correctur angebracht, die ich eben auch nicht für eine glückliche halte. **Vor Sonnenaufgang** ist durchstrichen und **Gestern, spät Abends** darübergeschrieben. Diese Hand ist eine andere, als die, von welcher einige Anweisungen für die Schauspieler nachgetragen sind und scheint dieselbe, welche sowohl in Wallensteins Worten: **Mor'gen** stößt ein Heer u. s. w. als auch in: Er soll bereit sein, uns **morgen** in die Festung aufzunehmen, das **morgen** durchstrichen und **übermorgen** darübergeschrieben hat, wahrscheinlich in weiser aber undichterischer Erwägung, daß, wenn man **vor Abend** Pilsen verläßt, man, in der alten Art zu reisen, nicht am andern Tage in Eger sein kann, und daß, wenn der Rheingraf nur 4 Tagemärsche von Pilsen und nach dem Kampfe mit dem Max nur 5 Meilen von Eger stand, Max nicht an dem Abend desselben Tages, da er Pilsen verließ, bei Neustadt auf die Schweden stoßen konnte. Lassen wir indeß diese trostlosen Correcturversuche. Sie schmecken wie nach einem undichte-

rischen alexandrinischen Zeitalter. Die dichterische Vorstellung hat so viel innere Wahrheit in sich, daß wir solcher Verbesserungen ganz gern entrathen sein mögen.

Scene 5, S. 348, Z. 3:

> Bei Neustadt hab der Piccolomini, der Max u. s. f.

Scene 7, S. 353 giebt der Druck von 1835 in einer Note „aus einem früheren Manuscripte" zwei Zeilen. Beide hat an der erwähnten Stelle unsere Handschrift. Sie liest:

> Von härterm Stoff ist meins, gestählt hat mich
> In rauher Schule die Nothwendigkeit.
> Auch dieser Illo, dieser Terzky dürfen
> Nicht leben, wenn der Herzog fällt.

S. 353, Z. 13 las das Manuscript ursprünglich:

> Den Aufruhr böser Leidenschaft entzündet.

Die Hand, welche übermorgen corrigirte, hat durch Ausstreichen und Darüberschreiben auch jene Leseart hergestellt, welche in unsern Druck übergegangen ist: Den Samen böser Leidenschaft gestreut.

Scene 8, S. 360, Z. 1 schließt die Rede Gordons mit den Worten ab: O glaubt das nicht! Die Sentenz: Es kann der Mord bisweilen den Königen, der Mörder nie gefallen, fehlt in der Handschrift.

S. 361 schließt die 8. Scene mit dem Stichwort: aus eurer fürchterlichen Hand, und Buttler und Gordon gehen ab. Anders im Manuscript. Gordon geht dort allein ab und es folgt als Scene 9 ein Monolog Buttlers, mit welchem der 3. Act vom Wallenstein schließt. Hofmeister giebt ihn allerdings schon in seinen Nachträgen, aber es möge mir verstattet sein, ihn auch hieher zu setzen, damit der Leser zusammen habe, was an Varianten zum Wallenstein bisher gefunden wurde:

Buttler.

> Ich habe mir den reinen Ruf gespart
> Mein Leben lang, die Arglist dieses Herzogs
> Betrügt mich um des Lebens höchsten Schatz,
> Daß ich vor diesem Gordon muß erröthen.
> Dem geht die Treue über alles, nichts
> Hat er sich vorzuwerfen. Selbst des Herzens
> Gefühl entgegen unterwirft er sich
> Der harten Pflicht. Mich hat die Leidenschaft
> In schwachem Augenblick davon gewendet.
> Ich stehe neben ihm der schlechtre Mann! —
> Und kennt die Welt auch meinen Treubruch nicht,

Ein Wisser doch bezeugt ihn — jener hochgesinnte
Octavio! Es lebt ein Mensch auf Erden,
Der das Geheimniß hat, mich zu entehren.
Nein, diesen Schandfleck tilgt nur Blut! —
Du Friedland, oder ich. — In meine Hände
Giebt Dich das Glück — Ich bin mir selbst der nächste.
Nicht Großmuth ist der Geist der Welt.
Krieg führt der Mensch, er liegt zu Feld,
Muß um des Daseins schmalen Boden fechten,
Glatt ist der Grund und auf ihn drückt die Last
Der Welt mit allen ihren Mächten!
Und wenn er nicht den Rettungsast
Mit schnellem Aug erspäht und faßt,
Nicht in den Boden greift mit festem Fuß,
Erhebt ihn der gewaltige Fluß,
Und hingerafft im Strudel seiner Wogen
Wird er verschlungen und hinabgezogen.
(Er geht ab).

In diesem Monologe hat dieselbe Hand, welche das ganze Manuscript geschrieben, schon einige Correcturen angebracht. Durch Durchstreichen und Darüberschreiben ist in drei Versen eine andere Fassung entstanden, welche auch in das zweite Manuscript von Wallensteins Tod, in das jüngere übergegangen ist. Vers 3 und folgende lauten da:

Raubt mir des Lebens höchsten Schatz, daß ich
Vor diesem Schwächling Gordon muß erröthen.
Dem geht die Treue über alles, nichts
Hat er sich vorzuwerfen. Selbst dem weichlichen
Gefühl entgegen unterwirft er u. s. f.

Der 4. Act beginnt mit der ersten Scene des 5. Actes in unserm Druck; seine erste Scene endet mit Buttlers Worten S. 380:

Wache
Bei ihm zu thun! Drum gilt es schnell zu sein, denn Feinde
Umgeben uns von außen und von innen.

Scene 2, S. 381, Z. 20:

Zum Teufel, Herr! Ich folgte Deinem Beispiel, dachte
Wenn Du ein Schelm sein könntest, ging's mir auch an.

S. 382, Z. 7 v. u.:

Und stattliche Belohnung wartet dessen
An Geld und Gütern, der die Hände dazu bietet.

Z. 3 v. u.:

So eine guldne Gnadenkett etwa.

S. 384, Z. 5 v. u. ist durch eine neuere Correctur (Kaisers

Dienst ist übergeschrieben) annähernd die Fassung des Verses hergestellt, in welcher derselbe gedruckt ist. Früher jedoch stand: Dem eignen Vater, wenns die Pflicht verlangt.

S. 386, Z. 14:

Und dann ist noch der Terschky und der Illo.

Z. 18:

Wie? sollen die auch fallen?

Auf die letzte Zeile dieser Seite: Der Pestalutz, der Leßley sind dabei, läßt die Handschrift noch folgen:

Sobald die That geschehen ist —

S. 388 oben folgt auf das Stichwort:

So kannst Du's frisch und wohlgemuth vollbringen.

Deveroux.

Da hast Du wieder recht. Das fiel mir nicht ein.
Ich will den Rock ausziehn, so ist's gethan.

und weiter auf derselben Seite:

Buttler (fährt auf).

Was wird er —

Macdonald.

Gegen Schuß und Stich und Hieb!
Sein Leib ist undurchdringlich, sag' ich Dir.

Deveroux.

Ja, ja! Im Baierland war auch so Einer u. s. f.

Eine andre Hand, als von welcher der Text herrührt, doch dieselbe, welche oben: Kaisers Dienst geschrieben, fügt hier an das Wort Hieb!

Er ist
Gefrorne, mit der Teufelskunst behaftet,

und macht nachher S. 389 aus Hartschiers und Garden: Trabantenschaar und ebenso später aus: Den Hartschier und mach Euch Bahn: den Trabanten, mach Euch Bahn, so wie aus im Baierland: in Ingolstadt.

S. 389, Z. 5:

Wählt aus dem Regimente zwanzig oder dreißig.

Die Scene endet im Mscr. so:

Buttler.

Dies Schicksal könnt' er nimmermehr vermeiden.

Deveroux.

Kommt, Macdonald! Er soll nicht lange leiden!
(sie gehen ab, Buttler durch eine, die Hauptleute durch eine andere Thür).

In Scene 3 (der 9. des 4. Acts in unserm Druck) sagt Wallenstein S. 363, Z. 16:

Liebe Tochter!

S. 364, Z. 2 v. u.:

Laß ihr den Willen, Mutter. Laßt sie's mit ihm
Allein ausmachen. Es giebt Schmerzen, wo der Mensch
Sich selbst nur helfen kann, ein starkes Herz
Will sich auf seine Stärke nur verlassen.
In ihrer Brust, nicht in der Mutter Armen muß sie
Kraft schöpfen u. s. w.

S. 368, Z. 18:

Von einer Partisan durchstochen, wüthend, steigt
Sein Pferd und schleudert weit den Reiter ab
Und hoch weg u. s. w.

In der 5. Scene, S. 371 sagt die Neubrunn:

Was können Sie dort wollen, theures Fräulein?

Thekla.

Was dort, Unglückliche! So würdest Du
Nicht fragen, wenn Du je geliebt. Dort, dort
Ist Alles, was noch übrig ist von ihm,
Der einzge Fleck ist mir die ganze Erde.

Neubrunn.

In diesen Ort des Todes, wo —

Thekla.

Es ist
Der einzge, wo noch Leben für mich wohnt.
O halte mich nicht auf. Komm und mach Anstalt.
Laß uns auf Mittel denken zu entfliehen.

Neubrunn.

Bedachten Sie auch Ihres Vaters Zorn.

Thekla.

Ich fürchte keines Menschen Zürnen mehr.

Neubrunn.

Das Urtheil
Der Welt! Die arge Zunge der Verläumdung! u. s. f.

S. 372, Z. 4 vielleicht Schreibfehler:

Ich will nur in die Gruft des Geliebten.

In dem folgenden Monologe der Thekla fehlt der Vers: Sie war von tausend Sonnen aufgehellt, wie in der Copie meines Vaters; und in beiden Handschriften, sowie auch in der Ausgabe von 1806 ist der Intention des Dichters gemäß und ganz richtig in den Worten: In Dein Herz fiel mein erster Blick! Das Wort: Herz

betont und deshalb gesperrt gedruckt, nicht wie in der Ausgabe von 1835 das Wort Dein.

Der 7. und 8. Auftritt des 4. Actes (4, 13 und 14.) sind in der Handschrift mit Bleistift durchstrichen und fehlen darum auch in der 2. Handschrift, der von jener ersteren genommenen Copie.

Richtig im Verse sagt am Schluß des Actes die Herzogin:

Klopft hörbar an dem meinigen.

Der fünfte Act beginnt mit der 3. Scene des 5. Actes in unserm Druck. Abweichungen von der Folge der Auftritte finden nicht statt. Doch in der 3. Zeile seiner Rede bedient sich Wallenstein des Ausdruckes bezeigen, wo der Druck bezeugen giebt.

S. 396, Z. 1 ist umgestellt:

Doch möcht' ich sie nicht Warnungsstimmen nennen.

Z. 7 v. u.

Durch einen langen Gang, durch viele Säle.

S. 400 schließt Wallensteins Rede:

Doch werd' ich wieder steigen, hohe Fluth
Wird bald auf diese Ebbe schwellend folgen,
Und meines Glückes Quell, der jetzt
Von einem bösen Stern gebunden, stockt,
Wird freudig bald aus allen Röhren springen. —

Ebenda schließt Gordon:

Denn ewig wankt die Wage des Geschicks.

S. 401, Z. 4:

Der mich zerschmetternd sollte niederschlagen.

S. 402, Z. 7 ist Planetenstand in beiden Exemplaren als ein Wort geschrieben, so daß das der für dem Schreibfehler sein könnte.

S. 404, Z. 14:

Hätt' ich vorher gewußt, was nun geschehn,
Daß mir der liebste Freund
Als erstes Todesopfer würde fallen —
Und hätte mir das Herz u. s. f.

Z. 9 v. u.:

Sieh, es ist tiefe Nacht geworden, auf dem Schloß
Ist's auch schon stille u. s. f.

S. 417, Z. 7 v. u.:

Ich übergebe mich
Der Gnade eines größern Herrn — Wo soll u. s. f.

S. 418 unten:

Gordon.
O Haus des Mordes und Entsetzens!

Offizier.
(kommt und bringt dem Octavio einen Brief.)
Ein Eilbot' bracht' es mit. Er kommt vom Kaiser.

Octavio.
(liest die Aufschrift.)
Dem Fürsten Piccolomini!
(er läßt den Brief auf den Tisch fallen und blickt schmerzvoll zum Himmel.
Vorhang fällt).

Berlin.

Professor Dr. **Ernst Köpke.**

Die Phonologie und deren Anwendung auf neuere Sprachen.

Die Aussprache des Englischen betreffend, deren auffallende Abweichung von der Schrift so schwierig zu begreifen ist, hat im Archiv für Neuere Sprachen und Literaturen (IX. 2. H.) Voigtmann wohl treffend bemerkt, weiter als zu Systemen, Meinungen und Ansichten hätten es die Engländer selbst in der lautlichen Entwicklung ihrer Sprache nicht gebracht: zu rein objectiver Auffassung derselben, zu einer wissenschaftlichen Begründung der Lautgesetze ihrer Sprache seien sie bis jetzt nicht gekommen, eben weil sie zu subjectiv, zu einseitig national, zu exclusiv englisch gewesen; man müsse vor Allem auf das „Naturwüchsige", so weit in Beziehung auf die englische Aussprache davon die Rede sein kann, zurückkommen. Sehr gute und lehrreiche Bemerkungen hierüber giebt derselbe Gelehrte in der Einleitung zu seinem „Englischen Aussprach-Wörterbuch für Deutsche", namentlich §. 3: wie der verschiedene Accent, die größere oder geringere Kraftentwicklung der Stimme von größtem Einfluß auf die Laute sein müsse; und §. 11: „Soll aber die Erörterung dieses Gegenstandes möglichst klar werden, so muß man vor Allem einen Punkt recht scharf in's Auge fassen, der unbegreiflicher Weise von den englischen Orthoepisten völlig unberücksichtigt gelassen worden ist, nämlich: daß im Englischen durchgängig zwei sich widersprechende Elemente auftreten, **Schrift** und **Sprache**. Die Schrift (Orthographie) ist im Ganzen geblieben, wie sie in den Sprachen feststand, aus denen das englische Idiom sich gebildet hat; durch den eigenthümlichen englischen Accent aber, der jenen Sprachen völlig fremd ist*), ist (hier) zwischen Aussprache und Schrift das ärgste Mißverhältniß hervorgetreten".

Weiterhin enthält das Archiv für Neuere Spr. IX. 455. Andeutungen über das Ungenügende und Mechanische des Verfahrens,

*) Und durch andere Einflüsse, von denen zu reden sein wird.

wornach als ultima ratio immer nur der Sprachgebrauch gelten soll, statt einer innern, lebenswarmen Anschauung vom Wesen der Sprache und statt der Ueberzeugung von der innern Nothwendigkeit der Sprachgesetze nur fruchtlose Spitzfindigkeiten dargeboten werden. — Mit großem Nachdruck wird auch in der Abhandlung (l. c. 211): „Ueber den Bildungsgang der französischen Begriffswörter aus ihren lateinischen Wurzeln", das Princip des Wohllauts und der Verkürzung hervorgehoben; es ist zwar nur einseitig der Wohllaut für das Ohr, doch ist im Weitern auch der Einfluß des Bequemlauts geltend gemacht und das Streben, manche Härte zu erweichen oder zu mildern und ein ungefüges Zusammentreffen irgendwie zu vermitteln.

Wenn es nun schon zufolge dieser Grundsätze für ein lebendiges und rationelles Sprachstudium, namentlich in Beziehung auf die englische Aussprache, ganz unbefriedigend erscheint, eine Unzahl von Regeln und Ausnahmen, die blos in zufälliger Laune des Sprachgebrauchs ihren Grund haben sollten, mechanisch hinzunehmen: so muß wohl auch ein sicheres und klares Verständniß der nothwendigen organischen Gesetze, die in der Sprache walten, von Wichtigkeit sein und selbst zur Erleichterung des Erlernens und des Unterrichts dienen. Manches, was sonst schwierig und räthselhaft, wird darnach unschwer sich lösen.

Im Interesse der Wissenschaft dürfte es liegen, wenn die Anwendung der phonologischen Grundsätze auf diesen Theil des Sprachlebens in dieser Zeitschrift für neuere Sprachen zur Erörterung kommt; vielleicht gelingt es mir, die Ueberzeugung anzubahnen, daß wir auf solchem Weg wichtige Sprachgesetze erkennen, die namentlich im Englischen und anderen neueren Sprachen eine tiefgehende Anwendung finden.

§. 1. Im Voraus wird man anerkennen müssen, als in der Natur der Sache begründet, daß hier vor Allem die natürliche Ordnung und Einrichtung des Sprachorgans und die thatsächliche Geltung der Gesetze des Mundsprachgefühls in Betracht kommt, daß das Mundsprachgefühl weit mehr fühlbaren Einfluß haben mußte in aller Sprachbildung als der Wohllaut für das Ohr, der überhaupt viel mehr Unsicheres und Schwieriges in der Anwendung hat. Wenn es sich hierbei von selbst versteht, daß es das geistige Princip ist, welches die Sprache schafft und in

allen Theilen durchdringt; so ist doch das lautliche Element ein so fühlbares und kräftiges, daß in aller Sprachbildung auch die Gesetze desselben nicht wohl zu umgehen waren, vielmehr unbewußt und unwillkürlich in Anwendung kommen mußten. In dem unendlich mannigfaltigen geistigen Verkehr und Austausch eines Volkes, worin die Sprache ihre Bildungsstätte fand und im Lauf der Zeiten ihre eigenthümliche Entwicklung und Fortbildung erhielt, konnte auch der heimliche Zug der Lautgesetze überall durchdringen und ihr Recht behaupten, so daß wir in ausgebildeten Sprachen wohl im Voraus die organische Ausgleichung aller merklichen Härten und Unebenheiten vermuthen dürfen. Insofern hierin das geistige Princip als ein der menschlichen Beschränktheit und Unvollkommenheit unterworfenes in Betracht kommt, dürfte man freilich, zumal in allen Einzelheiten, eine absolute, so zu sagen göttliche Vollkommenheit nicht voraussetzen; aber es ist das auch gar nicht „im Sinne der Phonologie"; wir übersehen gar nicht, daß verschiedene Sprachen in Hinsicht auf Schönheit und Wohllaut, wie in logischer Vollendung bedeutend verschieden sind und daß auch die Handhabung der Sprache bei den Individuen, wie namentlich in Kunst und Literatur, immerhin an Vollkommenheit verschieden sein mag. Die logischen wie phonetischen Bedingungen und Principien aller Sprachentwicklung sind schon in m. Allgem. Phonologie §§. 66 und 68, dann §§. 10, 38, 53 der Neuern Phonol. und §. 6 der im 16. Suppl. Bd. d. N. Jbb. f. Philol. aufgenommenen „phonologischen Erläuterungen" auseinandergesetzt; an letzterm Orte nur kurz mit Bezug auf die wunderliche Annahme, die das — in aller Sprache waltende — lebendige Princip, den Geist, verkennt, als ob in den späteren Perioden der Sprachentwicklung der ächte organische Bildungstrieb so weit erstorben oder entartet sei, daß eine Menge „unorganischer" Bildungen eingedrungen seien. So sind freilich die romanischen Sprachen aus einer Zertrümmerung der lateinischen Muttersprache hervorgegangen; aber aus einer Periode vorübergehender Störungen sind sie doch, wenn man es nur wahrnehmen will, zu herrlichen Organismen erwachsen, jede von solcher eigenthümlichen Durchbildung, daß man nicht ohne merkliche Störung des Wohl- und Bequemlauts ihre Bestandtheile gegenseitig willkürlich verwechseln und untereinanderwerfen dürfte; z. B. una *belle* forma *me plait, toute* cosa *est* come *on* la stima, oder: ogni *chose* è come *se* stima (die Cursivschrift

soll die französischen Wörter andeuten in Mischung mit italienischen). Vgl. Neuere Phonologie §. 55. Man wird dem Sprachgeist die Kraft der Neugestaltung und der Wiedergeburt nicht so geradehin absprechen können; viel Beachtenswerthes über diesen Punkt giebt Förster, Gesetz der deutschen Sprachentwicklung, Berl. 1851.

§. 2. Da das logische Princip (auch das Psychologische und die Eigenthümlichkeiten im Charakter und Sinn der Völker umfassend), zum lautlichen im innigsten Verhältniß steht und die Sprache von der einen Seite als „begriffliche Lautbildung", von der andern als „verlautbarte Begriffsbildung" zu betrachten ist, so umfaßt die „Allgemeine Phonologie" *), wie sie als eine besondere Disciplin mir vorschwebte, auch als eigentliche Logophonik das ganze Sprachleben von der einen und andern Seite; und die dazu gehörige Phonetik oder Lautlehre konnte nur ein kleiner Theil des größern Ganzen werden. Doch war diesem wichtigen Theil, und besonders den sich ergebenden Gesetzen des Mundsprachgefühls und ihrer mannigfaltigen Veranschaulichung und Begründung, um so mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als gerade diese Seite der Sprache noch so sehr vernachlässigt und so schwierig zum Verständniß zu bringen war. So kam es, daß Manche dann beim Erscheinen der „Neuern (auf neuere Sprachen noch ausführlicher angewandten) Phonologie" **), wo — mit Beziehung auf das größere Werk — die logische Seite nur kurze Erwähnung fand, den Ausdruck mit Phonetik oder Lautlehre verwechselten und das Wichtigste, die Beziehung zum logischen Element, übersahen. Wie soll und kann aber das Lautliche und die darauf bezüglichen Sprachgesetze behandelt werden? Bedürfen wir eine so ausführliche und umfassende rein physiologische Untersuchung aller möglichen Sprachlaute, wie sie das Werk von Bindseil giebt (in den „Abh. zur Allg. vergl. Sprachkunde", S. 1—492)? Gewiß wird man den hohen Werth der so gründlichen und das Eigenthümliche so vieler Völker umfassenden physiologischen Nachweisungen, die besonders in Hinsicht der Consonanten und ihres Verhältnisses zu den Vocalen sehr lehrreich sind, immer zu

*) Allg. Phonol. od. natürliche Gramm. der menschl. Sprache. Stuttgart, Cotta 1841.

**) Neuere Phonologie für das Englische, Italienische und Französische: als Theorie vom Naturleben der Sprache, wie es in Wortbildung, Aussprache, Wortbiegung, Wort- und Satzgefüg sich wahrnehmen läßt. Ulm 1846.

schätzen haben und im Wesentlichen die Ergebnisse solcher Untersuchungen im Gebiet der Phonologie als Grundlegung des phonetischen Theils betrachten müssen; wer sich mit dem Physiologischen der Sprache näher vertraut macht und weiß, wie die verschiedenen Theile des Stimmapparats (1. Knochenhöhle, 2. Mundhöhle, — mit Gaumensegel, Zäpfchen, Gaumen, Zunge, Mandeln, Zähnen, Lippen und Unterkiefer —, 3. Nasenhöhle) mit ihren Muskeln und Verhältnissen zur Hervorbringung von Sprachschällen dienen und mitwirken müssen, der wird um so mehr auch geneigt sein, die durchgreifende organische Gebundenheit und Wechselwirkung der in den Sprachen ausgeprägten Laute anzuerkennen. Die Phonologie, sofern sie weit mehr als Phonetik ist, kann und muß das voraussetzen und, mit Beziehung auf die vorhandenen physiologischen Untersuchungen und Beobachtungen, sich auf das Nothwendigste beschränken; so weit es möglich und thunlich, darf wohl auch die physiologische Begründung nicht fehlen, alle Wahrnehmung des feinern Mundsprachgefühls und der darin liegenden Lautgesetze ist nur die Anwendung dessen, was jene Untersuchungen und Beobachtungen ergeben.

§. 3. Die „Neuere Phonologie" hat zum Theil recht wunderliche Beurtheilungen erfahren *). Ein Recensent hat gemeint, es sei „kein halb Dutzend feste Regeln, die ich aufweisen könne". Aber ich bin genügsam und würde es für eine reichliche Belohnung mancher schwierigen Forschung ansehen, wenn es mir gelungen wäre, auch nur zwei oder drei feste Grundsätze zu ermitteln, die für die Sprachwissenschaft von tiefeingreifender Wichtigkeit sein könnten. Und über solche Grundsätze, ohne deren unbefangene Würdigung alles weitere Verständniß unmöglich wäre, sollte man sich doch verständigen können.

---

*) Verschiedene Bedenken und Ausstellungen, die gemacht worden, sind in den „phonolog. Erläuterungen" (XVI. Suppl. Bd. zu den N. Jbb. f. Philol.), so weit es thunlich war, besprochen. Von anderer Seite hat gerade der phonetische Theil der Phonologie doch ganz andere Würdigung und Anerkennung gefunden. Dem Rec. in den Heidelberger Jahrbb. bin ich auf besondere Weise wahren Dank schuldig, da er als Grundlage der Phonologie (die er freilich ganz beschränkt nur als Phonetik auffaßt) die Entwerfung ganzer Verzeichnisse von Sprachwurzeln postulirt: er hat damit das schwierige Unternehmen einer nach physiologischen Wahrnehmungen entworfenen Grundlegung, wo eine Reihe von Sprachwurzeln nach quantitativen Unterschieden tabellarisch zusammengeordnet erscheint, auch von seinem Standpunkt, wie mir scheint, gerechtfertigt.

I. Nach dem, was die specielle Physiologie der Sprachschälle ergiebt, muß es für jedes einzelne Lautgefüg (sei es eine Sylbe oder ein einsylbiges Wort), und besonders für das mehr bewegliche, vocalische Element darin, eine bestimmte physische Gebundenheit geben, so daß für das möglichst leichte und bequeme Aussprechen, wenn dasselbe Lautgefüg bald mit dem einen, bald mit dem andern möglichen Vocal gesprochen wird, mehr oder weniger feine Differenzen wahrnehmbar sein werden. Wenn wir auch sehr Hartes und Rauhes wohl auszusprechen noch im Stande sind, was hier nicht in Frage kommt, so kann doch in Hinsicht auf relative Leichtigkeit und Bequemlichkeit für das Mundsprachgefühl die eine oder andere Lautform überwiegen, weil beim Hervorbringen die betreffenden Mundstellungen geschickter in einander greifen. So hätten wir damit ein Gesetz für die Qualität jedes einzelnen Lautgefügs anzuerkennen. Dasselbe wird sich bei härteren Lautgefügen freilich fühlbarer machen, aber auch die feineren Wahrnehmungen des Wohl- und Bequemlauts bestimmen. Dabei muß sehr viel auf die verschiedenen Modificationen der Consonanten und die Art ihrer Aussprache ankommen; darum auch auf die verschiedene Gewöhnung des Sprachorgans.

II. Von größtem Belang ist ein anderes Sprachgesetz, das man in der Physiologie der Sprachlaute wenig beachtet findet und welches die Wahrnehmung des ersten wesentlich bedingt und bestimmt; nämlich das Gesetz der Quantität: daß der verschiedene Grad von Kürze oder Dehnung der Aussprache besonders auf die Wahl der Vocale und deren organisches Verhältniß zum Consonanten-Bestand wichtigen Einfluß hat, und namentlich in großer Gedehntheit ganz andere Vocale überwiegen als bei flüchtiger Kürze. Die unten folgende organische Tabelle wird dies veranschaulichen. — Aehnliche Wirkung wie die Sylbendehnung kann theilweise auch der Accent haben, wenn ein Vocal auch bei ziemlicher Kürze mit einem verstärkten Stoß der Stimme (Ictus) hervorgehoben wird. Vgl. ēminens ēloquentia — und im Englischen: èminent èloquence, wo das e sich hielt, während es sich in tonlosen Sylben in i abschwächt. Es ist die Quantität der Stärke, die zur Quantität der Dauer in naher Beziehung steht.

III. Zugleich aber waltet ein weiteres, ungemein wichtiges Sprachgesetz, das in der lebendigen organischen Wechselwirkung der

(in Wort und Satz verbundenen) Laute beruht. Es ist ein lebendiges, inniges Verhältniß derselben, das besonders in mehrsylbigen Wörtern fühlbar wird und sogar über den Umfang des einzelnen Wortes hinausgreift. Der Satz ist die Wiege des Wortes, und im lebendigen Gewebe eines Satzes, in den mannigfaltigen Verbindungen von Artikel, Pronomen, Adjectiv mit homogenen (derselben Sprache angehörigen) Nominalformen, wie in der homogenen Gestaltung der Verbal- und Nominalformen und deren Flexionen, macht sich für das Bedürfniß einer thunlichst leichten, bequemen und gefälligen Lautverbindung eine (der logischen Ordnung entsprechende und von dieser getragene) Assimilation und Attraction der nächst verknüpften und zusammengehörigen Satztheile, eine Art von Symphonie oder Symphonismus geltend; es erwächst so eine passende Gliederung der Sprachbestandtheile und homogene Gestaltung, so wie eine homogene, je nach Anlage des Sprachbaues wenigstens relativ gefällige und fügsame Mannigfaltigkeit der Sprachgestaltung. — Es ist das Gesetz der Symphonie (organische Assimilation oder Attraction). Beim ersten Anblick mag solches wohl sonderbar, ja unglaublich erscheinen; es ist auch mir selbst so ergangen, bis ich durch fortgesetzte überraschende Beobachtungen mehr und mehr Einsicht und Ueberzeugung gewann. Die weitere Erklärung mit Beispielen s. unten. Sehr werthe und wichtige Bestätigung fand ich bei Bindseil, der eine solche Assimilationskraft wenigstens schon theilweise anerkannt hat, als eine Hauptursache sowohl der Veränderung als auch der Entstehung vieler Vocale (253 f. 269 f.) Daß der Symphonismus auch die Consonanten angeht und deren Anähnlichung, Veränderung, Verschiebung, Einschiebung oder Wegfall bewirken kann, versteht sich von selbst.

[Die Allgem. Phonologie §§. 10 flg. läßt auch die Euphonie für das Ohr nicht unbeachtet, und muß hier, wo nur die Gesetze des Mundsprachgefühls in Kürze darzulegen waren, darauf verwiesen werden.]

IV. Das Lautliche ist aber in aller Ausprägung, die es in der Sprache erhält, nichts für sich Bestehendes oder Blindwirksames; es dient ja nur dem Geiste, der es beherrscht und bildet und zum geschmeidigen und sinnigen Ausdruck des Gedankens gestaltet. Wie das Lautliche in den mannigfaltigen Idiomen Träger und Organ des geistigen Lebens ist und auch Charakter und Bildungsgang der Völ-

ker erkennen läßt, so hat es selber seinen Bestand und Halt auch nur in dem eigenthümlichen Bestand des geistigen Elements oder des Sprach- und Volksgeistes, der den lautlichen Stoff zu bestimmten Organismen ausprägt und bewahrt; und ohne dieses geistige Princip könnte auch von Wahrnehmung der lautlichen Sprachgesetze nicht die Rede sein. Das Lautliche, wie es im concreten Sprachleben die mannigfaltigste Gestaltung erhielt, läßt sich in seiner durchgängigen Beziehung zum logischen Element der Sprache erst recht begreifen und würdigen. (Geistiges im Lautlichen, dieses den Sprachgesetzen gemäß durchbildend und beherrschend — Gesetz der Modalität.) Ueber das Weben des Sprachgeistes in Entwicklung und Ausbildung des Sprachorganismus habe ich in der Allgem. Phonol. S. 99—505 nach verschiedenen Beziehungen weitere Erklärungen und Nachweisungen gegeben. Eine solche Gesammtüberschau eines vielumfassenden Gebiets, wie ich sie damals, vor 10 bis 11 Jahren, bei sehr beengter Muße zu geben versucht habe, war schwierig und darf wohl einige Nachsicht in Anspruch nehmen; billig wird es sein, auch zu beachten, was die Vorrede zur „Neuern Phonologie" enthält. Nach allem Bisherigen aber ist es schon einleuchtend, daß die Phonologie weder dem geistigen Princip der Sprache, noch der Geltung des Sprachgebrauchs, und was überhaupt die historische Sprachkunde zu ermitteln hat, zu nahe tritt, vielmehr eben zur Ergänzung und zu erhöhter Bedeutsamkeit des einen wie des andern zu dienen geeignet ist.

§. 4. Es schien angemessen, die wichtigsten Sprachgesetze, deren Wahrnehmung auch bei den neueren Sprachen gewiß sehr zu Statten kommt, übersichtlich voranzustellen und die nöthige Erläuterung und Begründung dann nachfolgen zu lassen. Unter den aufgestellten Gesetzen bedarf zunächst das zweite einer besondern Besprechung und Veranschaulichung; es greift auch in das erste ein. Nur muß ich im Voraus bemerken, daß, so wenig über musikalische Gesetze ein Urtheil bei demjenigen möglich ist, dem es am Gehör fehlt, so auch ohne die wirkliche Uebung und Beobachtung des eigenen Mundsprachgefühls ein Urtheil über Statthaben oder Nichtstatthaben der betreffenden Lautgesetze und der euphonischen Einflüsse rein unmöglich ist; es muß hiervon auch alles weitere Verständniß abhängen. Oder, wenn irgend eine Sprachform nach falschen Gesetzen und Einflüssen modificirt worden und somit das Eigenthümliche des

Sprachgebrauchs wirklich im Mundsprachgefühl begründet ist, wie soll es möglich sein, davon etwas zu erkennen, und wie läßt sich davon reden, ohne die Appellation und Hinweisung auf die Wahrnehmungen des Sprachgefühls? z. B. wenn im Engl. bei declaim, decline, declamation, declination, meditation, peremtion die verschiedene Lautbildung und Aussprache der Vordersylben in der That auf den Einflüssen des (mit der verschiedenen Betonung und Sylbenabfolge verbundenen) Wohllauts und Bequemlauts beruhen würde! Aehnlich z. B. bei dem Lautwechsel im Italienischen: *u*dire, hören, essi *o*dono, ipsi audiunt, *u*diamo, *u*dite; *obed*ire — *ubbid*ire; oder im Französischen: nous mourons, ils meurent. Und so in tausend anderen Fällen. Gar nicht begreiflich wäre ohnehin die wohl beachtenswerthe Erfahrung, daß auf geeignete und klare Doppelfragen ein etwas geübtes Mundsprachgefühl auch in einer fremden Sprache vieles, wie es der Sprachgebrauch gestaltet hat, errathen kann, z. B. ob im wiederholten Aussprechen essi *o*dono, essi *o*dono, oder ob essi *u*dono, essi *u*dono leichter und fügsamer wäre? Vgl. Neuere Phonol. §§. 3 und 14. Hier ist noch ein wichtiger Punkt ausdrücklich zu berühren, daß man gröbere und feinere Wahrnehmungen des Sprachgefühls unterscheiden muß und bei letzteren nicht glauben darf, daß man ohne viel Abwägen jedesmal schon in einer Secunde das Richtige errathen könne; völlig beirrend wäre es anzunehmen, wozu man anfänglich nur allzu sehr geneigt ist, was sich bei feineren Unterschieden nur als das minder Fügsame herausstellen soll, müsse durch förmliche auffallende Härte zu erkennen sein.

§. 5. Hiernach wollen geneigte Leser nachstehende (größeren organischen Tabellen entnommene) Lautreihen oder Sprachwurzeln mittelst eigenen Sprachgefühls vergleichen und hiebei, mit achtsamer Einhaltung des Tempo, in wiederholtem flüchtigern oder wieder mehr gedehnten Aussprechen, die Verschiedenheit der sich ergebenden Vocalneigung im Einzelnen wie im Ganzen beobachten. So wird sich das Gesetz der Quantität und zugleich das der im Sprachorgan beruhenden Lautdifferenzen (Gesetz der Qualität) — §. 3. I. und II. — veranschaulichen lassen.

Wir nehmen vier Tonstufen an, von ganz flüchtiger Kürze bis zu größter Gedehntheit. Es ist gut, beim Abwägen und Vergleichen jedesmal eine einzelne bestimmte Frage im Auge zu behalten und in bestimmter Ordnung zu verfahren, z. B. ob bei der Wahl zwischen

a, e, i oder i, e, a für das Lautgefüg S—M in flüchtiger Kürze säm, sam, sam, oder ob sĕm, sem, sem für die behaglichste Leichtigkeit fügsamer wäre? Neigt sich diese zum e-Laut, als demjenigen Vocal, der im Verhältniß der Mundstellung von S und M einen bequemern Uebergang bildet; so fragen wir ebenso bei der Vergleichung von sem und sim in gleich flüchtiger Kürze; in ähnlicher Weise bei a und o, o und u. Also haben wir dann in jeder Tonstufe die dreifache Hauptfrage: 1) Wahl zwischen a, e, i; 2) zwischen a, o; 3) zwischen o und u. Dann läßt sich das Ergebniß von 1) und 3) vergleichen und 4) noch fragen, welches nun unter den 5 Vocalen oder resp. Lautgefügen das überwiegend leichteste sein möchte in der betreffenden Lautstufe. So ergiebt sich nach der sorgfältigsten Abwägung von R mit Anlaut, von G—R, N—D, R—D, S—M, R—M, B—N, M—T, die wir beispielsweise als Sprachwurzeln ausheben, das Schema:

	I. ganz kurz.	II. ziemlich kurz.	III. etw. gedehnt.	IV. wohl gedehnt.
	1 2 3 4	1 2 3 4	1 2 3 4	1 2 3 4
1)	ir e a o u u	ir e a o u u	īr e a o o o	âr e i a o a
2)	gir e a o u u	gir e a o u u	gīr e a o u u	gâr e i a o a
3)	nid e a o u u	nid e a o u i	nid e a o u i	nad e i a o a
4)	rid e a o u u	rid e a o u u	rid e a o u u	rad e i a o a
5)	sim e a o u u	sim e a o u u	sim e a o u i	sam e i a o a
6)	rim e a o u u	rim e a o u u	rim e a o u u	ram e i a o a
7)	bin e a o u i	bin e a o u i	bin e a o u i	ban e i a o a
8)	mit a e o u u	mit a e o u u	mit e a o u u	met a i a o e

Die Allg. Phonologie giebt weitere Schemata, wo nach den vier Lautabstufungen auch Sprachwurzeln mit vocalischen Endungen, dann andere, wo solche mit Doppelconsonanten, und wieder andere, wo die einfachen Vocale mit Doppelvocalen in verschiedenen Sprachwurzeln, ebenso nach den vier Tonstufen, zusammengeordnet erscheinen. Wir werden durch ein achtsames Vergleichen der in solchen Lautschematen vorliegenden Ergebnisse wohl auch in die Heimlichkeit des Sprachlebens tiefer einzublicken vermögen.

Vergleichen wir die obigen acht Beispielreihen von Sprachwurzeln, so zeigt sich im Ganzen die größte Aehnlichkeit des Ergebnisses, (wie die Lautgebilde nach dem Ueberwiegen der Vocalneigung aufeinander folgen) im Vollton (IV), sogar sub 4 in der Wahlkolonne. So ist im Vollton sub 1 fast durchaus die Abfolge a, e, i, d. h. âr, êr, ir; gâr, gêr, gîr; nâd, nêd, nîd u. s. w.; nur bei m—t

ist mêt vor mât. Der i-Laut tritt in solcher Dehnung als minder fügsam zurück, wie durchaus auch der u-Laut der vollsten Gedehntheit noch weniger zusagt als etwa das ô, wenn die Wahl (2) zwischen a und o. — Manches Abweichende stellt sich in der flüchtigen Kürze und bei minderer Gedehntheit (I—III), wenn wir die (4) Wahlkolonne überall vergleichen; jede einzelne Sprachwurzel geht so zu sagen ihren eigenen Weg, indem sich das I. Lautgesetz, die organische Bedingtheit der einzelnen Lautübergänge, verschiedentlich geltend macht; geringe Unterschiede im Consonantenbestand, sei es im An- oder Auslaut, können schon von Einfluß sein; z. B. in II. sub 4 hat das fünfte und sechste Beispiel gleicher Weise das u überwiegend: sum, rum (vor sim, rim); in III. aber sĭm, rŭm.

Weit größer und entschiedener ist der Abstand der Ergebnisse, wenn man den Langton, die volle Gedehntheit, mit dem Bequemlaut in der niedern Dehnung und im Kurzton vergleicht; z. B. sub 1 gerade die umgekehrte Ordnung fast durchaus; z. B. ĭr - ĕr - ăr, IV: âr - êr - îr; sĭm - sĕm - săm, IV: sâm, sêm, sîm; ähnlich sub 3, sŭm - sŏm, IV: sôm - sûm. Es ist überhaupt im Langton bei Weitem leichter, die entstehenden Differenzen der Vocalneigung zu bemerken; auch der minder Geübte kann hier fühlbar genug die Unterschiede des Bequemlauts, die das Gesetz der Quantität (§. 3. II.) mit sich bringt, wahrnehmen; ein langgedehntes sâm wird er bald als das bequemere einem langgedehnten sîm oder sûm vorziehen. In großer Kürze, wo beim Hervorbringen von a, e, o, namentlich die Zunge der zum Bilden des i und u erforderlichen Stellung viel näher kommt, können auch a, e, o überaus leichte und bequeme Vocale und Lautübergänge sein, während in großer Dehnung ein auffallender Unterschied ist und namentlich a und e viel bequemern Lautübergang bilden als etwa u oder i.

Wer von dieser thatsächlichen Ordnung und Einrichtung des Sprachorgans, die freilich nicht minder vorhanden sein kann, wenn wir sie auch nicht beachten oder in Zweifel ziehen, sich mehr noch überzeugen wollte, der mache einen kleinen physiologischen Versuch mit eigener Beobachtung des Innern der Mundhöhle beim Aussprechen von solchen Lautgefügen, wo die Lippen noch genugsam geöffnet und mit Hülfe eines Spiegels so eine Beobachtung möglich ist, wie z. B. âk, ik, lâk, lik. Doch wird auch ohne derlei Versuche das aufgestellte II. Lautgesetz, der Einfluß verschiedener Quantität auf den

Qualität der Laute, in der Hauptsache genügend begründet sein; an Kleinigkeiten und Einzelheiten wird man nicht mäkeln wollen.

§. 6. Wir mögen hier auch die **Quantität des Accents**, die Stärke des möglichen Stimmstoßes, hinsichtlich der Wirkung auf die Qualität der Laute in einigen Beispielen näher beobachten, da es namentlich für das Englische von Wichtigkeit ist, darauf zu merken. Man kann einen Vocal oder vocalischen Auslaut einfach, **ohne** merklichen Stoß aussprechen; bald flüchtig lautbar, bald mehr oder weniger gedehnt; es werden sich dann die im vorigen §. bemerkten Verhältnisse der Vocale ergeben, z. B. in flüchtiger Kürze eher bi, di, als etwa be, ba, de, da. Je mehr aber die Kraft der Stimme im Hervorbringen einen gewissen Stoß anwendet oder die Vocale merklich gestoßen werden, was besonders im kurzen und raschen Aussprechen möglich ist, um so mehr kann solcher Jctus auf die Wahl der Vocale Einfluß üben. Einigen Unterschied kann es machen, ob wir den Vocal ganz rasch und flüchtig abstoßen, oder ihn etwas minder explosiv bilden, mit etwas Dehnung. Stellen wir, wie in obiger Tabelle, dieselben vier Fragen, so erscheinen folgende Beispiele mit dem Ergebniß nach dem vorbemerkten Unterschied:

I. Rasch und flüchtig abgestoßen.

1			2	3	4
bé	bí	bá	bó	bó·	bé
pe	pi	pa	pa	pu	pe
ge	gi	ga	ga	go	ge
ka	ke	ki	ka	ku	ka
de	di	da	do	du	de
re	ra	ri	ro	ro	ro

II. Etwas minder explosiv, mit einiger Dehnung.

1			2	3	4
be	ba	bi	bo	bo	be
pa	pe	pi	pa	po	pa
ge	ga	gi	go	go	go
ka	ke	ki	ka	ku	ka
de	da	di	do	do	de
ra	re	ri	ro	ro	ro

Wenn auf einen so gestoßenen oder abgestoßenen Vocal unmittelbar ein Consonant folgen soll, so erhält dieser selbst unwillkürlich einige Verstärkung des Lautes, die wieder rückwirkend den Einfluß des Accents auf den fraglichen Vocal noch verstärken kann; z. B. é-loquence, e-minence, re-verence. Das ré erscheint für sich schon in der Tabelle voran, mit Jctus geschickter als rí; und nun erhält es im Wortganzen als Tonträger noch mehr Halt. Aehnlich das rà in ràtional und na in nàtional. Wie unwillkürlich giebt man dem Tonträger eines mehrsylbigen Wortes auch etwas mehr Dehnung. Ob dann aber der eine oder andere Vocal für die Aussprache über-

wiegend fügsam werde, hängt — namentlich in mehrsylbigen Wörtern — auch von den Einflüssen der Symphonie ab, wie wir unten sehen werden.

Die Einwirkung des Accents auf die Consonanten und deren Veränderungen läßt sich vielfältig beobachten. So war es einem beschleunigten Tempo der Aussprache zusagend, wenn aus kumenkomen, genumen, jamer, sumer, wafen die Härtung des Consonanten erwuchs (kommen, genommen, Jammer, Sommer, Waffen), oder aus enphahen das nhd. empfangen, mit Umlaut des n. Aehnlich im Ital. la femmina, tenni, venni, stetti, mit Gemination, wo sie im Latein. nicht ist. Vgl. Neuere Phonol. §. 59. So mag denn z. B. in nàtional mit dem Accent auch das t etwas stärker lauten.

§. 7. Sehen wir obige Lautcombinationen oder Lautgefüge in §. 5 näher an, so erkennen wir besonders leicht die Anwendung auf's Englische (wie auf's Hebräische, Verba Ain Vav). Ueber die sonst so räthselhaften Lautumbildungen ergeben sich ganz einfach überraschende Aufschlüsse.

Im Voraus wird dies bestätigt durch die vortrefflichen Bemerkungen Voigtmann's in §. 5 seiner angef. Einleitung, die ich auszuheben mir erlaube: „Ob nun gleich der Accent auf die Hauptlaute der Vocale stets dieselbe Wirkung äußert, sie also entweder dehnt oder schärft, so sind doch diese Laute selbst hinsichtlich ihrer innern Stärke unter sich durchaus verschieden, wie es sich vorzüglich bei den geschlossenen oder geschärften zeigt. Niemand wird läugnen wollen, daß die Laute z. B. in hit, men, but bedeutend schwächer sind als die in bad, fat, not. Diese Kraftabstufung genannter Vocallaute erklärt sich theils aus der größern oder geringern Oeffnung des Mundes, mit der sie ausgesprochen werden, also der stärkern oder schwächern Luftentleerung, theils aus der schwerern oder leichtern Bildbarkeit der Laute überhaupt. Um aber das Verhältniß der Stärke und Schwäche der geschärften Laute anzugeben, so erscheinen o und a als die stärksten; schwächer ist e; noch schwächer i; von allen der schwächste aber u."

Man bemerkt im Allgemeinen, daß das vocalische Element der Sprache, welches seiner Natur nach das vorzugsweise bewegliche und schwebende ist, besonders in offenen und tonlosen Sylben, wo es nicht

durch consonantische Gegenwirkung gehalten und gehemmt ist und also freier spielen kann, der Veränderung und Umlautung nach den organischen Einflüssen der Lautgesetze weit eher unterliegt, dagegen in geschlossenen Sylben beim Vorherrschen des consonantischen Elements der kräftigere Laut wohl sich erhalten konnte, nahezu wie er in der Schrift fixirt ist; dies war namentlich bei a und e der Fall, z. B. add, mad, far, part, red, let, set. Findet man nun im Englischen überhaupt, besonders aber in der jetzigen Aussprache der Diphthongen, im Schleifen der Endungen und deren leichtverschlungener Aussprache, in der behaglichen Weise des Accents in mehrsylbigen Wörtern und in vielem Andern (was ich in der Neuern Phonologie ausführlich zu veranschaulichen unternahm) das unverkennbare Streben nach behaglicher Kürze und thunlicher Beschleunigung der Aussprachweise: so liegt es gewiß auch nahe, daß sich dieses Bestreben wohl auch geltend gemacht haben werde in der Aussprache der einfachen Vocale, wo es irgend im organischen Verhältniß zu den Consonanten und zum lebendigen Redecontext (und ohne Eintrag für die Unterscheidung der Wortbedeutung und andere logische Verhältnisse) angehen mochte, und daß insbesondere a, e, o dem organischen Umlaut, der sich zunächst ergab, unterlegen sein werde*). Diese tiefgehende Veränderung, die in dem Zwiespalt zwischen Aussprache und Schrift sich uns darstellt, wäre kaum zu begreifen, wenn man nicht eine weit größere Gedehntheit der alten, in der Schrift ausgedrückten Sprache annimmt, als wir etwa jetzt in den geringen Abweichungen eines zufällig langsamern Aussprechens im Munde Einzelner bemerken können; was ganz bequem und behaglich z. B. mit â, ê, ô in großer Gedehntheit auszusprechen war, wurde lästig und schwerfällig bei mehr Raschheit und Beweglichkeit der Sprache, und somit war ein Anstoß gegeben zu mannigfachem Umlaut, der wieder andere Umlautungen nach sich ziehen mochte. Niemand wird sich vorstellen, daß die moderne englische Aussprache immer so gewesen, und darnach die Schrift diese unbegreifliche Gestaltung bekommen habe. Natürlicher wird es sein, daß a und e, wie es namentlich im Lateinischen gelautet, z. B. in fatum, ratum, status, casus, lacus, fama,

*) In der Entwicklung des Vocalismus nimmt auch Bindseil l. c. 263 ff. als ein späteres Stadium die fortgesetzte Verkürzung und Trübung der Vocale an; vgl. S. 594, wo dies auch auf den Entwicklungsgang der deutschen Sprache angewandt ist.

gratia, natura, relatio, creatio etc. auch anfangs in der englischen Sprachmischung (fate, rate, state, case, lake, fame, grace, nature, relation etc.) diesen Laut hatten, und daher auch in die Schriftsprache kamen. Aehnlich das e, z. B. von credo, declino, devotio etc. Und so werden wir das Analoge auch von Anderm, was nicht aus dem Lateinischen stammt, anzunehmen haben; nur so wird die Schreibung von Vocalen begreiflich, die jetzt ganz andern Laut haben.

So werden wir, analog den Umlautungen in anderen Sprachen, wo häufig a in e (oder i) und e in i sich abschwächt, wie z. B. mando - commendo, parco - peperci, fallo - fefelli, emo - eximo, lego - colligo u. ähnl., auch im Englischen den Umlaut des (in der ältern Zeit gesprochenen wie geschriebenen) a, e annehmen dürfen; und zwar als Ergebniß einer raschern Aussprache, dem entsprechend, was wir nach allen Beobachtungen der organischen Lautverhältnisse anzunehmen haben und in der Tabelle §. 5 durchherrschend vorfinden. Bei so entschiedenem Vorwalten des i und e in der kürzern Aussprache und selbst in derjenigen Tonstufe, wo der Vocal noch ziemliche Dehnung hat (III.), lag es nahe, z. B. same, bane, mate (nach Nr. 5, 7, 8 der Lauttabelle), mit dem Verstummen der Endung e, in sem, ben, met, der III. Tonstufe entsprechend, umzubilden; ebenso geer, need, reed, creed, seem, been, meet von breitgedehntem e-Laut in i umzulauten, und auch das ea in ear, gear, read, seam (Saum), ream, bean, meat nicht in e, wie es möglich war, sondern in das für die betreffenden Lautgefüge noch näher liegende i zu verkürzen, wobei es noch immerhin eine der ursprünglichen Gedehntheit solcher Lautformen mit ea (wie dem logischen Bedürfniß entsprechende relative Dehnung) behalten mochte. Die Umlautung war nicht eine blos mechanische, sondern eine organische; daher verschieden z. B. bei earl, earn, pearl. Aehnlich bei der Wahl zwischen o und u, wo nicht symphonische Gegenwirkung und resp. logische Unterscheidung der Wortformen entgegentrat; so trat u für o ein in rood (Ruthe), room, boon, moot; ebenso in lose, chose, move, prove, improve ganz bequem und fügsam; während z. B. in gore, more, door u. a. das o blieb. Das Nähere über die eigenthümlichen Verhältnisse dieser Vocale ist in der Neuern Phonol. §. 27 und weiterhin auseinandergesetzt; ebenso in Betreff des a und e §§. 20—22 und 41. Ich kann hier nur in Kürze ein

paar Bemerkungen noch beifügen und muß im Uebrigen geneigte Leser auf die weitere Ausführung l. c. verweisen.

§. 8. Wie verhält es sich mit den Vocalen in halb offenen Sylben, wie mit a in fate, gate u. ähnl., wo das e der Endungen stumm geworden ist? Läßt sich hier der Umlaut als ein Ergebniß von minderer Gedehntheit ansehen? oder ist die gewöhnliche Annahme begründet: das in e umlautende a sei das lange a, das in i umlautende e das lange e?! In Betreff des e ist es augenfällig, daß es in unzähligen Fällen gerade dann in i umlautet, wenn es unbetont oder ganz flüchtig ausgesprochen wird: hier kann die Annahme, es sei dieses die Aussprache des langen e, überall nur beirren. Der Grund der sonderbaren Regel, die doch unzählige Mal nicht zutrifft, liegt in der einseitigen Voraussetzung, das stetig in i umlautende häufige ee, welches im Vergleich mit dem einfachen e in geschärften oder nur einfach geschriebenen Silben (wie set, setting) doch mehr Dehnung habe, könne und müsse hier überhaupt maßgebend sein, und als ein langes e habe es den Umlaut in i. Dabei übersah man ganz, daß in Hinsicht auf Kürze oder Dehnung eine vielfache Abstufung zu unterscheiden ist, und daß, wenn doch so häufig kurzes e als i lautbar wird, die nur relative Dehnung des ee nicht als eine absolute genommen werden darf, und vielmehr das i in solchen Wörtern als Umlaut des in der Schrift vorhandenen ee, in der natürlichen, nächsten Beziehung zu sich selbst, d. h. zu dem alten e-Laut, wie ihn die Schreibung erhalten hat, betrachtet werden muß. Die Frage ist ja, ob durch den Umlaut in i der ursprüngliche Laut solcher Wörter eine Dehnung oder eine Verkürzung erfuhr, und ob man dabei von allen sonstigen Gesetzen und Ergebnissen des Vocalumlauts absehen dürfe? Ob das, was allerdings noch jetzt relative Dehnung hat, in einer frühern Periode des Sprachlebens nicht eine merklich größere Gedehntheit und — dieser entsprechend — auch andern Laut hatte, so daß die moderne Aussprache doch als relative Verkürzung und Abschwächung gelten muß und der Umlaut gleichen Gesetzen folgt, wie auch sonst bei Verkürzung und Abschwächung, z. B. in deep, analog wie in *depend*, *me*, *we* etc., die Wirkung beschleunigter Aussprache, obschon ee in deep auch noch als i lautbar, doch mehr Tongewicht hat?! Nach Allem ist Grund genug, dies von allen ähnlichen Wortformen anzunehmen. Vgl. ital.: *dipendo*, *mi ristora*, *di me*; wo das absol. Pron. als solches auch

lautlich stärkere Form behielt. Und hiernach wird auch der analoge Fall bei a (in fate, gate u. ähnl.) zu beurtheilen sein. Nach dem, was in §. 6 hinsichtlich des vocalischen Elements zu bemerken war, bildet der (vor dem stumm werdenden Endungsvocal befindliche) Consonant in diesen Wortformen, in welchen eben das Vocalische überwiegt, fast nur einen lockern und gelinden Sylbenschluß, als gehörte dieser Consonant noch zu der (nun freilich nimmer lautbaren) Endsylbe und wäre für den Inlaut eine offene Sylbe geblieben. So konnte sich der inlautende Vocal nach dem Zug des Umlauts um so leichter umbilden, und es war das einfachste Mittel, welches der Sprachgeist für die minder gedehnte Aussprache in Anwendung bringen konnte, wenn das früher zweisylbige und breitgedehnte fâte mit Umbildung des a in e allerdings verkürzt wurde, aber im Laut auch unterschieden blieb von verwandten Wortbildungen mit stärkerm Sylbenschluß und gehaltenem a-Laut, fate, mate, fare, verschieden von fat, mat, far u. ähnl.; vgl. im Deutschen das ältere gân, stân: er gât, er geht, er stât, er steht. Im Englischen finden wir das stärkere a in Folge modaler (logischer) Verstärkung auch zur Auszeichnung des Prät. gebraucht, z. B. to sit, I sat; in manchen Fällen auch die weichere Form, z. B. von bid; I bade, als eben so dienlich; analog rèad, èat oder ate im Prät.; im Deutschen: ich bitte, ich bat.

Wie der Umlaut von a und e, so ist auch der verschiedene Laut, womit je nach dem Bau eines Wortes das u im Englischen ausgesprochen wird, für eine kurze, behagliche Aussprache überaus geeignet. Was man das lange u nennt, wie in use, dure (= ju), ist ein sehr geschmeidiger Laut, der sich auch in größter Kürze ganz bequem bildet (vgl. singular, regular) und somit wohl als organische Verkürzung auch in relativ gedehnten Sylben zu betrachten ist; im Verhältniß zum ältern lateinischen u, welches in use, dure (wie wir ja auch sonst gar manche breite Wortform finden, ähnlich, mood, redeem, retain, repair von mŏdus, redĭmo, repăro, retĭneo) in gedehnter Mundart wohl starke Dehnung hatte, war die Umbildung in ju immerhin ein der Verkürzung zusagender Laut. (Neuere Phonol. S. 66—72.) Ein ächter Diphthong, wie iu im Altdeutschen, ist ju gewiß nicht.

Wie aber konnte aus i der Doppellaut ei werden, wenn doch ein Fortschritt der ganzen Aussprache zur Verkürzung, zu raschERM

Tempo anzunehmen? Und wie konnte unter den Doppellauten das ou gegen Uebergang in u oder o sich in so manchen Fällen behaupten? Beides ist an seinem Ort (N. Phon.) besprochen, und ich bemerke hier nur ein paar Punkte. Das Eintreten dieser Doppellaute kann bei näherm Ansehen nicht beirren. Man darf nicht voraussetzen (was nur scheinbar ist oder nur mit großer Einschränkung gelten kann), als ob jeder Doppellaut schon an und für sich die Sylbendehnung beweise, und die Unterschiede der Quantität dürfen nicht so äußerlich bemessen werden. Man beachte wohl, daß unter den möglichen Doppellauten gerade ei und ou sich vorzugsweise auch zu ganz flüchtiger Aussprache bequem eignen (eĭ ei ei, ou, ou ou, wie leicht tonlos zu sprechen!). Sodann konnte für die zahlreichen Wortformen (wie rite, side) mit der Endung e, bei dem Verstummen der Endung, auch ein logisches Hervorheben und Unterscheiden solcher Wortformen Bedürfniß sein; für die sinnige Technik des Sprachgeistes lag es nahe, durch die Wahl des ohnehin bequemen und gefälligen Doppellauts mit einiger Dehnung den Wegfall der Endung auszugleichen und dem Wort doch vollern Halt zu geben als anderen, die ursprünglich schon kürzern Laut hatten (z. B. to rid, befreien, to ride, reiten). Das auf solche Weise in die Sprache eintretende ei drang dann aber als ein ästhetisches und vielfach die Bequemlichkeit der Aussprache vermittelndes Element in andere ein- und mehrsylbige Wörter ein. Wie bequem fügt es in kind, mind, mild, besonders in homogenem Context, wie z. B. our mind, we mind; wo das nicht fügsam war, unterblieb es, z. B. to give, river, milt, milk. Wir mögen hier die älteren deutschen Lautformen vergleichen und wie i mit ei gewechselt, z. B. triben, treiben, davon im Prät. die lautliche und logische Verstärkung: ich treip, du trîbe, er treip, wir triben u. s. w. (Das Präs. hat mindere Dehnung, nicht das Umgekehrte, wie unter Anderen von Hahn angenommen wird, in der nhd. Grammatik.) — Aehnlich verhält es sich bei ou. Dieser bei uns verachtete Laut hat sich im Englischen, wo das Bequeme und Praktische mehr den Ausschlag gab als das Aesthetische und Klangvolle, vielfältig in Geltung erhalten; auch in größter Kürze kann es — mit wenig geöffneten Lippen in feiner Art ausgesprochen — wohlfügsam und geschmeidig sein. Wo es im raschern Tempo nicht mehr fügen wollte, ging es in einen verwandten einfachen Vocal über: z. B. *our* own *soul could* feel it.

Unter den Diphthongen eignet sich insbesondere das ea, wenn es ächt diphthongisch ausgesprochen wird, seiner Natur nach zur gedehntern Aussprache; das häufige Vorkommen desselben im Englischen weis't auf eine große Breite und Dehnung der Mundart, wie man es in breit gedehnter schwäbischer Mundart, besonders im Mund des Landvolks, und bei älteren Leuten, die von moderner Schulbildung noch weniger angenommen haben, noch heutzutag hören kann (ear, dear, hear, wear, gear, meal etc.). Daß im Englischen dieser schwerfällige Doppellaut in einfaches i oder e (oder in einen andern einfachen Vocal) überging, darin vermag ich so wenig als im Abschleifen der Endsylben ein Streben zu einer gedehntern Aussprache, sondern nur das Gegentheil zu erkennen. In der einen oder andern Art des Umlauts aber, z. B. to pléase, néar, féar, und pleasure, measure, earth, macht sich der Zug des Bequemlauts fühlbar; wo das i nicht so fügsam, lag die Ausweichung nahe. Eine übersichtliche Zusammenstellung und dann auch die organische Vergleichung mit ee-Stämmen (pear — peer) giebt §. 32 der N. Phonol.; im Weitern sind auch die älteren Sprachformen (bei Chaucer rc.) behandelt, S. 91—96.

§. 9. Schon die bisherige Betrachtung der vielfachen Umlautungen im Englischen dürfte wohl genügend die Ueberzeugung begründen, daß hierin nicht blos Zufall oder Willkür und Laune des Sprachgebrauchs gewaltet, und die Annahme, daß der Gegensatz der englischen Schrift und der Aussprache auf eine organische Fortbildung und Entwicklung der Sprache hinweise, worin eben die eingetretene raschere lautliche Beweglichkeit die Qualität vieler Laute zu modificiren geeignet war, erhält gewiß durch das Uebereinstimmende der Ergebnisse in verschiedenen Vocalgebieten eine gewichtige Bestätigung. Und auch im Bereich der Consonanten ist Manches, was diese Ansicht bestätigen kann. (N. Phonol. §§. 47 ff.)

Indeß giebt es in der englischen Aussprache neben der Stetigkeit, die in gewissen Beziehungen obwaltet, Unzähliges, was aller Regeln zu spotten scheint und allerdings nach den Einflüssen des II. Lautgesetzes (der Quantität) noch nicht zu begreifen wäre: wir müssen auch das III. Lautgesetz, die Assimilationskraft des Symphonismus, überall wohl beachten, §. 3, III. u. IV. Im leichten Anschmiegen des Sprachgeistes auch an dieses Lautgesetz lag das einfache Mittel, die Beweglichkeit und Geschmeidigkeit der Sprache

möglichst zu fördern, und man wird darnach um so eher begreifen, wie in allem Sprachgebrauch so wunderbare Uebereinstimmung des Lautlichen möglich wurde. Ob diese oder jene Art der Aussprache oder der Lautformen, konnte für das geistige Princip völlig gleichgültig sein; woher nun im lebendigen Verkehr eines ganzen Volkes das Uebereinstimmende des Sprachgebrauchs in concreto und in unzähligen Fällen? (R. Phonol. §. 13 ff.)

Schon im Bisherigen war auf die heimliche Attraction der in nächste Verbindung kommenden Sylben und Wortformen hinzuweisen. Wir werden dieses wichtige Lautgesetz am ehesten wahrnehmen, wenn wir in concreten Fällen die Ordnung des Sprachgebrauchs zu stören versuchen, z. B. durch Verbindung von Wortformen aus verschiedenen Sprachen zu einem Satzgefüg; es wäre nicht nur in logischer Hinsicht seltsam und störend, sondern auch phonetisch mehr oder minder unfügsam und widrig, merklich besser fügen die Bestandtheile eines und desselben Idioms in jeder Ordnung eines möglichen Satzgefügs. Hierin erkennen wir schon die eigenthümliche Assimilationskraft dieses Sprachgesetzes. Sie ist eine vorwärts- und rückwärtswirkende, auch wo sie minder fühlbar scheint; und in doppelter Hinsicht wird der heimliche Zug der Symphonie sich geltend machen, nämlich als ein Zug nach einer thunlichen Anähnlichung oder resp. Angleichung der Laute und zugleich als Princip der Variation, als ästhetisches Bedürfniß gefälliger Abwechslung: daß Alles gefällig und bequem ineinandergreife und eins das andere bedingt. Was in der einen Sprache oder Mundart organisch-fügsam, fügt nicht ebenso in einer andern, was man nie übersehen darf. Dabei ist auch im Tempo der Aussprache eine gewisse Attraction (und Proportion), und es ist das Maß von langsamer oder beschleunigter Aussprache oft von sehr merklichem Einfluß auf die Qualität der Laute.

Zunächst bemerken wir schon das lebendige Ineinandergreifen der Sylben und sämmtlicher Laute eines Wortes, wo auch Endungen und Vorsylben (eben weil sie — der Begriffseinheit entsprechend — innig mit dem Stammlaut verwachsen sollen) ihre Wirkung üben; je mehr Sylben, um so mehr organische Gebundenheit.

Abgerissen für sich kann rom oder rum, met oder mit, wie wir §. 5 gesehen, in kürzerm Tempo wenig merkbaren Unterschied ergeben, wenn auch das eine und andere an seinem Bequemlaut über-

wiegt. Anders im Lautgewebe, z. B. Romani, anders im Gothischen Rumoneis vor der umgelauteten Endung, ähnlich wie in rumor, rumoris. Das mhd. romesch (daz romesch volk), noch ziemlich gedehnt, erhielt im raschern Aussprechen den Umlaut: „das römische Volk“. — Vergleichen wir rum-rom in rumpo und ital. rompo, oder met-mit in mitto und ital. metto, so könnte man über das Gefällige dieser oder jener Wortform streiten und die Entscheidung der Frage wäre nicht so leicht; sie wird aber leicht, wenn wir auch das eigenthümliche Element in Betracht ziehen, worin die betreffende Wortform sich zu bewegen hat; also z. B. rumpimus, rumpitis, rumpunt, rumpam, rumperem, rumpite; ähnlich bei mittere; im Italienischen mag aber auch das Pron. als ein Glied der Verbalflexion hinzugenommen werden, es wird um so leichter wahrzunehmen, zu welchem Vocal der Inlaut des Stammes überwiegend hinneigt; wie bequem fügt schon im Plur. 3. P. des Präs.: essi rompono, wie im Perf.: rompesti, rompemo, rompesti! Was so in der lebendigen Durchbildung der Flexion überwog, konnte im Sprachgebrauch fest werden; die einzelne Sylbe bekam ihren Halt in der Gliederung der Wortgestalt in mannigfaltiger Flexion. Die Einwirkung von Endungen und Vorsylben ist wohl zu beachten, wie auch die Art der Betonung; ganz analog muß die Wirkung besonders solcher Sprachtheile sein, die, wie das Pronomen, der Artikel, das Adj., mit einer Wortform sich innig verweben. So gut wie die Vorsylbe ri in rimetto, ricorro auf den Inlaut wirken und den so gefälligen und bequemen Umlaut des Stammes fördern mußte, so auch die Partikeln, z. B. *di* mettere, *io* metto, *mi* mettono, was im Spanischen recurro lautet, ging im Italienischen über in *ri*corro, und dem analog z. B. *el* curso in *il* corso, *di* corso. Im Französischen wäre solch ein Umlaut wie *ri*courir, *ri*mettre ganz unfügsam gewesen; wie anders lautet das Pronomen hier! Und auch im Italienischen war es nicht mechanisch und hing der Wohllaut der Vorsylbe gegenseitig vom Inlaut des Wortes ab (*re*spiro, *re*cito); vgl. *u*diamo, *o*do, *o*dono (audiunt); ja wie vor gewissen Lauten die Form des Artikels gefällig wechselt, so bringt auch sonst der Context gefälligen Wechsel, z. B. *vi do*mando perdono; *lo di*mando; *una di*manda; *quella do*manda (bündtnerisch *ina damonda!*).

So gewährt alle Sprachvergleichung, wenn wir das todte Material, die scheinbar starre Ordnung des Sprachgebrauchs, als ein

Organisches und Lebendiges erfassen und besonders auf die verborgene Wechselwirkung der Laute achten, genugsame Bestätigung des aufgestellten Laut- und Sprachgesetzes. Wie leicht begreifen wir darnach ganz abweichende Wortbildungen, z. B. die so schöne als bequeme Lautabfolge in Trebisonda - Trapezunt! Mit dem Umlaut der Vordersylbe Tra- in Tre- war auch der Anstoß gegeben, die zweite und dritte Sylbe umzubilden; und umgekehrt mußte die Endung -onda auf die zwei Vordersylben zurückwirken: so erwuchs die allerdings lieblichere Wortform. (Vgl. μηχανή - machina; Mutina - *Modena*; minimus - *menomo*; fecisti - *facesti* u. ähnl.) Wollte man die vorhandene Ordnung stören, daß es etwa heißen sollte Trabasanda, mit lauter a, oder Trubusundu, mit lauter u, so wird man am besten inne, wie der Sprachgebrauch dem Zug der Lautgesetze gefolgt ist. Wie hart und widrig wäre eine Sprache, die lauter u haben sollte!

Es war oben zu bemerken, daß man den Einfluß des langsamern oder raschern Tempo und die Art der Betonung in der Wirkung des Symphonismus wohl beachten müsse. Beispiele der Art bietet die Vergleichung besonders der älteren, nach allen Anzeichen auch gedehnteren Sprachen oder Mundarten; wie im Lateinischen das ältere en naveboua oder navebos (*in navibus*), memordi, kekurri; was bei mehr Gedehntheit ganz bequem lautet, ändert sich im raschern Tempo unwillkürlich in momordi, cucurri. Die lehrreichsten und wichtigsten Belege giebt die Vergleichung des Gothischen und Altdeutschen mit dem Mittel- und Neuhochdeutschen, wie die des letztern mit dem Mhd.; z. B. kalaupa, kilaupa, geloube, gloube; alilandi, elilendi, ellendi, elend; mannalih, manlich, menlich, männlich; die wolfe, die Wölfe. (Weitere ausführliche Veranschaulichung und bequeme Uebersicht giebt mein Schriftchen: die Entwicklung der deutschen Spr. vom vierten Jahrh. her. Ulm 1843.) Ganz Aehnliches findet sich im Englischen durchgreifend beobachtet. — Die Verschiedenheit der langsamer gehaltenen oder beschleunigten Aussprache kann auch im Bestand der Consonanten die Wirkung des Symphonismus modificiren; so war z. B. in dem rasch bewegten Tempo des Italienischen Schärfung und Assimilation, wo im Spanischen, einer langsamern Sylbenmessung entsprechend, das Gegentheil ist; z. B. il fa*tt*o i*ll*ustrissimo — el facto i*l*ustrisimo (das s in pesimo u. ähnl. hat wohl in moderner

Aussprache einige Schärfung); in tutta la vita — en toda la vida. Es sind immer dieselben Sprachgesetze, aber ihre Wirkung muß verschieden sein, je nach den Voraussetzungen, die zum Theil in der Gebundenheit eines überlieferten oder irgendwie schon gestalteten Sprachstoffes, aber auch in der geistig verschiedenen, modalen Bestimmtheit und im besondern Charakter und Bildungsgang eines Volkes liegen.

Ich erwähne noch eine gewiß beachtenswerthe Thatsache, die das Walten der Lautgesetze und namentlich das der Symphonie auffallend bestätigt und die auch schon an anderm Ort anzuführen war. Vgl. §. 4 extr. Es ist die von mir oft gemachte Erfahrung, daß nach einer bestimmt und klar gestellten, nicht allzu schwierigen Doppelfrage (ob etwas so, oder ob es so bequemer und geschickter lauten würde?) ein unbefangenes feineres Sprachgefühl mittelst achtsamer Abwägung, im Gebiet von Sprachen, die dem Befragten selbst fremd waren, in der Regel bald das Richtige errieth: z. B. ho Mómmios; los lobos; ina damònda, sprēvi, strāvi; rumpimus, rumpitis sei bequemer als ho Mummios; als los lubos (lupi); als ina dománda; sprāvi, strēvi; rompimus etc.; ebenso beim griech. Perf. gégona, eilèphamen, wie auch Trebisonda, wenn die Endung onda gegeben; es füge besser als gógona, laláphamen; lèpsomai besser als lápsomai u. s. w. War die Frage *una* damònda — oder *una* domanda? so errieth der Befragte ebenso das Richtige: una domanda! Ein Beweis, daß das aufgestellte Lautgesetz weiter greift als nur auf die unmittelbar sich berührenden vereinzelten Laute und Sylben, oder was man sonst unter Assimilation im engsten Sinn befaßt.

Wenn wir nun nach allem Bisherigen im „Organismus einer Sprache" eine solche lautliche Verähnlichung aller Bestandtheile annehmen, daß dieselben in aller Anwendung und Zusammengliederung als harmonisch durchgebildete Glieder eines mehr oder weniger vollendeten eigenthümlichen Ganzen erscheinen, und wenn wir darnach alles Einzelne nie abgerissen für sich, sondern in steter Beziehung zu dem eigenthümlichen Sprachganzen, dem es angehört und dem es sich im lebendigen Geweb des Satzes, im Context der Rede organisch einverleibt, zu betrachten haben: so liegt in der concreten Handhabung der Sprache, im Bau der Rede, worin die einzelnen Wörter oder Theile zum Satze oder zu einem Inbegriff von Sätzen zusammengeordnet werden, freilich eine gewisse individuelle Kunstübung

— und die Möglichkeit einer bald mehr bald minder vollkommenen Wort- und Satzfügung. Und so ist allerdings im Einzelnen auch manches harte Satzgefüg möglich, selbst in einer Sprache, die in ihrem Bau alle mögliche Bildsamkeit und Schönheit der Formen besitzt; man wird aber darum nicht sagen wollen, die einzelne Sprache lasse sich nicht als ein eigenthümlicher Organismus betrachten, oder man könne eine organische Assimilation all ihrer Bestandtheile, wie wir sie annehmen, nicht behaupten. Wer kann das Unmögliche fordern? oder für einen Mangel der Sprache ansehen, was nur individuelle Achtlosigkeit und Versäumung der im Bau einer Sprache liegenden Mittel des Wohllauts verschuldet! z. B. wenn ich sagen wollte: „Magnum autem momentum eius rei est" (statt Magnum est autem eius rei momentum); oder: „Wie mag man's machen mit manchem harten Satzgefüg?" (statt: Wie hebt sich manches Harte im Satzgefüg?) M. vgl. Allg. Phonol. §§. 64 flg., wo auch die neueren Sprachen in Hinsicht auf Freiheit und Gebundenheit der Wortstellung besprochen sind.

§. 10. Ungemein lehrreich und wichtig ist gewiß die Anwendung des aufgestellten dritten Lautgesetzes auf das Englische, wo das scheinbar Regellose und Schwankende in der Aussprache namentlich des lateinischen oder romanischen Theils der Wörter einfach nur dem Zug dieses Gesetzes folgt und eine wunderbare Feinheit in Wahrnehmung des Bequemlauts erkennen läßt. Diese heimliche Gesetzmäßigkeit und Ordnung habe ich mannigfaltig in der Neuern Phonol. veranschaulicht und kann hier nur einiges Wenige ausheben.

Zunächst können wir, wie in den oben angeführten Beispielen, die gefällige, leichtfügsame Abgliederung der Vocale und deren resp. Attraction und gegenseitige Bedingtheit an drei- und mehrsylbigen Wörtern ohne Schwierigkeit nachfühlen, wenn wir achtsam bald solche Wörter vergleichen, die gleicher Bildung sind, z. B. die mit der Endung -ation, -etion, wo der Hauptton auf dieser Endung ruht; bald Wörter mit verschiedener Form und Betonungsweise, z. B. derivation - derivate - derivable; celebration - cèlebrate - celebrity; convìval - convívial; privation - privilege - privative; prìmary - prímitive; hero - heroine - heroical; gràvitate - gravitation; váriate - variation; sincere - sincèrity; crime - criminal; nation - national u. ähnl.

Im Allgemeinen wird man sich in Betreff der Fälle, wo e in i umlautet, ziemlich gut zurechtfinden nach dem organischen Verhältniß der Vocale, wie wir es oben (§. 7) gefunden, wornach der Umlaut in i vorzüglich in flüchtiger Kürze nahe liegt, während der Accent und die stärkere Sylbenschärfung die Erhaltung des e-Lauts veranlassen kann. Sonderbar scheint der Wechsel z. B. in cèlebrate - celebration - celèbrity; das erste hat merklich starken Accent auf der Vordersylbe; das zweite mit dem Hauptton auf átion hat auf der Vordersylbe nur schwachen Nebenton, aber doch erhält sich das e auch hier, und ebenso der Umlaut der zweiten Sylbe in i; ganz umgekehrt ist es bei celèbrity, wo die flüchtige Vordersylbe in i umlautet und das zweite e, als Tonträger, sich erhält. Aber wie geschickt und bequem ist alle diese Verschiedenheit der Aussprache, wenn wir auch das eigene Sprachgefühl befragen und den natürlichen Zug des Wohllauts beachten! Man könnt' es nicht feiner und besser machen! Die umgekehrte Ordnung, vom Sprachgebrauch abweichend, dort i - e, hier e - i, wäre nimmer so gefällig *).

Wenn man ähnliche Wortbildungen näher vergleicht, z. B. gràvitation, declaration, détèrioration, rèpétition, celebration, derivation, prèposition, revocation; so könnte man wohl sagen, in Fällen, wo vor dem Hauptton zwei oder gar drei Sylben sind, sei es der Einfluß des Nebentons, der dem Umlaut des e (im Nebenton) entgegentrete und einige Schärfung des betreffenden Consonanten bewirke, wornach dann in dem vordern Sylbenpaar ein gefälliges Vocalschema (a - i, e - i, e - o) sich ergeben könne; daher z. B. der Unterschied in dèformá'tion und *dé*formity und die Stetigkeit des Umlauts in dévó'tion, dedition, remotion, religion u. ähnl., wo nur Eine tonlose Sylbe vor dem Hauptton, die um so weniger dem Umlaut widersteht. Allein woher das Ungleiche in der Aussprache so mancher solcher Vordersylben? z. B. abweichend vom Vocalschema e - o - e (in revocation, demonstration) mit i vorne: prémonstration, rémonstration; und umgekehrt mit dem Vocalschema e - e - e. z. B. prèsèntá'tion, preservation, reservation! Woher das Abweichende in fréquentation; ferner in mèditation - *mé*diation; ràdica-

*) Wir wollen im Weitern den stärkern Laut des à, è, wie auch den Umlaut des i in ei, auch wenn es tonlos, durch den Gravis, die Abschwächung und Schärfung des a (als = e), die des e (als = i) und des i, durch den Acut andeuten; den Hauptton, wo es nöthig, mit Doppelaccent.

tion - rádiation, variation; recreation - veneration u. s. w. Hieße es nicht die eigentliche Lösung der Frage blos hinausschieben, wenn man darauf nur sagen wollte, im einen Falle sei es eine offene, im andern eine geschlossene Sylbe, letzteres z. B. in reservation (res-servation)? Woher denn in Behandlung der Sylben diese Verschiedenheit? woher in ganz analogen Fällen die abweichende Sylbenabtheilung und Betonungsweise?! Und ist es nicht im Voraus schwer zu glauben, daß die Sprache (die sich so einfach und ungezwungen im geistigen Verkehr und Austausch des Volkes ausgebildet) dem lästigen Zwang einer so künstlich wechselnden Sylbenabtheilung gefolgt sein sollte?! daß z. B. de-, re- als Vordersylbe von declare, respire, declaration, respiration ungleich als offene oder als geschlossene Sylbe gefaßt worden sei!

Aehnliche Abweichungen zeigen sich bei anderen Endungen (ance, ence, ency; auch bei Adj. auf able, ible, al, ial, ical etc.); z. B. clèmency - démency, persevérance - rèvèrence, vgl. to révére. Noch mehr Abweichendes zeigt aber die Vergleichung verschiedenartiger Wortformen, wie schon obige Beispiele zeigen; m. vgl. declare - declaration, convìval - convívial; trèasury - slávery - vànity; váriation - vàriety; périod - pèrish, pèril; héro - hèrald, hèroine; prìmary - prímitive; sublìme - sublímity; týranny, týrannize - týrannical; im letztern Beispiel das kurze i als ei, wie in der tonlosen Vordersylbe von privation! und auch in der betonten Vordersylbe von private, climate!

Und so scheint in unzähligen Wörtern eine sonderbare Ordnungslosigkeit und Laune des Sprachgebrauchs obzuwalten, so daß es schwer ist, sich darin zurechtzufinden, wenn kein anderer Leitstern uns dienen soll als eben der „Sprachgebrauch“ oder das Wörterbuch, welches diesen überliefert. Nun aber wie ganz anders, wenn wir in all diesem reichen Wechsel der Aussprache nur das Walten des symphonischen Bequemlauts, nur den heimlichen Zug der Lautgesetze und in dessen mannigfaltiger Wahrnehmung die überraschende Feinheit des Sprachgefühls (vermittelst des eigenen Mundsprachgefühls) erkennen! Gewiß muß es angenehmer sein und wesentlich erleichternd, wenn wir uns darnach mit einiger Uebung bald einen sichern Tact aneignen und ohne Hülfe des Wörterbuchs, nach einfachen Analogien, selber das Richtige zu treffen wissen, und auch in einzelnen schwierigeren Fällen, wo das Wörterbuch zu befragen ist, nicht blos ein starr Ge-

gebenes finden, sondern das Leichteste und Bequemste erkennen, was nur möglich. Das Befremden über so wunderliche Abweichung, wie z. B. prècious, spécious; nàtional - occásional; spècial, génial; perennity, perennial (vor r in der *tonlosen* Sylbe doch kein Umlaut des e in i! analog general, deference), und Anderes, was obige Beispiele andeuten, — lös't sich in Befriedigung und Bewunderung auf. Wollte irgend versucht werden, die Ordnung zu stören und z. B. das i des Stammes in convivial wie in convival als ei auszusprechen, oder in national, chastity das a wie in nation, chaste; so fühlt man, es wäre minder bequem. Jedes Wort geht seinen eigenen Weg, und schon geringe Unterschiede in den Lauten können von Einfluß sein.

Was die Schärfung der Consonanten in Tonsylben anbetrifft, die auf die Wahl der Vocale Einfluß üben muß, so hängt der Grad der Schärfung zum Theil von der Natur der Consonanten, zum Theil auch von der Art des Wortbaues ab, und ist die Betonungsweise selbst in ihrem Einfluß auf den Vocal (wie umgekehrt) durch den Symphonismus des Wortganzen und sämmtlicher Laute bedingt. Gelinder ist die Schärfung bei r, v, g, z. B. in dexterity, revocation, regiment. Es ist überhaupt nicht eigentliche Verdoppelung, sondern Schärfung und respective Verstärkung des Vocals, die auch einige Härtung des Consonanten mit sich bringt. In *Thieme's* engl. Wörterbuch sind diese feineren Unterschiede gut angezeigt, z. B. in gen-eralize, cel-ebration, op-peration. Beachtung verdient die einfache und gute Methode, welche zur Bezeichnung der verschiedenen Sylben- und Lautverhältnisse in *Kölle's* „Engl. Sprachbuch“ neuerlich angewendet worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ehingen.

M. Wocher.

Die englische Sprache und Literatur in Nord-America.

Zweiter Artikel.

Die Meinungen über den Werth der americanischen Dichter sind stets sehr verschieden gewesen, und ihre Leistungen haben nur höchst selten eine vernünftige Würdigung gefunden; entweder schmähte man sie in unverdienter Weise, weil man sie nur ganz oberflächlich kannte, oder man ließ sich aus patriotischem Eifer zu einer äußerst gefährlichen und verderblich wirkenden Ueberschätzung verleiten; man wollte das Verdienst anerkennen und nationale Dankbarkeit ausüben und verirrte sich dadurch zu dem Lobe des Mittelmäßigen, bewunderte selbst die Fehler und bildete sich sogar ein, daß man die gefeierten Gedichte den besten Schöpfungen der Dichter Griechenlands, Italiens und Britanniens an die Seite stellen könne. Diese Ueberschätzung entsprang zwar aus löblichen patriotischen Motiven, aber sie war verderblich, weil sie zur Nachahmung schlechter oder wenigstens unvollkommener Muster anleitete; hätten nur die Producte voll Geist und Geschmack vor der Kritik Beifall und Anerkennung gefunden, so würde in America sicherlich ein weit reinerer Geschmack unter den Lesenden und Schreibenden verbreitet worden sein.

Wenn man indessen bedenkt, daß es ja erst 200 Jahre etwa her sind, seitdem die eigentlichen Väter der americanischen Nation ihre Hütten aufschlugen, wenn man sich erinnert, wie ja alle literarische Institute dort gleichsam noch in ihrer Kindheit dastehen und die Bürger America's gegenwärtig erst eigentlich die nöthige Muße finden, um sich geistige Vervollkommnung angelegen sein zu lassen, wie sie erst jetzt recht die Mittel in den Händen haben, einen geistigen Luxus zu treiben und

geistiges Verdienst gehörig zu belohnen, dann muß man bei einer unbefangenen, unparteiischen Betrachtung der americanischen Poesie mit vollem Herzen zugestehen, daß sie sich schneller und besser entwickelt hat, als man es irgend hätte erwarten können. Wir finden unter den Dichtern America's vorzugsweise viele junge Leute, deren Schöpfungen, gleich den frühen Blüthen des Genius, noch von jener thauigen Frische erglänzen, die dem Morgen des Lebens angehört; fehlt es auch noch an der vollen Kraft und Reife, so möge man doch auch die vielversprechende kindliche Schönheit nicht geringschätzen.

Alle civilisirten Länder haben ihre kleineren Dichter, welche bei geringem Talente eine große Wärme des Gefühls besitzen; fast Jeder hat ja in seinem Leben eine solche Dichterperiode gehabt, in welcher Freunde die anspruchlosen Versuche nachsichtig aufnahmen und Schmeichler vielleicht dazu verführten, Einzelnes drucken zu lassen. Nirgends giebt es aber wohl mehr solcher Dilettanten als in Boston, der „literary metropolis" von America, welche nicht etwa Honorar für ihre Leistungen erhalten, sondern vielmehr dem Verleger noch bedeutende Summen dafür zahlen müssen, daß ihre Werke unter seiner Firma gedruckt werden. Manchen unter ihnen fehlt es an aller Natürlichkeit; sie haben sich ein paar Vorbilder zur Nachahmung genommen, stammeln deren Phrasen und Sentenzen nach, zeigen übrigens eine große Armuth und Armseligkeit, und man fühlt es ihren Leistungen recht deutlich an, daß die Verfasser selbst nur äußerst wenig gelesen haben. In dem ersten Jahrhunderte nach der Niederlassung waren die poetischen Versuche äußerst roh und ungeschickt, und sie haben eigentlich wenig anderen Werth als denjenigen, welchen man ihnen als antiquarische Curiositäten zuerkennen kann.

Vor der Zeit der großen allgemeinen Erhebung ist von keiner nationalen Poesie die Rede. Es regte sich nirgends ein eigentlicher literarischer Ehrgeiz und es war dazu auch in der That keine Veranlassung; man hatte Theil an dem schriftstellerischen Ruhme Englands, von welchem America ja einen Theil ausmachte. Viele der Einwanderer waren noch dazu in dem Mutterlande geboren und fühlten eben so viel Stolz auf die poetischen Leistungen der großen Dichter Englands, als wenn sie selbst auf englischem Boden geblieben wären. Sie waren freilich von dem Lande ihrer Vorfahren weit entfernt, aber sie erhielten sich die Erinnerung an die Thaten

derselben äußerst lebendig und hatten ihre Erleuchtung, Freiheitsliebe und den Geist der Frömmigkeit mit hinübergebracht. America war damals überhaupt kein Schauplatz für literarische Talente, und wer deshalb die Kraft in sich verspürte, von seiner Feder zu leben, der mußte in das Mutterland gehen, wo er nicht nur den Hunger nicht zu fürchten hatte, sondern auch reiche Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Nur in Mußestunden beschäftigte man sich in America wohl mit poetischen Kleinigkeiten, aber es geschah nur gelegentlich; ein Land, welches mit den Schwierigkeiten der Colonisation noch zu kämpfen hatte und nicht gerade übermäßigen Reichthum darbot, bedurfte anderer Leute als der Dichter.

Nachdem die politische Unabhängigkeit America's verwirklicht worden war, regte sich überall in den Geistern ein lebendiges Bestreben, sich als Nation nun auch zu zeigen, und dieser lobenswerthe Ehrgeiz wirkte in solch wohlthätiger Weise auf die Literatur, daß eigentlich jetzt zuerst nationale Dichter auftraten.

Unendlich Viele beschäftigen sich zwar in America mit dem Versemachen; das besagt indessen nur wenig und ist höchstens ein Zeichen von vorhandener Geschicklichkeit. Mrs. Trollope glaubte den Grund der von ihr angenommenen Unfähigkeit darin entdeckt zu haben, daß es in America kein Ritterwesen gegeben, keine Schlösser mit ihren Fräulein und keine Geschichte mit romantischem Inhalte. Fehlt es nun aber auch an alten Sagen, um daraus eine Ilias oder ein Nibelungenlied zu schaffen, so ist doch Stoff genug vorhanden zu herrlichen epischen Darstellungen; aber der puritanische Eifer beschränkte die Kreise der Dichtkunst zu sehr und hielt vorzugsweise die Entwicklung des Drama's ganz zurück, indem an vielen Orten jegliche theatralische Aufführung untersagt war und man es höchstens gestattete, Dramen vorzulesen.

Man kann nicht läugnen, daß sich in den meisten sogenannten Dichtungen der Americaner sehr viele Gemeinplätze finden (man hört immer wieder von den realms yet unborn — a magic and marvel in the name — the eagle's quenchless eye — the beautiful and brave — the land of the storm u. dergl. mehr); Beiwörter und Bilder sind bei ihnen zum großen Theile fremden Dichtern entlehnt, und eine bittere Kritik hat behauptet, daß in America eine Poesie entstanden sei, die gleichsam nach dem Gradus ad Parnassum gearbeitet worden. Das ist nun freilich ein etwas hartes Urtheil, aber

es ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß sich in den americanischen Dichtungen häufige Reminiscenzen finden und daß recht Vieles nach dem Modelle neuerer englischer Dichter gemacht worden ist. So fanden Pope und Collins ihren Nachahmer in Sprague, Thomson in Wilcox, Hudibras in Trumbull, Tennyson in Poe, Dryden in Payne, obwohl wir z. B. bei Letzterem nur den Bombast des englischen Dichters wiederfinden; Mrs. Sigourmey ist endlich stolz darauf, daß sie gleichsam nur der Schatten eines glänzenden Meteors ist, und Hoffmann scheut sich sogar nicht, dem lieblichen Thomas Moore zuweilen sogar den Ausdruck nachzuschreiben *).

Wirft man einen Blick auf die Unzahl sogenannter Dichter, welche Griswold in seiner Sammlung „The Poets and Poetry of America" zusammengestellt hat, so muß man allerdings zugestehen, daß sich die meisten ihrer Dichtungen nicht über das Niveau des Dilettantismus erheben, von dessen Erzeugnissen die meisten englischen Provinzialblätter fast täglich einen großen Vorrath bringen. Viele dieser Dichter möchten gern classisch sein, aber sie kennen noch nicht einmal die ersten Grundsätze der Kunst oder scheinen dieselben gering zu schätzen. Man erhält bei ihnen unwiderstehlich den Eindruck, daß das Meiste mit ungeheurer Schnelligkeit zusammengeschrieben sei, und die unverkennbaren Spuren von Flüchtigkeit vernichten alle Wirkung. Wir finden gerade dort viele längst veraltete Wörter, neuere in ganz ungewöhnlicher Bedeutung, den Gebrauch von Substantiven für Verben und von Adjectiven statt der Adverbien und endlich eine Reihe von Neubildungen, welche man entschieden mißbilligen muß, z. B. Ausdrücke wie unshadow, tireless, environment, flushful, fadeless, unway, unbrokenly, meddlied, incessancy, delightless u. dergl. mehr. Wörter wie fadeless und tireless finden sich selbst bei Payne, und es ist doch ganz unzweifelhaft, daß die Sylbe less (das deutsche los, z. B. ehelos, furchtlos) nur mit Substantiven in Verbindung gebracht werden kann.

Die ältesten poetischen Schöpfungen, von denen wir Kunde haben, verdienen nur geringe Beachtung; es wird erzählt, daß ein Geistlicher, Namens William Morrell, das erste Gedicht in America geschrieben habe, und zwar in lateinischer Sprache. Er kam 1623

*) Man vergleiche z. B. das Lied Blame not the bowl mit Th. Moore's: Blame not the bard.

nach der Plymouth-Colonie, schrieb dort eine poetische Schilderung von Neu-England und kehrte bald nachher wieder nach London zurück. Die Translation of the Metamorphoses von Sandy wird als das älteste englische, in America geschriebene Werk erwähnt, welches unter dem freundlichen Einflusse der Muse inmitten einer Zeit des Kampfes und Lärmes entstand, Dr. William Ganghan's Gedicht The Golden Fleece ward in New-Foundland fast um dieselbe Zeit gedichtet. Das erste Buch, welches man in British-America druckte, war eine metrische Uebersetzung der Psalmen (The Psalms in Metre, faithfully Translated, for the Use, Edification, and Comforts of the Saints, in Public and Private, especially in New-England. 1640. Cambridge *), die uns durch ihre Einfachheit und Treue von dem Talente Richard Mather's, welcher sie in Verbindung mit Th. Welde und John Elliot verfaßte, eine recht günstige Meinung giebt. Dunster, der erste Präsident von Harward-College, arbeitete das Werk später um, und es blieb in dieser neuen Gestalt sehr lange, sowohl in England als auch in America, bei den von der Hochkirche abweichenden Gemeinden im Gebrauch.

Wir übergehen die Reihe unbedeutender Dichterlinge und bemerken nur noch, daß Benjamin Thomson, ein gelehrter Arzt und Schullehrer, als der erste eingeborene Poet genannt zu werden verdient; er verfaßte ein großes episches Gedicht: „New-England's Crisis“, welches in die Zeit des berühmten Kampfes von 1675 und 76 fällt. Cotton Mather, der gelehrte Heilige, soll 382 gedruckte Werke hinterlassen haben, von denen die „Magnalia Christi Americana“ als eine nicht ganz uninteressante Curiosität zu nennen ist; die Sprache dieses Schriftstellers ist übrigens höchst erbärmlich, die Witze sind wahrhaft jämmerlich und die Schilderungen von Personen und Thatsachen unrichtig oder mangelhaft; die moralische Niedrigkeit des Mannes, welcher 1724 starb, ist außerdem nicht gerade geeignet, die Theilnahme für seine Schriften besonders zu erhöhen. Ein anderer vielfach gerühmter Dichter ist Michael Wigglesworth (1631 bis 1705), dessen „The Day of Doom,“ eine poetische Schilderung des jüngsten Gerichts, sich einer großen Popularität erfreute, obwohl von eigentlicher Poesie sich in dem Werke nichts finden läßt. Nicht viel

---

*) Die erste Presse war seit 1639 in Cambridge und gehörte einem Drucker Namens Daye.

höher stehen die Schöpfungen von Benj. Colman, J. Adams und James Ralph, und wäre der Letztere*) nicht mit Franklin nach England gekommen, so würde Pope kaum daran gedacht haben, ihm in der „Dunciad" die sein Talent verherrlichenden Zeilen zu widmen:

„Silence, ye wolves! while Ralph to Cynthia howls,
And makes night hideous; answer him, ye owls!"

Unmittelbar vor der Revolution finden wir noch in Mather Byles einen Schriftsteller, der durch seine mannigfachen, witzigen Aufsätze und Gedichte in dem New England Weekly Journal während der Zeiten der allgemeinen Aufregung einen nicht unbedeutenden Einfluß übte; er war ein entschiedener Gegner der Revolution und hatte für seine Gesinnung späterhin Gefangenschaft und sogar Absetzung aus seinem geistlichen Amte zu erdulden. Nachdem er wieder frei geworden, lebte er still und zurückgezogen in Boston, wo er 1788 in einem Alter von 82 Jahren starb. Ungeachtet seiner politischen Ansichten ließ man doch allgemein seinem Talente und besonders seinem Witze die höchste Anerkennung zu Theil werden, und obwohl wir in das von Sam. Kettell ihm gewidmete Lob nicht einstimmen können, so mögen doch hier die von Griswold citirten Verse angeführt werden, weil daraus theils die große Popularität von Byles, dem politischen Gegner, hervorgeht, theils aber an diesem einen Beispiele das Uebermaß des Lobes gezeigt werden kann, welches man dem heimischen, wenngleich mittelmäßigen Talente in America, besonders in früherer Zeit, mit vollen Händen widmete. Die bezüglichen Worte, welche Byles durchaus nicht verdiente, lauten:

„There's punning Byles, provokes our smiles,
A man of stately parts.
He visits folks to crack his jokes,
Which never mend their hearts.

With strutting gait, and wig so great,
He walks along the streets;
And throws out wit, or what's like it,
To every one he meets."

---

*) Er ließ in London 1729 sein langes Gedicht „Zeuma or the Love of Liberty" und „Night" erscheinen und lieferte in „Sawney" eine schlechte Satire als Antwort auf die ihm von Pope gewidmeten Verse.

Ueber diesen und die früher erwähnten Dichter giebt freilich auch selbst Samuel Kettell in seiner werthvollen Sammlung: „Specimens of American Poetry“, wie schon gesagt, ein weit günstigeres Urtheil; aber so richtig auch die Charakteristik im Allgemeinen gehalten ist, so läßt sich doch in derselben das nationale Vorurtheil nicht verkennen, und es scheint überhaupt oft, als ob Kettell Alles, was keine Prosa war, für Poesie gehalten habe. Fassen wir unser Urtheil über die früheren Leistungen ganz kurz zusammen, so läuft es eben darauf hinaus, daß die ältesten Gedichte einen vorherrschend religiösen Charakter haben und einzelne unter ihnen, besonders die Nachahmung der Psalmen, nicht ohne wahre Begeisterung sind.

Nach der Zeit der politischen Erhebung finden wir zuerst die scharfen Satiren von Dr. Church und die humoristischen Balladen von Francis Hopkinson (z. B. The battle of the Kegs), welche von einigem Talente zeugten; beachtenswerther aber waren die Leistungen Philipp Freneau's, welche sich durch eine rohe Kraft des Sarkasmus und durch interessante Anspielungen auf die Zeitereignisse auszeichneten. Bei Allen, welche an der politischen Begeisterung jener Zeit ernstlich theilnahmen, erwachte mehr und mehr der Geist nationalen Strebens, und besonders bei den Dichtern aus Connecticut: Trumbull, Dwight, Barlow, Humphreys und Hopkins war der Patriotismus, das Verlangen, ihr Vaterland in Ansehen zu bringen, zu dem höchsten und einzigen Principe alles ihres Strebens und Ringens geworden. Der Hauptwerth aller dieser Dichter war übrigens, daß sie, besonders in ihren ersteren Gedichten, die damaligen englischen Schriftsteller copirten, und daß sie sich durch eine großartige declamatorische Manier hervorzuthun suchten, ihren Styl künstlich schraubten und sich gleich wie auf Stelzen nur sehr unfrei zu bewegen vermochten. Ihr Versbau war regelmäßig, aber es fehlte ihnen an ächtem Pathos und mehr oder weniger an Tiefe und Wahrheit des Gefühls. Von den besten dieser hatten Dwight und Barlow im Ganzen nur wenig Erfolg, weil der Eine zu unbedeutende Muster nachahmte und weil der Andere sich selbst einen Styl gebildet hatte, welcher die bescheidensten Anforderungen nicht ganz befriedigen konnte.

Timothy Dwight und Joel Barlow galten in America lange für die besten Dichter; der Letztere hatte ein außerordentlich bewegtes Leben, und seine ersten poetischen Versuche berechtigten zu den schönsten Hoff-

nungen, welche indessen leider nicht erfüllt wurden. Er stammte aus dem Dorfe Reading in Connecticut (geb. 1755), erhielt eine gründliche Bildung, studirte Rechtswissenschaften, später auch Theologie, und zog schon früh durch seine „Vision of Columbus," wie auch durch die von ihm besorgte Revision von Watt's Uebersetzung der Psalmen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er ging später nach Europa, veröffentlichte dort mehrere politische Flugschriften, ward in London zum Abgeordneten der Constitutional-Society gewählt und nach Paris geschickt, erhielt daselbst als eifriger Republicaner das französische Ehrenbürgerrecht und ließ sich dort ganz nieder, indem er sich anfangs mit commerciellen und nachher mit rein politischen Angelegenheiten beschäftigte und in seinen Mußestunden Poesie trieb. Nach etwa 17 Jahren kehrte er nach seinem Vaterlande wieder zurück, blieb hier aber nur kurze Zeit, da er im J. 1811 als bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten nach Frankreich geschickt ward. Auf einer Reise nach Polen, wohin er zu einer Berathung mit Napoleon eingeladen war, ergriff ihn ganz plötzlich im Herbste 1812 eine sehr heftige Lungenentzündung, und er starb am 2. Decbr. in dem Dorfe Zarnowitch bei Krakau. Sein komisches Epos „Hasty Pudding" war unzweifelhaft seine beste Schöpfung und fand sehr viel Beifall; später wollte er sich mehr auszeichnen und schrieb deshalb ein längeres episches Gedicht: „The Discovery of America," und hatte auch den Plan, den Kampf um die Unabhängigkeit seines Vaterlandes ausführlich zu schildern, kam indessen glücklicher Weise nicht zu der Ausführung dieses Unternehmens. Dagegen verdarb er sein Gedicht auf Columbus durch Erweiterung und Umgestaltung und ließ dasselbe 1807 als ein größeres Werk unter dem Namen „The Columbiad" erscheinen, in welchem er vergeblich nach größerer Kraft des Ausdrucks gestrebt, Zusätze ohne allen Werth und Geschmack gemacht und alles schon früher Langweilige noch entsetzlich in die Länge gezogen hatte. Wir finden in dem Gedichte eine Reihe von Visionen, welche Hesper, der Geist des westlichen Festlandes, dem kühnen Entdecker in seinem Gefängnisse zu Valladolid vorführt, und dabei die mannigfaltigsten Personen und Ereignisse behandelt bis hinauf zur Zeit der Freiheitskriege und der Gründung der Republik. Nimmt man einzelne wenige Stellen aus, in denen sich poetischer Schwung und eine schöne patriotische Sprache findet, so läßt sich nichts weiter dem Gedichte nachrühmen, und es dürfte nicht leicht Jemand im

Stande sein, das Ganze hintereinander durchzulesen. Auch in americanischen Blättern hat sich die Kritik sehr streng und witzig über dieses Hauptwerk Barlow's ausgesprochen und merkwürdiger Weise fand es in England mehr Freunde, als in dem Vaterlande des Verfassers.

Timothy Dwight war durch Talent, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichnet und führte ein langes, tugendhaftes Leben. Er ward 1752 zu Northampton in Massachusetts geboren, erhielt seine Bildung in Yale-College und wirkte an derselben Anstalt später als Lehrer uud zuletzt als erster Vorsteher, nachdem er zuvor an verschiedenen Orten als Prediger vielen Segen gestiftet hatte. Im Jahre 1777 versah er in dem Feldzuge das Amt eines Feldpredigers und hatte sich dort sowohl durch die herzliche Innigkeit seiner Seelsorge, als auch durch die Abfassung vieler schöner patriotischer Lieder die wärmste Anhänglichkeit erworben. Seine größeren Gedichte, von denen die „Conquest of Canaan“ das bekannteste ist, sind zu künstlich und mechanisch, gezwungen und unnatürlich und sichern ihm keine Unsterblichkeit. In der Wahl seines Stoffes von dem eben angeführten Gedichte war er eben nicht sehr glücklich und benutzte überdies noch nicht einmal alle ihm gebotenen Vortheile; seinem Epischen fehlte die Farbe der erfinderischen und poetischen Phantasie und jener eigenthümliche Reiz, wodurch das wahre Genie dem einfachsten Vorfalle Interesse und Werth verleiht, und sein Versbau leidet überdies an einer sehr unerfreulichen Monotonie. Neben wenigen einzelnen Stellen, welche recht schön sind, müssen besonders seine Versuche, witzig zu sein, ganz erfolglos genannt werden, z. B. in Greenfield Hill und in The Triumph of Infidelity, der unglücklichsten seiner verfehlten Schöpfungen.

Die ernste Frömmigkeit und das freundliche Wohlwollen, welches sich in den Gedichten John Pierpont's (geb. 1785) überall ausspricht, verschaffte ihm in Vergleich zu den vielen abgeschmackten Schöpfungen seiner meisten Zeitgenossen volles Anrecht auf die Achtung seiner Leser. Er hatte sich anfangs mit der Gesetzeskunde beschäftigt, war dann zu dem Studium der Theologie übergegangen und fand durch seine „Airs of Palestine“ die dankbarste Anerkennung seiner Leistungen. Der Dichter schilderte hier die Wirkungen der Musik mit besonderer Rücksicht auf die heilige Geschichte, und die Tiefe der Gedanken, die Schönheit der Sprache, so wie die Harmonie des Vers-

baues machten das Gedicht zu einem der wenigen älteren guten Bücher America's. Wir lassen hier ein paar seiner kleineren Gedichte folgen, welche am besten geeignet sind, den Dichter gehörig zu charakterisiren. Das zweite Gedicht: „Passing away," leidet einigermaßen an Unklarheit und Gesuchtheit, wogegen das dritte: „My child," äußerst sinnig genannt zu werden verdient und rücksichtlich der Form wahrhaft ausgezeichnet ist. Fast in allen seinen Gedichten ist übrigens eine elegische Stimmung vorherrschend.

Independence.

Day of glory! welcome day!
Freedom's banners greet thy ray;
See! how cheerfully they play
With the morning breeze,
On the rocks where pilgrims kneel'd,
On the heights where squadrons wheel'd,
When a tyrant's thunder peal'd,
O'er the trembling seas.

God of armies! did thy stars
In their courses smite his cars,
Blast his arm, and wrest his bars
From the heaving tide?
On our standard, lo! they burn,
And, when days like this return,
Sparkle o'er the soldier's urn,
Who for freedom died.

God of peace! — whose spirit fills
All the echoes of our hills,
All the murmurs of our rills,
Now the storm is o'er; —
O, let freemen be our sons;
And let future Washingtons
Rise, to lead their valiant one's,
Till there's war no more.

By the patriot's hallow'd rest,
By the warrior's gory breast,
Never let our graves be press'd
By a despot's throne;

By the pilgrims' toil and cares,
By their battle and their prayers,
By their ashes — let our heirs
Bow to thee alone.

Passing away.

Was it the chime of a tiny bell
That came so sweet to my dreaming ear, —
Like the silvery tones of a fairy's shell
That the winds of the beach, so mellow and clear,
When the winds and the waves lie together asleep,
And the moon and the fairy are watching the deep,
She dispensing her silvery light
And he his notes as silvery quite,
While the boatman listens and ships his oar,
To catch the music, that comes from the shore? —
Hark! the notes on my ear that play,
Are set to words: — as they float, they say,
„Passing away! passing away!"

But no; it was not a fairy's shell,
Blown on the beach so mellow and clear;
Nor was it the tongue of a silver bell,
Striking the hour, that fill'd my ear,
As I lay in my dream; yet was it a chime,
That told of the flow of the stream of time.
For a beautiful clock from the ceiling hung,
And a plump little girl, for a pendulum, swung;
(As you've some times seen, in a little ring
That hangs in his cage, a canary bird swing;)
And she held to her bosom a budding bouquet,
And as she enjoy'd it, she seem'd to say:
„Passing away, passing away!"

O how bright were the wheels, that told
Of the lapse of time, as they moved round slow!
And the hands as they swept o'er the dial of gold,
Seemed to point to the girl below.
And lo! she had changed: — in a few short hours
Her boquet had become a garland of flowers,
That she held in her outstretched hands, and flung
This way and that, as she dancing, swung

In the fulness of grace and womanly pride,
That told me, she soon was to be a bride; —
Yet then, when expecting her happiest day
In the same sweet voice I heard her say:
„Passing away, passing away!"

While I gazed at the fair one's cheek, a shade
Of thought, or care, stole softly over,
Like that by a cloud in a summerday made
Looking down on a field of blossoming clover.
The rose yet lay on her cheek, but it's flush
Had something lost of it's brilliant blush;
And the light in her eye and the light on the wheels,
That marched so calmly around above her,
Was a little dimm'd, — as when evening steals
Upon noon's hot face: — Yet one could' n't but love her,
For she look'd like a mother, whose first babe lay
Rock'd on her breast, as she swung all day; —
And she seem'd, in the same silver tone to say,
„Passing away, passing away!"

While yet I look'd, what a change there came!
Her eye was quench'd, and her cheek was wan:
Stooping and staff'd was her wither'd frame,
Yet, just as busily, swung she on,
The garland beneath her had fallen to dust;
The wheels above her were eaten with rust,
The hands that over the dial swept,
Grew crooked and tarnish'd, but on they kept,
And still there came that silver tone
From the shrivell'd lips of the toothless crone, —
(Let me never forget till my dying day
The tone on the burden of her lay,) —
„Passing away, passing away!"

Alles vergeht! alles vergeht!

Was so sanft zum träumenden Ohr mir drang,
War's nicht hellklingenden Glöckleins Getön?
Es gleichet des Muschelhorns silbernem Klang,
Das die Nymph' am Gestad' bläs't so sanft und so schön;
Wenn der Wind auf der Well' sich sein Lager gemacht,
Und der Mond tief im See mit der Nymphe noch wacht,

Er entsendet den silbernen Glanz,
Sie die Töne von Silber ganz;
Daß der Fischer ihr horcht, ihm das Ruder entsinkt,
Zu erhaschen den Klang, der in's Ohr ihm klingt. —
Horch auf! jener Ton, der am Strande entsteht,
Er wird zu dem Wort, wenn er schwebend verweht:
„Alles vergeht! alles vergeht!"

Doch nein; es war nicht eines Muschelhorns Klang,
Das die Nymph' am Gestad' bläs't so sanft und so schön,
Auch war's nicht, anzeigend der Stunden Gang,
Eines silbernen Glöckleins hellklingend Getön,
Was ich hörte im Traume; doch war es ein Spiel,
Erzählend vom Strome der Zeit gar viel:
Denn es hing eine Prachtuhr die Wand entlang,
Statt des Pendels ein pausbackig Mädchen sich schwang;
(Wie ihr oft wohl gesehn, daß im winzigen Ring,
Der hängt an dem Bauer, das Vöglein sich schwingt)
An der Brust einen knospenden Strauß sie hält,
Und sie scheinet zu singen, als ob's ihr gefällt:
„Alles verfällt! Alles verfällt!"

Wie erglänzet das Radwerk, das langsam sich dreht,
Und erzählt, wie die Stunde die Stunde bringt,
Und der Zeiger, der über das Zifferblatt geht,
Scheint zu deuten auf's Mädchen, das unten schwingt:
Und schau! in der Stund' wie verwandelt ganz
Ihr Strauß ist geworden zum blumigen Kranz;
Sie hält ihn voll Reiz in den Händen und hebt
Ihn bald so und bald so, und im Tanze sie schwebt
Voll weiblichen Stolzes; im Kranze die Myrth'
Belehrt mich, daß bald eine Braut sie jetzt wird.
Doch ob auch jetzt den schönsten der Tage sie sieht,
Spricht sie dennoch, ich hör' es, mit sanftem Gemüth:
„Alles verblüht! alles verblüht!"

Als ich anstaun' die Wangen des Mädchens, da sacht
Ein Schatten von Sorg' vor das Antlitz ihr schleicht,
Gleich dem, den die Wolke am Sommertag macht,
Wenn sie über die blühende Kleewiese streicht.
Zwar lag noch die Ros' auf der Wang'; doch die Füll'
Des schwellenden Roths war verbleicht in der Still',
Und der Glanz ihres Aug's und des Radwerks Bau,
Das sie oben, leisschwingend, in Drehung versetzt,
War schon etwas geschwärzt, wie vom Abendgrau
Des Tag's heiße Stirn; doch man liebt sie auch jetzt:

Einer Mutter des ersten Kindleins sie gleicht,
Sie wiegt's an der Brust, weil sie schwingt sich so leicht;
Doch der Silberton hat auch mein Ohr schon erreicht:
„Alles verbleicht! alles verbleicht!"

Und als ich noch schaut', welche Wandlung sich zeigt:
Die gekrümmte Gestalt ist beschmutzt und verdorrt,
Ihr Aug' ist erloschen, die Wange gebleicht,
Und doch eben so emsig noch schwinget sie fort;
Der Kranz ihr zu Fuß ist gefallen zu Staub,
Das Radwerk ward oben dem Roste zum Raub,
Die Zeiger, die über das Zifferblatt zieh'n,
Sind gekrümmt und bestaubt, und doch wandern sie hin;
Und der Silberton kam, wie der früh're genau,
Aus dem zahnlosen Munde der knöchernen Frau —
(Laß vergessen mich nie, bis der Tod vor mir steht,
Das Sprüchlein am Schlusse von ihrem Gebet,) —
„Alles vergeht, alles vergeht!"

My child.

I cannot make him dead!
His fair sunshiny head
Is ever bounding round my study chair;
Yet, when my eyes, now dim
With tears, I turn to him,
The vision vanishes — he is not there!

I walk my parlour floor,
And, through the open door,
I hear a footfall on the chamber stair;
I'm stepping towards the hall,
To give the boy a call;
And then bethink that — he is not there!

I thread the crowded street;
A satchell'd lad I meet
With the same beaming eyes and colour'd hair
And, as h'is running by,
Follow him with my eye,
Scarcely believing that — he is not there!

I know his face is hid
Under the coffin lid;
Closed are his eyes; cold is his forehead;

My hand that marble felt
O'er it in prayer I knelt;
Yet my heart whispers that — he is not there!

I cannot make him dead!
When passing by the bed,
So long watch'd over with parental care,
My spirit and my eye
Seek it inquiringly,
Before the thought comes that — he is not there!

When, at the cool gray break
Of day, from sleep I wake,
With my first breathing of the morning-air
My soul goes up with joy,
To him who gave my boy,
Then comes the sad thougt that — he is not there!

When at the days calm close
Before we seek repose,
I'm with his mother, offering up our prayer,
Whate'er I may be saying
I am, in spirit praying
For our boy's spirit, though — he is not there!

Not there? — Where then is he?
The form I used to see
Was but the raiment, that he used to wear.
The grave, that now does press
Upon the cast-of dress,
It but his wardrobe lock'd; — he is not there!

He lives! — In all the past
He lives; nor, to the last
Of seeing him again will I despair;
In dreams I see him now;
And on his angel brow,
I see it written: „Thou shalt see me there!“

Yes we all live to God!
Father, thy chastening rod
So help us, thine afflicted ones, to bear,
That, in the spirit land,
Meeting at thy right hand,
'T will be our heaven to find that — he is there!

Mein Kind!

Todt kann mein Sohn nicht sein!
Klar wie der Sonnenschein
Hüpft um den Arbeitstisch sein sanft Gesicht —
Wenn ich das Aug' behend'
Voll Thränen zu ihm wend',
Verschwindet das Gespenst — das ist er nicht!

Ich schritt durch's Zimmer hier,
Und durch die off'ne Thür
Hört' einen Fall ich an der Treppe dicht;
Ich eil' der Thüre zu
Und ruf' ihn laut zur Ruh,
Dann stand ich sinnend: — ach das ist er nicht! —

Ich wand mich durch's Gewühl,
Auf einen Schulknab' fiel
Mein Blick; ganz gleiches Aug' und gleiches Haar!
Als er vorbei mir rennt,
Folgt' ihm mein Blick behend' —
Kaum konnt' ich glauben, daß er das nicht war!

Ich weiß, daß in den Sarg
Sein Antlitz man verbarg,
Das Aug' geschlossen, eiskalt das Gesicht;
Die Hand hier fühlt' das Eis,
Und kniend fleht' ich heiß;
Doch raunt mein Herz mir zu: das ist er nicht!

Todt kann mein Sohn nicht sein!
Seh' ich sein Lager klein,
So lange überwacht nach Vaterpflicht,
Mein Aug' und Geist in Hast
Sucht' ihn ohn' Ruh' und Rast,
Bis sinnend ich bedenk': dort ist er nicht!

Wenn ich am frühen Tag,
Noch grau und kühl, erwach',
Und ich des Morgens frische Luft verzehr',
Freudvoll mein Geist sich lenkt
Zu ihm, der ihn geschenkt;
Dann kommt die schwarze Trau'r: er ist nicht mehr!

Wenn ich am stillen End'
Des Tag's zur Ruh' mich wend',
Bet' mit der Mutter ich zum Schöpfer hehr;
Doch was ich immer bet',
Für unsern Knaben fleht
Die Seele, und doch — ist er hier nicht mehr!

Nicht hier? Wo ist er dann?
Das, was wir von ihm sah'n,
War nur die Kleidung, die er trug, allein;
Der schwere Leichenstein
Auf seinem Kleiderschrein
Ist statt des Schrankes Schloß: er kann's nicht sein!

Er lebt zu aller Zeit!
Lebt! und ich glaub' es heut'
Und bis zum Tod: ich werd' ihn wiederseh'n;
Im Traume seh' ich ihn,
Und in des Eng'leins Mien'
Seh' ich geschrieben: dort sollst Du mich seh'n!

Wir leben all' im Herrn!
Hilf, Vater, daß wir gern,
Gebeugt ertragen Deiner Ruthe Zucht;
Daß in der Geister Land
Es dir zur rechten Hand
Zur Seligkeit uns ruf': seht, den ihr sucht!

Ganz dieselbe Richtung vertritt auch Carlos Wilcox, ein hochverehrter Kanzelredner, welcher sich als Mensch und Christ allgemeine Liebe erwarb und durch seine schönen poetischen Schöpfungen in vieler Hinsicht mit Cowper verglichen werden kann.

Im J. 1800 erschienen die Gedichte von William Clifton, welcher schon in seinem 27. Jahre als ein Opfer der Lungenschwindsucht gefallen war; man lies't diese Schöpfungen mit Vergnügen, da sie neben manchem Schwachen recht viel Zartes und Sinniges enthalten und sich durch große Treue und Wahrheit in den Schilderungen, Flexibilität des Styles und Feinheit der Diction auszeichnen. Neben ihm verdient auch Alsop genannt zu werden, dessen „Monody on the Death of Washington" und die Uebersetzungen von Silius Italicus über punische Kriege nebst der Bearbeitung von Berni's zweitem Gesange des Orlando Inamorato sehr viel Beifall fand. Seine Zartheit verfällt oft in Schwachheit und förmliches Schmachten, und

es fehlte ihm überhaupt an wahrer Gluth der Begeisterung. Die Werke von St. John Honeywood, welche erst 1801 nach seinem Tode gedruckt wurden, haben freilich ebenfalls manche Unvollkommenheiten, aber sie verdienen doch mehr Lob, als die Kritik dem bescheidenen Dichter gespendet hat. Ein bedeutendes, aber irregeleitetes Genie findet man endlich noch in Robert Paine, dem Weintrinker, welchen die liberale sociale Gerechtigkeit aus aller guten Gesellschaft verbannte, weil er eine Schauspielerin geheirathet hatte. Seine fruchtbare Phantasie machte ihn außerordentlich populär, und man entdeckt bei ihm überhaupt viele Spuren von wahrer Größe und Erhabenheit; aber er hüllte seine Gedanken oft in eine undurchdringliche mystische Dunkelheit und hegte für den epigrammatischen Styl eine übertriebene Vorliebe.

Von den besseren Dichtern zweiten Ranges verdienen noch Sprague, Brainard und Street als die beliebtesten kurz erwähnt zu werden. Charles Sprague in Boston (geb. 1791), welcher das Amt eines Cassirers bei der Globe-Bank bekleidete nnd sich seit langer Zeit mit Poesie beschäftigte, hat unter Anderm eine ganze Reihe von Prologen für das Theater verfaßt. Von letztern fand mit Recht seine Ode auf Shakspeare (1823) den meisten Beifall, und daneben sein größeres Gedicht „Curiosity,“ welches die Neugierde von drei nicht uninteressanten Personen besingt, fremde Länder kennen zu lernen. Obgleich diese Dichtungen von Talent zeugen, so stehen sie doch seinen eigentlichen Gelegenheitsgedichten sehr nach, in denen die Ereignisse seines eigenen häuslichen Lebens berührt werden und worin recht viel Ursprünglichkeit hervortritt; wir nennen hier als das Beste von ihm: The Brothers, I see thee still und The family meeting, worin Alles so recht vom Herzen kommt und Reinheit, Lieblichkeit und nimmer alternde Liebe jede empfindende Seele mit freudiger Bewegung erfüllen muß. Die ganze Haltung dieser Gedichte hat etwas Schönes und Rührendes und sie erfrischen zugleich durch die künstlerische Verwendung der Bilder und die Kraft der Sprache. Für die Satire, in welcher er sich öfters versuchte, fehlte es ihm an der nöthigen Ruhe und er tauchte seine Feder stets zu tief in das Gift des bittersten Hohnes; für die Ode endlich bewies er zwar oft eine nicht gewöhnliche Kraft des Gedankens, aber trotz aller metrischen Geschicklichkeit und alles Glanzes im Ausdruck zeigt sich in seinen

Versen doch eine ermüdende Monotonie, und sie wirken somit mehr auf das Ohr als auf das Herz.

John G. C. Brainard (1796) war von Jugend an ein Freund des süßen Stilllebens und aus seinen Träumereien wendete er sich oft nur mit großer Mühe wieder den Rechtsstudien zu, denen er sich zu widmen gedachte. Er fand in seinem Berufe wenig Befriedigung und entsagte demselben deshalb im J. 1822, um die Redaction des Connecticut Mirror zu übernehmen, wo er statt der früheren ernsten Aufsätze philosophischen und politischen Inhalts kleinere anmuthige und humoristische Arbeiten lieferte und sich durch seine gelegentlich abgedruckten Gedichte viele Freunde erwarb. Man konnte recht viel von ihm hoffen, aber schon im J. 1828 raffte ihn die Auszehrung dahin und verhinderte es, daß sich sein Talent gehörig zu entfalten und zu läutern vermochte. Er hatte in seinen Gedichten recht viele Gedanken von großer, außerordentlicher Schönheit und in lieblicher Melodie vorgetragen; aber Alles trug bei ihm zugleich zu sehr den Stempel der Flüchtigkeit und des ersten Entwurfes. Sein Gedicht auf den Niagara-Fall wird von seinen Landsleuten gewöhnlich vorzugsweise gerühmt; aber wir haben darin nichts zu entdecken vermocht, das nicht ein Jeder eben so gut hätte schreiben können, der auch den mächtigen Wasserfall nie gesehen hat. Die unverkennbarsten Spuren eines wirklich glänzenden Geistes erscheinen uns dagegen in den beiden Gedichten: The Sea bird's Song und The storm of war niedergelegt zu sein.

Alfred B. Street ward in Poughkeepsie am Hudson (1811) geboren, widmete sich der Rechtswissenschaft und ließ sich anfangs in Monticello (in der Grafschaft Sullivan) und 1839 in Albany nieder, wo er eine ausgedehnte Praxis hat. Als beschreibender Dichter steht er in America wohl am höchsten und seine Bilder sind eben so malerisch als wahr und treu, so daß sie die americanische Kritik mit den meisterhaften Landschaften eines Cole und Doughty nicht mit Unrecht verglichen hat. Er gilt deshalb auch für einen ächt nationalen Dichter und beschreibt die americanische Scenerie mit außerordentlichem Geschmacke und großer Frische. Seine Gedichte: „Nature (1840), The Burning of Schenectady and other poems (1843), Drawings and Tintings (1844)," welche ganz kürzlich in New-York in einer Gesammtausgabe erschienen sind, verdienen zwar nicht alle gleiches Lob, indem einzelne sehr wild und etwas verworren

sind und auch wohl zuweilen eine sehr falsche Ueppigkeit der Naturschilderung haben, aber sie tragen mehr oder weniger das Gepräge des Gesunden und voller Wahrheit. Tadeln muß man dagegen, daß Street mit seinen Epitheten etwas zu verschwenderisch umgeht und sie häufig nur des Versmaßes wegen gebraucht zu haben scheint, und gleich dem Dichter Brown verwendet er auf die Ausführung des Details oft zu viele Striche, wodurch die leitende Idee zu sehr in den Hintergrund tritt. Aber dessenungeachtet lief't man alle seine Schöpfungen mit wahrem Vergnügen, denn er ist ein ächter Sohn America's.

Wenige der neueren Dichter haben sich wohl so sehr durch den kühnen Schwung, die Freiheit und Leichtigkeit ihrer Verse ausgezeichnet als James Gates Percival, welcher, 1795 zu Berlin in Connecticut geboren, sich ursprünglich dem Studium der Medicin widmete. Zwar beschäftigte er sich schon sehr früh mit Poesie, aber er vernachlässigte deshalb seinen eigentlichen Beruf nicht, erwarb sehr umfassende und gründliche Kenntnisse, trat im J. 1824 in die Armee als Regimentsarzt ein und erhielt zugleich an der Militair-Akademie in West-Point einen Lehrstuhl als Professor der Chemie. Als er hier zu seinem Bedauern die Entdeckung machte, daß es ihm unmöglich sein würde, neben seinen Berufsgeschäften sich auch literarischen Bestrebungen, die ihm sehr am Herzen lagen, fernerhin widmen zu können, gab er seine Stelle wieder auf und zog nach Boston, um sich dort ausschließlich mit der schönen Literatur zu beschäftigen. Wir haben aus seiner Jugendzeit eine Tragödie von ihm, welche Zamor benannt ist; der Plan des Stückes ist ohne Interesse und voll Unwahrscheinlichkeiten, und man fühlt es dem ganzen Stücke genugsam an, daß der jugendliche Verfasser musa invita geschrieben hatte, und daß ihm der sehr richtige Ausspruch Milton's unbekannt war, daß nämlich die Tragödie nicht nur „the gravest, moralest and most profitable of all other poems“ sei, sondern auch „the most difficult of execution“. Größere Beachtung fand sein „Prometheus,“ ein discursives, philosophisches Gedicht in 162 Stanzen, welches nach dem Vorbilde Spenser's geschrieben war und sich durch große Leichtigkeit des Versbaues rühmlich auszeichnete. Einige Verse dieses Gedichtes besitzen das düstere Sententiöse der Byron'schen Muse und haben durch die Tiefe des Gedankens außerordentlich angesprochen. Seine Gedichte vermischten Inhalts, welche er in Verbindung mit

seinen prosaischen Aufsätzen unter dem Gesammttitel „Clio" veröffentlichte, und denen sich später noch „The Dream of Day and other Poems. 1843" anschlossen, sind unstreitig das Bedeutendste von seinen Leistungen. Man findet hier eine große Fülle und Ueppigkeit in Sachen und Worten und bei einer reichen Phantasie zugleich viel Kraft und doch auch Lieblichkeit. Viele seiner Verse glühen und funkeln wahrhaft von Geist und erzeugen Begeisterung, und der Leser fühlt sich ganz unwillkürlich von dem Zauber jener Seele mit fortgerissen, welcher so herrliche Gedanken entströmten. Die Natur hatte ihm außerordentliche Dichtergaben verliehen, aber es fehlte ihm an Sorgfalt in der Ausführung, und man vermißt leider sehr oft die Feile, welche das Rauhe hätte mildern und das Schwache und Mangelhafte leicht berichtigen können. Hätte er es über sich vermocht, bei der Fülle von Eindrücken mehr zu wählen und sich in seiner glücklichen Begeisterung nicht zu sehr hinreißen und übermannen zu lassen, hätte er nur mehr Kraft und Sorgfalt auf die Richtung seiner Gedanken verwendet, so würde er gleich den größten Dichtern einen wahrhaft magischen und nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Ungeachtet seiner vielen Mängel liegt aber doch ein ganz eigenthümlicher Zauber in seinen Versen, und es ist z. B. eine Thatsache, daß jeder Schulknabe in America viele seiner Gedichte fest im Gedächtnisse hat, wir erinnern nur an das berühmte Prevalence, The Graves of the patriots, Spring, Desolate city. Zu seiner Charakterisirung lassen wir folgende Zeilen von ihm folgen:

Serenade.

Softly the moonlight
Is shed on the lake,
Cool is the summernight —
Wake! O awake!
Faintly the curfew
Is heard from afar,
List ye! O list
To the lively guitar.

Trees cast a mellow shade
Over the vale,
Sweetly the serenade
Breathes in the gale,

Softly and tenderly
Over the lake,
Gaily and cheerily —
Wake! O awake!

See the light pinnace
Draws nigh to the shore,
Swiftly it glides
At the heave of the oar,
Cheerily plays
On its buoyant car,
Nearer and nearer
The lively guitar.

Now the wind rises
And ruffles the pine,
Ripples foam-crested
Like diamonds shine,
They flash where the waters
The white pebbles lave,
In the wake of the moon,
As it crosses the wave.

Bounding from billow
To billow, the boat
Like a wild swan is seen
On the waters to float;
And the light dipping oars
Bear it smoothly along
In time to the air
Of the gondolier's song.

And high on the stern
Stands the young and the brave,
As love-led he crosses
The star-spangled wave,
And blends with the murmur
Of water and grove
The tones of the night,
That are sacred to love.

His gold-hilted sword
At his bright belt is hung,
His mantle of silk
On his shoulder is flung,

And high waves the feather,
That dances and plays
On his cap where the buckle
And rosary blaze.

The maid from her lattice
Looks down on the lake,
To see the foam sparkle,
The bright billow break,
And to hear in his boat,
Where he shines like a star,
Her lover so tenderly
Touch his guitar.

She opens her lattice
And sits in the glow
Of the moonlight and star-light,
A statue of snow;
And she sings in a voice,
That is broken with sighs,
And she darts on her lover
The light of her eyes.

His love — speaking pantomime
Tells her his soul —
How wild in that sunny clime
Hearts and eyes roll.
She waves with her white hand
Her white fazzolet,
And her burning thoughts flash
From her eyes' living jet.

The moonlight is hid
In a vapour of snow!
Her voice and his rebeck
Alternately flow;
Re-echoed they swell
From the rock on the hill;
They sing their farewell,
And the music is still.

Am nächsten verwandt mit seinem Geiste waren Whittier und Dana, welche wegen ihrer inneren Freiheit und ihres ächt nationalen Strebens unmittelbar nach den ersten Dichtern America's genannt zu werden verdienen.

John Greenleaf Whittier (geb. 1808) stammte aus einer geachteten Quäker-Familie in Haverhill am Merrimack in Massachusetts und ward zuerst bekannt durch die Herausgabe des American Manufacturer, eines Blattes, welches in Boston für den Schutzzoll kämpfte. Später redigirte er mehrere Jahre das New England Weekly Review in Hartford und begab sich 1831 wieder nach seinem Geburtsorte, wo er sich eine Zeitlang fast ausschließlich mit der Landwirthschaft befaßte; erst 1836 wendete er sich wieder literarischen Bestrebungen zu, und es erschienen seit dieser Zeit mehrere Gedichte und größere Arbeiten in Prosa von ihm, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zogen. In seinem längsten Gedichte: „Mogg Megone", schilderte er das Leben der ersten Einwanderer von Massachusetts und führte dabei zugleich Bilder von den Eingeborenen vor, welche durch ihre Treue und Natürlichkeit wohl geeignet waren, die vielen romantischen Fictionen über den indischen Charakter, wie sie in den Novellen so oft erscheinen, zu zerstreuen. Sein streng puritanischer Geist, welcher hier, wie auch in seinen später erschienenen „Ballads, Lays of Home, Bridal of Pennacook, The Stranger in Lowell" und in einigen anderen Schriften prosaischen Inhalts sehr stark hervortrat, der ihm inwohnende unerschütterliche Muth der Wahrheit, welcher sich besonders zu Gunsten der Abschaffung der Sclaverei geltend machte, der Feuereifer, mit welchem er der Tyrannei der sogenannten öffentlichen Meinung entgegentrat, — Alles dieses hat ihm die Verehrung vieler Freunde der wahren Freiheit erworben und seinem Namen ein bleibendes Andenken gesichert. Seine Schöpfungen fanden übrigens auch selbst bei Gegnern die verdiente Beachtung, und der Eindruck seines ächt nationalen Strebens muß jedenfalls ein nachhaltiger genannt werden; „he is", sagt deshalb auch einer seiner Landsleute über ihn, „of that class of authors whom we most need in America to build up a literature that shall elevate with itself the national feeling and character".

Neben einer großen Kraft und Kühnheit des Gedankens findet sich in seinen Schriften auch sehr viel Zartes und Liebliches, und wir führen als Beispiel dafür seine „Legends of New England" an, in welchen er die älteste Geschichte des Landes in höchst malerischer Weise schilderte. In seinen lyrischen Stücken scheint er zuweilen sein wahres Herzensblut mit zu ergießen, und in der Wärme seines Temperaments kann die Phantasie mit ihrem feurigen Begleiter

oft kaum Schritt halten. Stürmisch erscheint er dagegen andererseits bloß aus Gewissenseifer, und dann ist er wahrhaft unbarmherzig und völlig rücksichtslos. In seinen neuesten Gedichten „Lines on the Death of Lucy Hooper, Raphael, Follen und Memories findet sich neben der großartigsten Kraft mehr Zartheit der Empfindung und milde Frömmigkeit des Gefühls; man begreift dort kaum, wie solchen Strömen des leidenschaftlichen Gefühles solch anmuthige Verse in unmittelbarem Anschlusse nachfolgen können. America ist darüber einig, daß Whittier jene Wahrheit, Männlichkeit und Kraft des Charakters besitzt, jenes innere Freisein von aller conventionellen Knechtschaft, die man als die Basis für den Charakter jedes großen Mannes ansehen muß, und ohne welche die Poesie ein bloßes Echo der Salons sein und statt der Wirklichkeit nur affectirtes Wesen idealisiren würde. Whittier besitzt den Geist und die Seele eines Dichters, und man darf mit Zuversicht erwarten, daß er dereinst noch die rechte Höhe in seiner Kunst erreichen werde*).

Kein Dichter America's ist so subjectiv und zeigte in allen seinen Schöpfungen so sehr die Spuren seiner Individualität, als Richard Henry Dana, dem man es nachrühmen darf, daß er nichts nach bloßem Hörensagen schrieb, sondern Alles tief innerlich durchlebt hatte, was er in seinen Gedichten sang. Er war 1787 in Cambridge geboren, erhielt seine Bildung in Harvard College, widmete sich später in Baltimore der Rechtsgelehrsamkeit und beendete seine Studien in Cambridge. Die außerordentliche Zartheit und Schwäche seines Körpers unterbrach öfters auf eine längere Zeit seinen Unterricht, und er schweifte dann auf weiten Spaziergängen umher und zeigte schon damals seine Vorliebe für wilde und malerische Naturscenen, die er späterhin als Dichter mit so viel Wärme und Begeisterung in seinen reichen Naturschilderungen bewiesen hat. Seine Gesundheitsschwäche nöthigte ihn denn auch, dem Geschäftsleben völlig Lebewohl zu sagen und sich ausschließlich dem literarischen Berufe zu widmen. Er unterstützte anfangs Edw. Channing durch Beiträge (vorzugsweise kritischen Inhalts) für das North American Review, in denen er besonders Wordsworth, Coleridge

*) Er bearbeitet gegenwärtig die literarische Abtheilung der in Washington erscheinenden radicalen „National-Era“ und kämpft dabei zugleich fortwährend für die Abschaffung der Sclaverei, welche als eine abscheuliche Anomalie in einem freien Lande anzusehen ist.

und Byron bewunderte und sich durch seine ideale Richtung in den schroffsten Gegensatz zu der damals herrschenden Ansicht des North American Club brachte, welchem Pope und dessen Schule über Alles gingen. Er sah sich deshalb auch genöthigt, seine Verbindungen abzubrechen und gründete eine eigene Zeitschrift, welche unter dem Titel „The idle Man“ erschien, aber nur ein sehr kurzes Dasein fristete, weil Dana der allgemeinen Verkehrtheit gegenüber allein zu schwach war und deshalb nicht durchbringen konnte. Seine Gedichte „The Dying Raven“, „The Changes of Home“ und besonders „The Buccaneer“ erfreuten sich dagegen allgemeiner Theilnahme und man hörte ihn auch sehr gern in seinen Vorlesungen über die englische Literatur, welche er 1839 und auch später mit großem Beifalle vortrug. The Buccaneer, eine Erzählung voll düsterer, leidenschaftlicher Scenen, schildert einen furchtbaren Mord, den ein Pirat an der Küste von Neu-England vollbrachte und der dafür eine gräßliche Strafe erhielt. Es ist ein Stück voll Sünde, Blut und furchtbarer Rache, welche über den Schuldigen durch geheimnißvolle, übernatürliche Mächte geschleudert wird. Der Gedanke ist hochpoetisch und wunderbar durchgeführt; die Verse enthalten indessen wegen der sententiösen Kürze des Ausdrucks und wegen der dramatischen Form, in welcher die einzelnen Theile behandelt sind, außerordentlich viel Dunkelheiten. The Changes of Home erzählen dagegen das Schicksal zweier Liebenden, wie es im wirklichen Leben leider nur zu oft vorkommt. Der Bräutigam soll sich erst Schätze erwerben und muß deshalb die Heimath verlassen, um in der Fremde sein Glück zu suchen; dort ereilt ihn der Tod, und alle heißen, langgehegten Hoffnungen des harrenden Mädchens verwandeln sich plötzlich in düstere Verzweiflung. Außer den ebengenannten Gedichten verdienen auch noch „Factitious Life, Thoughts on the Soul und The Husband's and Wife's Grave“ gerühmt zu werden, welche sich durch religiöse und philosophische Tiefe, Zartheit des Gefühls und eine einfache, kräftige Sprache sehr auszeichnen.

In seinen prosaischen Aufsätzen verschmähete es Dana, vielleicht zu sehr absichtlich und mit zu viel Härte, die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen und sich den Beifall desselben zu gewinnen. Er betrachtete in seinem Idle Man nicht die vergänglichen Bilder des Tages, verschmähete die gewöhnliche Ausdrucksweise und statt den Lieblingsschriftstellern nachzuahmen und Anspielungen auf

beliebte Gegenstände zu machen, bildete er vielmehr durch die Eigenthümlichkeit seiner Speculation und seines Styles den schroffsten Gegensatz zu dem Herrschenden. Er war zu ernst und brachte auf einmal zu viele Gedanken, als daß ihm die Leser ohne große Anstrengung hätten zu folgen vermocht, und darum konnten seine Arbeiten nie recht populär werden. Wer sich freilich in dieselben vertiefen will, wird für seine Mühe reichlich belohnt werden; denn in frischem, kräftigem Style stellt er die Schönheiten der Kunst und Natur in ganz ungewohnter Weise und mit großer Lebendigkeit dar, und alle Dinge erscheinen bei ihm nicht nackt und vereinzelt, sondern in ihren Beziehungen zu einander innig verbunden, und der zarte aber kräftige Geist des Verfassers erhebt auch den unsrigen und macht ihn harmonisch und gewährt zugleich die mächtigsten Antriebe zu allem Guten. Gedenken wir hier beispielsweise der „Essays on Old Times, on the Past und the Present, so finden wir die lieblichen und freundlichen Tendenzen des Alten außerordentlich schön gezeichnet und ganz besonders von jenem Zeitalter, das uns durch seine Associationen lieb und theuer ist und durch seine Schilderung unsere Herzen gleichsam verjüngt und für die Aufnahme des Guten bereit macht. Wie wenig sich Dana überhaupt um die öffentliche Meinung kümmerte, das läßt sich zur Genüge aus der Herausgabe seines „Essay on Law as suited to Man“ ersehen, wo er über die beste Form der Regierung und des Gesetzes eine Reihe von Fragen aufwarf und zu lösen suchte, welche stets politische Bitterkeit hervorrufen werden und heftige Angriffe veranlassen mußten. Dana erklärte nun keine Regierungsform für absolut gut, zeigte dagegen, wie viel Mängel einer jeden einzelnen anklebten und erklärte es zumal für ganz unrichtig und verkehrt, an die Stelle der einen ganz plötzlich eine andere setzen und als fertig und abgeschlossen betrachten zu wollen.

In seinen Gedichten verdient vor Allem die germanische Kraft des Styles gerühmt zu werden, welche dem poetischen Ausdrucke sehr wesentlich Vorschub leistete; er verwarf mit großem Eigensinne die werthlosen Neuerungen in der Sprache und hielt sich an die malerische Ausdrucksweise der sächsischen Vorfahren. Seine Wörter sind stets verkörperte Ideen und in seinem kurzen, gedrängten Style enthält oft ein einziges Epitheton einen großen, mächtigen Gedanken. In seiner strengen Einfachheit war er völlig frei von jener oft be-

klagten Sucht, überall glänzend und phantastisch zu erscheinen, und wenngleich seine Sprache im Allgemeinen nicht so schön genannt zu werden verdient, als die von Bryant, so zeichnet sie sich dagegen außer ihrer Kürze durch Lebhaftigkeit aus und bedeutungsvollen Inhalt; eine Zeile liefert oft ein ganzes Phantasiestück und enthält die Kraft, den Geist für die Betrachtung des Ungeheuren und Unendlichen dauernd zu fesseln.

Seine Poesie ist aus dem Innersten seiner Seele hervorgegangen, und es lebt in derselben ihre Furcht und ihre Hoffnung, ihr Glaube und ihre Liebe, ihr Schmerz und ihre Freude; daher kommt denn auch der contemplative Charakter aller seiner Gedichte, seine Neigung zur schmerzlichen Klage, seine Vorliebe für die Schilderung aller Bewegungen des Herzens, die Tiefe und Intensität seiner Farben. Dana besaß bei seiner hohen geistigen Kraft alle Eigenschaften, welche den wahren Dichter auszeichnen, Schärfe und Feinheit in der Beobachtung der Natur, ein kräftiges Gefühl für die ächte Schönheit, lebendige Phantasie und eine ungewöhnliche Herrschaft des Ausdrucks. In seinen Schilderungen übertraf er alle Zeitgenossen; man sieht und durchlebt Alles selbst mit, und seine Bilder erscheinen völlig objectiv. Auch seine Charakterschilderungen sind nicht ohne Glück entworfen, und einzelne von ihnen, z. B. Mat Lee im Buccaneer verdienen meisterhaft genannt zu werden. Ueber all seinen Gedanken wallt der Schleier einer sanften, milden, träumerischen Melancholie; er wollte nicht nur der Phantasie seiner Leser gefallen, sondern bei seinem Streben nach einer höheren Sphäre der Poesie lag es ihm vorzüglich daran, die Seele in eine feierliche Betrachtung ihres zukünftigen Geschickes zu versetzen und religiösen Sinn zu verbreiten. Leider verfiel er bei dieser lobenswerthen Absicht zuweilen in eine zu sehr technische Ausdrucksweise und blieb dann hinter der Sprache der Elegy in a country church yard weit zurück; zuweilen war er aber in seinem Bestreben auch äußerst glücklich und z. B. „The Little beach Bird“ hat einen lieblichen mystischen Reiz, dem sich aus den Schöpfungen Wordsworth's wohl nichts an die Seite stellen läßt. Das Philosophische seiner Gedanken durchdringt überhaupt Alles und hält sich nicht etwa bloß gleich einer schwachen Färbung auf die Oberfläche; — darum mühet sich denn nun aber auch der Vers unter der Wucht des Gedankens oft förmlich ab und erscheint dadurch zuweilen zerrissen und rauh, weil

das Ganze der Idee in einer einzigen Zeile ausgedrückt werden sollte. Der denkende und ernste Leser findet in allen seinen Dichtungen das reichste Material zu weiterem Nachdenken, und ein religiöses Gemüth wird sich durch seine Belehrungen vom höchsten praktischen Werthe auf's Nachdrücklichste angesprochen finden. Manche seiner Gedichte, z. B. „In crown of living fire up comes Day aus The Pilgrim's Progress", welches ein schönes Gegenstück zu Bryant's „Address to the Evening wind" bildet, werden unvergeßlich bleiben.

Eigentliche Humoristen giebt es unter den Dichtern America's im Ganzen nur wenige; das Leben ist dort zu ernsthaft, so daß man zum Scherzen wenig Zeit findet. Das Einzige, was hier aus früherer Zeit angeführt zu werden verdient, ist Mc. Fingal von Trumbul, eine ziemlich glückliche Nachahmung des Hudibras und J. Barlow's komisches Epos Hasty Pudding, wie auch Fessenden's scharfe politische Satire Terrible Tractoration. Die genannten Dichtungen wurden aber nicht eben sehr günstig aufgenommen; ihre Satire richtete sich überhaupt auf schnell Vergängliches und die Parodieen verloren ihre Bedeutung, sobald deren Originale vergessen waren. Wenn man indessen nur der vielen Uebertreibungen gedenkt, welche in America an der Tagesordnung sind, so kann man sich leicht vorstellen, daß das Land einen überaus reichen Stoff für die Satire darbietet. Mehr Erfolg hatten die Biglow Papers von Hosea, welche zwar vorzüglich politische Tendenzen befolgten, dabei aber auch einzelnes Allgemeinere recht gut behandelt haben; der Charakter und Dialekt des Yankee ist, um nur ein Beispiel anzuführen, hier in den drolligsten Bildern geschildert worden, und man bekommt über das nationale Streben nach militärischem Ruhme vielleicht nirgends eine so gute Vorstellung. Sogar politische Gegner mußten über Bridofredom Sawin's Briefe herzlich lachen, welcher seine kriegerischen Erfahrungen und seine Abenteuer vor der Rückkehr in die Heimath schildert. Während Sam Slick nur ein schlechtes Gemisch von Provinzialismen aller Staaten giebt, die zugleich eine starke Beimischung komischer Phrasen aus Nova Scotia enthalten, finden wir hier, nach dem Urtheile Sachverständiger, die beste, treueste Nachahmung des eigentlichen Yankee-Dialektes. Zu Anfange dieses Jahrhunderts zeigte sich die erste Anstrengung des americanischen Witzes in einem 1814 erschienenen Gedichte „The Lay of the Scottish Fiddle by W— S—", welches zwar gute Auf-

nahme fand, aber nur eine höchst kindische Parodie des „Lay of the last minstrel“ ist. Die Tendenz dieser Schöpfung war, die englischen Seeofficiere und die bösen Wirthe in New-York zu verleumden; diese seltsame Verbindung, so wie der eigentliche Zusammenhang der Erzählung ist nur schwer zu begreifen, und man versteht das Ganze überhaupt nur, wenn man mit dem americanischen Parteiwesen genau bekannt ist. Jeder Engländer erscheint in dem Stücke als Sir oder a Childe und jeder americanische Wirth als Lord, und es wird Alles verhöhnt und heruntergerissen, was nicht entschieden niedrig und gemein ist. Ein anderes Gedicht „A fable for Critics“, stammte wahrscheinlich aus derselben Feder; es charakterisirt alle bedeutenderen americanischen Schriftsteller und giebt zugleich ein höchst sarkastisches Bild von der herrschenden Kritik.

Die beachtungswerthesten komischen Dichtungen der neuesten Zeit sind von Halleck und O. W. Holmes.

Fitz Greene Halleck, welcher dem Handelsstande von New-York angehört (geb. 1795), hat eine außerordentlich große locale Berühmtheit erworben und wird auch an anderen Orten der Union gern gelesen. Seine besten Gedichte sind Marco Bazzaris, Burns, Red Jacket und Woman, welche ernsten Charakters sind; aber eigentlich noch mehr Beifall fanden seine humoristischen und satirischen Dichtungen, deren scherzhafter Inhalt oft ganz unwiderstehlich ist. „Fanny“, wodurch er zuerst bekannt ward, ist im Ganzen recht gut durchgeführt, doch erscheint das Werk zu sehr als eine Nachahmung des Beppo und ist ganz im Style des Don Juan geschrieben. Halleck's Popularität gründete sich theils auf die edle Haltung seiner lyrischen Gedichte, welche sich durch eine liebliche Melodie des Verses auszeichnen, theils auch auf die steten Beziehungen, welche er in seinen scherzhaften Dichtungen auf Personen und Gegenstände der Gegenwart nahm, worin sich oft eine sehr feine Ironie aussprach und wo besonders seine gut gewählten Contraste Beifall erringen mußten.

M. Bozzaris, jener griechische Anführer, welcher während des Angriffes auf das türkische Lager bei Lapoi fiel, — ein anderes seiner Werke — gilt in America für ein Meisterstück, und das Gedicht zeichnet sich auch wirklich durch feinen Geschmack und ein gebildetes Urtheil rühmlichst aus, wie es sich denn auch in Rücksicht der Bewegung wohl mit „Hohenlinden“ vergleichen läßt. Der

Verfasser zeigt hier, daß er das musikalische Geheimniß seiner Kunst gehörig ergründet hat, und man bemerkt überhaupt, daß der Einfluß Campbell's auf ihn stärker und nachhaltiger war, als derjenige, welchen die Byron'sche Muse auf ihn übte. In seinen komischen Schöpfungen scheint ihm die Poesie oft ein bloßes Spiel zu sein; mit dem Erhabensten, Reinsten und Zartesten mischt er oft die impertinentesten Witze und eigentlich Niedriges, und man muß es beklagen, daß er sich oft nicht scheut, die edelsten Gefühle und schönsten Bilder zu der Darstellung des Lächerlichen förmlich zu mißbrauchen. Halleck besitzt, wie schon gesagt, eine sehr große Popularität, aber er hat weder so viel Originalität wie Bryant, noch auch solche Freiheit und Kühnheit wie Percival, und wir bewundern an ihm eigentlich nur die schöne Verbindung, in welcher bei ihm Anmuth und Lieblichkeit mit großartiger Kraft erscheint.

Oliver Wendell Holmes (geb. 1809) ist unstreitig der beste komische Dichter. Er empfing eine tüchtige Bildung, beschäftigte sich anfangs mit der Rechtswissenschaft, studirte später Medicin, hielt sich längere Zeit in Paris auf und bekleidet seit 1847 an der Harvard-Universität die Stelle eines Professors der Anatomie. In seiner amtlichen Stellung zeichnete er sich sehr aus, schrieb mehrere werthvolle wissenschaftliche Arbeiten und besitzt zugleich als Arzt das Vertrauen seiner Mitbürger. Schon in seiner Jugend beschäftigte er sich sehr eifrig mit Poesie und ließ in der akademischen Zeitschrift „The Collegian" eine nicht unbedeutende Anzahl von Gedichten drucken, welche zwar nicht sehr correct waren, aber durch ihre Originalität und ihren guten Humor sehr viele Freunde fanden. Seine neueren Dichtungen zeugen von größerer Sorgfalt im Ausdrucke, und einzelne unter ihnen, z. B. The Steamboat, Ironsides, Qui vive, haben wahrhaft lyrisches Feuer und hohe Begeisterung. Seine Illustrations of the Athenaeum Gallery of Paintings, welche er in Verbindung mit Epes Sargent herausgab, enthalten seine besten humoristischen Schöpfungen, und es muß hier seine Art der Satire auf die Schwäche der Menschen und die Thorheiten des conventionellen Lebens höchst originell und oft ganz herrlich genannt werden. Sein Spott ist mehr eine leichte Ironie als eigentliche Verachtung; er wundert sich, hofft und klagt mit den Opfern seines Scherzes, und indem er die Albernheit auf die komischste Weise demüthigt, nimmt er die Miene an, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Er

überläßt ihnen gleichsam die Sorge, sich selbst lächerlich zu machen, redet mit großem Pathos die geckenhafte Sprache des Stutzers, idealisirt den Egoisten in sophistischer Rechtfertigung seiner Lebensansicht und kommt mit seinem Witze in solcher Schnelligkeit, daß man ihn erst recht merkt, nachdem er bereits getroffen hat. Seine Diction, besonders in den Dichtungen der letzten Zeit, ist äußerst präcis und kräftig, er hält sich frei von allem Unzarten und Zweideutigen, verletzt darin nie den Sprachgebrauch, beherrscht die sächsische Phraseologie und bedient sich dabei oft der gewöhnlichsten Redewendungen, ohne doch jemals unbedeutend oder gemein zu werden. Charakteristisch ist es bei ihm noch, daß er sehr häufig die Gesprächsform anwendet, und dadurch an Swift erinnert. Er hat freilich nur wenig veröffentlicht (wir nennen noch Poetry, a metrical essay — Terpsichore — Urania) aber er ist dennoch sehr populär und beliebt, und auch in seinen ernsten Gedichten finden sich viele kürzere Stücke, welche der besten lyrischen Dichter nicht unwerth sein würden*). Interessant dürfte vielleicht manchem unserer Leser die Notiz sein, daß Halleck nicht nur für einen Freund der alten Partei der Föderalisten gilt, sondern vielmehr ein warmer Verehrer der Monarchie ist, wovon sich freilich in seinen Schriften keine Spuren nachweisen lassen. Aehnlich verhält es sich auch mit Washington Irving und Cooper, welche beide in ihrer Privatansicht stets der Demokratie angehörten, aber durch ihre vielfachen Spöttereien über demokratische Albernheiten sich den Haß der sogenannten Volkspartei in hohem Grade zugezogen haben.

Ehe wir von diesen Schriftstellern Abschied nehmen, um den drei großen Dichtern America's eine besondere und ausführliche Betrachtung zu widmen, müssen wir noch ganz kurz der vielen americanischen Dichterinnen Erwähnung thun, die man nicht mit den englischen oder französischen sogenannten Blaustrümpfen verwechseln darf. Sind ihre Dichtungen auch nicht gerade alle ausgezeichnet zu nennen, so tragen sie doch einen eigenthümlichen Zauber der Bescheidenheit an sich, und man fühlt es deutlich, daß ihren Verfasserinnen nichts von

*) Der Verf. würde von diesem wie auch anderen Dichtern gern mehrere Auszüge geben, wenn es der Raum hier irgend verstattete. Den Freunden der englischen Literatur sei indessen die Bemerkung gewidmet, daß noch innerhalb dieses Jahres der in der Vorrede zu dem Handbuche der englischen Literatur versprochene Appendix über die Schriftsteller America's im Drucke erscheinen wird.

dem bei Frauen so widrigen literarischen Ehrgeize innewohnt. Ein einziges Gefühl, das gesteht selbst ein französischer Kritiker über sie, ist frei und stark bei ihnen ausgeprägt: die Mutterliebe. Alle anderen Gefühle und Tugenden sind verschleiert und verschattet, wie Gegenstände, über welche man nicht füglich sprechen kann. Sie schreiben und dichten, wie bei uns die jungen Mädchen zeichnen und singen.

Die Zahl der americanischen Schriftstellerinnen ist außerordentlich groß und bedeutender als in irgend einem anderen Lande; schon in England ist die Literatur durch viele Frauen geschmückt, aber in America ist dieses noch in weit höherem Maße der Fall. Finden sich auch viele unter ihnen, deren Träumereien und Herzensergießungen nur wenig Interesse erregen, so können doch andererseits einzelne namhaft gemacht werden, deren Leistungen ihr dankbares Vaterland nie vergessen wird. Die unbegränzte Verehrung des weiblichen Geschlechts ist ein charakteristischer Nationalzug der Americaner und die große Vorliebe, welche in America die Frauen für die Poesie hegen, berechtigt zu der Hoffnung, daß dieser Umstand gegen die geschäftliche und Alles überflügelnde Betriebsamkeit der Männer ein kräftiges Gegengewicht bilden, die Entwickelung der Gesellschaft fördern und vor Allem auf den Sinn für Kunst und Wissenschaft wohlthätig einwirken werde.

Zu den populärsten Dichterinnen gehört Elisabeth Oakes; sie verheirathete sich schon in ihrem sechszehnten Jahre mit dem Literaten Seba Smith, welcher als der Verfasser der humoristischen Jack Downing Letters wohl bekannt ist. Sie beschäftigte sich schon sehr früh mit Poesie, aber Bescheidenheit hielt sie lange Zeit zurück, irgend etwas zu veröffentlichen; als indessen später eine größere Speculation ihres Gatten völlig fehlgeschlagen war, da brachte sie die Sorge für ihre Kinder dazu, die weibliche Schüchternheit zu überwinden, sie trat als Schriftstellerin auf und erfreute sich bald eines großen Erfolges. Wir haben von ihr die Tragödie: The Roman Tribute, welche sich auf den Zeitraum bezieht, in dem Theodosius durch ein Lösegeld Constantinopel vor einer Plünderung des siegreichen Attila mit seinen Hunnen bewahrte; — ferner Jacob Leisler, ein Werk, welches in die New-Yorker Revolutionszeit von 1680 fällt und das Schicksal eines Helden behandelt, der manche Aehnlichkeit mit Masaniello hat. Ferner gab sie eine Reihe

von Gedichten heraus: „The sinless child and other poems“, welche 1842 erschienen und eine große Anzahl prosaischer Arbeiten. Ihre kleineren Gedichte, welche meistens unter dem Pseudonamen Ernest Helfenstein veröffentlicht waren, sind durch Schönheit und Zartheit ausgezeichnet, und die Dichterin zeigte in denselben Eigenschaften, welche einer vollständigeren Entwickelung werth gewesen wären. Während sie oft wahrhaft erhaben ist und eine feierliche Ruhe des Gedankens darlegt, welchem eine bedeutende innere Durchbildung und vielfache Erfahrung zu Grunde zu liegen scheint, hören wir bei ihr an anderen Stellen wieder die lieblichste Einfachheit und Reinheit des kindlichen Gesanges und die wahre Seligkeit des inneren Friedens. Am meisten wurden mit vollem Rechte ihre Sonnets bewundert, und die Gedichte: The sinless child, The Acorn, The April Rain, The Brook, in denen ein wahres Ideal innerer Liebenswürdigkeit dem entzückten Auge des Lesers vorgeführt wird. Wir führen hier ein kleines Bruchstück aus dem Sinless Child an, welches den Geist ihrer Poesie gut charakterisirt.

Conscience.

Dear mother! in ourselves is hid
  The holy spirit land,
Where Thought, the flaming cherub, stands
  With its relentless brand:
We feel the pang when that dread sword
  Inscribes the hidden sin,
And turneth everywhere to guard
  The paradise within.

Wir bemerken hier beiläufig, daß sich das Drama überhaupt nur wenig in America bisher entwickelt hat. Das große Werk von William Dunlap (A History of the American Theatre. New-York 1832.), welches diesen Gegenstand ausführlich behandelt, weiß darüber nicht viel Erbauliches mitzutheilen. Seit dem Verfall des Theaters in England, wo man sich mit den Uebersetzungen französischer Lustspiele und dergleichen begnügte, machte man es sich in America noch bequemer, indem man nur die bereits gedruckten englischen Bearbeitungen dem Publicum vorführte, welche dem herrschenden Geschmacke leider völlig entsprachen und noch dazu nichts kosteten. Das Uebermaß von theatralischer Maschinerie, musikalischem Beiwerk und Scenerie wirkte insofern nachtheilig auf die Entwickelung des Dramas, als es die Aufmerksamkeit von dem Dichter abzog und sie

fast ausschließlich auf die Schauspieler, Maler und Maschinisten hinwendete; vor Allem aber gerieth die Bühne dadurch so sehr in Verfall, daß sie an manchen Orten zu einem offenen Markte des Lasters geworden war und ihr unseliger Einfluß deshalb von allen Gutgesinnten schmerzlich beklagt wurde. Man hatte es leider vergessen, daß das Theater nicht ein Palast der Circe, sondern ein Tempel der Musen sein solle. Das erste Stück, welches in America am 5. September 1752 aufgeführt wurde, war Shakspeare's Kaufmann von Venedig; eine ordentliche Schauspielergesellschaft unter der Direction eines gewissen Hallam stellte dies Stück in Williamsburg, der Hauptstadt von Virginia, dar, und Singleton verfaßte dazu einen Prolog, den wir der Curiosität halber hier folgen lassen wollen.

To this New World, from fam'd Britannia's shore,
Through boist'rous seas where foaming billows roar,
The Muse, who Britons charm'd for many an age,
Now sends her servants forth to tread your stage;
Britain's own race, though far removed, to show
Patterns of every virtue they should know.
Though gloomy minds through ignorance may rail,
Yet bold examples strike where languid precepts fail.
The world's a stage where mankind act their parts;
The stage a world to show their various arts;
While the soul touch'd by Nature's tenderest laws,
Has all her passions rous'd in virtue's cause.
Reason we hear, and coolly may approve,
But all's inactive till the passions move.
Such is the human mind, so weak, so frail,
„Reason's her chart, but passion is her gale".
Then raise the gale to waft fair virtue o'er
The sea of life where reason points the shore.
But ah! let reason guide the course along,
Lest passion listening to some siren's song
Rush on the rocks of vice, where all is lost,
And shipwreck'd virtue renders up the ghost.

Too oft, we own, the stage with dangerous art,
In wanton scenes has play'd the siren's part.
Yet if the muse, unfaithful to her trust,
Has sometimes stray'd from what is pure and just,
Has he not oft with awful, virtuous rage,
Struck home at vice, and nobly trod the stage?
Made tyrants weep, the conscious murderer stand
And drop the dagger from his trembling hand?

Then, as you treat a favourite fair's mistake,
Pray spare her foibles for her virtue's sake.
And while her chasted scenes are made appear
(For none but such will find admittance here)
The muse's friends, we hope, will join our cause,
And crown our best endeavours with applause.

Nach dieser Zeit finden wir noch mehrere andere Schauspielergesellschaften in America, von denen die größte und geachtetste die Old American Company in New-York war, welche von Douglas geleitet ward. Viele auswärtige Schauspieler wanderten in späterer Zeit ein und erwarben Beifall und eigentlich die einzigen eingeborenen Tragöden, welchen Ruhm zu Theil ward, waren Forrest und Hackett, die auch in Europa bekannt geworden sind.

Kehren wir indessen nach dieser Abschweifung auf unseren Gegenstand wieder zurück. Unter allen Dichterinnen America's sind Maria Brooks und nach ihr Lydia Sigourney die gefeiertsten, und sie verdienen auch unstreitig die meiste Beachtung.

Maria Brooks, geborene Gowen — oder wie sie zuerst von Southey benannt ward Maria del Occidente — erhob sich durch ihre geistigen Fähigkeiten über alle anderen Dichterinnen, und bei der männlichen Kraft ihrer Sprache und der Fruchtbarkeit ihrer Phantasie würde sie noch populärer geworden sein, wenn sie in ihren Gedichten mehr allgemein verständliche Gegenstände behandelt hätte. Sie wurde 1795 in Boston geboren, zeigte schon in frühester Jugend ganz ungewöhnliche Fähigkeiten und besaß eine wunderbare Kraft des Gedächtnisses, vermöge deren sie sich eine große Menge Verse von Milton, Shakspeare u. s. w. schnell zu eigen gemacht hatte. Früh schon verlor sie ihre Eltern, heirathete einen reichen Kaufmann, der indessen durch unglückliche Unternehmungen alle seine Habe verlor, und lebte lange Zeit in der größten Dürftigkeit. Nach dem Tode ihres Gatten (1821) ging sie zu einem reichen Oheim nach Cuba, welcher sie zu seiner Erbin einsetzte. Sie kehrte später nach Nordamerica zurück, machte einen längeren Ausflug nach Europa, wo sie unter Andern mit Southey befreundet ward, hielt sich dann mehrere Jahre in West-Point auf, in dessen Nähe ihr Sohn die Militairschule besuchte, und ging zuletzt wieder auf ihre Besitzung in Cuba, wo sie 1825 in Matanzas starb. Ihre bedeutendste Schöpfung, welche ihren Ruf dauernd begründete, war Zophiel or the Bride of Seven, ein geistvolles Werk, welches stellenweise eine glänzende

Kraft und liebliche Wärme besitzt. Sie schildert in diesem Gedichte die Liebe, welche Zophiel, ein gefallener Engel, zu Egla empfindet, einer Jüdin, die in Ecbatana lebte und durch Schönheit und inneren Werth gleich ausgezeichnet war. Wir sehen, wie Zophiel's Leidenschaft immer wächst und er kein Mittel scheuet, um sich der vielen gefährlichen Nebenbuhler durch allerlei Zauberei zu entledigen. Doch der Plan des Bösen gelingt nur bis zu einem gewissen Punkte, und in dem Schlußgesange entreißt ihm das Geschick die Geliebte, welche die Gattin eines Sterblichen wird. Rücksichtlich des Gedankens und der Schilderungen herrscht in diesem Gedichte eine wunderbare Mannigfaltigkeit und neben vielem Zarten erscheint die Leidenschaft bis zu einer Gluth gesteigert, wie sie wohl selten von einer Frau, und noch dazu neben solch religiöser Reinheit und vorwaltender Lauterkeit geschildert worden ist; einzelne Schilderungen sind gleich den Bildern der größten Maler, und sie haben vor Allem das mit jenen gemein, daß man sie immer mehr lieb gewinnt, je länger man sie betrachtet. Erregt auch die Erzählung im Ganzen gerade kein übermäßiges Interesse, so wird man doch durch den Reichthum an neuen und großen Gedanken bei der Lectüre des Werkes für manches Mangelhafte reichlich entschädigt. Außer verschiedenen kleineren lyrischen Gedichten verfaßte sie eine romantische Erzählung in Prosa, welche Idomen, or the Vale of Yumuri benannt war.

Lydia Sigourney (geborene Huntley 1797) bildete sich in Norwich (Connecticut) zur Lehrerin aus, und es gelang ihr, für den Unterhalt ihrer armen Eltern recht erfolgreich zu sorgen. Die Vorsehung hatte sie mit ungewöhnlichen Gaben ausgerüstet, und man staunte sie in ihrer Jugend als ein Wunderkind an; da sie zu gleicher Zeit einen großen Lerneifer besaß, so erwarb sie eine sehr umfassende und gründliche Bildung. In einem Alter von 20 Jahren verheirathete sie sich mit Mr. Sigourney, einem vermögenden Kaufmanne in Hartford, mit dem sie die glücklichste Ehe verlebte und allgemein als Muster einer umsichtigen Hausfrau gerühmt wird. Es verdient dieses um so mehr Erwähnung, da sie so wenig, als irgend eine der anderen Dichterinnen America's wegen ihrer literarischen Bestrebungen die häuslichen Pflichten vernachlässigte, sondern hier vielmehr eine Sorglichkeit für den Wohlstand des Hauses bewies, die sich bis auf die geringsten Einzelheiten erstreckte. Sie machte einen längeren Ausflug nach Europa und fand doch Muße

genug, um eine sehr umfangreiche Correspondenz zu unterhalten, einzelne Flugschriften und unzählige kleinere Aufsätze und Gedichte für Zeitschriften zu liefern und außerdem 35 Bände drucken zu lassen, die theils Poesie, theils Prosa enthalten. Sind diese Schriften nun auch mehr mit dem milden Thaue als mit dem leuchtenden Blitze zu vergleichen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß sie zur Bildung des Geistes und Herzens für das America in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sehr nachhaltige Wirkungen hinterlassen haben. Wir nennen hier die „Traits of the Aborigines of America", in welchen ein tiefer religiöser Geist vorwaltet, „The Sketch of Connecticut forty years since", wo die Geschichte Neu-Englands mit romantischen und kräftigen Farben geschildert wird, ferner ihre Reiseerinnerungen, welche unter dem Titel „Pleasant Memories of pleasant Lands" erschienen und endlich ihre „Select Poems", welche ächt christlichen Geist athmen. Es glänzt in den letzteren das Licht eines reinen, anspruchlosen Glaubens und verleiht ihren Gedanken und ihrer ganzen Betrachtungsweise die zarte Färbung einer Herbstlandschaft. Zuweilen — z. B. in dem Liede „am Todtenbette des Kindes" — zeigt sich uns in demselben das düstere Gewand schwarzer Wolken beim Sonnenuntergange, aber wir blicken mit der Dichterin hindurch zu den Wohnungen der unsterblichen Geister. Ihr gewöhnlicher Ton ist ernst, aber nicht streng und düster, und wenngleich sie den Leser nicht gerade immer mit der höchsten Begeisterung erfüllt, so flößt sie doch überall die größte Achtung ein. Ihre ganze Richtung ist vorwaltend didaktisch; sie betrachtet die Natur und das menschliche Leben in steter Beziehung zu dem himmlischen Vater; der Gedanke an die Alles durchbringende Gegenwart eines sich selbst bewußten Gottes ist ihr die höchste Wahrheit, welche zugleich Alles bei ihr in Bewegung setzt. Hierbei fehlte es ihr nun an der eigentlichen Lyrik; sie besitzt mehr einen festen ruhigen Glauben, in welchem das wahre Brennen des Entzückens nicht recht aufkommen kann, und obwohl sich bei ihr überall eine gesunde Moral vorfindet, vermißt man doch, besonders in den Hymnen, jenes Entzücken heiliger Leidenschaft, worin die Seele ihr ganzes individuelles Sein in den begeisterten Gesang der Anbetung auflöst. Zu ihren lieblichsten und ergreifendsten Gedichten rechnen wir: „To-morrow, Unspoken Language, Niagara, Death of an Infant, Winter, Napoleon's Epitaph, The Emigrant und Our country"; es findet

sich hier ein wahres Pathos, und Niemand wird ohne die tiefste Rührung die genannten Zeilen lesen. Ueberhaupt aber wird ihr Name in den Familien stets im besten, achtungsvollsten Andenken bleiben, und aus dem Gedichte, welches sie einst auf Felicia Hemans schrieb, finden auch die Zeilen auf sie selbst volle Anwendung, in denen sie sagte:

> Why should we say
> Farewell to thee, since every unborn age
> Shall mix thee with its household charities?
> The hoary sire shall bow his deafened ear,
> And greet thy sweet words with his benison,
> The mother shrine thee as a vestal flame
> In the lone temple of her sanctity;
> And the young child who takes thee by the hand
> Shall travel with a surer step to heaven.

Wir übergehen hier die große Reihe von Dichterinnen zweiten Ranges und führen von ihnen nur noch Miß Hannah Gould und Frances Sargent Looke an, die auch in weiteren Kreisen bekannt geworden sind.

Miß Hannah F. Gould aus Lancaster ist wegen ihrer kleinen lebendigen Gedichte sehr beliebt in America; sie besitzt einen Schatz ächt christlichen Gottvertrauens, spricht ihre Gedanken sehr einfach und ohne alle Affectation aus und wirkt dadurch mehr als durch alle Absichtlichkeit. Ihre Nachahmungen in schottischem Dialecte sind gelungen zu nennen, doch erscheinen sie etwas unnatürlich, und es ist eigentlich zu bedauern, daß sie ihre Muße nicht besser verwendet hat.

Frances Sargent Looke, welche sich mit dem trefflichen Maler Osgood verheirathete und längere Zeit mit ihrem Gatten in England lebte und dort sehr gefeiert ward, stammt aus Boston, einer Stadt, welche zwar nach ihrer Bevölkerung nur als die vierte Stadt der Union anzusehen ist, aber in Beziehung auf Kunst und Literatur die erste genannt zu werden verdient. Die Dichterin erhielt eine vortreffliche Erziehung, und die verschiedenen Gedichte, welche sie nacheinander veröffentlichte, bezeugen es, daß sie immer mehr vorangeschritten ist und in ihrem Streben nicht ermüdete. Ihrem in England gedruckten Werke (1839) „A wreath of wild flowers from New-England“ ließ sie nach ihrer Rückkehr in die Heimath „The flowers of Poetry, or poetry of Flowers“ folgen, welchem sich

später (1843) The Snowdrop anschloß, ein liebliches Büchlein, das für Kinder bestimmt ist. Sie hat überdies mehrere Erzählungen in Prosa für verschiedene Zeitschriften geschrieben, in denen viele kleine Gedichte mit eingeflochten sind, welche noch lange fortleben werden, wenn die Erzählungen auch vielleicht längst vergessen sind. Ihre Versuche in der Tragödie waren nicht besonders glücklich, aber die Kindergedichte verdienen wahrhaft ausgezeichnet genannt zu werden, und schon durch sie allein wird ihr Name in den Annalen der americanischen Literatur unvergeßlich sein. —

Warum sind nun aber die meisten der bisher genannten Dichter und Dichterinnen in Europa nur wenig bekannt geworden? Die Revue de deux mondes beantwortete diese Frage neulich sehr richtig, indem sie beiläufig darüber sagte, weil die Literatur nicht bloß in harmonischen Träumereien und eleganten Nachahmungen, die Poesie nicht allein im Rhythmus besteht, in gewähltem Ausdrucke und Sprachfertigkeit. Der Dichter ist der Dolmetscher des Charakters seines Landes bei anderen Völkern, und seine Werke sind der Inbegriff der Sitten und Lebensart seines Vaterlandes und seiner Zeit. Die Dichtkunst, welche diesen Zweck nicht erfüllt, ist nicht Poesie, ein Dichter, der in sich die Wünsche seiner Zeitgenossen nicht lebhafter fühlt und weiß, daß es seine Aufgabe ist, die verwirrten und unrichtigen Ausdrücke dieser Wünsche in die harmonische Form zu bringen, ist kein Poet. Wenngleich wir nun auch hiernach einzelnen der bereits besprochenen Schriftsteller in gewisser Beziehung die Berechtigung auf wahren Dichterruhm zuerkennen müssen, so ist dieses doch in vollem Maße nur bei Longfellow, Bryant und Poe der Fall, über welche wir in unserem nächsten Artikel ausführlich handeln werden.

Hg.

Der Geschlechtswechsel der Substantiva beim Uebergang des Lateinischen in's Französische.

Der Reichthum an Flexionsformen, wie derselbe im Lateinischen vorhanden ist, hat sich in allen romanischen Sprachen sehr vermindert. So verloren Substantiv und Adjectiv mit wenigen und vereinzelten Ausnahmen die Verschiedenheit in den Casusendungen: die Casus wurden durch Präpositionen bezeichnet, und während von ihnen wenigstens Genitiv und Dativ durch dieselben Präpositionen ersetzt wurden, gingen die früher durch den Ablativ gegebenen Verhältnisse in die verschiedenartigsten Bezeichnungen auseinander. Auch das Geschlecht der Nomina ist, wenn wir den sehr beschränkten Gebrauch des spanischen Neutral-Artikels lo abrechnen, auf die Zweizahl zurückgeführt, so daß der Begriff des Neutrums verloren gegangen ist. Theils hierdurch, theils auch durch andere Verhältnisse veranlaßt, haben die Substantiva bei ihrem Uebergange aus dem Lateinischen ein von diesem abweichendes Geschlecht erhalten, und es soll daher der Gegenstand der nachfolgenden Untersuchung sein, zunächst für das Französische nachzuweisen, in welchen Fällen dies geschehen und in welchen der Uebergang in regelmäßiger Weise erfolgt ist. Dietz hat diese Frage in seiner Grammatik der romanischen Sprachen allerdings schon berührt, aber wie es ihm durch die gleichzeitige Behandlung von sechs Sprachen vorgeschrieben wurde, mußte er mehr auf das allen Gemeinschaftliche eingehen, als daß er das Besondere einer jeden hätte hervorheben können. In allen übrigen Grammatiken von Girault Duvivier bis auf die neueste Zeit herab wird, so viel dem Verfasser bekannt ist, die Bestimmung des Geschlechts der französischen Wörter unabhängig vom Lateinischen behandelt und nur gelegentlich auf das lateinische Genus Bezug genommen. Derselbe glaubt daher nicht unzweckmäßig zu verfahren, wenn er seine hierher gehörigen Bemerkungen mittheilt, und zwar um so weniger, weil sich dabei Gelegenheit findet, auf eine Anzahl von Fehlern und Ungenauigkeiten zu

kommen, die sich in häufig gebrauchten Grammatiken und Lexicis festgesetzt haben.

Der Grundsatz, von dem ausgegangen werden muß, und der allgemeine Gang, den die Untersuchung zu nehmen hat, wird im Folgenden beibehalten werden, wie er von Dietz angegeben ist. Jedes lateinische Masculinum und Femininum behält im Französischen dasselbe Geschlecht, die lateinischen Neutra werden im Französischen Masculina. Die Betrachtung selbst knüpfen wir an die fünf lateinischen Declinationen. Von diesen fällt indeß die fünfte sogleich von selbst weg, da alle ihr angehörigen Wörter im Französischen das Femininum des Lateinischen beibehalten haben: so l'espèce, la face, la série, la carie, la foi etc. Die Wörter auf us nach der vierten werden mit den ebenso endigenden Wörtern der zweiten gemeinschaftlich behandelt; von denen auf u ist nur cornu zu bemerken, das freilich unregelmäßig ist in la corne, während es in dem unverändert beibehaltenen le cornu sein Geschlecht behauptet, außerdem genu, das in le genou mit der allgemeinen Regel stimmt. Vorläufig scheint indeß noch eine Bemerkung nothwendig: die Gründe, die in den einzelnen Fällen für den Geschlechtswechsel angegeben worden sind, sollen nicht als unbedingt richtig, sondern nur als möglicher Weise richtig gelten. Es liegt dies in der Natur der vorliegenden Frage. Ein Wort kann sein Geschlecht durch zufällige Einwirkungen verändert haben, die der Kenntnißnahme des Forschenden gänzlich entgangen sind, und selbst wenn sich für denselben Fall ein logischer Grund anführen ließe, so kann derselbe historisch noch immer unrichtig sein.

Erste Declination.

Die Wörter der ersten Declination bieten im Allgemeinen wenig Abweichungen dar: das auslautende a wird nach allbekannter Veränderung e und das weibliche Geschlecht wird mit Ausnahme der schon im Lateinischen männlichen Wörter beibehalten. Nur folgende Abweichungen treten ein. Es werden Masculina:

1) l'aigle = aquila,
2) le merle = merula,
3) l'épi = spica,
4) l'ongle = ungula,
5) le couple = copula,
6) le bonheur = bona hora,
7) le malheur = mala hora,
8) le Languedoc = lingua de hoc,
9) le côté = costa,
10) le vagin = vagina,

11) le lierre = hedera, 13) le gobelet = cupella.
12) le sentier = semita,

Bei Hirzel (11. Ausg. p. 60.) findet sich auch le fibre von fibra angegeben, und allerdings erwähnt auch Girault Duvivier, daß das Wort bisweilen männlich gebraucht werde: er erklärt indeß diesen Gebrauch in Rücksicht auf das viel häufigere Vorkommen des Femininums als fehlerhaft. —

Unter den eben genannten Wörtern hat offenbar bei 1) der Unterschied mit l'aigle in der Bedeutung Feldzeichen, bei 9) das Vorhandensein des Homonyms la côte mitgewirkt, das auch wahrscheinlich auf die abweichende Accentuation Einfluß gehabt hat. Bei 6) und 7) konnte man an die männliche Endung eur denken: aber, wie wir später sehen werden, sind gerade die Abstracta auf eur im Französischen Feminina, obwohl sie im Lateinischen Masculina sind. Was 3) anbetrifft, so ist allerdings spica die gebräuchlichste Form gewesen, aber es gab daneben auch spicus und spicum. Die Ableitung des Wortes übrigens kann nicht zweifelhaft sein, wenn man an Bildungen wie fourmi, ami aus formica, amicus denkt. Der männliche Gebrauch von couple, der bekanntlich nur in sehr beschränkter Bedeutung stattfindet, ist wohl erst später künstlich in die Sprache hineingetragen. Das Wort le vagin ist dem allgemeinen Gesetze gefolgt, daß alle auf ein nasales e auslautende Wörter, mit Ausnahme von faim, main, fin, Masculina sind. Dasselbe Verhältniß findet bei 13) Statt, denn von allen auf et auslautenden Wörtern ist nur forêt Femininum: ebenso bei 12). Es bleiben nur noch 2), 4) und 11) übrig, Wörter, für deren Geschlechtswechsel sich allerdings nicht leicht ein bestimmter Grund wird angeben lassen.

Für die Endung e ist abweichend epitome, das im Französischen gleichfalls männlich wird: vielleicht hat die scheinbare Zusammensetzung mit tomus (le tome) dazu Anlaß gegeben.

Von Wörtern auf es sind Feminina geworden: cometes, planetes, pyrites, so daß man stets la comète, la planète, la pyrite sagt; doch kömmt für das erste Wort auch lateinisch neben cometes cometa vor: und wenn für das zweite der Nominativ planeta nicht nachweisbar ist, so ist er doch der Analogie nach sehr wahrscheinlich.

Die Wörter auf as, die ja auch im Lateinischen nur als Personen-, Fluß- und Städte-Namen vorkommen, dürften keine Abweichung darbieten, und wir haben demnach für die zahlreichen der ersten

Declination angehörigen Fälle nur 17 Beispiele, in denen das lateinische Genus verlassen worden ist.

Zweite Declination.

1) Lateinische Feminina, die im Französischen Masculina werden.

Die Wörter der zweiten Declination bieten der Zahl nach mehr Abweichungen dar, als sich deren selbst in der dritten aufweisen lassen. Wir betrachten zuerst, indem wir bei der Endung us stehen bleiben, die lateinischen Feminina, die im Französischen Masculina geworden sind. In diese Klasse gehören vorzugsweise die Namen der Bäume und Sträucher. So haben wir aus alnus, buxus, cypressus, fraxinus, pinus: l'aune, le buis, le cyprès, le frêne, le pin, und diese Beispiele ließen sich leicht um viele vermehren. Das Geschlecht scheint jedoch bei diesen Wörtern mehr an der Endung als an dem Begriff zu haften: denn die von Girault Duvivier als Ausnahmen für diese allgemeine Geschlechtsregel angeführten Wörter: aubépine, épine, ronce, yeuse, bourdaine, hièble und vigne, führen sämmtlich nicht auf die lateinische Endung us zurück, sondern die in ihnen vorliegende Abweichung ist gerade meistentheils durch eine abweichende lateinische Endung veranlaßt. So entstanden épine, aubépine, vigne aus spina, albaspina und vinea; hièble, bei Dietz jèble geschrieben, ist mit größerer Wahrscheinlichkeit von ebulum, als von der zweifelhaften Form ebulus abzuleiten, und konnte als lateinisches Neutrum, wie wir später sehen werden, leicht Femininum werden; ronce endlich aus dem italienischen ronca hat das Geschlecht dieser Sprache beibehalten. Einige andere Abweichungen werden noch angeführt, die, genau genommen, nicht hierher gehören. Bei Dietz steht noch ébène, aus ebenus oder ebenum; indeß bezeichnet ébène im Französischen nur Ebenholz, während der Baum, der dasselbe liefert, l'ébènier heißt. In einigen Lexicis steht auch platane als Femininum, z. B. bei Molé und Leng und Wolff, im letztern wenigstens im französisch-deutschen Theile, das Dictionnaire der Akademie aber hat dies Wort als Masculinum.

Dieselbe Erscheinung, daß nämlich lateinische Feminina französische Masculina werden, findet noch bei einigen Wörtern Statt, die auch in das Lateinische erst aus dem Griechischen aufgenommen sind. Alle diese haben eine männliche Endung und waren auch im Grie-

chischen meistentheils nur deshalb Feminina, weil sie ursprünglich Adjectiva sind, bei denen ein weibliches Hauptwort ergänzt werden muß. Im Lateinischen nun ist das Geschlecht des Griechischen beibehalten, im Französischen dagegen, weil nur die Endung berücksichtigt worden ist, schon verloren gegangen. So geben dialectus: le dialecte; atomus: l'atôme; synodus: le synode; antidotus: l'antidote. Daß das letzte Wort nicht direct, wie bei Leng u. Wolff, von ἀντίδοσις herzuleiten ist, liegt auf der Hand; perimetrus: le perimètre; sapphirus: le sapphir; paragraphus: le paragraphe. Nur diphthongus bleibt Femininum in la diphthongue. Von lateinischen Wörtern wäre außerdem nur noch das Femininum vannus zu bemerken, das le van wird, wobei wahrscheinlich das nasale n im Auslaut miteingewirkt hat.

Schließlich gehören in diese Klasse noch zwei Feminina der vierten Declination, domus: wovon le dôme; die Verlängerung des Vocals und die Veränderung der Bedeutung sprechen wenigstens nicht unbedingt gegen diese Ableitung, und ferner porticus: le portique; manus dagegen bewahrt sein Femininum.

2) Lateinische Masculina, die im Französischen Feminina werden.

Während so das weibliche Geschlecht einer nicht geringen Anzahl von Wörtern auf us im Französischen bei der männlichen Endung nicht in Betracht kam, ist der umgekehrte Fall seltener. Außer einigen Pflanzennamen, wie hyacinthus, phaseolus, clypeolus, asparagus, die in l'hyacinthe, la faséole, la clypeole, l'asperge weiblich werden, giebt es nur einige vereinzelte Fälle, und auch bei diesen tritt noch dieser oder jener besondere Umstand ein. Es sind: l'automne, la thériaque, l'escarboucle, la topaze und la tombe. Was zunächst automne anbetrifft, so ist der bei diesem Worte herrschende Gebrauch bekannt; die meisten Grammatiken geben als Regel an, daß es als Femininum gebraucht werden solle, sobald ein Adjectivum darauf folgt, als Masculinum, sobald ein solches vorangeht. Die Akademie indeß in der Ausgabe von 1835 erklärt sich dadurch, daß sie das Wort einfach als Commune angiebt, gegen diesen willkürlichen und capriciösen Ausdruck, und führt in der That auch Beispiele an, wo automne selbst bei nachfolgendem Adjective als männlich gebraucht wird. Bei la thériaque ist zu bemerken, daß theriacus ursprünglich Adjectivum ist; die von Adjectiven gebildeten Hauptwörter

aber werden, wie wir später sehen werden, fast durchgängig Feminina. Die beiden Wörter l'escarboucle und la topaze sind Feminina zufolge der im Französischen herrschenden Neigung, Steinen das weibliche Geschlecht beizulegen; bei letzterem ist außerdem noch das Vorhandensein der drei griechischen Formen *Τοπάζιον*, *Τόπαζος* und *Τοπάζιος* in Betracht zu ziehen. La tombe endlich, wobei gewöhnlich an das griechische *ὁ Τόμβος* gedacht wird, läßt sich mit viel größerer Wahrscheinlichkeit von dem latinisirten tumba herleiten, das sich noch bei Ronsard mehrfach in der unveränderten Form la tumbe findet.

3) Lateinische Neutra, die im Französischen Feminina werden.

Weit zahlreicher als die oben angeführten Wörter sind dagegen die lateinischen Neutra, die nicht dem gewöhnlichen Gange folgend, im Französischen Feminina werden. Da das Neutrum seinem eigentlichen Sinne nach das Geschlechtslose bezeichnet, so war natürlich bei ihnen der rationellen Auffassung ein bei weitem größeres Feld offen, und es werden sich daher auch bei den einzelnen Fällen nicht mit Sicherheit die Gründe, warum gerade das Femininum gewählt ist, angeben lassen. Die hierher gehörigen Wörter sind folgende:

1) l'armoire = armarium,
2) l'étable = stabulum,
3) l'étude = studium,
4) la foire = forum,
5) la cuiller und la cuillère = cochlearium,
6) l'absinthe = absinthium,
7) la branche = bracchium,
8) l'épitaphe = epitaphium,
9) l'épithète = epitheton,
10) la coriandre = coriandrum,
11) la poutre = putetrum (spät lateinisch),
12) l'idole = idolum,
13) l'huile = oleum,
14) l'idylle = idyllium,
15) la vitre = vitrum,
16) la labelle = labellum,
17) l'âche = apium.

In Betreff dieser Wörter ist nur noch anzumerken, daß 6, 8 und 9 früher fast durchgängig als Masculina gebraucht wurden, und erst spät, wie es sich auch in andern Sprachen in ähnlichen Fällen vielfältig beobachten läßt, ihr Geschlecht verändert haben. Auch l'huile ist nach Girault Duvivier im westlichen und südlichen Frankreich männlich. Bei einigen Wörtern ist dieser Gang der umgekehrte gewesen: so bei navigium, jetzt le navire, das in früheren

Zeiten durchgängig als Femininum behandelt wurde, und wovon sich auch noch jetzt die Bezeichnung la navire d'Argos erhalten hat; ähnlich ist es mit dem der dritten Declination angehörigen potio, jetzt le poison, das früher durchaus Femininum war. Einzelne Wörter haben, je nach dem Geschlecht, eine verschiedene Bedeutung, jedoch so, daß das Masculinum als das ältere Wort angesehen werden muß. So sind weiblich: l'exemple in der Bedeutung Vorschrift, orge (hordeum), wenn man von der Pflanze, nicht von der Frucht spricht, espace als Ausdruck der Buchdrucker, das Spatium, und einige andere. Es liegt auf der Hand, daß Neigung oder Abneigung gegen das lateinische Geschlecht in diesen Fällen keinen Einfluß gehabt hat. In manchen Lexicis steht endlich auch trophée fälschlich als Femininum, während die Akademie es als männlich bezeichnet.

Es bleiben als in die eben behandelte Kategorie gehörig noch die Namen der Früchte zu erwähnen, die im Lateinischen meist Neutra, im Französischen Feminina sind: so pirum, pomum, cerasum, prunum = la poire, la pomme, la cérise, la prune; nach derselben Analogie behält auch ficus in la figue sein Geschlecht. Lateinische Communia endlich, wie crystallum und crystallus, pharus u. a. haben eine durchgängige Neigung, Masculina zu werden, daher le crystal, le phare; und wenn gleichwohl smaragdus in l'émeraude Femininum wird, so beruht dies auf einem bereits früher angegebenen Grunde.

Außer den ebengenannten werden allerdings noch eine ziemlich große Anzahl lateinischer Neutra zu Femininen; sie müssen indeß besonders zusammengestellt werden, weil es im Lateinischen entweder wirklich Plur. tantum sind, oder die Bildung im Französischen wenigstens aus dem Plural erfolgt ist. Bei diesen Wörtern war es natürlich, daß sie in dem oft ungrammatischen Volksbewußtsein nach der Analogie der zahlreichen Feminina der ersten Declination behandelt wurden. Wenn auch einige Adjectiva hierher gerechnet werden, aus deren Neutr. Plur. Hauptwörter gebildet wurden, so sind es im Ganzen folgende:

1) l'arme oder les armes = arma,
2) la fête = festa,
3) la file = fila,
4) la feuille = folia,
5) la joie = gaudia,
6) la lèvre = labra,
7) l'oeuvre (so auch) la manoeuvre = opera,
8) l'enseigne = insignia,

9) la dépouille = spolia,
10) la tourmente = tormenta,
11) la voile = vela,
12) la date = data,
13) la plaine = plana,
14) la graine = grana,
15) la toile = tela.

Daß die Bildung der genannten Wörter in der That aus dem Pluralis erfolgt ist, geht mit Bestimmtheit daraus hervor, daß bei manchen derselben auch aus dem Singular besondere Formen gebildet wurden, die dann regelmäßig Masculina sind. So giebt es von tormentum, granum auch le tourment, le grain, ebenso wie aus pratum und gratum, le pré und le gré abgeleitet sind. Daß ferner l'enseigne, le voile und l'oeuvre in bestimmten Bedeutungen männlich sind, beruht bei dem ersten Worte einfach darauf, daß es eine männliche Person bezeichnet, bei dem zweiten beruht es auf dem Singularis velum, bei dem dritten ist endlich offenbar die Geschlechtsunterscheidung wenigstens in der Vertheilung der Bedeutungen ein künstlicher und späterer Zeit angehöriger Gebrauch. Das Wort date war in früherer Zeit Commune, wie sich leicht daraus erklärt, daß es entweder aus dem Lateinischen Sing. oder Plur. genommen wurde, gegenwärtig hat der Gebrauch des Fem. vollständig die Oberhand gewonnen. Es bleiben noch zwei Wörter zu erwähnen: jumenta, la jument, von dem Dietz selbst zweifelhaft ist, aus welchem Numerus er es herleiten soll. Das Femininum würde an sich für den Plur. sprechen, kann aber hier nicht maßgebend sein, da das Wort vermöge seiner Bedeutung nothwendig Femininum werden mußte. Was endlich die aus Adjectiven gebildeten Hauptwörter anbetrifft, so findet sich an ihnen eine schon früher gemachte Bemerkung bestätigt, daß sie nämlich fast durchgängig Feminina werden.

Von Wörtern auf er ließen sich nur ager und coluber nennen, die eine Geschlechtsabweichung erfahren; aber bei dem französischen l'acre macht eben der Umstand, daß es Femininum ist, die Ableitung aus ager zweifelhaft, und bei coluber giebt es auch eine Nebenform colubra, so daß das Femininum la couleuvre weiter nicht auffallend ist.

Hiemit ist die Behandlung der zweiten Declination erschöpft. Als allgemeines Resultat stellt sich heraus, daß die lateinischen Masculina auf us (auch die der vierten Declination, die gleich hinzugenommen wurden), ihr Geschlecht fast durchgängig behaupten, die lateinischen Feminina dagegen sehr häufig und in Folge verschiedener

Umstände zu dem der Endung us eigentlich angehörigen Masculinum zurückkehren. Für das lateinische Neutrum kam es darauf an, ob die Bildung im Französischen aus dem Sing. oder Plur. erfolgte. Im ersten Falle wurden die französischen Wörter der Mehrzahl nach Masculina, für den zweiten Fall stellte es sich als Regel heraus, daß sie Feminina wurden.

Dritte Declination.

Die Abweichungen vom lateinischen Geschlecht, welche die aus der dritten Declination herstammenden französischen Wörter darbieten, sind an Zahl fast geringer als die in der zweiten, nur wird durch die Verschiedenheit der Endungen, die im Lateinischen das Genus bestimmen, die Uebersicht einigermaßen erschwert.

1) Wir beginnen mit den Wörtern auf o: Die sehr zahlreiche Klasse derselben bewahrt im Französischen fast durchgängig das lateinische Geschlecht. Nur einzelne Wörter sind anzumerken: das jetzt fast ungebräuchliche le farrage war im lateinischen farrago weiblich; margo, im Lateinischen Commune, wird gegen die Analogie der lateinischen Communia la marge; dagegen unio, das in der Bedeutung „Zwiebel" weiblich ist, während es in der Bedeutung „Perle" auch als männlich gebraucht wird, ist in l'oignon nur männlich; das lateinische Feminium potio endlich hat zur Bildung von zwei Wörtern Veranlassung gegeben: la potion und le poison; aber in Betreff des letzteren sagt Girault Duvivier, daß es zur Zeit von Malherbe und vordem immer als Femininum gebraucht worden sei.

2) Die Wörter auf or: Von diesen werden die zahlreichen Abstracta, die auch schon im Lateinischen, wie es scheint, mehr ihrer Endung als der mit ihnen zu verbindenden Anschauung ihr Geschlecht verdanken, zu Femininen. So: valeur, chaleur, vigueur, terreur, douleur, candeur, rougeur, fureur, erreur, stupeur, horreur, humeur, liqueur, peur, splendeur, lenteur, rigueur und einige andere. Nur wenige hieher gehörige Wörter erfordern noch besondere Bemerkungen. So wird erreur, nicht allein bei Leng und Wolff, sondern auch in einigen andern Lexicis als Femininum angegeben, wie es scheint, nur durch ein Versehen, das aus dem einen in das andere übertragen ist, denn weder Girault Duvivier noch die

Akademie erwähnen etwas in Betreff dieses Wortes. Couleur wird in sehr beschränktem Gebrauche auch männlich angewandt, z. B. un beau couleur de feu. Auch amour schwankt; die Grammatiker wollen, es solle im Sing. stets als Masculinum, im Plur. je nach der Bedeutung (Liebesgötter oder Liebschaften) als Masculinum oder Femininum gebraucht werden; aber Girault Duvivier führt selbst eine große Anzahl von Beispielen an, in denen namentlich von Dichtern gegen diese Bestimmung gehandelt ist. Nur zwei Wörter bilden eine wirkliche Ausnahme von der oben angegebenen Regel, einmal l'honneur, das bei Dietz (Grammatik der romanischen Sprachen, Bd. II, p. 18), wohl nur aus Versehen als weiblich angegeben ist, dann labor in den beiden daraus abgeleiteten Wörtern le labeur und le labour. In verschiedenen Lexicis stehen auch l'épaisseur und froideur als Masculina, wahrscheinlich nur durch ein Versehen, da in den deutsch-französischen Abtheilungen dieselben wieder als Feminina genannt werden (cf. Leng und Wolff und Molé).

Von andern Wörtern, die nicht zu den eben besprochenen Abstractis gehören, ist noch arbor zu merken, das im französischen l'arbre männlich wird.

3) Die Wörter auf os: Von den wenigen hiehergehörigen bleibt das lateinische Geschlecht in le chaos, la dote regelmäßig; dagegen werden flos und mos in la fleur und les moeurs weiblich; auch la rosée ist weiblich, indeß darf dies Wort nicht unmittelbar aus ros, sondern muß eher von roseus abgeleitet werden.

4) Die Wörter auf es mit wachsendem Genitiv: Nur limes und paries werden weiblich in la limite und la paroi, während die übrigen Wörter wohl sämmtlich ihr Geschlecht behalten.

5) Die Wörter auf er: Das Masculinum carcer wurde zu la chartre; ebenso wird l'outre aus uter Femininum.

Wir gehen zu denjenigen Wörtern über, die eine im Lateinischen dem Femininum angehörige Endung haben, und betrachten demnach die auf as, is, x, us und es mit vorhergehenden Consonanten:

1) Die Wörter auf as: Nur aestas wird in l'été männlich.

2) Die Wörter auf is: Pulvis, bisweilen auch im Lateinischen schon Masculinum, wird la poudre, cinis = la cendre, finis = la fin; vallis, im Lateinischen Femininum, wird männlich in le val, ebenso das Commune canalis in canal und chénal; die griechischen Wörter diesis und dioecesis, die auch im Lateinischen Feminina sind,

werden männlich in la dièse und la diocèse. Außerdem findet sich in den Lexicis von Lenz und Wolff, ferner von Molé das von cucumis abgeleitete concombre als Femininum angegeben, jedenfalls in Folge eines Irrthums, da die Akademie, Girault Duvivier, Hirzel u. A. das Wort ohne weitere Bemerkung als männlich bezeichnen. Von dem erst erwähnten finis sagt Diez, daß es allgemein romanisch doppelgeschlechtig sei, was wenigstens für das Französische nicht gilt.

3) Die Wörter auf x: Diejenigen unter ihnen, welche vor x noch ein e haben, sind bekanntlich im Lateinischen mit wenigen Ausnahmen Masculina. Von diesen werden einige im Französischen weiblich, namentlich irpex, pantex, pulex, sorex, vervex in la herse, la panse, la puce, la souris, la brebis. Nur bei la souris hat vielleicht das Vorhandensein des Homonyms le souris auf die Bestimmung des Geschlechtes mit eingewirkt, bei den übrigen ist kein ähnlicher Grund vorauszusetzen. Die übrigen Wörter, die hier noch in Betracht kommen, sind schon im Lateinischen in Beziehung auf ihr Geschlecht schwankend, ein Umstand, der natürlich für das Französische manche Unregelmäßigkeit herbeiführen mußte. Fornax, lat. Fem., früher Masc., bildet wegen der männlichen Endung le fourneau; calx, Commune, gegen die früher erwähnte Analogie la chaux; dagegen lynx, das außer bei Horaz im Lateinischen immer weiblich ist, ebenso sphinx: le lynx, le sphinx; perdix, zuweilen im Lat. Masc., ist im Französischen immer weiblich. (Bei Lenz und Wolff, Molé steht es als Fem., aber nur im französisch-deutschen Theil). Von silex, lat. Commune, giebt es le silex, das den eigentlichen Kieselstein bezeichnet; la silice, die Kieselerde, muß auf das Adjectivum siliceus zurückgeführt werden; salix, lat. Fem., wird, der allgemeinen Analogie der Baumnamen folgend, zu le saule; limax, lat. Commune, wird je nach der Form limas oder limace, männlich oder weiblich; endlich cortex, lat. gleichfalls Commune, zu l'écorce, wenn die Ableitung richtig ist.

4) Die Wörter auf s mit vorhergehendem Consonanten: Die Feminina ars, sors und glans werden männlich in l'art, le sort und le gland. Die Geschlechtsveränderung des ersten dieser Wörter gehört erst der spätern Zeit an, denn nach Girault Duvivier brauchten Amyot, Montaigne und ältere Schriftsteller es stets als Femininum. Umgekehrt wird dagegen das lat. Masc. dens zum Femininum in la dent (ebenso auch das Compositum la

surdent); ebenso war im Alt-Französischen font, die Quelle, weiblich. Daß die jetzt gebräuchlichen Wörter montagne, fontaine Feminina sind, beruht auf der Bildung aus den Adjectiven montanus, fontanus. Das lateinische Commune serpens wird nach der gewöhnlichen Analogie zu le serpent; auch der weibliche Gebrauch von gens im Französischen, hängt mit dem Lateinischen zusammen, ebenso wie es andrerseits natürlich war, daß die Veränderung der Bedeutung das Wort dem männlichen Geschlechte zuführte; daß endlich auch enfant, in der Bedeutung „Mädchen" sein lateinisches Geschlecht verliert, bedarf kaum der Erwähnung.

Schließlich müssen noch diejenigen Wörter erwähnt werden, welche im Lateinischen eine dem Neutrum angehörige Endung haben, es kommen indeß von ihnen verhältnißmäßig nur wenige in Betracht. Von Wörtern auf ur bemerke man nur das lat. Masc. turtur, das zu la tourtre; ferner das Neutrum fulgur, das im Französischen allerdings mit einem gewissen Unterschiede der Bedeutung zu le foudre und la foudre wird. Von Wörtern auf us ist lateinisch grus Commune, und wird in la grue gegen die gewöhnliche Analogie Femininum; außerdem salus, lat. Fem. = le salut. Es bleiben nur noch einige Neutra verschiedener Endungen, die weiblich werden: la mer, l'anagramme, l'épigramme, une paire, das letztere mit einer für unsern Zweck nicht in Betracht kommenden Ausnahme. Wenn auch lumen la lumière bildet, so liegt darin die Hindeutung auf eine Adjectivform, aus der das Wort seinen weiblichen Ursprung genommen hat.

Nachdem so im Vorigen ein Ueberblick über diejenigen französischen Substantiva gegeben ist, die direct aus lateinischen Substantiven hervorgegangen sind, verweilen wir noch einen Augenblick bei denjenigen, die lateinischen Adjectiven ihren Ursprung verdanken, obgleich sie, genau genommen, nicht in den Bereich unseres Themas gehören. Schon bei Betrachtung der einzelnen Declinationen war es nöthig, bisweilen auf eines oder das andere dieser Wörter näher einzugehen, und es stellte sich bei allen bisher genannten heraus, daß sie im Französischen Feminina bildeten. Dies Gesetz ist fast ohne Ausnahme, und es mögen deshalb außer den bereits früher erwähnten noch eine Anzahl der betreffenden Worte hier ihre Stelle finden: force, merveille, fiche, volaille, muraille, funérailles, campagne, chance, grange, (dagegen linge männlich).

Auch bei den von Participien abgeleiteten gilt dasselbe: bekannt sind die aus dem Part. Perf. Pass.: ich nenne daher nur einige, die dem lat. Part. Fut. Pass. ihren Ursprung verdanken, wie viande, légende, prébende, provende.

Obgleich die im Obigen mitgetheilte Sammlung nicht auf unbedingte Vollständigkeit Anspruch machen kann, so glaubt der Verfasser dennoch nicht viele bekanntere Wörter oder gar Klassen von Wörtern, die er nach seinem Plane aufnehmen konnte, übergangen zu haben; sollte es gleichwohl geschehen sein, so wird ihm jede Ergänzung willkommen sein.

Die Gründe, welche in diesem oder jenem Falle das Wechseln des Geschlechtes hervorgerufen haben, werden sich im Allgemeinen, wie schon früher bemerkt wurde, nicht mit unbedingter Gewißheit angeben lassen, denn wenn auch Analogieen für den betreffenden Fall vorliegen, so läßt sich gleichwohl die Möglichkeit nicht ausschließen, daß eine zufällige und uns unbekannte Einwirkung dasjenige herbeigeführt hat, was wir geneigt sein möchten, einer bestimmten Ursache zuzuschreiben. Außerdem liegt es im Wesen einer lebenden Sprache, daß sie in fortwährender Entwickelung begriffen ist; und, wenn ein aufmerksamer Beobachter diese sogar in vielen Punkten in der Umgangssprache während seines eigenen Lebens beobachten kann, so sind die geschehenden Veränderungen natürlich um vieles bedeutender, wenn die Untersuchung auf einen größeren Zeitraum ausgedehnt wird. Um ein Beispiel aus der deutschen Sprache und zugleich ein solches zu wählen, das sich auf die vorliegende Frage bezieht, so findet man z. B. bei Heller eine große Anzahl von Wörtern mit anderem Geschlecht gebraucht als es gegenwärtig üblich ist; ich erinnere nur an „das Thau“, die Hinderniß, wie denn überhaupt die Wörter auf „niß“ bei ihm Feminina sind. Wir sehen ferner, daß in der Sprache der ungebildeten Volksklasse sich in Beziehung auf eine große Anzahl von Wörtern kein Bewußtsein des Genus findet, sondern die Wahl desselben einfach von dem allgemeinen Eindruck abhängig gemacht wird, den der Begriff des betreffenden Gegenstandes auf den Sprechenden ausübt; in der Stadt z. B., in der der Verfasser lebt, und die erst kürzlich durch eine Eisenbahn mit dem übrigen Deutschland verbunden wurde, hört man in der niederen Volksklasse nie anders als „der Locomotive“ sagen. Trotz der eben bezeichneten Beschränkungen kehren indeß eine Anzahl von Gründen, die bei einzel-

nen Wörtern wahrscheinlich sind, zu häufig wieder, als daß ihnen nicht eine allgemeine Bedeutung zugeschrieben werden müßte. Es sind dies namentlich 1) die Endung. Eine nicht geringe Anzahl von Wörtern nämlich bekömmt durch die mit ihnen geschehenden Veränderungen im Französischen eine Endung, die für diese Sprache nicht mehr dem Geschlechte entspricht, das sie im Lateinischen hatten. So finden wir le salut, da alle sonst auf ut endigenden Wörter männlich sind; und auf das der Endung widerstrebende Geschlecht der Feminina auf us wie: dialectus, atomus, synodus und viele andere wird keine Rücksicht genommen. Auch gehören hieher die Pluraliatantum auf a, die durch eben diese Endung die Neigung bekommen, sich zu den Femininis der ersten Declination zu schlagen. In dieser Weise ließen sich noch manche andere Wörter anführen, bei denen die Endung für die Bestimmung des Genus maßgebend gewesen ist. Andrerseits hat allerdings auch nicht selten das lateinische Genus den Sieg über die französische Endung davon getragen und zwar mehr als es z. B. im Deutschen der Fall ist. Wir sagen: die Hemisphäre, die Axe, der Panther, während im Französischen bei diesen und vielen andern Wörtern das dem Lateinischen entsprechende Genus beibehalten ist. In diese Klasse gehören z. B. auch faim, main, fin, die troß ihrer männlichen Endung im Französischen Feminina sind.

2) Die Veränderung der mit dem Worte verbundenen Auffassung ist von solchem Einflusse, daß sie das lateinische Genus in nicht seltenen Fällen überwindet. Namentlich gehören in diese Klasse die lateinischen Abstracta auf or, französisch eur: wie valeur, horreur etc., die Namen der Bäume und Früchte, Wörter wie moeur, fleur u. a.

Rechnen wir 3. und 4. hinzu, daß lateinische Communia, wenngleich nicht ohne Ausnahme, zum männlichen Geschlecht, dagegen aus Adjectiven gebildete Hauptwörter zum weiblichen hinneigen, so dürften damit diejenigen Verhältnisse erschöpft sein, welche als allgemein bestimmend anerkannt werden können.

Danzig.

Fr. Strehlke.

1.

Göthe's Fischer.

In dieser Ballade liegt ein ganz eigenthümlicher Zauber. Eine dunkle Ahnung sagt uns, daß wir hier mehr haben, als eine der gewöhnlichen Erzählungen von Menschen, welche von Feen, Nixen oder anderen Wesen dieser Art geraubt wurden; etwas Tieferes, Ideelleres muß nothwendig in der Ballade liegen. Worin aber eben der ideale Gehalt des Gedichtes bestehe, darüber sind die Ansichten verschieden. Wir sind mit keiner der bekannten Auffassungen zufrieden; ehe wir jedoch unsre eigene Auffassung mittheilen, berücksichtigen wir einige Ausstellungen, die Götzinger gegen einzelne Theile des Gedichts vorgebracht hat, die aber zugleich die Gesammterklärung beeinträchtigen.

In der Stelle: „Was lockst du meine Brut — Todesgluth?“ findet Götzinger den Sinn: „Was lockst du sie hinauf, um sie zu kochen oder zu braten?“ Sollte aber dieß wirklich der Sinn sein? Eine interessante Parallele bietet Homers Odyssee XXII, 381 ff., wo Voß übersetzt:

> Jetzo schaut Odysseus im Saal umher, ob vielleicht noch
> Lebend ein Mann sich entzöge, die dunkle Ker zu vermeiden.
> Aber er sah sie alle mit Blut und Staube besudelt,
> Hingestreckt in Menge, den Fischen gleich, die die Fischer
> Ausgezogen im Netz, dem maschigen; alle sie liegen,
> Lechzend nach salziger Flut, auf kiesigem Strande geschüttet;
> Und mit sengendem Strahl raubt Helios ihnen den Athem.
> So nun lagen die Freier gesammt auf einander geschüttet.

Vergl. auch in Mahomets Gesang: „die Sonne sauget unser Blut.“

Die Fische, sagt das Meerweib, ziehst du aus ihrem feuchten, kühlen Element, wo es ihnen so wohl ist, hinauf ins Tageslicht, an die Strahlen der Sonne, die ihnen das Leben raubt, in den Bereich einer Macht, die zwar vom Meere erst ihre volle Schönheit erhält, aber doch ihrem ganzen Wesen und ihrer Wirkung nach dem Meere entgegengesetzt ist. Götzingers Auffassung ist unsäglich pro-

saisch und handwerksmäßig und versetzt uns aus dem Gebiet der elementarischen Schönheit in den Bereich culinarischer Behaglichkeit, mit der unser Gedicht Nichts zu schaffen hat. Ob die Fische nachher gesotten oder gebraten werden, ist höchst gleichgültig. Diese materielle Deutung ist von vornherein abzuweisen. Der Fischer zeigt durchaus keinen handwerksmäßigen Charakter und darum repräsentirt er um so reiner das allgemein Menschliche.

Götzinger stößt sich ferner an der Stelle: „Kühl bis ans Herz hinan.“ Man sage ja nicht: „ich bin kühl,“ sondern: „es ist mir kühl.“

Aber es ist hier meines Bedünkens nicht sowohl von der äußeren, als vielmehr von der inneren Kühle die Rede. Darauf weis't schon das Wort: „Herz“ hin; sonst würde wol Brust stehen. Die wunderbare Gestalt des Weibes war ihm noch nicht erschienen; sein Herz war noch nicht sehnsuchtsvoll gewachsen. „Kalt“ konnte der Dichter nicht gebrauchen; denn dieses Wort setzt absolute Unempfänglichkeit voraus. Wenn nun aber: „kalt“ sehr häufig im metaphorischen Sinn persönlich gebraucht wird, warum wäre der persönliche Gebrauch des Wortes: „kühl“ zu tadeln? Schon das kühle und kühlende Element des Wassers weis't auf die innere Kühle hin. Zur Vergleichung dienen die Worte der Hexe in Schillers Macbeth: „Einen Fischer kannt' ich, zerlumpt und arm; der flickte singend die Netze, und betrieb sein Handwerk sonder Harm, als besäß er köstliche Schätze.“

Götzingers übrige Ausstellungen sind kleinlich. Er tadelt die Stelle: „wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund.“ Man wisse nicht, sagt Götzinger, ob Fischlein der Nom. Singul. sei ('s Fischlein = das Fischlein), oder der Dat. Plur. Unser Gefühl entscheidet für die erste Erklärung; der Artikel ist hier gewiß unentbehrlich; er steht δεικτικῶς. Was das Wort „wohlig“ betrifft, so ist uns zwar ebenfalls keine andere Stelle bekannt, wo es vorkäme; indeß halten wir es für ein von der poetischen Phantasie sehr glücklich gebildetes Wort; Vischer hat es aus unserer Ballade in seine Aesthetik und zwar eben in den Abschnitt von den Fischen aufgenommen.

Gehen wir nun zur Gesammterklärung über.

Man vergleicht Göthe's Fischer gewöhnlich mit dem Anfang von Schillers Tell: „Es lächelt der See“ u. s. f. Ich ziehe eine andere Parallele vor, nämlich die mit der Erzählung der Hexe in

9*

Schillers Macbeth, einer Erzählung, die Schiller rein von seinem Eigenen in Shakspeare's Macbeth eingeführt hat. Die Verschiedenheit beider Gedichte springt in die Augen. Schillers Gedicht hat eine durchaus moralische Haltung. Unschuld, Verführung, Schuld und Untergang treten sehr verschieden hervor; namentlich ist das Mittel der Verführung sehr materieller Art, ein Goldklumpen. Ganz anders bei Göthe. Wohl wird auch Göthe's Fischer schuldig und geht unter; aber seine Schuld ist eine andere, als die des Schillerschen Fischers. Worin besteht nun seine Schuld? Herr Viehoff in seinem Commentar zu Göthe's Gedichten meint, das Gedicht spreche die Gefahr der blos sinnlichen Liebe im Gegensatz zur geistigen Liebe aus. Dieß scheint uns aber nicht richtig. Erstens nämlich ist jener Gegensatz durchaus ungöthisch und der ganze Gedanke zu moralisirend; zweitens hat Herr Viehoff die dritte Strophe nicht genug beachtet, wo blos vom Meer die Rede ist; man darf das Meerweib nicht vom Meer trennen, beide gehören zusammen, und der größere Theil des Gedichts ist der Verherrlichung des Meeres gewidmet. Von Liebe im gewöhnlichen Sinn steht im Gedicht kein Wort; das Meerweib preis't ihr Reich, das Meer, und von unendlicher Sehnsucht nach dem Meer wird der Fischer ergriffen. Richtiger sagt Schwenck in seinem Anhang zu seinen Erklärungen von Schillers Werken: träumerisch-schwermüthige Hingabe an die Natur, völliges Versinken in dieselbe werde dargestellt; und eben darin sieht Schwenck mit Recht eine Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes mit allem Zauber der Poesie verherrlicht. Nur ist Schwenck's Erklärung noch zu allgemein und unbestimmt gehalten, sofern die einzelnen Momente der Ballade in ihr nicht entschieden genug hervortreten. Mit Schwenck stimmt eine Auffassung im Stuttgarter Morgenblatt überein. „Vielfach haben die Volkslieder von Nixen gesungen, welche Menschen ins Wasser gelockt. Göthe erkennt den tiefen Sinn dieser Sage, die Sehnsucht nach einer Vermählung mit der Natur, wie sie uns ergreift, wenn wir vor dem klaren, kühlen Wasserspiegel stehen, und so hat er seinen Fischer gedichtet." Von dieser Erklärung gilt dasselbe, was wir über Schwenck's Auffassung bemerkt haben. Sie ist im Wesentlichen richtig, aber nicht vollständig durchgeführt. Göthe's Fischer hat im Unterschied von Schillers Hexenlied eine universelle, eine kosmisch-ästhetische Färbung. Die verlockende Macht ist eine kosmische, das Meer mit seiner wunderbaren Herrlichkeit (in ew'gen

Thau = $\epsilon i\varsigma\ \alpha\lambda\alpha\ \delta\tilde{\iota}\alpha\nu$; vgl. auch Ilias XIV, 201.); eine Macht, in der sich die übrigen kosmischen Mächte spiegeln, „ihr Antlitz weiden" *), sich selbst erkennen. Das Verlockende dieser Macht liegt in ihrem klaren Wiederschein, in ihrer Schönheit, ihr Reiz ist ein ästhetischer. Worin besteht nun die Schuld des Fischers? Nach den Worten des Meerweibs besteht sie darin, daß er eigenmächtig in ein fremdes Reich eingreift. Aber dieß Eingreifen ist an und für sich noch keine Schuld, sondern wird nur dadurch dazu, daß der Fischer nicht im Besitze des Talismans ist, um die schädlichen Einflüsse dieses Reichs abzuwehren, und dieser Talisman ist — ruhige Klarheit, das Beisichsein des Geistes, Besonnenheit. Sein Wesen kommt der Versuchung entgegen; seine widerstandslose Passivität wird durch das: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin" vortrefflich ausgedrückt.

Göthe selbst sagt bei Eckermann, das Gedicht solle blos „das Gefühl des Wassers ausdrücken, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, zu baden." Also auch hier nichts von Liebe im gewöhnlichen Sinn des Worts. Im Allgemeinen können wir uns der Erklärung anschließen, die Göthe selbst gegeben hat. Der kosmisch- oder elementarisch-ästhetische Charakter des Gedichts findet sich in seiner Aeußerung klar ausgesprochen. Nur möchten wir das „blos" weglassen. Ob ihm beim Fischer nicht die Gestalten seiner Freunde aus der Genieperiode, die sich in ihrem dunkeln Naturdrange des rechten Weges nicht bewußt waren, ob ihm die Gefahr einer völligen Hingabe an das Reich des Schönen nicht unbewußt vorschwebte? Die Schönheit, die uns hier natürlich mit Kunst und Poesie zusammenfällt, hat ja auch ihre Gefahren. Sie erfüllt den Menschen leicht mit einem süßen Taumel, einer seligen Vergessenheit, einer träumerischen Versenkung in eine Welt von Phantasiegebilden, die ihn nicht nur dem äußeren, realen Leben, dem hellen Tageslicht der Wirklichkeit entzieht, sondern auch im Reich der Schönheit selbst nicht zur „Griechheit, Verstand und Maaß und Klarheit" kommen läßt. Die Auffassung Schwencks und des Morgenblatts trifft das Richtige, übersieht aber das Fortschreiten in der Handlung, sie beachtet weder die Schuld noch den Untergang des Fischers. Zwei Bemerkungen drängen sich uns hier auf; erstens, wie richtig Göthe sagt, die Bal-

*) „In dem glatten See weiden ihr Antlitz alle Gestirne"; im Gesang der Geister über den Wassern. Vgl. Hom. Il. V, 6. Virg. Aen. I, 608.

werden männlich in la dièse und la diocèse. Außerdem findet sich in den Lexicis von Lenz und Wolff, ferner von Molé das von cucumis abgeleitete concombre als Femininum angegeben, jedenfalls in Folge eines Irrthums, da die Akademie, Girault Duvivier, Hirzel u. A. das Wort ohne weitere Bemerkung als männlich bezeichnen. Von dem erst erwähnten finis sagt Dietz, daß es allgemein romanisch doppelgeschlechtig sei, was wenigstens für das Französische nicht gilt.

3) Die Wörter auf x: Diejenigen unter ihnen, welche vor x noch ein e haben, sind bekanntlich im Lateinischen mit wenigen Ausnahmen Masculina. Von diesen werden einige im Französischen weiblich, namentlich irpex, pantex, pulex, sorex, vervex in la herse, la panse, la puce, la souris, la brebis. Nur bei la souris hat vielleicht das Vorhandensein des Homonyms le souris auf die Bestimmung des Geschlechtes mit eingewirkt, bei den übrigen ist kein ähnlicher Grund vorauszusetzen. Die übrigen Wörter, die hier noch in Betracht kommen, sind schon im Lateinischen in Beziehung auf ihr Geschlecht schwankend, ein Umstand, der natürlich für das Französische manche Unregelmäßigkeit herbeiführen mußte. Fornax, lat. Fem., früher Masc., bildet wegen der männlichen Endung le fourneau; calx, Commune, gegen die früher erwähnte Analogie la chaux; dagegen lynx, das außer bei Horaz im Lateinischen immer weiblich ist, ebenso sphinx: le lynx, le sphinx; perdix, zuweilen im Lat. Masc., ist im Französischen immer weiblich. (Bei Lenz und Wolff, Molé steht es als Fem., aber nur im französisch-deutschen Theil). Von silex, lat. Commune, giebt es le silex, das den eigentlichen Kieselstein bezeichnet; la silice, die Kieselerde, muß auf das Adjectivum siliceus zurückgeführt werden; salix, lat. Fem., wird, der allgemeinen Analogie der Baumnamen folgend, zu le saule; limax, lat. Commune, wird je nach der Form limas oder limace, männlich oder weiblich; endlich cortex, lat. gleichfalls Commune, zu l'écorce, wenn die Ableitung richtig ist.

4) Die Wörter auf s mit vorhergehendem Consonanten: Die Feminina ars, sors und glans werden männlich in l'art, le sort und le gland. Die Geschlechtsveränderung des ersten dieser Wörter gehört erst der spätern Zeit an, denn nach Girault Duvivier brauchten Amyot, Montaigne und ältere Schriftsteller es stets als Femininum. Umgekehrt wird dagegen das lat. Masc. dens zum Femininum in la dent (ebenso auch das Compositum la

surdent); ebenso war im Alt-Französischen font, die Quelle, weiblich. Daß die jetzt gebräuchlichen Wörter montagne, fontaine Feminina sind, beruht auf der Bildung aus den Adjectiven montanus, fontanus. Das lateinische Commune serpens wird nach der gewöhnlichen Analogie zu le serpent; auch der weibliche Gebrauch von gens im Französischen, hängt mit dem Lateinischen zusammen, ebenso wie es andrerseits natürlich war, daß die Veränderung der Bedeutung das Wort dem männlichen Geschlechte zuführte; daß endlich auch enfant, in der Bedeutung „Mädchen" sein lateinisches Geschlecht verliert, bedarf kaum der Erwähnung.

Schließlich müssen noch diejenigen Wörter erwähnt werden, welche im Lateinischen eine dem Neutrum angehörige Endung haben, es kommen indeß von ihnen verhältnißmäßig nur wenige in Betracht. Von Wörtern auf ur bemerke man nur das lat. Masc. turtur, das zu la tourtre; ferner das Neutrum fulgur, das im Französischen allerdings mit einem gewissen Unterschiede der Bedeutung zu le foudre und la foudre wird. Von Wörtern auf us ist lateinisch grus Commune, und wird in la grue gegen die gewöhnliche Analogie Femininum; außerdem salus, lat. Fem. = le salut. Es bleiben nur noch einige Neutra verschiedener Endungen, die weiblich werden: la mer, l'anagramme, l'épigramme, une paire, das letztere mit einer für unsern Zweck nicht in Betracht kommenden Ausnahme. Wenn auch lumen la lumière bildet, so liegt darin die Hindeutung auf eine Adjectivform, aus der das Wort seinen weiblichen Ursprung genommen hat.

Nachdem so im Vorigen ein Ueberblick über diejenigen französischen Substantiva gegeben ist, die direct aus lateinischen Substantiven hervorgegangen sind, verweilen wir noch einen Augenblick bei denjenigen, die lateinischen Adjectiven ihren Ursprung verdanken, obgleich sie, genau genommen, nicht in den Bereich unseres Themas gehören. Schon bei Betrachtung der einzelnen Declinationen war es nöthig, bisweilen auf eines oder das andere dieser Wörter näher einzugehen, und es stellte sich bei allen bisher genannten heraus, daß sie im Französischen Feminina bildeten. Dies Gesetz ist fast ohne Ausnahme, und es mögen deshalb außer den bereits früher erwähnten noch eine Anzahl der betreffenden Worte hier ihre Stelle finden: force, merveille, fiche, volaille, muraille, funérailles, campagne, chance, grange, (dagegen linge männlich).

Auch bei den von Participien abgeleiteten gilt dasselbe: bekannt sind die aus dem Part. Perf. Pass.: ich nenne daher nur einige, die dem lat. Part. Fut. Pass. ihren Ursprung verdanken, wie viande, légende, prébende, provende.

Obgleich die im Obigen mitgetheilte Sammlung nicht auf unbedingte Vollständigkeit Anspruch machen kann, so glaubt der Verfasser dennoch nicht viele bekanntere Wörter oder gar Klassen von Wörtern, die er nach seinem Plane aufnehmen konnte, übergangen zu haben; sollte es gleichwohl geschehen sein, so wird ihm jede Ergänzung willkommen sein.

Die Gründe, welche in diesem oder jenem Falle das Wechseln des Geschlechtes hervorgerufen haben, werden sich im Allgemeinen, wie schon früher bemerkt wurde, nicht mit unbedingter Gewißheit angeben lassen, denn wenn auch Analogieen für den betreffenden Fall vorliegen, so läßt sich gleichwohl die Möglichkeit nicht ausschließen, daß eine zufällige und uns unbekannte Einwirkung dasjenige herbeigeführt hat, was wir geneigt sein möchten, einer bestimmten Ursache zuzuschreiben. Außerdem liegt es im Wesen einer lebenden Sprache, daß sie in fortwährender Entwickelung begriffen ist; und, wenn ein aufmerksamer Beobachter diese sogar in vielen Punkten in der Umgangssprache während seines eigenen Lebens beobachten kann, so sind die geschehenden Veränderungen natürlich um vieles bedeutender, wenn die Untersuchung auf einen größeren Zeitraum ausgedehnt wird. Um ein Beispiel aus der deutschen Sprache und zugleich ein solches zu wählen, das sich auf die vorliegende Frage bezieht, so findet man z. B. bei Heller eine große Anzahl von Wörtern mit anderem Geschlecht gebraucht als es gegenwärtig üblich ist; ich erinnere nur an „das Thau", die Hinderniß, wie denn überhaupt die Wörter auf „niß" bei ihm Feminina sind. Wir sehen ferner, daß in der Sprache der ungebildeten Volksklasse sich in Beziehung auf eine große Anzahl von Wörtern kein Bewußtsein des Genus findet, sondern die Wahl desselben einfach von dem allgemeinen Eindruck abhängig gemacht wird, den der Begriff des betreffenden Gegenstandes auf den Sprechenden ausübt; in der Stadt z. B., in der der Verfasser lebt, und die erst kürzlich durch eine Eisenbahn mit dem übrigen Deutschland verbunden wurde, hört man in der niederen Volksklasse nie anders als „der Locomotive" sagen. Trotz der eben bezeichneten Beschränkungen kehren indeß eine Anzahl von Gründen, die bei einzel-

nen Wörtern wahrscheinlich sind, zu häufig wieder, als daß ihnen nicht eine allgemeine Bedeutung zugeschrieben werden müßte. Es sind dies namentlich 1) die Endung. Eine nicht geringe Anzahl von Wörtern nämlich bekömmt durch die mit ihnen geschehenden Veränderungen im Französischen eine Endung, die für diese Sprache nicht mehr dem Geschlechte entspricht, das sie im Lateinischen hatten. So finden wir le salut, da alle sonst auf ut endigenden Wörter männlich sind; und auf das der Endung widerstrebende Geschlecht der Feminina auf us wie: dialectus, atomus, synodus und viele andere wird keine Rücksicht genommen. Auch gehören hieher die Pluraliatantum auf a, die durch eben diese Endung die Neigung bekommen, sich zu den Femininis der ersten Declination zu schlagen. In dieser Weise ließen sich noch manche andere Wörter anführen, bei denen die Endung für die Bestimmung des Genus maßgebend gewesen ist. Andrerseits hat allerdings auch nicht selten das lateinische Genus den Sieg über die französische Endung davon getragen und zwar mehr als es z. B. im Deutschen der Fall ist. Wir sagen: die Hemisphäre, die Axe, der Panther, während im Französischen bei diesen und vielen andern Wörtern das dem Lateinischen entsprechende Genus beibehalten ist. In diese Klasse gehören z. B. auch faim, main, fin, die troß ihrer männlichen Endung im Französischen Feminina sind.

2) Die Veränderung der mit dem Worte verbundenen Auffassung ist von solchem Einflusse, daß sie das lateinische Genus in nicht seltenen Fällen überwindet. Namentlich gehören in diese Klasse die lateinischen Abstracta auf or, französisch eur: wie valèur, horreur etc., die Namen der Bäume und Früchte, Wörter wie moeur, fleur u. a.

Rechnen wir 3. und 4. hinzu, daß lateinische Communia, wenngleich nicht ohne Ausnahme, zum männlichen Geschlecht, dagegen aus Adjectiven gebildete Hauptwörter zum weiblichen hinneigen, so dürften damit diejenigen Verhältnisse erschöpft sein, welche als allgemein bestimmend anerkannt werden können.

Danzig.

Fr. Strehlke.

1.

Göthe's Fischer.

In dieser Ballade liegt ein ganz eigenthümlicher Zauber. Eine dunkle Ahnung sagt uns, daß wir hier mehr haben, als eine der gewöhnlichen Erzählungen von Menschen, welche von Feen, Nixen oder anderen Wesen dieser Art geraubt wurden; etwas Tieferes, Ideelleres muß nothwendig in der Ballade liegen. Worin aber eben der ideale Gehalt des Gedichtes bestehe, darüber sind die Ansichten verschieden. Wir sind mit keiner der bekannten Auffassungen zufrieden; ehe wir jedoch unsre eigene Auffassung mittheilen, berücksichtigen wir einige Ausstellungen, die Götzinger gegen einzelne Theile des Gedichts vorgebracht hat, die aber zugleich die Gesammterklärung beeinträchtigen.

In der Stelle: „Was lockst du meine Brut — Todesgluth?" findet Götzinger den Sinn: „Was lockst du sie hinauf, um sie zu kochen oder zu braten?" Sollte aber dieß wirklich der Sinn sein? Eine interessante Parallele bietet Homers Odyssee XXII, 381 ff., wo Voß übersetzt:

> Jetzo schaut Odysseus im Saal umher, ob vielleicht noch
> Lebend ein Mann sich entzöge, die dunkle Ker zu vermeiden.
> Aber er sah sie alle mit Blut und Staube besudelt,
> Hingestreckt in Menge, den Fischen gleich, die die Fischer
> Ausgezogen im Netz, dem maschigen; alle sie liegen,
> Lechzend nach salziger Flut, auf kiesigem Strande geschüttet;
> Und mit sengendem Strahl raubt Helios ihnen den Athem.
> So nun lagen die Freier gesammt auf einander geschüttet.

Vergl. auch in Mahomets Gesang: „die Sonne sauget unser Blut."

Die Fische, sagt das Meerweib, ziehst du aus ihrem feuchten, kühlen Element, wo es ihnen so wohl ist, hinauf ins Tageslicht, an die Strahlen der Sonne, die ihnen das Leben raubt, in den Bereich einer Macht, die zwar vom Meere erst ihre volle Schönheit erhält, aber doch ihrem ganzen Wesen und ihrer Wirkung nach dem Meere entgegengesetzt ist. Götzingers Auffassung ist unsäglich pro-

faisch und handwerksmäßig und versetzt uns aus dem Gebiet der elementarischen Schönheit in den Bereich culinarischer Behaglichkeit, mit der unser Gedicht Nichts zu schaffen hat. Ob die Fische nachher gesotten oder gebraten werden, ist höchst gleichgültig. Diese materielle Deutung ist von vornherein abzuweisen. Der Fischer zeigt durchaus keinen handwerksmäßigen Charakter und darum repräsentirt er um so reiner das allgemein Menschliche.

Götzinger stößt sich ferner an der Stelle: „Kühl bis ans Herz hinan." Man sage ja nicht: „ich bin kühl," sondern: „es ist mir kühl."

Aber es ist hier meines Bedünkens nicht sowohl von der äußeren, als vielmehr von der inneren Kühle die Rede. Darauf weis't schon das Wort: „Herz" hin; sonst würde wol Brust stehen. Die wunderbare Gestalt des Weibes war ihm noch nicht erschienen; sein Herz war noch nicht sehnsuchtsvoll gewachsen. „Kalt" konnte der Dichter nicht gebrauchen; denn dieses Wort setzt absolute Unempfänglichkeit voraus. Wenn nun aber: „kalt" sehr häufig im metaphorischen Sinn persönlich gebraucht wird, warum wäre der persönliche Gebrauch des Wortes: „kühl" zu tadeln? Schon das kühle und kühlende Element des Wassers weis't auf die innere Kühle hin. Zur Vergleichung dienen die Worte der Hexe in Schillers Macbeth: „Einen Fischer kannt' ich, zerlumpt und arm; der flickte singend die Netze, und betrieb sein Handwerk sonder Harm, als besäß er köstliche Schätze."

Götzingers übrige Ausstellungen sind kleinlich. Er tadelt die Stelle: „wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund." Man wisse nicht, sagt Götzinger, ob Fischlein der Nom. Singul. sei ('s Fischlein = das Fischlein), oder der Dat. Plur. Unser Gefühl entscheidet für die erste Erklärung; der Artikel ist hier gewiß unentbehrlich; er steht δεικτικῶς. Was das Wort „wohlig" betrifft, so ist uns zwar ebenfalls keine andere Stelle bekannt, wo es vorkäme; indeß halten wir es für ein von der poetischen Phantasie sehr glücklich gebildetes Wort; Vischer hat es aus unserer Ballade in seine Aesthetik und zwar eben in den Abschnitt von den Fischen aufgenommen.

Gehen wir nun zur Gesammterklärung über.

Man vergleicht Göthe's Fischer gewöhnlich mit dem Anfang von Schillers Tell: „Es lächelt der See" u. s. f. Ich ziehe eine andere Parallele vor, nämlich die mit der Erzählung der Hexe in

Schillers Macbeth, einer Erzählung, die Schiller rein von seinem Eigenen in Shakspeare's Macbeth eingeführt hat. Die Verschiedenheit beider Gedichte springt in die Augen. Schillers Gedicht hat eine durchaus moralische Haltung. Unschuld, Verführung, Schuld und Untergang treten sehr verschieden hervor; namentlich ist das Mittel der Verführung sehr materieller Art, ein Goldklumpen. Ganz anders bei Göthe. Wohl wird auch Göthe's Fischer schuldig und geht unter; aber seine Schuld ist eine andere, als die des Schiller'schen Fischers. Worin besteht nun seine Schuld? Herr Viehoff in seinem Commentar zu Göthe's Gedichten meint, das Gedicht spreche die Gefahr der blos sinnlichen Liebe im Gegensatz zur geistigen Liebe aus. Dieß scheint uns aber nicht richtig. Erstens nämlich ist jener Gegensatz durchaus ungöthisch und der ganze Gedanke zu moralisirend; zweitens hat Herr Viehoff die dritte Strophe nicht genug beachtet, wo blos vom Meer die Rede ist; man darf das Meerweib nicht vom Meer trennen, beide gehören zusammen, und der größere Theil des Gedichts ist der Verherrlichung des Meeres gewidmet. Von Liebe im gewöhnlichen Sinn steht im Gedicht kein Wort; das Meerweib preis't ihr Reich, das Meer, und von unendlicher Sehnsucht nach dem Meer wird der Fischer ergriffen. Richtiger sagt Schwenck in seinem Anhang zu seinen Erklärungen von Schillers Werken: träumerisch-schwermüthige Hingabe an die Natur, völliges Versinken in dieselbe werde dargestellt; und eben darin sieht Schwenck mit Recht eine Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes mit allem Zauber der Poesie verherrlicht. Nur ist Schwenck's Erklärung noch zu allgemein und unbestimmt gehalten, sofern die einzelnen Momente der Ballade in ihr nicht entschieden genug hervortreten. Mit Schwenck stimmt eine Auffassung im Stuttgarter Morgenblatt überein. „Vielfach haben die Volkslieder von Nixen gesungen, welche Menschen ins Wasser gelockt. Göthe erkennt den tiefen Sinn dieser Sage, die Sehnsucht nach einer Vermählung mit der Natur, wie sie uns ergreift, wenn wir vor dem klaren, kühlen Wasserspiegel stehen, und so hat er seinen Fischer gedichtet." Von dieser Erklärung gilt dasselbe, was wir über Schwenck's Auffassung bemerkt haben. Sie ist im Wesentlichen richtig, aber nicht vollständig durchgeführt. Göthe's Fischer hat im Unterschied von Schillers Hexenlied eine universelle, eine kosmisch-ästhetische Färbung. Die verlockende Macht ist eine kosmische, das Meer mit seiner wunderbaren Herrlichkeit (in ew'gen

Thau = εἰς ἅλα δῖαν; vgl. auch Ilias XIV, 201.); eine Macht, in der sich die übrigen kosmischen Mächte spiegeln, „ihr Antlitz weiden“ *), sich selbst erkennen. Das Verlockende dieser Macht liegt in ihrem klaren Wiederschein, in ihrer Schönheit, ihr Reiz ist ein ästhetischer. Worin besteht nun die Schuld des Fischers? Nach den Worten des Meerweibs besteht sie darin, daß er eigenmächtig in ein fremdes Reich eingreift. Aber dieß Eingreifen ist an und für sich noch keine Schuld, sondern wird nur dadurch dazu, daß der Fischer nicht im Besitze des Talismans ist, um die schädlichen Einflüsse dieses Reichs abzuwehren, und dieser Talisman ist — ruhige Klarheit, das Beisichsein des Geistes, Besonnenheit. Sein Wesen kommt der Versuchung entgegen; seine widerstandslose Passivität wird durch das: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin“ vortrefflich ausgedrückt.

Göthe selbst sagt bei Eckermann, das Gedicht solle blos „das Gefühl des Wassers ausdrücken, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, zu baden.“ Also auch hier nichts von Liebe im gewöhnlichen Sinn des Worts. Im Allgemeinen können wir uns der Erklärung anschließen, die Göthe selbst gegeben hat. Der kosmisch- oder elementarisch-ästhetische Charakter des Gedichts findet sich in seiner Aeußerung klar ausgesprochen. Nur möchten wir das „blos“ weglassen. Ob ihm beim Fischer nicht die Gestalten seiner Freunde aus der Genieperiode, die sich in ihrem dunkeln Naturdrange des rechten Weges nicht bewußt waren, ob ihm die Gefahr einer völligen Hingabe an das Reich des Schönen nicht unbewußt vorschwebte? Die Schönheit, die uns hier natürlich mit Kunst und Poesie zusammenfällt, hat ja auch ihre Gefahren. Sie erfüllt den Menschen leicht mit einem süßen Taumel, einer seligen Vergessenheit, einer träumerischen Versenkung in eine Welt von Phantasiegebilden, die ihn nicht nur dem äußeren, realen Leben, dem hellen Tageslicht der Wirklichkeit entzieht, sondern auch im Reich der Schönheit selbst nicht zur „Griechheit, Verstand und Maaß und Klarheit“ kommen läßt. Die Auffassung Schwencks und des Morgenblatts trifft das Richtige, übersieht aber das Fortschreiten in der Handlung, sie beachtet weder die Schuld noch den Untergang des Fischers. Zwei Bemerkungen drängen sich uns hier auf; erstens, wie richtig Göthe sagt, die Bal-

*) „In dem glatten See weiden ihr Antlitz alle Gestirne“; im Gesang der Geister über den Wassern. Vgl. Hom. Il. V, 6. Virg. Aen. I, 608.

lade sei ein Urei, in dem alle Elemente der Poesie vereinigt liegen und das nur bebrütet zu werden brauche, um als herrlichstes Phänomen in die Lüfte zu steigen; die Ballade stellt, wie die meisten Götheschen, nur eine Scene, eine Situation dar, aber in dieser einen Situation ist ein Drama*) verborgen; die Ballade eröffnet uns im engsten Rahmen denselben Blick in unser Wesen, wie Tasso und Werther. Zweitens, wenn Schwenck im Fischer eine Eigenthümlichkeit des deutschen Wesens, inniges Naturgefühl dargestellt sieht, so enthält der tragische Ausgang der Ballade, der in dem Charakter des Fischers begründet ist, zugleich eine sehr ernste Mahnung an das deutsche Volk. Als Grundgedanken der Ballade fassen wir daher die Gefahr einer völligen Hingabe an das Reich des Schönen. Daß gerade das Meer dieses Reich des Schönen darstellt, kann als bedeutend erscheinen. Das Meer ist wunderbar herrlich, aber oft ist es auch voll Drangs und sturmvoller Bewegung. Ferner ist das Meer diejenige kosmische Macht, in der sich die ewig helle, sich gleich bleibende Sonne bespiegelt, wo sie „doppelt schöner" ihr Angesicht zeigt. Ebenso ist ja die Naturschönheit die verjüngende und erfrischende Quelle der Kunstschönheit. Merkwürdig, daß Göthe auch in einem andern Gedicht, in der „Seefahrt", seine Entwicklungskämpfe mit einer Fahrt auf dem Meere vergleicht.

Doch gerathen wir da nicht auf das unsichere Meer der Allegoristerei? Keineswegs. Wir behaupten ja nicht, der Dichter habe zuerst jenen Grundgedanken fertig gehabt und dann mühselig nach einer poetischen Form gesucht, um ihn in diese hineinzuwickeln. Denn dieß und nichts Anderes ist das Verfahren des allegorischen Dichters, des „hineingeheimnissenden" Tausendkünstlers. Im Gegentheil, die Zauberruthe des poetischen Genius bewegt sich von selbst, wo in einer Sage, einem Volksglauben ein ideeller Schatz sich birgt, und der Schatz bewegt sich dann von selbst aus der Tiefe heraus dem Dichter entgegen, der ihn dann nur zu heben braucht. Der Allegorist dagegen gräbt und schaufelt, so lang er lebt, wird aber nie den Schatz erheben. Der Allegorist hat das Bild neben der Idee; der wahre Dichter hat Idee und Bild stets beisammen. Die eben aus dem Morgenblatt angeführte Stelle: „Göthe erkennt

---

*) Und zwar ächt Göthisch ein Gefühlsdrama, eine Herzenstragödie.

den tiefen Sinn dieser Sage, und so hat er seinen Fischer gedichtet" — diese Stelle ist in sofern schief, als sie einer allegorischen Poesie das Wort zu reden scheint. Von einem philosophischen Erkennen kann hier keine Rede sein, sondern nur von einem Ahnen, von einem überwiegenden Gefühlszustand, von einer Stimmung; und so d. h. nicht: nach jener Erkenntniß, zeitlich-successiv, sondern in dieser Stimmung, in diesem poetischen Helldunkel hat er seinen Fischer gedichtet. Der wahre Dichter ist Schöpfer, ποιητής. „So er spricht, so geschiehet es; so er gebietet, so stehet es da." Gedanke und Wort folgen sich wie Blitz und Donner, Idee und Bild stehen mit einem Male da und decken sich völlig. Und so mögen wir es immerhin bedeutend finden, daß der Fischer keinen handwerksmäßigen Charakter hat, daß die Ballade im Unterschied von den meisten Götheschen Balladen sich nicht auf eine bestimmte Volkssage gründet, daß gerade das Meer das Reich der Schönheit darstellt, daß im Unterschied von andern Nixensagen hauptsächlich das Verhältniß zum Meer hervortritt, die Nixe aber eine untergeordnete Rolle spielt. Was in dem ersten Zug liegt, wurde schon oben gesagt; der zweite Zug hat dieselbe Bedeutung, „was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie" — cum grano salis verstanden: der dritte Zug wurde schon erklärt und wir können zu unserer Auffassung des Gesammtinhalts nur hinzusetzen, was oben schon angedeutet wurde, daß die Schönheit hier als das Reich des Naturschönen, die Poesie als Naturpoesie, das Subject, das hier auftritt, als der Künstler erscheint, dessen poetischer Instinkt noch als subjectives Gefühlsschwelgen, als Naturalismus, als Sturm- und Drangwesen, als vom Verstande noch nicht überwachte, traumartig verworrene Phantasie zu bezeichnen ist. Was den vierten Zug betrifft, so spielt die Nixe in unserer Ballade ungefähr dieselbe Rolle, wie Mephistopheles im Faust. „Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben, er müßte doch zu Grunde gehn", sagt Mephistopheles. Aehnlich würde der Fischer ins Meer hinabsinken, auch wenn ihm das Meerweib nicht erschiene. Sie erscheint ihm ja erst, wie er lauscht. Die Nixe ist nichts Anderes, als die objectivirte, personificirte Sehnsucht des Fischers, ihr Wort der lebendige Wiederhall seiner Brust. Hier liegt die Vergleichung mit Mathissons todter, mechanischer Behandlung der Geisterwelt nahe. Jene Wesen, die ihre Existenz blos der menschlichen Phantasie verdanken, dürfen nie abgelös't von dem le-

bendigen Grunde, dem sie entstammen, auftreten, sie müssen in das Innere des Menschen zurückgeschlungen werden.

Die Situation ist in doppelter Hinsicht glücklich. Das Rauschen des Wassers erscheint der Phantasie als ein geheimnißvolles Reden und Raunen, die Natur will Geist werden; sodann sind die Anwohner des Meeres nach einer bekannten Erfahrung für wunderbare Erscheinungen von Geistern, Nixen und dergleichen besonders organisirt.

Die Richtigkeit unserer Erklärung wird bestätigt durch die oben angeführte Aeußerung Göthe's gegen Eckermann. Göthe erklärt sich dort gegen die Versuche, seinen Fischer zu malen, weil sich so etwas gar nicht malen lasse. Was liegt wohl in diesen Worten? Wird Göthe's Fischer gemalt, so sehen wir ein Meerweib, das sich aus dem Meer erhebt und durch seine Schönheit, so wie durch den verlangenden Ausdruck seines Gesichts den träumerisch sinnenden Fischer unfehlbar in die Tiefe ziehen wird — und damit ist eine gewöhnliche Nixensage, aber nicht der tiefe Sinn des Götheschen Fischers zur Darstellung gekommen; damit haben wir eine Liebesscene, aber nicht eine Vermählung mit der Natur, träumerische Hingebung an das Reich des Schönen. Göthe hat gewiß Recht, wenn er die Versuche, seinen Fischer zu malen, verwirft. Was man nicht malen kann, das soll man auch nicht malen wollen. Läßt man auch das Meerweib weg oder stellt man es in den Hintergrund, was hat man dann gewonnen? Dann hat man etwa eine Landschaft, ein Meeresufer, einen blauen Himmel und Sonnenschein. Gut, dieß lassen wir uns gefallen. Die ruhige Schönheit, die Milde und Heiterkeit, die über diese Landschaft ausgebreitet ist, wird ihren Eindruck auf uns nicht verfehlen. Wo bleibt aber der Fischer? Auch ein Fischer mag auftreten, er mag ruhig am Ufer sitzen, eine mäßige Staffage steht einem Landschaftsgemälde wohl an. Aber der Göthesche Fischer mit seiner Gefühlsromantik? Er, der die Hauptperson des Götheschen Gedichts ist? Da eben sitzt die Schwierigkeit. Solche überwiegend innerliche Zustände, solche Gefühlsschwelgereien lassen sich durch die Malerei ebenso wenig versinnlichen, als es jenem Maler gelungen ist, Hamlets Monolog: „Sein oder Nichtsein!“ zu malen. Der Fischer soll der Betrachter des Landsschaftsgemäldes selbst sein d. h. das Gemälde soll auf den Betrachter einen bezaubernden Einfluß üben: dann ist der Fischer auf dem Gemälde völlig überflüssig.

Noch zu einer Bemerkung fordert uns die aus dem Morgenblatt angeführte Stelle auf. Die dort gegebene Erklärung der Nixensagen ist, wie wir glauben, einseitig. Nicht nur die Sehnsucht des geistigen Menschen nach einer Vermählung mit der Natur spricht sich in ihnen aus, sondern auch das Verlangen der Natur, Geist zu werden. Daher die Trauer der Wassergeister, daß sie keine menschliche Seele haben, daß sie nicht erlös't sind, nicht selig werden können, daher ihr Trachten nach der ehelichen Verbindung mit Menschen. Dieß Verlangen spricht sich theils als Liebe, theils als Neid aus. Das Verhältniß ist aber allerdings ein wechselseitiges, die Sehnsucht nach einer Vermählung mit der Natur kommt dabei ebenfalls in Betracht. In den gewöhnlichen Nixensagen scheint der erste Gedanke zu überwiegen: in Göthe's Fischer der zweite.

Zuletzt noch Parallelen. Hieher gehören die Erzählung von Narciß („Lockt Dich Dein eigen Angesicht nicht her in ew'gen Thau?), Odysseus und die Sirenen, die Wirkung des homerischen Lotos, die blaue Blume der Romantiker u. s. w. Spricht sich nicht namentlich in den homerischen Parallelen derselbe Gedanke aus, daß träumerische Hingabe an eine Welt von Phantasieen, daß einseitig idealistisches Streben, wie die Befriedigung des Wissenstriebs, was die Sirenen dem Odysseus versprechen, den Menschen unglücklich macht? Ist es nicht merkwürdig, daß der harmonische, jeder Einseitigkeit abholde Sinn des Griechen jene Klippen vermeidet, daß der Grieche in Odysseus sich selbst anschaute, während der Deutsche leider in den unbefriedigten, weil einseitigen Gestalten eines Hamlets, eines Faust und des götheschen Fischers das getreueste Bild seines Wesens findet?

2.

Die Braut von Korinth.

Nicht leicht ist ein Göthesches Gedicht so verschieden beurtheilt worden, wie dieses. Menzel und Götzinger greifen es als schmutzig und heidnisch an, Vilmar, Hillebrand, Huhn zählen es zu den schönsten Früchten der Götheschen Muse. Gegen Götzingers Angriffe hat

Herr Viehoff das Gedicht nicht ohne Glück vertheidigt und namentlich ist die aus Hölderlein beigebrachte Parallele sehr treffend. Nur ist seine Auffassung des Grundgedankens nicht befriedigend. Herr V. sagt (Göthes Gedichte erläutert von V. II, 291): „In der vorliegenden Sage ist die Macht des Liebebedürfnisses beim jugendlichen Weibe versinnlicht, die so groß ist und so dringend Befriedigung erheischt, daß sie auch dann noch nicht aufhört, wenn schon ihr Herz zu schlagen aufgehört.“ Dabei ist der Gedanke des Gedichts zu eng gefaßt. Götzinger hat wenigstens darin Recht, daß er das Heidnische des Gedichts erkannt hat. Es erinnert durchaus an Schillers Götter Griechenlands und ist das Göthesche Seitenstück zu diesen. „Damals war nichts heilig als das Schöne.“ Aber in der Braut von Korinth steht factisch das Heilige über dem Schönen. „Finstrer Ernst und trauriges Entsagen“ sind an die Stelle der Zeit getreten, „wo noch Venus heitrer Tempel stand.“ Jetzt schämt sich die Gottheit der Freude; der Himmel, der Geist gilt Alles. Aber die Natur ist mächtiger, als Convenienz und Formel. Die unterdrückte Natur rächt sich und saugt ganzen Geschlechtern Mark und Leben aus.

Dieß scheint uns der Grundgedanke des Gedichts; die näheren Belege zu diesen Andeutungen gibt das Gedicht selbst.

3.

Schiller's Maria Stuart,

mit Rücksicht auf die neueren Auffassungen.

Schiller's M. St. ist auch in der neuesten Zeit sehr verschieden beurtheilt worden. Schwenck und Karl Grün halten die Tragödie für ein Meisterwerk, Vilmar, Hillebrand und Huhn finden nur einzelne Schönheiten darin; im Ganzen, glauben sie, sei die Tragödie mißlungen.

Ein Hauptvorwurf ist derjenige der Parteilichkeit gegen Elisabeth und für Maria. M. St. sagt man, sei mit so verführerischen Magdalenenzügen ausgestattet, daß wir ihre Schuld vergessen; der

Elisabeth dagegen habe der Dichter keinen, auch nicht einen Zug von Edelsinn und Menschlichkeit geliehen.

Allerdings ist nun Elisabeth eine Heuchlerin, vgl. V, 12. Sie ist jesuitisch gesinnt, weil ihr kein Mittel zu schlecht ist, um ihre Gegnerin zu verderben, II, 5; sie ist neidisch, eifersüchtig, schadenfroh. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir gegen Verstandesmenschen leicht ungerecht werden. El. macht wirklich auch auf unser Mitleid Anspruch. Auf dem Throne ist sie ein Opfer der Verhältnisse, weil von der Volksgunst abhängig, IV, 11. („Der allein ist König“ u. s. w. Vgl. Sallust: quidlibet impune facere, id est regem esse.) Sie muß so regieren, wenn sie sich die Liebe des Volks erhalten und gegen eine Welt von Feinden behaupten will; ohne die Liebe ihres Volks ist sie ja „ein wehrloses Weib“. Politischer Egoismus bestimmt ihr Thun. Zugleich erregt sie unser Interesse durch ihre weltgeschichtliche Stellung, ihre Energie und Gewandtheit. Die individuellen Gefühle des Neides und der Eifersucht sind moralisch verwerflich, sie zeigen aber, daß Elisabeth nicht ein starrer Verstandesmensch ist, sondern die Schwäche ihres Geschlechtes theilt. Ich kann mir nicht versagen, aus dem zweiten Theil des Handbuchs der prosaischen Nationalliteratur der Deutschen hier eine Stelle aus einem Briefe des Fürsten Pückler-Muskau anzuführen. In der Gemäldesammlung zu Warwick-Castle sieht der Fürst Elisabeth von Holbein. „Das beste und vielleicht ähnlichste Bild, das ich bis jetzt von ihr gesehen. Sie ist in ihrer Blüthe dargestellt, ziemlich widerlich weiß, mit blaß röthlichen Haaren; die Augen etwas albinosartig, ohne Augenbrauen. Das viele Weiße darin gibt ihnen trotz ihrer künstlichen Freundlichkeit doch einen falschen Ausdruck. Man glaubt zu entdecken, daß heftige Begierden und beharrliche Leidenschaften unter dieser blassen Hülle verborgen sind, wie ein Vulkan unter dem Schnee*), und erblickt hinlänglich jene Sucht zu gefallen in der überreichen, mit Zierrathen überladenen Kleidung. Ganz anders, streng, hart und gefährlich zu nahen erscheint sie in den Bildern ihres späteren Alters, aber auch da immer noch gleich übertrieben geputzt.

---

*) Vgl. M. St. III, 4: „weh' euch, wenn sie (die Welt) von euren Thaten einst den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleißend die wilde Gluth verstohl'ner Lüste deckt.“

Maria von Schottland. Wahrscheinlich im Gefängniß und kurz vor ihrem Tode gemalt; denn sie hat hier das Ansehn einer vierzigjährigen Matrone. Noch immer eine gediegene Schönheit, aber nicht mehr die leichtsinnige, Leben und Reize üppig genießende Maria, sondern sittlich geläutert durch Unglück, ernsten Ausdrucks, Schillers Maria, eine edle Natur, die sich endlich selbst wiedergefunden hat. Es ist eines der seltenern Bilder dieser Königin, die man sonst nur jung und glänzend zu sehen gewohnt ist."

Maria ist Gefühlsmensch; sie hat ihre Jugend in dem heißblutigen Frankreich zugebracht, sie ist von ganzem Herzen katholisch, um ihren Ruf wenig besorgt. Jugend und Schönheit führen sie irre, in heißem Rachegefühl betheiligt sie sich an der Ermordung Darnleys, sie höhnt die öffentliche Gerechtigkeit und reicht dem Mörder ihre Hand. In der Gefangenschaft ist sie noch nicht völlig geläutert worden. Nach Darnleys Tod hatte sie kein Recht zur Liebe, und doch knüpft sie mit einem Unwürdigen ein Liebesverhältniß an; sie nährt Rachegedanken gegen Elisabeth und freut sich, sie vor ihrem Buhlen erniedrigt zu haben. Hier nun, wo sie über Elisabeth triumphirt, muß der fanatische Mortimer, zu dem sie keine Zuneigung empfindet, durch den leidenschaftlichen Ausdruck seiner Liebe sie aus ihrem Traume wecken; sie erkennt ein furchtbares Schicksal darin, daß Haß und Liebe sich verschworen haben, sie zu schrecken; Mortimer erinnert sie daran, daß sie sonst nicht gefühllos gewesen, er erinnert sie an Bothwell und Rizzio, aber diese Worte bringen das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervor, Maria erkennt schaudernd, vor welchem Abgrund sie steht, sie wirft entsetzt einen Blick in ihr Herz, und kommt zur Besinnung. Sie wird nun vollends geläutert und opfert Gott ihren Haß und ihre Liebe. An dem Verbrechen, das Elisabeth ihr Schuld giebt, weiß sie sich unschuldig, und doch erklärt sie, daß sie schuldig sterbe. „Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod die frühe schwere Blutschuld abzubüßen." Ja der Tod muß ihr als Wohlthat erscheinen; denn, obschon sie jene blutige That mit schweren Kirchenstrafen abzubüßen suchte, wollte doch der Sturm in der Seele nicht schlafen.

So ist denn Maria Stuart keine abstract ideale Figur, sondern eine ächt menschliche, lebensfrische Gestalt, und der Proceß ihrer Entwicklung ist vollkommen psychologisch. Was Hillebrands verführerische Magdalenenzüge betrifft, so könnte man diese höchstens auf ihren sen-

timentalen Abschied beziehen. Diese Abschiedsscene ist allerdings zu tadeln, weil sie in ihrer überschwenglichen Sentimentalität die Kraft der Sammlung und Erhebung vermissen läßt. Indessen ist Hillebrands Ausdruck, die Scene sei auf dem Gebrauch der Schnupftücher berechnet, offenbar zu hart und mag wohl auf iffland-kotzebueschen Familienjammer anwendbar sein, aber nicht auf den Abschied einer Maria Stuart.

Mortimers Charakter ist von Hillebrand und Huhn hart getadelt, von K. Grün bewundert worden. Huhn sagt: „In Mortimer sind jugendlich leidenschaftliche Liebe und die fanatische Uebertriebenheit des raffinirtesten Jesuitismus vereinigt, jedoch diese Extreme zu unvermittelt gelassen." Dieß ist falsch. Sinnliche Leidenschaftlichkeit ist das vermittelnde Band. Sinnlichkeit hat ihn zum Converten gemacht, der Ruf von Maria's Schönheit hat seine Sinnlichkeit entzündet, und daß Leidenschaftlichkeit mit raffinirter Berechnung nicht Hand in Hand gehen könne, dieß wäre noch zu beweisen. Uebrigens ist Mortimers Raffinirtheit nicht allzugroß. Er täuscht die Königin, sich selbst aber täuscht er in Lester. Er ist verwegen, hat aber wenig Menschenkenntniß. Zudem ist er nur ein Werkzeug in der Hand Anderer, sei es der Guisen oder des Mönchs, der den Verschwornen das Anathem ausdeutete.

Lesters Charakter, sagen Hillebrand und Huhn, entspreche nicht der Wahrheit und sei zu unwürdig und schlecht. Aber ganz verworfen ist Lester nicht, dieß zeigt sein Monolog V, 10. Sodann ist er bei seiner großen Feigheit doch gewandt und weiß die Schwächen der Menschen schlau zu benützen. Sollte einmal ein Weiberknecht gezeichnet werden, so durfte ihn Schiller gewiß so zeichnen, wie er dieß gethan hat. Als Hauptcharakter wäre er natürlich zu verwerfen, aber in der Reihe der übrigen Charaktere durfte auch er seine untergeordnete Rolle spielen.

Burleigh und Talbot charakterisiren sich selbst und bedürfen keiner Vertheidigung.

Die poetische Gerechtigkeit ist im Stück auf's Vollkommenste gewahrt und Hillebrands und Schwencks Anklage beweisen nicht das Mindeste. An Babingtons Verschwörung ist Maria unschuldig, aber den Antheil an Darnley's Ermordung büßt sie durch ihren eigenen Tod und so zeigt sich in der menschlichen Ungerechtigkeit die Nemesis, die göttliche Gerechtigkeit. Per quod quis peccat, per

idem punitur et idem. Liebe und Schönheit hat sie vor ihrer Gefangennehmung zu Fehltritten verleitet und noch im Kerker knüpft sie mit Lester ein Liebesverhältniß an. Lester leitet, um wenigstens eine Linderung ihres Looses zu bewirken, die Zusammenkunft der Königinnen ein, die so unglücklich endet. Lester verräth nachher die Maria, Eifersucht über ihre Erniedrigung vor Lester bewegt Elisabeth zur Unterzeichnung des Bluturtheils und Lester ist es, der der Maria das Todesurtheil ankündigen muß. Wie kann sie für ihre Liebe härter bestraft werden? Auch darin zeigt sich die Gerechtigkeit des Schicksals, daß Maria, die mit frechem Possenspiel die Richter gezwungen, den Schuldigen des Mordes loszusprechen (I, 4), von ungerechten Richtern unschuldig-schuldig zum Tode verurtheilt wird. Wie mag man also sagen, „Maria's Unschuld an dem Verbrechen, dessen sie beschuldigt werde, schwäche den tragischen Eindruck?“

Elisabeth steht zuletzt einsam und verlassen da, verlassen von dem Geliebten, wie von ihren Räthen. Burleigh wird aus der Laufbahn, die ihm das Höchste ist, herausgeschleudert. Mortimer wird durch seine Unbesonnenheit, durch Mangel an Menschenkenntniß zum Selbstmord getrieben. Lester, der Knecht zweier Königinnen, rettet nur das Leben, und Selbstverachtung verbittert ihm den Genuß dieses Gutes.

Nach unsern obigen Bemerkungen über Lesters Verhältniß zu Maria Stuart ist es rein unbegreiflich, wie Huhn, Literaturgeschichte S. 435, sagen kann, der Dichter hätte Gelegenheit gehabt, es als einen Zug des rächenden Schicksals darzustellen, daß die Liebe, welche die Königin zur Missethat verleitet hatte, sie nun auch zum Schaffot geleite. Ueberhaupt, meint Huhn, sei Lesters Liebesverhältniß zu Maria als eine nicht dazu gehörige Episode ins Stück eingewebt. Eingewebt ist Lesters Liebesverhältniß in die Tragödie allerdings; es ist nicht ein Fetzen, den man beliebigerweise wieder wegschneiden könnte, wie Thekla und Max. Was erregt denn Elisabeths Eifersucht, wenn nicht ihre Erniedrigung vor Lester? Doch ist oben schon genug gesagt worden. Auch Mortimers Rolle läßt sich nicht wegschneiden. Im Wallenstein geht das Liebesverhältniß neben dem eigentlichen Gedankeninhalt des Stücks her, ist in kein inneres Verhältniß zu ihm gesetzt. Mortimer dagegen ist nicht abstract ideal, wie Max, er zerfließt nicht in Reflexionen über Welt und Menschen; er ist der Mann der That und Leidenschaft, und

darum ist er mitten in den Gedanken und die Bewegung des Stücks hineingestellt.

Die sentimentale Rede der Elisabeth IV, 9 nimmt sich nach Hillebrand in ihrem Munde schlecht aus. Als ob diese Rede sentimental und nicht vielmehr heuchlerisch wäre, um durch scheinbare Demuth den Widerspruch ihrer Räthe hervorzurufen! „Der Herrscher muß hart sein können und mein Herz ist weich," dieß sollte etwas Anderes sein, als Heuchelei? Wie ganz anders spricht sie gleich darauf in jenem Monolog IV, 10! Lies't man jene Worte bei Hillebrand, so ist man versucht, Lord Burleigh parodirend fortzufahren: „Nun bei Gott! Wenn ich so ganz unkritische Worte aus eines Kritikers Mund vernehmen soll!"

Damit an allen Theilen des Stücks herumgerupft würde, hat man sich auch an der Scene zwischen den zwei Königinnen gestoßen. So sagt Ancillon: „Schiller läßt in der grellen und heftigen Scene mit Elisabeth die Maria aus den Schranken ächter Weiblichkeit treten." Wer diese Scene grell und heftig nennen kann, den beneide ich nicht um seine Nerven. Mit Recht bemerkt Vischer in seiner Aesthetik, die Scene wäre unerträglich, wenn ihre Herbheit nicht durch die Gegenwart des alten, würdigen Talbot gemildert würde.

Wir kommen nun zur schwierigsten Partie, zum Grundgedanken der Tragödie. Hier lautet die Anklage, wie folgt: „Schiller berücksichtigte den historischen Boden und den großartigen Hintergrund jener Zeit mit ihren religiösen und politischen Freiheitsfragen nicht, sondern berührte diese öffentliche Lage nur ganz entfernt; er zog sich auf den individuellen Stand des Persönlichen zurück und verlieh dadurch dem Stücke eine durchaus unbestimmte Haltung. Während das Staatsinteresse überall vorgeschoben und genannt wird, um das unglückliche Ende der Maria zu begründen, sucht Schiller später dasselbe mit der Blutschuld der Königin, die sie durch die Ermordung ihres Gemahls Darnley begangen, zu rechtfertigen und der Wirklichkeit nach ist das Hauptmotiv ihrer Hinrichtung die persönliche Leidenschaft, so daß das Stück eigentlich gar keine rechte Grundidee besitzt." Man wisse also nicht, meint Huhn, warum Maria hingerichtet werde; das Stück schwanke zwischen zwei Erklärungsgründen. Dieß ist aber ganz falsch. Der Antheil an Babingtons Verschwörung gibt den Vorwand zu Maria's Hinrichtung.

Elisabeths wahrer Beweggrund ist ein doppelter; eifersüchtige Weiberlaune und Rücksicht auf ihre politische Stellung. In beiderlei Hinsicht ist sie von Maria beleidigt, und das eine Wort, das diese beiden Rücksichten vereinigt, der eine Vorwurf, der sie am schwersten verwunden mußte, ist in den Schlußworten der Scene zu Fotheringhay klar ausgesprochen: „der Thron von England ist durch einen Bastard entweiht" u. s. w. Schon I, 6 nennt Mortimer die Elisabeth eine „Afterkönigin, gezeugt im ehebrecherischen Bett" u. s. w. In dem so wichtigen Monolog IV, 10 sagt Elisabeth selbst:

Mit hohen Tugenden
Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken,
Den Flecken meiner fürstlichen Geburt,
Wodurch der eigne Vater mich geschändet."

In diesem Monolog spricht Elisabeth zuerst die politischen Beweggründe aus, dann das individuelle Motiv, die gereizte Eifersucht, und zuletzt den Vorwurf, in dem sich beide Beweggründe vereinigen. „Ein Bastard bin ich Dir? — Unglückliche!" u. s. w. Dieß ist offenbar ein Vorwurf, der die Elisabeth schon als Weib hart genug treffen muß; ist aber dieser Vorwurf begründet, so hat sie auch kein Recht auf den Thron. Wir haben gesehen, wie dieser Vorwurf durch das ganze Stück sich hindurchzieht; es ist daher klar, wie bedeutend derselbe erscheinen muß. Die Blutschuld der Maria wird nicht erst später erwähnt, sondern schon I, 4, wo Maria prophetisch von dem Ausgang ihres Schicksals spricht. Damit ist zu vergleichen die Abschiedsscene und die Beichte, wo sich Maria's innerste Gesinnung am klarsten ausspricht. „Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod die frühe schwere Blutschuld abzubüßen", diese Worte weisen klar darauf hin, wie sich die göttliche Gerechtigkeit in der Ungerechtigkeit der Menschen verherrlicht. Also durchaus keine Unsicherheit, kein Widerspruch, kein späteres Verbessern des Motivs.

Spielt nun wirklich Politik eine so untergeordnete Rolle? Allerdings ist das Stück kein historisches, politisches, keines, das „nach Pulver riecht", wie Wallenstein. Im Wallenstein ist es beiden Theilen nicht sonderlich um Religion zu thun, Feldherrngröße und kleinliche Hofpolitik stehen einander gegenüber, um Freiheit und Herrschaft, der Menschheit große Gegenstände, wird gestritten, und die ätherische Sentimentalität hat nur in Max und Thekla einen Zweig

an dem Baum der Dichtung getrieben, den man im Interesse der Einheit des Ganzen wegwünschen muß. Im Wallenstein kämpft Feldherrngenie gegen den Verstandesegoismus des Hofs auf dem Felde der Politik und Geschichte, in Maria Stuart kämpft der Drang des Gefühls, das heiße Blut des Südens gegen den Verstandesegoismus Englands. (Sonderbar ist es, wenn K. Grün behauptet, das katholische Oesterreich sehe aus Maria's schwarzen Augen; hätte er statt Oesterreich Frankreich gesagt, so wäre er der Wahrheit näher gekommen.) Dieß ist die Grundlage, auf der sich erst das politische und religiöse Interesse erhebt. Zwei Frauen stehen einander gegenüber, königliche Frauen allerdings, aber zunächst doch nur Frauen. Daß nicht auf diese Frauen, sondern auf die Männer die Haupthandlung und der Fortschritt im Stück fällt, daß auf Elisabeths Seite Burleigh und Talbot, auf Maria's Seite Mortimer hauptsächlich handelnd auftreten, dieß liegt in der Natur der Sache. Denn das Weib ist einmal kein ζῶον πολιτικόν und nur deswegen haben, wie Gervinus sagt, einige Weiber eine erträgliche Regentenrolle gespielt, weil sie mehr Zuschauerinnen, als Mitspielerinnen waren. Was diese Frauen in den Mittelpunct des Stücks stellt, ist dieß, daß sie den Grundgegensatz des Gefühls und des Verstandes am reinsten und ursprünglichsten in ihrer ganzen Erscheinung aussprechen. Hier kommt besonders der Unterschied der Nationalität in Betracht. Maria ist eine Schottin, ihr Charakter hat sich aber hauptsächlich in dem heißblutigen, sinnlich-leidenschaftlichen Frankreich entwickelt. Mortimer hat im Ausland sein altenglisches Wesen abgelegt: „viel edle Schotten drängten sich um mich und der Franzosen heitre Landsmannschaften.“ Sein geistiges Vaterland heißt Frankreich und Rom. Ebensolche Gefühlsmenschen sind Melvil, Okelly, Kennedy. Auf der andern Seite sind die Engländer Verstandesmenschen. So namentlich Elisabeth und Burleigh; aber auch der edle, würdige Paulet hat etwas Steifes und Starres in seinem Wesen, und in Lester überwiegt boshafte Verschmitztheit die sinnliche Leidenschaft, während bei Mortimer der umgekehrte Fall statt findet. Daß der edelste Charakter des Stücks, Talbot, ein Engländer ist, dieß ist sehr treffend; denn das Temperament verschiedener Völker ist verschieden, aber edle Charaktere finden sich bei allen Völkern; zugleich wird dadurch der Schein vermieden, der Dichter habe einseitig gegen ein bestimmtes Volk Partei genommen. In

der Jungfrau von Orleans ist der Gegensatz zwischen Frankreich und England ganz schroff; doch davon ein andermal.

Der genannte Gegensatz zeigt sich ferner auf dem Gebiete der Religion. Maria, Mortimer, Melvil sind katholisch, die Engländer protestantisch. Mortimers Katholicismus ist durchaus sinnlich gefärbt, Maria's Katholicismus reinigt sich von der Gluth brennender Sinnlichkeit, edel und würdig katholisch zeigt sich Melvil. Hat nun aber Schiller hier nicht gegen den Protestantismus als gegen eine Verstandesreligion Partei ergriffen, lautet nicht die Beichtscene namentlich wie ein Bekenntniß des katholischen Glaubens? Darauf ist zu antworten: 1) Auch die katholischen Personen der Tragödie haben ihre Schattenseite. Maria repräsentirt das tiefe Gefühlsleben des Katholicismus, aber dieses tiefe Gefühlsleben ist vor ihrer sittlichen Läuterung zugleich ein ausschweifendes, sie im innersten Kerne auflösendes; Jesuitismus sodann zeigt sich bei Mortimer, der bereit ist, seinen Oheim, ja die Königin zu ermorden, um Maria zu erretten („und sollt' ich auch die Königin durchbohren, ich hab' es auf die Hostie geschworen"), bei Elisabeth namentlich in ihrem Wunsch, Mortimer solle ihre Gegnerin heimlich aus dem Wege räumen II, 5, bei Burleigh, der dasselbe von Paulet verlangt, I, 7. 2). Unter dem Protestantismus, der hier gemeint ist, darf nicht der Protestantismus überhaupt, sondern der ohne tiefere, gemüthliche Erregung entstandene, von der Politik der Könige dem Volke aufgedrungene, durchaus im Dienste der Politik stehende Protestantismus Englands verstanden werden. Vgl. I, 7, wo Maria sagt:

> „Ich sehe diese würd'gen Peers mit schnell
> Vertauschter Ueberzeugung unter vier
> Regierungen den Glauben viermal ändern."

In Elisabeths Unterredungen mit ihren Räthen wird die Religion nur vom Standpunkt der Politik aufgefaßt. IV, 9:

> „Denk' an die Kirche! Soll mit dieser Stuart
> Der alte Aberglaube wiederkehren?
> Der Mönch auf's Neu hier herrschen, der Legat
> Aus Rom gezogen kommen, unsre Kirchen
> Verschließen, unsre Könige entthronen?"

Von positiver Begeisterung für den evangelischen Glauben findet sich keine Spur, im größten Gegensatz zu der Abschieds- und

Beichtscene. Daß der Dichter mit dieser Auffassung des englischen Protestantismus Recht hatte, mögen weiter unten einige Stellen aus Macaulay zeigen. Nach dem Bisherigen mag man beurtheilen, ob Strauß Recht hat, wenn er sagt (Dogmatik II, 623): „In Schillers Maria Stuart und Jungfrau von Orleans gehört das Religiöse, beide Male als Katholisches, offenbar nur zum Beiwerk, theils zum bloßen Schmuck, theils zur Maschinerie." Man braucht jedoch nicht mit K. Grün auf L. Feuerbachs Wesen des Christenthums zurückzugehen, um die überwiegende Gefühlsseite des Katholicismus darzuthun. Schiller konnte sich mit dem Protestantismus nach seiner religiösen Seite nicht befreunden. Wie in Maria Stuart, so erscheint er ihm auch in den Göttern Griechenlands als die Religion des Verstandes; das Christenthum fließt ihm hier mit der rationalistischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts zusammen. Deswegen darf man aber dem Dichter nicht eine katholische Weltanschauung zuschreiben. Schiller ist und bleibt der Dichter der Freiheit und des Protestantismus; nur wußte Schiller recht wohl, daß zur Poesie eine bestimmte religiöse und philosophische Weltanschauung gehört. Der Protestantismus des 18. Jahrhunderts erschien ihm mit Recht unpoetisch, die philosophische Reflexion, die ebenfalls im Protestantismus wurzelt, stellte er zwar sehr hoch, sie störte ihm aber die Frische und Unmittelbarkeit der Poesie; daher glaubte er im Katholicismus bei allen Mängeln desselben doch noch mehr Naivetät, Gefühlsleben, Unmittelbarkeit zu finden, als im Protestantismus. So hat er denn dem Katholicismus als einer gefallenen Größe in unserer Tragödie, die durchaus historisch aufgefaßt werden muß, ein Denkmal errichtet. Verletzen würde es uns, hätte der Dichter in dem Protestantismus einer Elisabeth den Protestantismus überhaupt gezeichnet; er hat aber mit geschichtlichem Takt den Protestantismus des Stücks auf die englische Auffassung desselben beschränkt. So wenig die phantasielose, im Dienste der Politik stehende Religion der alten Römer mit der Religion der Griechen oder der alten Welt überhaupt zusammengeworfen werden darf, ebensowenig der englische Protestantismus mit dem Protestantismus überhaupt. Das eben ist das Große, das ächt Protestantische an Schiller, daß er das Wahre weder in der Religion, noch in der Philosophie, noch in der Politik an eine einzelne Erscheinungsform gebunden achtete, sondern es in allen Erscheinungen aufsuchte. Den

Romantikern war solches Suchen widerlich, und darum stürzten sie kopfüber in den Katholicismus, Mysticismus, Absolutismus.

Der englische Protestantismus ist im Dienste der Politik. Freilich ist diese egoistische Politik von der Nothwendigkeit dictirt. Wir haben in Englands Geschichte den Punkt, wo es sich nicht blos um den Namen der Königin handelt, die den Thron behaupten soll, sondern um die ganze Zukunft Englands. Wird der Katholicismus herrschend, dann ist es um Englands Freiheit geschehen, das Land ist abhängig vom Papst, von Frankreich, von einer Partie Verschworner: der Volkswille, der für den Protestantismus ist, wird verletzt. Daher eben verlangt das Volk die Hinrichtung der Maria. Gehorcht Elisabeth diesem Willen des Volks, so verletzt sie Recht und Gerechtigkeit und gefährdet ihren Ruf bei der Nachwelt; gehorcht sie ihm nicht, so ist sie in beständiger Furcht vor äußeren und inneren Feinden. So zwischen zwei Mächten schwebend folgt Elisabeth der Stimme des Volks, die freilich diesmal nicht Gottes Stimme ist; aus Privatleidenschaft und politischem Interesse räumt sie ihre Gegnerin aus dem Wege, sie gewinnt dadurch Sicherheit, aber — um den Preis der Ehre. Schon die Gefangennehmung der Maria ist ein Bruch des Völkerrechts, eine Verletzung der Gastfreundschaft; ebenso unberechtigt ist die Wahl ihrer Richter, denn sie kann nur von Ihresgleichen, von Königen gerichtet werden; darum ist auch das Urtheil ihrer Richter und die Vollziehung dieses Urtheils, wie der edle Talbot mit aller Wärme erklärt, gegen Recht und Ehre.

Wie kann daher Hillebrand behaupten, nur hie und da höre man ein politisches Wort heraus? Schon I, 7 setzt Maria mit siegender Klarheit ihr Recht und ihrer Feindin Unrecht auseinander; II, 3 erklärt Burleigh aufs Bestimmteste, es handle sich in der Person der Maria um das Wohl und Wehe Englands. Die Bedeutung der Scene zu Fotheringhay, namentlich in ihrem Schlusse, das Zermalmende des Vorwurfs, Elisabeth sei ein Bastard, die Wichtigkeit des Monologs IV, 10, dieß Alles wurde schon oben hervorgehoben. Wie vielsagend ist Elisabeths Wort V, 12: „Ich bin Königin von England!“ Sehr geschickt ist die französische Brautwerbung ins Ganze verflochten. Es zeigt sich hier wieder der Gegensatz zwischen Frankreich und England. Frankreich will die Maria, die frühere Gemahlin eines französischen Königs, aus der Gefangenschaft befreien; es

will sodann durch die Vermählung des Dauphins und der Elisabeth beide Länder auf's Festeste verknüpfen. Der französische Gesandte ist mit den Verschworenen einverstanden; weil seine Fürbitte für Maria vergeblich ist, bricht die Verschwörung los; der Mordstreich wird von Talbot aufgehalten, der Gesandte muß England verlassen. „Frankreich wird sich mit England nie vermählen“ sagt Burleigh. Aubespine beklagt sich über die Verletzung des Völkerrechts, über den Bruch von Verträgen; für seine Person mit Unrecht, aber für Maria Stuart mit Recht. Das letzte Wort der Tragödie: „Frankreich“ ist ein Donnerwort für Elisabeth und leitet schon die folgende Tragödie, die Jungfrau von Orleans, ein.

Der Inhalt des Stücks ist also: Der Gegensatz von Gefühl und Verstand auf dem Boden der Nationalität und Religion durch die Schuld der Repräsentantin des Gefühls sich erhebend in das Gebiet politischer Verwicklungen, in denen der Verstand die Gewalt der Umstände, das Gefühl die Stimme des Rechts und der Menschlichkeit für sich hat. Die Repräsentantin des Gefühls geht äußerlich unter; die des Verstandes siegt, aber um den Preis der politischen Ehre —

> Und des Donn'rers Wolken hangen
> Schwer herab auf Albion,

von der späten Zukunft Rache heischend für den Egoismus und die starre Verständigkeitspolitik Englands.

Anmerkungen.

1) Maria Stuart nimmt ihr Schicksal rein auf sich selbst, und darin liegt ein wesentlicher Vorzug des Stücks vor Wallenstein, der Jungfrau von Orleans und der Braut von Messina. I. 4 will Maria Stuart nichts von bösen Geistern, von Zaubertränken und Höllenkünsten wissen. „Seine Künste waren keine andre, als seine Männerkraft und meine Schwachheit.“ III, 4 sagt zwar Maria zu Elisabeth:

> „Seht, ich will Alles eine Schickung nennen;
> Ihr seid nicht schuldig, ich bin auch nicht schuldig;
> Ein böser Geist stieg aus dem Abgrund auf“ u. s. w.

Aber dieß ist doch blos eine Anbequemung an ihre Gegnerin. Sie sagt: „ich will“ d. h. ich will mich zu der Erklärung bequemen. Vorher bei Kennedy und nachher bei Melvil kein Wort davon.

2) Aus Steffens Volkskalender für 1851 S. 55: „Hudson Lowe begab sich zu dem Napoleon beigesellten Arzte O'Meara, um

diesen zu überreden, seine Hand zur Ausführung zu leihen. Man lese die letzte Scene im ersten Act von Maria Stuart, wenn man eine Copie dieses Gesprächs haben will: dieselben Schlangenwege, noch verstärkt durch Drohungen und Beschuldigungen, dasselbe entrüstete Zurückweisen einer so ehrlosen Zumuthung."

3) Aus Macaulay's historischen Schriften:

„Die Parteilichkeit Shakspeare's für Ordensbrüder ist wohl bekannt. In Hamlet klagt der Geist, daß er ohne die letzte Oelung gestorben sei, und erklärt dem Artikel zum Trotz, der die Lehre vom Fegfeuer verdammt, daß er in Flammen schmachten muß, bis jede schlimme That, die lebend er gethan, verbrannt und ausgetilgt. Gleichwohl war der Verfasser des King John und Heinrich VIII. sicherlich kein Freund der päpstlichen Oberherrschaft. Die größten und populärsten Dramatiker des Zeitalters der Elisabeth sprachen in ihren Dramen achtungsvoll von den Grundlehren des Christenthums, aber weder bestimmt protestantisch, noch bestimmt katholisch, sondern wie Personen, die sich aus beiden ein System gemacht haben."

Macaulay tadelt an Elisabeth und Burleigh Eines. Beide waren in der Religion adiaphoristisch und verfolgten doch die Andersdenkenden. Die spanische Maria konnte für sich wenigstens den Fanatismus anführen. Daß die Reformation in England vom Hofe ausging, bezeugt Macaulay:

„Wie die Reformation die Engländer nicht als bigotte Papisten fand, so wurde sie auch nicht in einer Weise geleitet, die sie zu eifrigen Protestanten gemacht hätte. Sie stand nicht unter der Führung von Männern, wie jener feurige Sachse war. Die Regierung stellte sich an die Spitze der Bewegung, und erlangte so die Macht, die Bewegung zu regeln und gelegentlich aufzuhalten."

„Die merkwürdigste Erscheinung der englischen Reformation ist die Riesenkraft der Regierung im Gegensatz zu der Schwäche der religiösen Parteien. Einige wenige wilde und tumultuarische Aufstände, sobald sie sich zeigten, unterdrückt, einige wenige finstere Verschwörungen, an denen nur eine Anzahl verzweifelter Menschen Theil nahm, das waren die äußersten Anstrengungen, welche diese zwei Parteien machten, um die geheiligtsten der menschlichen Rechte, die von der gehässigsten Tyrannei angegriffen wurden, zu vertheidigen. Es gab Nichts in England, was jener wilden und blutigen Opposition geglichen hätte, welche in Frankreich abwechselnd jede der religiösen Par-

teien der Regierung entgegenstellte." Diesen Umstand erklärt Macaulay aus dem indifferenten Verhalten der Menge, nicht aus der despotischen Regierung der Könige. „Die Regierung der Tudors war eine populäre Regierung unter der Form des Despotismus. Elisabeth, so streng sie war besonders in religiöser Hinsicht, wurde doch von ihren Unterthanen geliebt und hielt sich nur dadurch auf dem Thron; denn ein stehendes Heer hatte sie nicht, ihre Macht bestand in dem willigen Gehorsam ihrer Unterthanen." — „Die Engländer hielten den Unterschied zwischen den feindlichen Secten eines Kampfes nicht werth. Die eifrige protestantische und katholische Partei war sehr klein."

4) Hillebrand und Huhn tadeln das Mißverständniß am Schlusse des Stücks, „die Art, wie Elisabeth die Schuld auf die Diener zu werfen sucht, ist verbraucht und kann dem Gesammteindruck nur schaden." Aber da wäre zuletzt Alles verbraucht. Schon bei Shakespeare finden sich zwei Mißverständnisse dieser Art; der Ermordung Arthurs und Richards II. liegt ein Mißverständniß zu Grunde. Es kommt nur darauf an, wie ein solches Mißverständniß in dem Charakter der betheiligten Personen begründet, überhaupt wie es ins Ganze des Stücks verwoben ist. Und von diesem Gesichtspunkt aus, überhaupt nach unserer Auffassung der Tragödie wird sich kein erheblicher Tadel gegen dieß Mißverständniß vorbringen lassen.

Zerstreute Bemerkungen.

1) „Und so wandl' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort derselbe"

sagt Göthe von sich. Gervinus sieht darin das sicherste Merkmal des Genies, und zwar gewiß mit Recht. Dann ist aber auch das Volk, dem Göthe angehört, das genialste von allen; denn noch keines hat solche Wandlungsperioden durchgemacht, wie das deutsche, und keines ist dabei doch immer so sich selbst gleich geblieben. Darum ist Göthe der deutscheste Dichter und hat deswegen so nachhaltig auf das Volk gewirkt, weil er das deutsche Wesen am reinsten ausgesprochen hat.

2) Man hat in Göthe's Faust neuestens eine apokalyptische Darstellung der politischen Geschicke der Deutschen vom Jahr 1848 an gefunden, die Deutung jedoch auf den zweiten Theil beschränkt. Aber auch der zweite Theil ließe sich von der Rückkehr der Deutschen zum Theoretisiren und der katholische Schluß von den modernen Uebertritten zum Katholicismus erklären.

3) Vilmar sagt in seiner Literaturgeschichte, die Erscheinung, daß ein Volk zwei klassische Literaturperioden hatte, finde sich in dieser Weise nicht einmal bei den Griechen. Ganz richtig, nur bedarf dieß noch der nähern Ausführung. Bei den Griechen war Homer als feste Richtschnur an den Anfang ihrer Literatur hingestellt, sein Einfluß erstreckte sich bis auf die Zeit der feinsten Bildung des attischen Geistes; aus seiner Fülle haben alle geschöpft. Der griechische Geist hat nicht die Wandlungen durchgemacht wie der deutsche. Das deutsche Volk des 18. und 19. Jahrhunderts ist ein ganz anderes, als das des 13. Alle seine Zustände, die inneren wie die äußeren, haben einen völligen Umschwung erlitten; „wir sind alt gewesen und jung geworden." Dieß zeigt sich am klarsten im Drama, das bei den Griechen ebenfalls in der homerischen Weltanschauung vorbereitet lag und epischen Geist athmete; im Mittelalter dagegen finden wir kein Drama — denn die Mysterien sind doch nur schwache Vorklänge —, unser gegenwärtiges Drama, von dem altgriechischen wesentlich verschieden, wurzelt durchaus im Geiste der modernen Zeit.

4) Schiller sagte kurz vor seinem Tode: „Der Tod kann kein Uebel sein, weil er etwas Allgemeines ist." Vgl. Cic. Tusc. I, 49: Quod autem omnibus necesse est, idne miserum esse uni potest?

5) Ein Zug der Götheschen Iphigenia erinnert an Shakspeare's Kordelia. Von dieser sagt der alte Lear, indem er ihren Charakter kurz schildert: „Ihre Stimme war immer sanft und mild, ein köstlich Gut bei einem Weibe." Vgl. Gervinus zu K. Lear. So tritt auch Iphigeniens liebevolle Gesinnung hauptsächlich in ihrer Stimme hervor, vgl. V, 3, 148: „Wie oft besänftigte mich diese Stimme!" ferner I, 2, 76. I, 2, 160 und 161:

> „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
> Der Frauen weit geführt."

II, 2, 6. II, 2, 51. III, 1, 214. 231 — 242. 277. 324. V, 3, 60.

6) Göthes sich verhüllende Iphigenia II, 2, fin. erinnert an Ti-

manths Gemälde: „das Opfer der Iphigenia", wo Agamemnon, um das Uebermaß des Schmerzes nicht hervortreten zu lassen, sein Gesicht verhüllt; vgl. Lessings Laokoon.

7) Von einem ausdrücklich mit Worten ausgesprochenen Fluch ist in der Iphigenia nirgends die Rede; daher ist I, 3 namentlich auch der Fluch des Myrtilus übergangen, der z. B. in Sophokles Elektra eine so große Rolle spielt.

8) Gervinus in seinem Werk über Shakspeare V, 267 spricht von der gereimten Prosa des französischen Drama's und der ähnlichen selbst unserer größten dramatischen Dichter, die uns allzusehr an den niedrigen Flug der dramatischen Rede gewöhnt habe. Vom französischen Drama mag dieß zugegeben werden, wenigstens sagt Lessing Hamb. Dramat. 53. Stück: „Die französischen Verse kommen überhaupt der Prosa so nahe, daß es Mühe kosten soll, nur in einem etwas gesuchten Stil zu schreiben, ohne daß sich von selbst ganze Verse zusammenfinden, denen Nichts, als der Reim mangelt." Aber im Deutschen? Mit Recht sagt Mundt in seiner Kunst der deutschen Prosa: „Im Göz von Berlichingen und Egmont sind die volksthümlichen Laute und Kräfte der deutschen Sprache mit genialer Freiheit aufgeboten, der Stil ist energisch. Der gewöhnlichen Wirklichkeit ferner stehend auf idealen Sonnenhöhen wandelt die sanftgezügelte Sprache in Tasso und der Iphigenie dahin." — „Die Iphigenie arbeitete er ihrem hochpoetischen idealen Tone gemäß aus früherem prosaischem Entwurf in Verse um und stellte in ihr eine herrliche, gußfeste Einheit der Form dar." Im Faust kann gewiß Niemand „den niedrigen Flug der dramatischen Rede" entdecken. Schiller wandelt häufig nur zu sehr auf dem Kothurn, der Flug seiner dramatischen Rede geht eher zu hoch, als zu niedrig. Auf Lessings Nathan mag allerdings Gervinus' Bemerkung Anwendung leiden.

9) Vischer hebt in seiner Aesthetik einen Fehler an Lessings Nathan hervor, der gewöhnlich übersehen wird. Lessing hat nämlich in diesem Tendenzdrama die moderne Idee der Humanität in einen Stoff aus den Kreuzzügen gelegt. Er hat damit den Charakter jener Zeit nicht mit verwandten Anschauungen erfüllt sondern gänzlich verändert. (Ganz anders Göthe in der Iphigenie.) Merkwürdigerweise schlägt sich Lessing in der Hamb. Dramat. 7. Stück mit seinem eignen Schwert. Er sagt nämlich: „Es war von dem Herrn von Cronegk ein wenig unüberlegt, in einem Stücke, dessen Stoff aus den un-

glücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen ist, die Toleranz predigen, und die Abscheulichkeiten des Geistes der Verfolgung an den Bekennern der muhamedanischen Religion zeigen zu wollen. Denn diese Kreuzzüge, die in ihrer Anlage ein politischer Kunstgriff der Päpste waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen." Die Humanitätsidee ist eine Frucht des 18. Jahrhunderts, das Drama darf den Charakter einer geschichtlichen Periode nicht auf den Kopf stellen. Zudem ist ja die Humanitätsidee nicht von Juden, sondern von Christen zuerst ausgesprochen worden. Anders würde sich die Sache gestalten, wenn, was an sich nicht unmöglich wäre, aus jenen Zeiten ein auffallendes und allgemeinbekanntes, obschon vereinzelt stehendes Beispiel von Toleranz und Humanität sich erhalten hätte.

10) Schwenck meint, Johanna sollte dem König Karl VII. wegen seines „unchristlich lüderlichen Lebenswandels" Vorwürfe machen. „Und daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleidige." Viehoff findet in A. Sorel „ein Bild schöner Weiblichkeit". Schiller hat mit richtigem Takt Karls rechtmäßiger Gemahlin nirgends im Stück erwähnt; sodann ist Sorels Charakter wirklich sehr zart und rein gehalten. Sorel ist Karls Geliebte und darin liegt wohl eine idealisirende Abweichung von der Geschichte, aber keinerlei Unsittlichkeit. III, 3 rühmt Burgund Karls reines Leben und Sorel preist Treue als höchsten Vorzug der Frauen. (Erbaulicherweise macht Seyffert in seinem Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Secunda S. 28. die Buhle des Dichters im König von Thule zu einer Buhlerin. Risum teneatis!)

G. Hauff.

Beiträge zur Kritik des Shakspeare.

(Julius Caesar. — Hamlet.)

(Vergl. Band V. Heft 2., Band VII. Heft 4.)

Julius Caesar.

— But, indeed, sir, we make holiday, to see Caesar, and to rejoice in his triumph.
Mar. Wherefore rejoice? What conquest brings he home?
Doch im Ernst, Herr, wir machen Feiertag, um den Cäsar zu sehen und uns über seinen Triumph zu freuen.
Mar. Warum Euch freuen? Was hat er wohl erobert? (Act 1. Sc. 1.)

To rejoice ist hier schwerlich, wie Schlegel es abstract faßt, sich freuen, sondern seine Freude laut bezeichnen, jubeln, und triumph bedeutet mehr als unser Triumph: Festaufzug. Die römischen Bürger ziehen jubelnd mit in Cäsar's festlichem Zuge zu Ehren des Lupercalienfestes.

— Vexed I am
Of late, with passions of some difference —
Seit Kurzem quälen
Mich Regungen von streitender Natur — (Act 1. Sc. 2.)

Brutus giebt als Grund seines veränderten Benehmens traurige Gedanken an, die einigermaßen verschieden sind von seiner früheren Stimmung und die ihn seit Kurzem quälen. Bei Schlegel's Uebersetzung begreift man nicht, was das some bedeuten kann, das er freilich unübersetzt läßt.

— I have heard
Where many of the best respect in Rome
(Except immortal Caesar) speaking of Brutus
And groaning underneath this age's yoke
Have wish'd that noble Brutus had his eyes.
Ich hörte,
Wie viele von den ersten Männern Rom's
(Nur Cäsar'n nehm' ich aus) vom Brutus redend
Und seufzend unter dieser Zeiten Joch
Dem edlen Brutus ihre Augen wünschten. (Ebend.)

Die römischen Bürger beklagen es, daß Brutus überhaupt nicht sehe, und wünschen ihm nicht ihre, sondern nur seine eigenen, die ihm von Natur zukommenden Augen. Wenn er einmal seine Augen habe, wenn er sehen könne, so zweifeln sie nicht, daß er die Noth der Zeit erkennen werde, so gut wie sie selbst sie erkennen.

— And he will after his sour fashion tell you
What hath proceeded, worthy note, to-day.
Er wird nach seiner mürr'schen Art Euch sagen,
Was von Belang sich heut ereignet hat. (Ebend.)

Casca erzählt aber das Vorgefallene nicht in mürrischer Manier, die ihm der Dichter überall nicht als charakteristisch zuschreibt, sondern in bitterer, satirischer, herber Art, und das will der Dichter wahrscheinlich auch mit sour fashion bezeichnen.

— He is a noble Roman and well given.
Er ist ein edler Mann und wohl begabt. (Ebend.)

Daß Cassius wohl begabt ist, könnte schwerlich zur Beruhigung Cäsar's über seine vermeintliche Gefährlichkeit dienen. Well given ist vielmehr gutgesinnt, mit guter Richtung oder Neigung ausgestattet.

— An I had been a man of any occupation, if I would not have taken him at a word, I would I might go to hell among the rogues.
treibe ich irgend eine Handtierung, so will ich mit den Schuften zur Hölle fahren, wo ich ihn nicht beim Worte genommen hätte. (Ebend.)

Schlegel's Uebersetzung verwischt den Gegensatz, der im Texte zwischen occupation Handwerk, Geschäft und rogues Landstreicher, Müssiggänger besteht.

— Why old men, fools and children calculate.
Und Greise faseln, Kinder prophezeien. (Act 1. Sc. 3.)

Daß Greise faseln, hätte als eine natürliche Folge der Altersschwäche nichts Befremdliches und könnte kaum als ein Phänomen unter den übrigen hier angeführt werden; wohl aber ist es wunderbar, wenn Leute, die im vollen Besitze ihrer Geisteskräfte nicht mehr oder noch nicht sich befinden, wenn Greise, Narren und Kinder tiefsinnige Betrachtungen anstellen und grübeln.

To make them instruments of fear and warning
Unto some monstrous state.
Daß sie der Furcht und Warnung Werkzeug würden
Für irgend einen mißbeschaffnen Staat. (Ebend.)

Dem englischen state in seiner weitern Bedeutung entspricht unser deutsches Staat nur sehr unvollkommen. Der Sinn ist hier,

daß die geschilderten abnormen Phänomene als Werkzeuge der Einschüchterung und Warnung für einen gewissen abnormen Zustand der Dinge dienen.

— Not Erebus himself were dim enough,
To hide thee from prevention.
So wär' der Erebus nicht finster g'nug
Vor Argwohn Dich zu schützen. (Act 2. Sc. 1.)

Das tiefe Dunkel birgt die hier personificirt gedachte Verschwörung nicht so sehr vor Argwohn, sondern auch vor einer ihr zuvorkommenden, ihr in den Weg tretenden Verhinderung. Und diesen Sinn verlangt das Wort prevention hier.

— but do not stain
The even virtue of our enterprize.
Entehrt nicht so den Gleichmuth unsrer Handlung. (Ebend.)

Brutus beruft sich auf die gerade, alle Winkelzüge verschmähende Tugend und Rechtlichkeit ihres Unternehmens, die durch einen vom Mißtrauen geforderten Eidschwur getrübt wird.

— If he love Caesar, all that he can do
Is to himself take thought, and die for Caesar.
Liebt er den Cäsar, so vermag er nichts
Als gegen sich; sich härmen, für ihn sterben. (Ebend.)

Schlegel übersetzt nach der Interpunction der Herausgeber, welche hinter himself ein Semikolon setzt. Der Satz gewinnt aber sehr durch die Weglassung dieses Zeichens; take thought to himself es sich zu Herzen nehmen.

— With untir'd spirit and formal constancy.
Mit munterm Geist und äuß'rer Festigkeit. (Ebend.)

Formal constancy ist vielmehr die geziemende, gehörige Festigkeit, welche man von einem Ehrenmanne verlangt.

— but will follow
The fortunes and affairs of noble Brutus
Thorough the hazards of this untrod state.
Er will vielmehr dem Loos und der Partei
Des edlen Brutus unter den Gefahren
Der wankenden Verfassung treulich folgen. (Act 3. Sc. 1.)

Auch hier legt Schlegel dem Worte state eine zu specielle politische Bedeutung bei. Antonius spricht eher von den Ungewißheiten dieses gegenwärtigen, nie zuvor betretenen oder durchgemachten Standes der Dinge, durch welche hindurch er dem Brutus folgen will.

— And public reasons shall be rendered
Of Caesar's death.
Wir wollen öffentlich die Gründ' erklären
Von Cäsar's Tod. (Act 3. Sc. 2.)

Public reasons sind Staatsgründe, Gründe des Gemeinwohls, welche Cäsar's Tod nothwendig machten. Public hat bei unserm Dichter sehr häufig die Bedeutung des lateinischen publicus. Die public reasons werden nachher in der Rede des Antonius den private griefs gegenüber gestellt, welche die Verschworenen zur Ermordung Cäsar's veranlaßt haben konnten:

What private griefs they have, alas, I know not.

— This is a slight, unmeritable man
Meet to be sent on errands.
Dies ist ein schwacher, unbrauchbarer Mensch,
Zum Botenlaufen nur geschickt. (Act 4. Sc. 1.)

Antonius bestreitet nicht die Brauchbarkeit des Lepidus, die er vielmehr gleich nachher genauer definirt, wohl aber dessen Ansprüche auf Verdienst, auf einen Antheil am Triumvirat.

— And in some taste is Lepidus but so.
In manchem Sinn ist Lepidus nichts weiter. (Ebend.)

In some taste kann Shakspeare schwerlich für unser: in manchem Sinn gebraucht haben. Nachdem Antonius geschildert hat, wie er sein Pferd behandelt, sagt er, Lepidus sei, wenn man ihn etwas prüfe, bei einiger Prüfung, nichts besser, als solch ein Pferd.

— Do not talk of him
But as a property.
sprecht nicht anders
Von ihm als einem Eigenthum. (Ebend.)

Property ist nicht bloß Eigenthum, sondern jedes Zubehör, Möbel, und speziell Theaterrequisit, das sich nach Belieben hinstellen und wegsetzen läßt. Mit einem solchen wird Lepidus verglichen.

Brutus. Away, slight man!
Geht, leichtgesinnter Mann! (Act 4. Sc. 3.)

Slight muß hier dieselbe Bedeutung haben, wie in einer frühern Scene, wo Antonius den Lepidus a slight unmeritable man nennt: verächtlich, ohne Ansehen.

— Shall I be frighted, when a madman stares?
Muß ich erschrecken, wenn ein Toller auffährt? (Ebend.)

Der Uebersetzer scheint stares mit starts verwechselt zu haben, denn nur das Letztere kann auffährt bedeuten; stares ist starr-blicken, anstarren, was zu der Vergleichung mit einem Tollen vorzüglich paßt.

— My heart is thirsty for that noble pledge.
Mein Herz ist durstig nach dem edlen Pfand. (Ebend.)

Brutus trinkt dem Cassius zu und will in diesem Trunke allen Zwist begraben. Darauf erwiedert Cassius, sein Herz dürste danach, ihm in diesem Wunsche Bescheid zu thun. Pledge bezeichnet das Bescheidthun im Trinken.

— Well, to our work alive! What do you think
Of marching to Philippi presently?
Wohlan! Zu unserm lebenden Geschäft!
Was denkt Ihr? Zieh'n wir nach Philippi gleich? (Ebend.)

Alive ist hier oft ein ermunternder Ausruf: Wohlan, munter an unser Werk!

— On such a full sea are we now afloat;
And we must take the current when it serves
Or lose our ventures.
Wir sind nun flott auf solcher hohen See
Und müssen, wenn der Strom uns hebt, ihn nutzen,
Wo nicht, verlieren wir des Zufalls Gunst. (Ebend.)

Wir müssen entweder mit der günstigen Strömung fahren oder das, was wir auf's Spiel gesetzt, d. h. das unserm Schiffe Anvertraute einbüßen. Venture ist das Risiko bei einer Unternehmung, der Einsatz im Spiel, den man im ungünstigen Falle verliert.

— Tut, I am in their bosoms, and I know
Wherefore they do it: they could be content
To visit other places.
Pah! steck' ich doch in ihrem Herzen, weiß
Warum sie's thun. Sie könnten sich begnügen,
Nach andern Plätzen hinzuziehn. (Act 5. Sc. 1.)

Die Feinde kommen, nach Antonius Ueberzeugung, der in ihrem Geheimniß ist (I am in their bosoms), nicht aus Kampflust und Siegeshoffnung nach Philippi, sie würden vielmehr froh sein, wenn sie statt dorthin anderswohin gehen könnten (they could be content to visit other places). Aus Schlegel's Uebersetzung wird dieser Sinn nicht klar.

— Caesar, thou canst not die by traitors hands,
Unless thou bringst them wit thee.

Oct. So I hope,
I was not born to die on Brutus swòrd.
Cäsar, du kannst nicht durch Verräther sterben,
Du bringest sie denn mit.
Oct. Das hoff' ich auch;
Von Brutus Schwert war Tod mir nicht bestimmt. (Ebend.)

Octavius erwiedert vielmehr: So (d. h. falls ich nicht durch Verrätherhand sterben kann) darf ich denn wohl hoffen, daß ich nicht durch Brutus' Schwert, durch Brutus' Verrätherhand zu sterben bestimmt bin. Der prägnante Sinn verlangt hinter hope ein Komma statt eines Semikolon.

— I know not how
But I do find it cowardly and vile
For fear of what might fall so to prevent
The time of life.
— ich weiß nicht, wie es kommt,
Allein ich find' es feig' und niederträchtig
Aus Furcht, was kommen mag, des Lebens Zeit
So zu verkürzen. (Ebend.)

Wie es kommt ist schwerlich die richtige Ergänzung des Englischen I know not how, da Brutus nicht sagen will: Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß ich den Meuchelmord feige finde, sondern nur sagen kann: Ich weiß nicht, wie es sich in der That verhält; ich kann mich irren, allein ich finde es einmal feige und schlecht, so der bestimmten Lebensfrist zuvorzukommen.

Hamlet.

Well may it sort that this portentous figure
Comes armed through our watch.
Wohl trifft es zu, daß diese Schreckgestalt
In Waffen uns're Wacht besucht. (Act 1. Sc. 1.)

Bernardo spricht aber wohl den Wunsch aus: Mag es sich wohl fügen, mag es einen guten Ausgang haben, daß diese vorbedeutende Gestalt bewaffnet durch unsere Wacht kommt. Auch ist watch, welches Schlegel räumlich auffaßt, besser zeitlich zu verstehen: Nachtwacht, Zeit der Wache, während wir Wacht halten.

— We do it wrong, being so majestical
To offer it the show of violence.

— Wir thun ihm Schmach, da es so majestätisch,
Wenn wir den Anschein der Gewalt ihm bieten. (Ebend.)

Schlegel's Uebersetzung, so anscheinend wörtlich sie auch ist, giebt doch den Sinn des Originals nur unvollkommen wieder. To offer ist Miene machen zu etwas, und show Darlegung, Demonstration: wenn wir zur Darlegung von Gewaltthätigkeit gegen ihn Miene machen.

— And our vain blows malicious mockery.
Und unsre Streiche nur boshafter Hohn. (Ebend.)

Mockery ist hier, da die Wachthaltenden mit ihren Streichen den Geist nicht verhöhnen wollen, nur in dem häufigen Sinne von Trugspiel, Spiegelfechterei aufzufassen. Unsere vergeblichen Streiche, sagt Marcellus, sind, da sie den Geist nicht treffen, nur eine ohnmächtige Tücke, eine gehässige Spiegelfechterei.

— You cannot speak of reason to the Dane
And lose your voice.
Ihr könnt nicht von Vernunft dem Dänen reden
Und euer Wort verlieren. (Act 1. Sc. 2.)

Of reason ist vernünftiger Weise, wie ähnlich of course natürlicher Weise: Ihr könnt vernünftiger Weise nicht vergebens zu mir sprechen.

— Take thy fair hour, Laertes; time be thine,
And thy best graces spend it at thy will.
Nimm deine günst'ge Stunde; Zeit sei dein
Und eigne Zierde; nutze sie nach Lust. (Ebend.)

Nach der Interpunction der alten Ausgaben bildet der zweite Vers einen Satz, während Schlegel wieder der Interpunction der späteren Herausgeber folgt. Was der König mit den Worten: „Zeit sei dein und eigene Zierde" sagen will, ist dunkel, völlig klar dagegen der eigentliche Sinn des Originals: „Wähle dir den zu deiner Reise günstigen Augenblick; die Zeit sei deiner Verfügung überlassen, und deine besten Gaben mögen sie hinbringen, wie du willst d. h. verbringe die Zeit nach dem besten Gebrauche, den du vermöge deiner Begabung davon machen kannst.

— Why should we in our peevish opposition
Take it to heart.
Weswegen das in mürr'schem Widerstand
Zu Herzen nehmen? (Ebend.)

Peevish hat bei Shakspeare oft die Bedeutung, die es hier hat: thöricht, wunderlich, kindisch. Der König bezeichnet nicht so

sehr die Stimmung dieses Widerstandes, als dessen Grundlosigkeit und Nutzlosigkeit.

> — And, sister, as the winds give benefit
> And convoy is assistant, do not sleep.
> Und Schwester, wenn die Winde günstig sind
> Und Schiffsgeleit sich findet. (Act 1. Sc. 3.)

Laertes verlangt, wenn die Winde es gestatten und Beförderung zur Hand ist, Briefe von Ophelia zu erhalten. Convoy ist hier die Briefbeförderung, nicht das Schiffsgeleit.

> — Give thy thoughts no tongue,
> Nor any unproportion'd thought his act.
> Gieb den Gedanken, die du hegst, nicht Zunge,
> Noch einem ungebührlichen die That. (Ebend.)

Wie proportion bei Shakspeare Plan, Berechnung bedeutet, ist auch unproportion'd thought ein planloser, unberechneter Gedanke, dessen mögliche Folgen noch nicht überlegt sind und den Laertes deshalb nicht in Ausführung bringen soll.

> — Do not believe his vows, for they are brokers
> — — — — — — — — — — — — — —
> Breathing like sanctified and pious bonds
> The better to beguile.
> Traut seinen Schwüren nicht, denn sie sind Kuppler
> — — — — — — — — — — — — — —
> Gleich frommen, heiligen Gelübden athmend,
> Um besser zu berücken. (Ebend.)

Da sich die letzten Verse auf brokers beziehen, so muß, um im Bilde zu bleiben, to broke, wie oft bei Shakspeare, nicht athmen, sondern äußern übersetzt werden, und like ist nicht so sehr gleich, als vielmehr gleichsam, scheinbar. Diese Kuppler äußern, geben von sich gleichsam fromme Betheuerungen, damit sie um so besser täuschen.

> — Speak, I am bound to hear.
> Sprich! mir ist's Pflicht zu hören. (Act 1. Sc. 5.)

To be bound ist hier, wie oft, bereit sein, gerüstet sein, und in diesem Sinne gebraucht es Hamlet hier, nur der Geist in seiner Antwort: So art thou to revenge when thou shalt hear faßt es in der Bedeutung, die Schlegel hier schon anticipirt.

> — Ha, ha! boy! say'st thou so? art thou there, true-penny?
> Ho, ho, Bursch! sagst du das? Bist du da, Grundehrlich? (Ebend.)

True-penny ist in der Bergmannssprache das Anzeichen von Metalladern in der Erde.

— Consent to swear.
Bequemet Euch zu schwören. (Ebend.)

Stimmt ein in den Schwur, schwört mit. Vielleicht aber gehören diese Worte besser zu den vorhergehenden: you hear this fellow in the cellarage d. h. Ihr hört diesen Gesellen im Keller einstimmen in den Schwur.

and finding
By this encompassment and drift of question
That they do know my son, come you more nearer,
Than your particular demands will touch it.
wenn ihr dann
Durch diesen Umschweif eurer Fragen merkt,
Sie kennen meinen Sohn, so kommt Ihr näher.
Berührt alsdann es mit besondern Fragen. (Act 2. Sc. 1.)

Encompassment and drift of question ist bei dem freien Gebrauch, den Shakspeare von der Copula and macht, zu erklären: encompassment in the drift of question Umschweifung in der Führung oder Richtung des Gesprächs. — Schlegel scheint, im Widerspruche mit der Construction des Satzes im Original, hinter nearer ein Punctum zu setzen und für Than ein Then zu lesen. Polonius sagt aber: Wenn Ihr durch solche Umschweife findet, daß sie meinen Sohn kennen, so kommt Ihr näher, als geflissentliche, besondere Fragen es erreichen, zum Ziel treffen werden. Dem Encompassment and drift wird mithin particular demands gegenübergestellt.

— Observe his inclination in yourself.
Bemerkt mit eigenen Augen seinen Wandel. (Ebend.)

Zur Noth ließe sich dieser Sinn aus den Worten des Originals herausdeuten, wiewohl das in yourself immer seltsam scheint. Der natürlichere Sinn ist jedoch: Beobachtet seinen Hang in Euch, d. h. in Eurem Hange. Schließt von Euch und Euren Neigungen auf ihn und seine Neigungen.

— in action how like an angel, in apprehension how like a god!
im Handeln wie ähnlich einem Engel, im Begreifen wie ähnlich einem Gott!
(Act 2. Sc. 2.)

Action drückt hier gewiß, wie oft, die Haltung und Geberde aus, worin der Mensch dem Engel gleichen soll.

— an excellent play, well digested in the scenes, set down with as much modesty as cunning.
ein vortreffliches Stück, in seinen Scenen wohlgeordnet, und mit ebenso viel Bescheidenheit als Verstand abgefaßt. (Ebend.)

Die Bescheidenheit ließe sich an dem Verfasser eher, als an dem Werke rühmen. Modesty bezeichnet das Maßhalten, die Scheu vor aller Uebertreibung und aller Effecthascherei, wodurch das in Frage stehende Stück sich auszeichnet. Cunning ist auch mehr Kunde als Verstand.

— And like a neutral to his will and matter
Did nothing.
Und wie parteilos zwischen Kraft und Willen
That nichts. (Ebend.)

Diese Uebersetzung giebt, wenn überhaupt einen Sinn, nicht den des Dichters. Neutral to (hier substantivisch) heißt bei Shakspeare unbetheiligt an, gleichgültig gegen Etwas. Pyrrhus, im Begriffe den alten Priamus zu erschlagen, stand plötzlich mit gezücktem Schwerte fest und wie Einer, den seine Absicht und seine Sache nicht kümmern, wie ein gegen sein Wollen und Thun Gleichgültiger, that er nichts.

— Haply, the seas and countries different,
With variable objects shall expel
This something-settled matter in his heart.
Vielleicht vertreibt die See, die neuen Länder
Sammt wandelbaren Gegenständen ihm
Dies Etwas, das in seinem Herzen steckt. (Act 3. Sc. 1.)

Different bezieht sich auf seas so gut wie auf countries, und variable objects sind die wechselnden Bilder, welche sich zu See und Land dem reisenden Hamlet darstellen werden und die aus seinem Herzen diesen durch ein unbekanntes Etwas darin festgesetzten (something-settled) Stoff verbannen möge.

— Speak the speech, I pray you, as I pronounc'd it to you, trippingly on the tongue: but if you mouth it, as many of our players do, I had as lieve the town-crier spoke my lines.
Seid so gut und haltet die Rede, wie ich sie Euch vorsagte, leicht von der Zunge weg; aber wenn ihr den Mund so voll nehmt, wie viele unsrer Schauspieler, so möchte ich meine Verse eben so gern von dem Ausrufer hören. (Act 3. Sc. 2.)

Im Gegensatze zu trippingly on the tongue leicht von der Zunge weg ist mouth it (scil. the speech) die Rede im Munde behalten, zerkäuen, wie einen Bissen, den man im Munde hin und her dreht, ehe man ihn hinunterschluckt.

with this special observance that you o'er-step not the modesty of nature.

wobei ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten. (Ebend.)

„Bescheidenheit der Natur“ klingt wörtlich genug übersetzt, ohne daß sich jedoch ein bestimmter Begriff damit verbinden läßt. Modesty of nature ist die natürliche Maßhaltung, die von selbst jeder Uebertreibung abhold ist und entgegentritt.

— though, in the mean time, some necessary question of the play be then to be considered.

wenn auch zu derselben Zeit irgend ein nothwendiger Punkt des Stückes zu erwägen ist. (Ebend.)

Hamlet rügt solche Schauspielerimprovisationen, die zur Unzeit eingeschoben, den gedankenlosen Theil des Publicums zum Lachen bringen, und dessen Aufmerksamkeit ablenken von einem Gespräch, einem Dialoge, der zum Verständniß des Stückes nothwendig ist.

— They are coming to the play, I must be idle.
Get you a place.
Man kommt zum Schauspiel, ich muß müßig sein.
Wählt einen Platz. (Ebend.)

Idle ist hier nicht so sehr müßig, als nichtsnutzig, zerstreut. Hamlet drückt damit das wirre Wesen aus, das er gleich darauf wieder annimmt, um den König zu täuschen.

— They fool me to the top of my beat.
Sie narren mich, daß mir die Geduld beinah reißt.
(Ebend.)

Hamlet spricht von der Geschmeidigkeit, mit welcher Polonius und die Höflinge sich allen Grillen und Launen seiner verstellten Narrheit fügen und anbequemen. Sie behandeln mich als einen Narren so viel es mir beliebt, ganz nach meiner Neigung. Bent ist Neigung, Hang, dem man sich hingiebt.

— How in my words soever she be shent,
To give them seals never, my soul, consent.
Wie hart mit ihr auch meine Rede schmähle,
Nie will'ge drein, sie zu versiegeln, Seele. (Ebend.)

To give them seals ist: den Worten durch die That das Siegel aufdrücken, die Strafreden, welche Hamlet an seine Mutter richten will, durch Dolche oder andere Werkzeuge der Strafe bekräftigen. Die Verse führen den Gedanken weiter aus, den Hamlet eben vorher aussprach: I will speak daggers to her, but use none.

— I'll silence me e'en here,
Pray you, be round with him.

Ich will hier still mich bergen,
Ich bitt' Euch, schont ihn nicht. (Act 3. Sc. 4.)

Polonius, der eben noch im Begriffe stand, der Königin weitere gute Lehren über ihr Benehmen gegen Hamlet zu ertheilen, bricht hier kurz ab mit den Worten: Ich will hier eben d. h. in diesem Augenblick mir Stillschweigen auferlegen; ich will hier aufhören.

— for at your age
The hey-day in the blood is tame, it's humble
And waits upon the judgment.
denn in Eurem Alter
Ist der Tumult im Blute zahm, es schleicht
Und wartet auf das Urtheil. (Ebend.)

To wait upon ist nicht auf etwas warten, sondern nachfolgen, sich richten nach Etwas. Im Alter der Königin, sagt Hamlet, folgt die Wallung des Blutes dem Urtheile, richtet sich nach der Besonnenheit.

Bonn. N. Delius.

Meine Shakspeare-Studien.

Im zwölften Bande des „Archivs", Heft 4, S. 458—468 findet sich eine Kritik meiner Bearbeitungen Shakspeare'scher Dramen, die, obwohl sie einzelne und sogar manche einzelne Ergebnisse meiner Forschung anerkennt, doch meine Methode so unbedingt verwirft und außerdem für meine Auffassung des Hamlet so vernichtend ist, daß ich nicht wohl umhin kann, mich zu vertheidigen, zumal da der Verfasser, der durch seine Shakspeare-Vorlesungen in weiten Kreisen bekannte Herr Palleske, den Lesern des Archivs versichert: ich sei „über meine Auffassung des Hamlet im Ganzen und im Einzelnen hinaus". Dem ist aber keineswegs so, ich halte im Gegentheil noch heute an dem wesentlichen Inhalt meiner Schrift über Hamlet fest und worüber ich hinaus bin, was ich daher Palleske wie jedem andern Recensenten völlig preisgebe, ist die Form der Schrift und ebenso der drei folgenden — wer Lust hat, diese Schaale zu zerschlagen und daran zum Ritter zu werden, den laß ich frei gewähren, den Kern dagegen, den Ideengehalt, den ich für Shakspeare nachgewiesen habe, wird mir so leicht Niemand wegdisputiren und Palleske selbst hat es nicht vermocht.

Man vergönne mir zunächst meine Methode zu vertreten. Die Sache ist von Wichtigkeit, und auch mein Recensent wendet sich zuerst gegen sie. Er nennt sie eine philosophische; ich habe — sagt er und wird dadurch, ohne es zu merken, selbst zum Philosophen — „das Ende der ganzen philosophischen Kunstbetrachtung mit aller Anstrengung an den einzelnen Dramen (Shakspeare's) bewiesen", d. h. in einfacher, nicht philosophischer Sprache: ich habe bewiesen, daß mit der Philosophie bei Shakspeare wie überhaupt auf dem Gebiete der Kunst Nichts auszurichten sei. Nun ist der Begriff: „philosophische Kunstbetrachtung oder Kunstkritik" ein etwas gehässiger oder doch übel berüchtigter; man hat, indem man von einem einseitig aufgefaßten, mehr im eignen Kopf, als aus dem vorliegenden Kunstwerk entsprungenen philosophischen Begriff ausging und von

ihm aus das Kunstwerk, etwa ein Drama, in allen seinen Gliedern a priori nachconstruiren wollte, einen argen Mißbrauch mit der Philosophie getrieben und ihre Berechtigung weit über ihre Grenzen ausgedehnt. Natürlich hat sich dieser Mißbrauch, den man als den Triumph des Denkens feierte, gerächt und zwar um so empfindlicher, je einseitiger der Begriff war, mit dem man das ganze volle Leben eines ächten Kunstwerks einfangen wollte.

Nach dieser Seite hin ist daher das odium oder der üble Geruch, in dem die philosophische Kunstkritik bei Laien und Eingeweihten steht, wohlverdient und man kann es namentlich einem Künstler wie Palleske nicht verargen, wenn er die Leistungen der philosophischen Schule zu unterschätzen geneigt ist. Nun aber schütte man das Kind nicht mit dem Bade aus. Eine philosophische Betrachtung der Geschichte gibt man zu und auch Palleske leugnet sie nicht ab — was aber ist ein Kunstwerk denn anders als Darstellung des Lebens, wie es sich in diesem oder jenem Abschnitt der Geschichte, in dieser oder jener Lebenssphäre gestaltete? Der Philosoph soll sich nur bescheiden, wie der Naturforscher, nicht als Gesetzgeber des Kunstwerks, sondern als dessen Diener aufzutreten und einfach die Gesetze aufzuweisen, auf denen es ruht — vorausgesetzt natürlich, daß es den Namen eines Kunstwerks verdient. Denn indem das Kunstwerk Darstellung eines Lebensausschnitts ist, ist es auch denselben Gesetzen wie das Leben unterworfen und hat kein anderes Vorrecht vor diesem, als daß es, über die Bedingungen von Zeit und Raum erhaben, die Gesetze, die das Leben beherrschen, concentrirter und daher mächtiger, unmittelbarer wirkend darstellen kann. Auf diese Gesetze also, als die innere Lebensmacht des Kunstwerks wie des Lebens kommt es dem Philosophen an und Niemand wird leugnen wollen, daß das letzte Verständniß beider eben nur durch die so bestimmte philosophische Betrachtungsweise zu erlangen ist.

Mein Recensent nun verwirft diese Methode, aber nicht nur erkennt er sie, ehe er sie verworfen, praktisch, also wohl unbewußt, für die Betrachtung der Wissenschaft selbst an, indem er mich als ein nothwendiges Glied in dem Selbstvernichtungsprozeß der philosophischen Kunstkritik bezeichnet, sondern ausgesprochner Maßen läßt er sie auch für die Geschichte, ja sogar für historische Dramen und für meinen eignen Julius Cäsar gelten. Für dieses Drama legt er dem dort aufgestellten Grundgedanken einen „gewissen Werth“ bei.

„insofern er darthue, daß der Dichter im Geist der Geschichte gearbeitet habe.“ Man sollte danach meinen, es müsse für Palleske in allen Fällen einen Werth haben, zu wissen, in welchem Geist der Dichter seine großen Werke geschaffen habe, und da bei Julius Cäsar eben der aufgestellte Grundgedanke zu dieser Erkenntniß geführt, er müsse diesem überhaupt einen Werth beilegen. Und in der That ist dem auch so, trotzdem daß er zu Anfang die Bestimmung des „allgemeinen Gedankens“ absolut negirt.

Er hat sich nur nicht die Mühe gegeben, meine Auffassung desselben sich zur Klarheit zu bringen. Man lese, was er S. 465 über meine rein philosophisch gehaltene Einleitung zum Lear sagt. Dort heißt es u. A.: „Diese Anschauung von der Tragödie (wonach dieselbe nämlich das Ringen des Einzelnen nach Befriedigung darstellt, den Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit), beweist sich als besonders neu und erschöpfend in der weiteren Entwickelung, in welcher der Verfasser den verschiedenen Standpunkt des Helden, das höhere oder minder hohe Bewußtsein seiner Freiheit, als maßgebend für die Auffassung des ganzen Organismus nimmt. Hiemit ist für Romeo und Julie, das den Jugendjahren des Dichters angehört, wie für die späteren, Hamlet, Lear, eine Brücke zur Persönlichkeit des Dichters selbst gefunden — und von dieser Seite ist die Arbeit des Verfassers nicht genug anzuerkennen.“

Ich kann in der That Palleske nur dankbar sein, daß er gerade diese Seite meiner Arbeit, die für mich ein wesentlicher Gesichtspunkt war, hervorgehoben hat. Allein nun frage ich, was ist denn dieser Standpunkt des Helden (ich füge hinzu: und der übrigen handelnden Personen), den ich als maßgebend für die Auffassung des ganzen Organismus nehme (zunächst aber als Quelle der gesammten Handlung ansehe), was ist er, wenn nicht die innere Lebensmacht der handelnden Personen und damit die des Dramas selbst, der Kern, wie Hiecke die Idee genannt hat, der sich zur Frucht entfaltet, und in diesem Sinne habe ich mehrfach, u. A. Romeo und Julie, S. 7, die Idee bestimmt. Dort heißt es von der Liebe: „sie ist nur Eine Form des Geistes und beherrscht nur eine Lebenssphäre in der Welt, die dieser aus sich erzeugt; sie kann daher auch nicht die einzige und letzte Grundmacht des Dramas sein, das auch eine Welt ist; vielmehr führt sie auf das sie Bedingende, den Geist zurück und dieser ist der eigentliche Träger aller Lebenssphären

der in dem Drama dargestellten Welt" u. s. w. Kann man deutlicher bezeichnen, was mit dem „allgemeinen Gedanken" — ein Ausdruck, der übrigens nicht von mir stammt — gemeint sein soll oder vielmehr ist dieser Geist ein allgemeiner Gedanke, ein abstracter, inhaltsloser Begriff?

Wenn aber demnach Palleske mit jener Anerkennung meiner Begriffsbestimmung der Tragödie und ihrer Consequenzen gerade das anerkannt und rühmend hervorgehoben hat, was er Anfangs so entschieden verwirft, die philosophische Methode, wenn er das Streben: nicht einen allgemeinen Gedanken abstract hinzustellen, sondern aus dem Drama selbst durch angestrengtes, hingebendes Forschen die wahre Triebkraft der Handlung an's Licht zu ziehen, die nur in der Brust der handelnden Personen selbst gefunden werden kann; wenn er selbst dieses Streben als fruchtbar und gewinnreich bezeichnen muß: so darf man wohl billig begierig sein zu vernehmen, was ihn dann gegen meinen Hamlet so vernichtend verfahren läßt. Daß ich zunächst meine Auffassung dieses Dramas nicht aufgegeben habe, wie er behauptet, ist sowohl in der Einleitung zum Lear als in der zu Romeo und Julie ausdrücklich und sogar mit einer gewissen Absichtlichkeit, weil ich dort den tragischen Kampf Hamlet's näher bestimmen wollte, hervorgehoben worden; es ist aber dort auch gesagt worden, daß Hamlet den Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit in einem besondern Sinne führe, in einem Sinne, der im Grunde erst diese Bezeichnung rechtfertige, insofern nämlich Hamlet wie Lear diesen Kampf mit Bewußtsein und deßhalb gleichsam als Vertreter der Menschheit führe. Es wurde ferner dort zur Unterscheidung Hamlet's und Lear's gesagt, daß wie dieser in der praktischen Sphäre die Richtigkeit der subjectiven Freiheit darstelle, so Hamlet in der theoretischen, und von diesem Hamlet eben, so gut wie von Romeo, Othello, Lear gesteht mein Recensent zu, daß er eine Brücke zur Persönlichkeit des Dichters abzugeben vermöge. Ist aber daraus nicht an sich klar, daß auch der für den Hamlet aufgestellte Grundgedanke, wie ich ihn in den Palleske vorliegenden Stellen bestimmt hatte, nur der Keim der Handlung ist? daß mit der Freiheit Hamlet's, die überall als subjective bezeichnet wird, nichts Andres als der ganze Standpunkt gemeint ist, auf dem er steht? Bei Rötscher namentlich, auf dessen Jahrbücher Palleske

sich beruft, ist durchweg dieser Standpunkt als das agens alles seines Thuns und Richtthuns aufgewiesen.

Hätte doch der Verfasser die Reste der philosophischen Schule, an deren Wirkungen ich lange genug laborirt habe, und die sich nicht auf einzelne Ausdrücke oder Phrasen beschränken, noch schärfer gegeißelt, als er gethan, er hätte dadurch Manchen unter uns warnen können, wie er mich selbst gemahnt hat, eine andre Form zu suchen — aber die Philosophie selbst mußte er um so mehr unangefochten lassen, da er durch einen Angriff auf sie gerade die Denkfaulen für sich zu gewinnen sicher sein kann und ihnen ein bequemes Mittel an die Hand gibt, sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Ueber die Zeit, wo Ruge das Ende der Philosophie proclamiren durfte, sind wir hoffentlich hinaus — wo aber hätte Palleske mir im Hamlet schädliche Wirkungen des philosophischen Gedankens nachgewiesen? Es ist das Spezifische eines solchen, daß er danach trachtet, sich alles Einzelne gewaltsam zu unterwerfen, ja mehr, er ist jedesmal schon a priori oder doch schon in Folge eines allgemeinen regen Eindrucks des betreffenden Kunstwerks, dessen Beherrschung er sich anmaßt, vorhanden, er meidet also das Eingehen auf das Einzelne, läßt diesem, wie überhaupt der ganzen realen Seite sein Recht nicht widerfahren, sei's, daß er es übersieht, sei's daß er ihm Gewalt anthut — mir dagegen wirft Recensent — und für den Zweck der vorliegenden Arbeit sicherlich mit vollem Rechte — ein zu ängstliches Eingehen auf jede, auch noch so unbedeutende Einzelheit vor und hält mir warnend das Wort entgegen: „Es ist besser, Manches nicht verstehen, als Alles verstehen zu wollen." Das aber führt auf eine der philosophischen Methode schnurstracks entgegengesetzte, die philologische, hin, und hätte Recensent mir vorgeworfen: ich hätte, als ich den Hamlet schrieb, beide Methoden nicht innerlich versöhnt, wie es die Kunstkritik fordert oder doch fordern sollte, sondern nur gestrebt, sie zu versöhnen, sie also nur verbunden, so hätte ich ihm schweigend zugestimmt. Wirft er mich nicht in einer, für diese, nicht für Schulen bestimmten Arbeiten etwas überflüssigen Abschweifung mit den alten Philologen, den Wortklaubern zusammen, als ob auch diese Philosophen, und nun gar nach Hegel, wären!

Was nun die Sache angeht, so macht Recensent sich anheischig, meine Auffassung des Hamlet „in allen Punkten" zu widerlegen.

Das klingt in der That seltsam, wenn man bedenkt, daß er den Punkt, den ich von vornherein als den wesentlichen bezeichnet habe: daß nämlich „das Hauptmotiv zu Hamlet's Leiden und Handlungslosigkeit in dem **Inhalt** der Enthüllung des Geistes liege", nicht nur adoptirt, sondern selbst eingehend begründet. Damit wäre also zunächst dargethan, daß Recensent auf **meiner** Grundlage gerirt, wie er denn daran seine Charakteristik Hamlet's knüpft. Ein zweiter, für die ganze **äußere** Handlung maßgebender Punkt ist die, von **allen** bisherigen Bearbeitern Hamlet's einfach bejahte Frage, ob Hamlet mit dem Gedanken umgehe, den König zu ermorden. Man sollte nach obigen Worten annehmen, Recensent werde wenigstens meine **verneinende** Antwort auf sie und meinen Nachweis, daß er vielmehr den Plan hege, den König mit Hülfe des Volkes und dann des Fortinbras zu stürzen, „widerlegen". Aber nein, auch diesen wesentlichen Punkt **nimmt** Recensent, wenigstens in seinem negativen Theile, **an** und wieder operirt er, auf ihm stehend, weiter. Er **modifizirt** meine Ansicht nämlich dahin, daß Hamlet keinen eigentlichen Plan gehabt habe, er wisse selbst nicht, was er thun solle, sein eigner Wille schon sei ihm dunkel — zugegeben, daß das richtig wäre: bleibt darum der objective Thatbestand nicht stehen und ist nicht wenigstens bei Fortinbras' Durchzug der Gedanke offenbar in ihm vorhanden, sich dieses kühnen Prinzen zur Entthronung des Königs zu bedienen? wenn aber da der Gedanke in ihm aufblitzte, soll er ihm dann nicht auch, wenigstens vorübergehend, wenn auch nicht als wohldurchdachter Plan, z. B. vor dem Monolog to be or not to be gekommen sein, wo er die Leiden des Volks vor sich vorüberführt, oder bei dem I can say nothing? Ja schon, wo er zu dem Schulinspector sagt: we'll have a speech straight; . . . come a *passionate speech!* ist es offenbar, daß dieser Gedanke in ihm lebt. **Palleske** stellt meinen Beweisen hier einfach seine **Behauptung** entgegen und doch hätte die Sache wegen des viel regeren dramatischen Lebens, das in die Handlung kommt, sobald man diese **Anläufe** zur That statuirt, eine ernstere Erwägung wohl verdient. Die Erklärung des Monologs to be or not to be, gesteht er ferner selbst ein, „gestalte sich nach solcher Auffassung ganz neu".

Was ist denn nun meine Differenz von meinem Recensenten? Abgesehen von kleinen Einzelheiten, die ich natürlich unbesprochen lasse, meine Auffassung des Polonius, Laertes und der **Ophelie**. Was

Ersteren betrifft, den ich zu scharf behandelt haben soll, so pflichte ich ihm rückhaltlos bei, für Laertes bemerke ich, daß ich die Mode der Vornehmen zu Shakspeare's Zeit, ihre Jugend in Frankreich zuzubringen, wohl kannte, sie aber von meinem Standpunkt aus, der aber in dem Drama selber lag, für ihn nicht ausbeuten durfte und meine auch heute noch, daß die von mir gegebene Erklärung jene Appellation an ein äußeres Factum überflüssig macht. Palleske hätte daraus eben wieder meine vielleicht zu große Sorgfalt, das Stück sich selbst erklären zu lassen, eine Sorgfalt, die ein früherer Recensent in diesen Blättern rühmend anerkannte, ersehen können. Ophelie endlich — außer Vischer und Palleske kenne ich keinen Kritiker, der sie hoch gestellt hätte oder gar wie dieser sie eines Hamlet weibliche Ergänzung nannte. Ich erinnere nur an Goethe's Wort, das bekannt genug ist. Was aber nun meine Darstellung betrifft, so ist dieselbe durch die Interpretation der Wahnsinnsscene, eine Interpretation, die, wie ich meine, beweist, daß der Kritiker allerdings für sich wenigstens alles Einzelne zu ergründen suchen soll, indem durch sie der Wahnsinn Ophelien's auf eine meisterhaft psychologische Weise motivirt erscheint, so gestützt, daß Recensent ihr wenigstens diese Stütze hätte unterwegziehen sollen; denn wenn und so lange sie feststeht, ist nicht daran zu denken, daß er für seine Auffassung Ophelien's Propaganda machen wird.

Was aber Laertes' Lob: „und ihrer unbefleckten Hülle entsprießen Veilchen" betrifft, so ist dies erstens ein Lob eben aus Laertes' Munde und Shakspeare macht nie irgend eine seiner Personen zu seinem Sprachrohr, dann aber habe ich nirgends behauptet, wie Heine u. A., ihre Hülle sei befleckt, ich habe gerade das Gegentheil bewiesen.

Nächst dem Ursprung der Zerrüttung Hamlet's, den ich in dem Inhalt der Mittheilung des Geistes finde, worin Palleske mir beistimmt, sind die beiden für das innere Leben Hamlet's wichtigsten Punkte meiner Auffassung: ein Mal das Zusammenfallen der Liebe Ophelien's zu ihm und der seiner Mutter zu seinem Vater, den er wie einen Gott verehrte, und überhaupt die Bedeutung des Weibes für ihn — Frailty, thy name is woman! — Dann aber der unendlich großartige Vernichtungsprozeß, den er von jenem, aus der Vergangenheit stammenden Ausruf: What a piece of work is man! u. s. w. bis zu den fatalistisch-trostlosen Worten durchläuft:

there is a special providence in the fall of a sparrow. If it be now, 't is not to come u. s. w. Palleske würdigt diese beiden Punkte, die Angelpunkte meiner Auffassung, keiner Erwähnung, er gibt nicht einmal an, daß er sie im Sinne habe, als er von der Widerlegung „in allen Punkten" spricht! Was den Ersteren betrifft, so ignorirt er ihn schlechtweg, indem er unter den Motiven der Wirkung, die die Mittheilung des Geistes auf Hamlet macht, die schlechthin allgemeine Bedeutung seiner Mutter für ihn bei Seite läßt, so daß man wenigstens erkennt, er gebe sie nicht zu. Aber so weit wenigstens muß er sie schon wegen des Frailty, thy name is *woman!* zugeben, das ganze weibliche Geschlecht ist frail für ihn, weil seine Mutter sich als schwach erwiesen hat; implicite ist also hier schon auch Ophelie verurtheilt und wie tief seine Liebe zu dieser war, meine ich eben dargethan zu haben; es bedurfte freilich nur des Hinweises, so war sie dargethan, allein ein Mal ausgesprochen, ist der Beweis auch sicherlich für jeden Unbefangenen geführt. Nebenbei aber hätte Palleske, wie hieraus, so schon aus dem Ursprung, den ich für Hamlet's Zerrüttung angebe, ersehen können, daß ich stets bemüht war, die Motive aus dem wirklichen Leben, aus dem Fleisch und Blut der Menschen, zu entnehmen.

Der Prozeß Hamlet's endlich — wie kann Palleske ihn widerlegen wollen? ist denn Hamlet noch derselbe, der er war, als er jenen prachtvollen Ausruf that, wenn er später in immer neuen Wendungen die Nichtigkeit des Menschen proclamirt? und konnte er derselbe bleiben, selbst der er nach der zweiten Heirath seiner Mutter war, nachdem er einen Mord auf sich geladen hatte, er, der auch nach der bisherigen Erklärung, namentlich Hegel's und Ulrici's, sein Gewissen selbst vor dem kleinsten Flecken so sorgsam wahrte? Ein einziger Blick in's Drama zeigt, welche unendliche Wirkung der Mord des Polonius auf ihn übte. Bis dahin ist er Hohn und richtet sich voll Ueberhebung gegen Außen, um Alles, was ihm vorkommt, moralisch zu vernichten — als wir ihn nach dem Morde wiederfinden, ist er voll von der Nichtigkeit des Menschen, weil er sie an sich erfahren, weil er trotz seines reinen Wollens zum Verbrecher geworden ist. Er gibt also seinen Willen hin und sieht consequenter Weise nun im Menschen nichts weiter als eine Speise für die Würmer u. s. w.

Ich breche hier ab und bemerke schließlich nur noch, daß ich trotz meines

Festhaltens an meiner Auffassung keineswegs das Geistreiche der Ansichten meines ehrenwerthen Gegners, namentlich seiner Bestimmung der „Formel", die er für Hamlet aufstellt, in Abrede zu stellen Willens bin. Vor Allem aber konnte es mir nicht einfallen, in der Verurtheilung meines Hamlet wie meiner Methode etwas Andres als die wahre, aufrichtige Meinung meines Gegners zu sehen, die durch die breite, „langweilige" Form meiner Schrift, da er Künstler und als solcher Meister der Form ist, herauszutreten beinahe gezwungen wurde. Er erzeige mir aber die Ehre, wenigstens die Abhandlung in Rötscher's Jahrbüchern und etwa die beiden letzten im Archiv, Bd. 8, noch einmal wieder durchzusehen und er wird finden, daß der Ideengehalt, den er am Lear und Julius Cäsar als neu und bedeutend hervorhebt, auch im Hamlet wohl eine ernstere Prüfung verdient. Es bleibt dabei: Hamlet und Lear stellen in der oben angegebenen Weise den wahren, den bewußten Kampf der Freiheit und Nothwendigkeit dar.

E. W. Sievers.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Göthe's Hermann und Dorothea besonders zum Gebrauch in höheren Bildungsanstalten, erläutert von Dr. G. Th. Becker, Oberlehrer am Gymnasium in Wittenberg. Halle, 1852.

Es kann mißlich erscheinen, neben den trefflichen Arbeiten, die wir bereits über Hermann und Dorothea besitzen, mit einer neuen Erläuterungsschrift hervorzutreten. Herr Becker hat indessen in seiner Schrift so viel Interessantes gesagt, so viel feinen und gediegenen Sinn in der Auffassung des Kunstwerks bewiesen, daß er den Vergleich mit seinen Vorgängern nicht zu scheuen braucht. Ein pädagogischer Grund war es hauptsächlich, der ihn veranlaßte, die Erläuterungen der Göthe'schen Dichtung, die schon in der pädagogischen Monatsschrift von Löw gedruckt waren, als selbständige Schrift zu veröffentlichen. Er wollte in dieser Schrift seinen Schülern ein ausgeführtes Beispiel vorlegen von dem, was er von ihnen bei der gründlichen Lesung classischer Werke für mündliche und schriftliche Uebungen verlangt.

In pädagogischer Beziehung halten wir die Schrift nicht für zweckmäßig. Aber die zweite Abtheilung insbesondere ist allen denen zu empfehlen, denen es um einen auf Erkenntniß beruhenden Genuß poetischer Werke zu thun ist. In der Einleitung giebt der Verf. die Geschichte der Entstehung des Werkes, zählt die Erläuterungsschriften auf und bezeichnet die Methode seiner eigenen Interpretation. Unter den Erläuterungsschriften ist Yxems treffliche Arbeit unerwähnt geblieben, welche in von der Hagen's neuem Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, Berlin 1836, Band II., Heft 2 p. 98 — 146 zu lesen ist. So wenig diese Arbeit bekannt zu sein scheint (auch der so viel belesene Rosenkranz erwähnt sie in seinem Buche über Göthe nicht), so gehört sie doch zu dem feinsten und tiefsten, was über Hermann und Dorothea geschrieben ist. Yxem hat auch die Quelle und ihre verschiedenen Relationen abdrucken lassen, welche Göthe zu seinem Epos benutzte. Viehoff, welcher Yxems Arbeit nicht kannte, sprach im Jahre 1843 im Archive für den Unterricht im Deutschen den Wunsch aus, es möge Jemand die Quelle zu Hermann und Dorothea bekannt machen und wurde bald durch Prof. Mayer in Gera in den Stand gesetzt, es im 2. Jahrgang seines Archivs im 3. Hefte p. 38 selbst zu thun. Eben so theilte Jacob in demselben Hefte des Archivs p. 72 eine Variante der Quelle mit, und einen Nachtrag lieferte Dr. E. Burmeister in Herrig's Archiv I. p. 257, den er aus Yxems Schrift schöpfte, auf welchen er auch ausdrücklich sich berief.

Wie wichtig diese Quelle ist, entging Herrn Becker nicht, und er theilt p. 3 nach Viehoff die Erzählung mit, welche Göthe zu einer so vollendeten Dichtung bearbeitete. Die Vergleichung eines vollkommenen Dichterwerkes mit seiner Quelle gehört zu den fruchtbarsten, auch pädagogisch wichtigen Thätigkeiten; eine solche Vergleichung ist der sicherste und solideste Weg, um zu der Einsicht in das Künstlerische, zu der Erkenntniß der Charaktere, Composition und Idee der Dichtung zu gelangen. Ein solches Verfahren ist daher allen denen zu empfehlen, welche auf höheren Unterrichtsanstalten deutsche Dichtungen zu erklären haben. In dem ersten analytischen Theile seiner Schrift spricht der Verf. von der Handlung, den Charakteren — der Idee der Dichtung. Er erzählt den Inhalt der einzelnen Gesänge

und faßt dann „den Gang der Handlung nochmals nach seinen Hauptmomenten" zusammen (p. 8 — 26). Hier hätte der Verf. sich kürzer fassen können, da die Handlung des Gedichts von selbst so klar und übersichtlich ist. Die Charaktere bespricht der Verf. mit Sorgfalt und Gründlichkeit und deckt manchen feinen versteckten Zug auf, der nur bei einer innigen und liebevollen Naturforschung des Gedichtes bemerkbar wird. Die Idee des Werkes entwickelt der Verf. mit Klarheit und philosophischer Sicherheit. In dem zweiten, synthetischen Theile behandelt er dann Fragen über die Composition, die Individualität und Plastik in der Darstellung, die Architektonik des Gedichts. Diese Erläuterungen des Verf. sind vortrefflich; er beweist in denselben einen feinen Sinn für das Aesthetische. Diese Entwickelungen sind ein schönes Zeugniß von der Liebe und Treue, mit welcher der Verf. in seinen Gegenstand sich versenkte und ihn nach vielen Beziehungen hin durchdrang. Wir heben aus diesem Theile nichts Besonderes zur Besprechung hervor, sondern empfehlen das Ganze als eine höchst unterrichtende und genußreiche Lectüre. Wir wollen uns nicht bei einzelnen stilistischen Eigenthümlichkeiten des Verf., die wir verwerfen (wie „Thathingebung", „Durchdrungensein von den Ideen der menschlichen Würde"), (p. 73) aufhalten; denn die Arbeit im Ganzen ist mit Wärme und Klarheit geschrieben. Eine lebhafte Begeisterung des Verf. für seinen Gegenstand und den Dichter desselben leuchtet mit mildem, wohlthuendem Strahle hervor, und während andere Erklärer durch haarspaltende Zergliederung oder durch schwerfällige Speculation abstoßen oder ermüden, hat der Verf. im Ganzen das rechte Maaß einer edlen Popularität getroffen.

Eine Vergleichung der Götheschen Dichtung mit Homers Werken schloß der Verf. von seiner Abhandlung aus, rühmt aber eine solche Vergleichung als ein Verdienst A. W. Schlegels. Wir stimmen von Herzen in das Lob ein, welches der Verf. über die Schlegelsche Recension von Hermann und Dorothea ausspricht, und nehmen diesen Gegenstand auf, um einige, wenn auch unvollständige Bemerkungen hinzuzufügen. Da auf den Gymnasien die Erläuterung des Götheschen Epos Hand in Hand gehen kann mit der Erläuterung der Odyssee, eine Vereinigung, die wir für besonders wünschenswerth halten, so liegt dem Gymnasiallehrer eine solche Vergleichung besonders nahe. Aber auch die Realschule wird wohlthun und etwas Fruchtbares vollbringen, wenn sie ihre Schüler, denen das Glück einer Originallectüre des Homer versagt ist, veranlaßt, die Homerischen Dichtungen in einer guten Uebersetzung zu lesen, und wenn sie bei der Erläuterung von Hermann und Dorothea die Odyssee fortwährend berücksichtigt. Ich wüßte überhaupt nicht, wie man eine tiefere Einsicht in die neuere Poesie, namentlich Göthes gewinnen wollte ohne einen fortwährenden Rückblick auf die unvergänglichen Werke der griechischen Poesie.

Die Bemerkung ist nun auch oft gemacht worden, daß Hermann und Dorothea in einem antiken, in einem homerischen Geiste gedichtet worden sei. Aus der Geschichte unserer Literatur ist bekannt, welchen außerordentlichen Einfluß die Griechen auch auf Schiller und Göthe ausübten. Für beide Dichter war die Vossische Uebersetzung des Homer epochemachend. Göthe, der bei aller Ideen- und Gefühlstiefe eines modernen Dichters die größte Wahlverwandtschaft zur antiken Dichtung hatte, der den lebendigsten Sinn und das reichste Verständniß für die bildende Kunst der Alten besaß, der in seiner Iphigenie bewies, wie sehr das keusche Maaß der Alten seiner eigenen Dichternatur angemessen war, fühlte sich aufgelegt mit Homer zu wetteifern, während er an Shakspeare zu Grunde zu gehen meinte. Mit welchem Entzücken und Verständniß er den Homer in Sicilien las, hat er uns selbst erzählt; Homeride zu sein, wenn auch der letzte, schien ihm wünschenswerth; in einer „Achilleis" wollte er offenbar ein Seitenstück zur Iliade geben; in Hermann und Dorothea hatte er die Odyssee vor Augen und man kann Hermann und Dorothea die deutsche Odyssee nennen.

Wenn wir mit der Kürze, welche der karge Raum einer Recension uns vorschreibt, die Aehnlichkeit des Götheschen Epos mit der Odyssee nachzuweisen versuchen, so sind wir keineswegs der Meinung, als ob Hermann und Dorothea eine Nachahmung der Odyssee wäre. Gegen einen solchen Vorwurf, wenn er erhoben

würde, müßte den Dichter vor allem der Umstand schützen, daß er in seinem Gedichte ganz in dem Geiste seiner Zeit steht, daß er eine moderne Denk- und Empfindungsweise in seinem Werke ausbreitet und dadurch von der antiken Dichtung unterschieden ist. Göthe hat seine Originalität vollständig gewahrt; er hat in einem homerischen Geiste gedichtet. Dies zeigt sich zuerst in der Beschaffenheit des Stoffes und in dem geistigen Gehalte beider Epen.

Um die Aehnlichkeit beider Dichtungen recht lebendig zu fühlen, vergegenwärtige man sich den Inhalt der Odyssee, die Schicksale und den Charakter ihres Helden. Er war einer der Heroen, die Troja zerstört hatten; als das Werk der Zerstörung vollendet war, sucht er die Rückkehr zu Heimath und Volk, zu Weib und Kind. Die Sehnsucht nach Vaterland und Familie lebt mit nie zu brechender Stärke in seiner Brust; wie viel Hindernisse, verschuldete und unverschuldete, sich ihm entgegenthürmen, er überwindet sie mit immer bereitem Muthe, mit immer gegenwärtiger Besonnenheit. Die Gefahren der Meerfahrt, der wiederholte Schiffbruch, die Entbehrungen können seinen Muth und seine Ausdauer nicht brechen, die aus der Vaterlandsliebe und der Sehnsucht nach Heimath und Familie ihre Nahrung schöpfen; um das Ziel der geliebten Heimath zu erreichen, übernimmt er alle Mühseligkeiten, fürchtet er nicht Scylla noch Charybdis, steigt er muthig hinab in den grauenvollen Orkus. Vaterlands- und Familienliebe schärfen noch seinen vielgewandten Geist, daß er über die brutale Stärke eines Polyphem den Sieg gewinnt: und selbst der Zorn einer beleidigten Gottheit (Poseidons) macht ihn nicht kleinmüthig. Endlich nach so viel Entbehrungen und Gefahren erscheint dem standhaften Dulder die ersehnte Heimathsinsel; schon leuchten die Wachfeuer dem Glücklichen entgegen, kurz ist der Raum, der ihn von der theuren vaterländischen Erde, von der Umarmung der Seinen trennt; da wird der Schlafende von dem Neide der Genossen um das gehoffte Glück betrogen und fast von der Schwelle der Heimath in das Meer zu neuen Gefahren, Mühseligkeiten, Entbehrungen zurück geschleudert. Eine augenblickliche Verzweiflung erfaßt ihn; er ist schwankend, ob er sich hinabstürzen soll in das Meer, um darin umzukommen, oder ob er sein Schicksal ruhig ertragen und noch unter den Lebenden sein solle; aber er ertrugs und blieb (Od. 10, 49 — 53). Dieser Zug der Standhaftigkeit, die unter allen Umständen das Ziel unverrückt im Auge behält, ist einer der hervorragendsten in dem Charakter des Odysseus und höchst bezeichnend heißt er der göttliche Dulder. Diese Standhaftigkeit beweist der Held nicht allein in der muthigen Bestehung so vieler Gefahren, nicht allein in der Ertragung unsäglicher Leiden (5, 222 — 224); er beweist sie in der Selbstüberwindung, mit welcher er Unbill und Unrecht um eines höheren Zweckes willen erträgt; als er ein Zeuge ist von der Rohheit und Unzucht der Freier, da möchte er sogleich aufspringen und sie alle mit einander erschlagen, aber das empörte Herz ermahnt er zu dulden (20, 18):

> Noch ärgeres (κύντερον) hast du erduldet,
> Damals als der Cyclop mir der unnahbare, die wackern
> Freunde verschlang; auch dieses ertrugst du ja, bis dich ein Anschlag
> Aus dem Geklüft entführte, worin du gedacht zu verderben.

Welche Probe seiner Vaterlandsliebe der Held aber auch ablegte in der entschlossenen Ausdauer in der Ertragung der Leiden, diese Probe war nicht die höchste. Seine Liebe zu Vaterland und Familie bewährte sich in viel höherem Grade. Die Gefährten des Odysseus vergaßen die Heimath schon bei den Lotophagen — durch den Genuß der Lotospflanze, mit Gewalt muß sie Odysseus zur Weiterfahrt zwingen; einen minder starken Mann hätte der Zauber der Circe bezwingen und fesseln können, aber Odysseus widerstand ihm; das Ohr des Helden trafen die sinnberückenden Töne des Sirenengesanges, aber mit Besonnenheit hatte er dafür gesorgt, daß er nicht unterlag; die Nymphe Kalypso ist von ewiger Jugend und Schönheit umflossen, auf einer Insel wohnt sie, die so mit Naturschönheit gesegnet ist, daß auch die Unsterblichen mit Staunen verweilen; aber kein Reiz der Natur wie der Göttin hat über den Helden die Gewalt, daß er Vaterland und Gattin vergäße; nur gezwungen verweilt er bei der Nymphe; die langen

Tage saß er am Gestade auf den felsigen Höhen, seine Seele mit Thränen, Gram und Gestöhn abhärmend und für ein Glück würde er es achten, wenn er nur den Rauch des theueren Heimathlandes könnte aufsteigen sehen (Od. 1, 58 und 5, 156 fg.); vergebens bietet ihm die Göttin ihre Hand, Unsterblichkeit und ewige Jugend; er weiß, daß Penelope der Göttin weit nachsteht an Größe, Gestalt und äußerem Ansehn, er weiß, daß sie sterblich ist; dennoch wünscht er nichts sehnlicher als nach Hause zu kommen und den Tag der Rückkehr zu erblicken, und mit Muth geht er den Gefahren einer verhängnißvollen Meerfahrt von neuem entgegen. Auf der Phäakeninsel keimt in dem Herzen der lieblichen Nausikaa eine stille Neigung für den Helden von männlicher Schönheit; er könnte mit der Hand der anmuthigen Jungfrau eine Herrschaft sich gewinnen, da Alkinoos stolz wäre im Besitze eines solchen Eidams; aber auch hier weicht Alles der einen Empfindung des Odysseus, der Sehnsucht nach Vaterland und Familie.

Nie ist wohl der Gedanke, daß Vaterland und Familie die höchsten und beglückendsten Besitzthümer des Erdenlebens sind, schöner, umfassender und gründlicher zur Erscheinung gekommen als in dem Charakter und den Schicksalen des Odysseus.

Aber eine ähnliche Idee waltet auch in Hermann und Dorothea. „Die Liebe ist die Schöpfermacht," sagt Becker in seiner Schrift p. 57, „welche auf den Ruinen mit frischem Vertrauen ein junges Leben wieder emporgrünen läßt." Mit dieser Liebe Hermanns ist auch der wesentlichste Unterschied bezeichnet, welcher Hermann und Dorothea von der Odyssee trennt. Die Darstellung einer solchen Liebe, welche das Wesen des Menschen so tief ergreift und verwandelt, welche eine so tiefe Gefühlswelt in der schlichten Natur eines Hermann vor uns eröffnet, würden wir in der Odyssee vergeblich suchen. Aber dessenungeachtet ist diese Liebe man darf sagen in einem homerischen Geiste dargestellt. Man beachte nur, wodurch diese Liebe in Hermanns Seele erzeugt wird; sie entsteht ohne alle Romantik. Hier ist kein Tankred, den die Schönheit einer kriegerischen Jungfrau zwingt, sein Herz an die Feindin seines Glaubens zu verlieren, und sich in einen Conflict zwischen Pflicht und Liebe zu stürzen; hier ist kein Romeo mit träumerischer Stimmung, der ganz seiner Phantasie lebt, den die Liebe fortreißt, Alles, Familie und Vaterland neben ihr zu vergessen; hier ist ein schlichter Jüngling, durch Charakter und Beschäftigung auf das Einfachste hingewiesen und von allem Phantasieleben entfernt, der bei aller Tiefe und Innigkeit der Empfindung, in dem glücklichen Augenblicke, in welchem er die Hand der Geliebten empfängt, nicht vergißt mit seiner Liebe *Besitz*, *Familie*, *Vaterland* in Verbindung zu bringen, den die Liebe nicht, wie den tragischen Romeo, von Familie und Vaterland trennt, sondern nur noch inniger verbindet. Höchst charakteristisch für ihn sind seine Worte am Schlusse des Gedichtes:

> Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschüttrung,
> Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
> Fest uns halten und *fest der schönen Güter Besitzthum*.
> Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
> Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter;
> Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
> Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
> *Dieß ist unser!* so laß uns sagen und so es behaupten!
> Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
> Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
> Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
> Du bist mein; und nun ist das *Meine meiner als jemals*.
> Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
> Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
> Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
> Weiß ich durch Dich *nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern*,

O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Wie Odysseus setzt er Vaterland und Familie vor alle andern Güter des Lebens, und die Liebe betrachtet er als die Macht, die ihn in diesen Gesinnungen noch mehr befestigt. Anders konnte sich auch die Liebe nicht gestalten in einem Jünglinge, der von frühester Jugend an von der Ehrfurcht vor den Eltern erfüllt war, der nicht geblendet war von den Eitelkeiten des Lebens und deßhalb auch nicht gefesselt werden konnte von der Liebe zu einer der singenden Kaufmannstöchter, der schon „als Knabe, die Hand nicht ausstreckte nach diesem und jenem, sondern nur das ihm Gemäße begehrte," der in der beschränkten Sphäre seines Thuns eine Sicherheit und Standhaftigkeit bewies, wie Odysseus, der, wie der göttliche Laertiade, auch männliche Selbstbeherrschung besaß. Man vergleiche, um sich die Züge seines Charakters sämmtlich zu vergegenwärtigen, die sorgfältige Charakteristik, welche Becker von der Person Hermanns gegeben hat p. 30 — 39.

Wir finden das Homerische in dem Charakter Hermanns in der Freiheit von moderner Sentimentalität. In demselben Geiste ist auch der Charakter der Dorothea entworfen. Wir verweisen auch hier auf die treffliche Entwickelung, welche Becker p. 39 von dem Charakter Dorotheas entworfen hat, und begnügen uns, um die dem Antiken sich nähernde Haltung dieses schönen Frauencharakters zu bezeichnen, mit der Hervorhebung zweier Züge, welche in der Erzählung der Dorothea von ihrem früheren Verlobten enthalten sind. Den Verlobten, obgleich er Alles voraussah, trieb die Liebe zur Freiheit, trieb die Lust, im neuen veränderten Wesen zu wirken, nach Paris, dahin, wo er Kerker und Tod fand. Der Abschied und die ihn begleitenden Worte sind höchst charakteristisch:

Lebe glücklich, sagt' er; denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich Alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los vom Freund; so löset sich Liebe von Liebe.
Ich verlasse Dich hier; und, wo ich jemals Dich wieder
Finde, wer weiß es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten.
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein Jeder geworden —
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze.
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten.
Du bewahrst mir das Herz und finden dereinst wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal.
Denn was fesselte den, der solche Tage durchlebt hat!
Aber soll es nicht sein, daß je wir aus diesen Gefahren
Glücklich entronnen uns einst mit Freuden wieder umfangen,
O so erhalte mein schwebendes Bild vor Deinen Gedanken,
Daß Du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit seist!
Locket neue Wohnung Dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann Dir das Schicksal bereitet,
Liebe die Liebenden rein und halte den Guten Dich dankbar.
Aber dann auch setze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verlustes.
Heilig sei Dir der Tag, doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut und alle Güter sind trüglich.

Diese Worte des Verlobten hat sich Dorothea als tiefste Wahrheit angeeignet; sie gedachte derselben als sie Alles verlor, sie gedenkt ihrer, da ihr die Liebe das

Glück bereitet und die herrlichsten Hoffnungen sich ihr aufschließen. Der antike Sinn, der in diesen Worten ruht, ist nicht allein in der Mahnung ausgeprägt, Glück und Unglück mit gleichem Muthe zu ertragen, den Fuß überall nur leicht aufzusetzen, und alle Güter des Lebens für trüglich zu halten; eine antike Gesinnung spricht sich vor Allem in der Eigenthümlichkeit des Verlobten aus, der Wirksamkeit für den Staat die Liebe durchaus nachzusetzen. Diesen Gedanken von antiker Größe hat Dorothea so sehr zu dem ihrigen gemacht, daß keine Klage von ihren Lippen ertönt, daß kein Widerspruch gegen den Entschluß des Verlobten vernommen wird; ein Dichter aber, welcher Dorotheen als einen sentimentalen Charakter hätte darstellen wollen, hätte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihren Schmerz um den Verlust des Geliebten, ihre Anstrengungen, ihn bei sich festzuhalten, ausführlich zu schildern. Nach der ganzen Charakteranlage der Dorothea müssen wir aber schließen, daß sie den Schmerz der Trennung mit jener antiken Festigkeit trug, die ihr eigen ist; ja ausdrücklich sagt der Dorfrichter von ihr:

> Auch, *mit stillem Gemüth*, hat sie die Schmerzen ertragen
> Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im ersten
> Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu streben,
> Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
> Denn, wie zu Hause, so dort, bestritt er Willkür und Ränke.

Das stimmt ganz mit dem Charakter der Dorothea überein, die mit ruhiger Fassung, mit klarem Blicke in die Verhältnisse, *ohne Thränen* (man vergl. die charakteristische Scene p. 72 sq.)*) von der *weinenden* Wöchnerin und den *weinenden* Kindern sich trennt, die mit klarer Ergebung in das unvermeidliche Schicksal zur Dienerin sich bestimmt, während sie in besserer Lage gelebt hatte, deren ganzes Wesen von Besonnenheit und Selbstbeherrschung getragen wird und die selbst mit der stillen Neigung im Herzen auf Hermann den Eindruck macht, daß er sagt:

> ihr Auge blickte nicht Liebe, '
> Sondern hellen Verstand und gebot verständig zu reden.

Mit einem solchen Charakter, mit der rüstigen Kraft des Körpers, mit der starken Entschlossenheit der Seele ist denn auch die von Humboldt angegriffene, aber von Rosenkranz und Becker gerechtfertigte That in Harmonie, daß sie ihre und anderer Mädchen Leben und Unschuld gegen freche Räuber mit dem Schwerte vertheidigt. Der antiken Fassung des oben erwähnten Abschieds Dorotheens von ihrem Verlobten kann man Beispiele aus den Alten vergleichen. Hectors Abschied von seiner Gattin, von Schiller in sentimentalen Formen ausgeprägt, mochte dem Dichter von Hermann und Dorothea vielleicht vorschweben; auch Hector ahnt das Schicksal [seines Vaterlandes, seiner Familie und sein eignes, wie es von Dorotheas Verlobtem heißt „Alles sah er voraus“. Aber beide lassen sich von dem Kampfe und der Thätigkeit fürs Vaterland nicht zurückhalten. Wie der Verlobte seine Liebe der Erfüllung einer höhern Pflicht unterordnet, so vergißt Antigone ihres Geliebten Hämon, indem sie ganz von dem Gedanken an die dem todten Bruder und den untern Göttern zu erfüllenden Pflichten erfüllt ist. Mit Dorotheens Verhalten zu ihrem Verlobten, dessen hohe Gesinnung sie schweigend ehrt, dessen Streben sie billigt, dessen gefahrbringendem Thun sie nicht *ihre* Liebe, nicht die Pflichten *seiner* Liebe entgegenhält, mit dieser stillen Ergebung Dorotheens in ein von hohen Ideen vorgeschriebenes Schicksal läßt sich Nausikaas Verhalten zu Odysseus vergleichen. Diese fühlt sich gedrungen dem Manne, der ihr Herz gewonnen hatte, Abschied zu sagen. An den vorderen Pfosten des festumwölbten Saales steht sie.

> Und sie betrachtete lang mit bewunderndem Blick den Odysseus,
> Redete dann ihn an und begann die geflügelten Worte:
> Lebe denn wohl, o Fremdling! im Heimathlande dereinst auch
> Denke Du mein! denn mir ja zuerst verdankst Du das Leben!

---

*) Ich citire nach der Ausgabe der Götheschen Werke in vierzig Bänden Bd. 6.

Ihr antwortete drauf der erfindungsreiche Odysseus:
O Nausikaa Du, Alkinoos Tochter, des edlen,
Gebe doch dieß Kronion, der Hera donnernder Gatte,
Daß ich nach Hause gelang' und den Tag erschaue der Heimkehr:
Dort will auch ich Dich dann, wie der Göttin eine, verehren
Stets alljeglichen Tag! Du warst mir ja Retterin, Jungfrau!
(Od. 8, 459.)

Eine Scene von ächt antiker Schönheit! Man fühlt es den Worten der Nausikaa an, daß sie den Mann liebt, den auch ihr Vater sich zum Eidam wünscht; ein moderner Dichter würde vielleicht den Schmerz geschildert haben, den Nausikaa in Folge einer unerwiederten Neigung empfand; davon keine Spur bei Homer! und so wie Nausikaa zu Odysseus verhält sich Dorothea zu ihrem früheren Verlobten, und wir begreifen aus dieser Ergebung und Entsagung den Zug des von Selbstbeherrschung gebildeten Charakters, daß sie ihre Liebe zu Hermann ihm gegenüber in keiner Weise blicken läßt, daß sie willig in den Dienst seiner Eltern zu treten sich entschließt, daß sie durch treues D i e n e n die Hand des Geliebten zu verdienen hofft.

Wenn der Dichter einer modernen Welt nicht umhin konnte, die Leidenschaft der Liebe in einer Tiefe zu schildern, wie sie bei Homer sich nicht findet, so ist doch auch hier alles dem Antiken nahe gebracht und in den Grenzen antiker Einfachheit und Mäßigung gehalten. In dieser Beziehung betrachte man, wie die Entstehung der Liebe in Hermann und Dorothea und in romantischen Charakteren, wie Romeo und Julie, geschildert ist. In den letzteren entspringt die Liebe aus der unendlichen Fülle einer romantischen Subjectivität, aus der Gluth eines ungezügelten Phantasielebens, das durch Nacht, Musik und Festesglanz noch mehr gesteigert und aufgeregt wird; bei Hermann und Dorothea sind es o b j e c t i v e sittliche Gründe, welche beide zur gegenseitigen Neigung führen. Hermann fühlt sich hingezogen zu dem Mädchen, welches in der allgemeinen Verwirrung nicht an sich denkt, sondern für andere wie für die kranke Wöchnerin sorgt, und ihre rüstige Kraft durch Lenkung der starken Ochsen beweist; Dorothea kann das Bild „d e s G u t e n" nicht vergessen, welcher ihr als „e i n E r r e t t e r e r s c h i e n e n w a r," dessen Anblick, als sie, ihn am Brunnen wiederfand, sie so sehr erfreute, als wär' ihr d e r H i m m l i s c h e n e i n e r erschienen.

Diese antike oder dem Antiken sich nähernde Haltung der Charaktere äußert sich nun auch in der Einfachheit der Sitten und Beschäftigungen. Bei Homer sind die Stände nicht so getrennt, daß zwischen Odysseus und seinem Sauhirten nicht ein gemüthvoller Umgang Statt fände; die Thätigkeiten sind noch nicht so streng vertheilt, daß der Fürst nicht wie Odysseus sich sein eignes Lager und Schiff zimmern sollte, daß eine Fürstentochter wie Nausikaa nicht selbst für die Reinigung der Wäsche sorgen, und die Maulthiere lenkend zum Strande hinausfahren sollte. Diese schöne Eigenthümlichkeit eines heroischen Zeitalters tragen die Charaktere in Hermann und Dorothea an sich, was der Dichter freilich schon erreichte, indem er sie alle in die gemeinsame Sphäre des bürgerlichen Standes einschloß. Aber man beachte das Verhältniß der Stände in dem Geistlichen den übrigen Personen gegenüber; er zeigt sich nicht als den überlegenen Gelehrten, sondern als den Berather in allen Umständen und Ereignissen des Lebens, als den Mann von ächt bürgerlicher, humaner, jede Vornehmheit abweisender Gesinnung. Er übernimmt selbst die Lenkung der Rosse, als Hermann nicht zugegen ist. Nicht untergeordnete Diener verrichten die Geschäfte; Hermann spannt selbst in Gemeinschaft mit dem Knechte die Pferde an, die er selbst groß zog und die er Niemandem vertraute; die Mutter bringt die geschliffene Flasche des Rheinweines mit den grünlichen Römern; und wie in der alten Zeit die Töchter der Könige selbst zu dem Brunnen kamen um Wasser zu schöpfen, so kommt Dorothea an den vom Dorfe entfernten Brunnen um Wasser zu holen. Es ist charakteristisch für die in der Dichtung herrschende homerische Stimmung, daß Dorothea von Hermann in der Gesellschaft von Fürsten und Königen genannt wird.

Streiten nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt und Könige leben verbannet.
Ach, so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste,
Aus dem Lande getrieben, ihr eignes Unglück vergessend,
Steht sie anderen bei, ist ohne Hülfe noch hülfreich.

Wie viel Werth ganz nach homerischer Weise auf die körperliche Tüchtigkeit und Gesundheit von Hermann und Dorothea gelegt wird, beweisen verschiedene Stellen. Hier ist die Seele nicht auf Kosten des Körpers bevorzugt, der Dichter hat ein homerisches Wohlgefallen an der körperlichen Rüstigkeit und Schönheit Dorotheens, die er öfter hervorhebt, und aus diesem Wohlgefallen ist die ächt homerische Zeichnung von der Gestalt und äußeren Erscheinung Dorotheens zu erklären, welche von Hermann entworfen und von dem Apotheker wiederholt wird. Aus diesem sichtbaren Wohlgefallen stammt die ächt plastische Darstellung, welche die herrlichen Gestalten Hermanns und Dorotheens, wie sie die Schwelle des Zimmers überschreiten, lebendig vor unsere Phantasie führt:

Aber die Thür ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betreten die Schwelle.

Mit dieser Stelle ist die andere zu vergleichen (p. 75):

Und sie freuten sich beide des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten, erreichte.

Man wird ferner jene Verwandtschaft der Homerischen und Götheschen Darstellung in der Auffassung und Behandlung der Natur wahrnehmen. Ueber die naive Auffassung der Natur durch die Alten und die sentimentale durch die Modernen hat Schiller in seiner berühmten Abhandlung mit tiefem Sinne gesprochen. Er vergleicht das Gefühl der Modernen für die Natur mit der Empfindung des Kranken für die Gesundheit. Wenn auch die Schillerschen Sätze eine Einschränkung zulassen, das steht fest, daß der antike Dichter, weil er sich in einer von der modernen Zeit verlornen Einheit mit der Natur befand, er dieselbe nicht mit der Tiefe, Innigkeit und Sehnsucht, aber auch nicht mit der Krankhaftigkeit auffaßte, wie wir dieß bei neuern Dichtern finden. Halten wir uns dem Zwecke der Vergleichung gemäß an Homer, so finden wir nirgends den Gegensatz, in welchen neuere Dichter die Natur und das bewegte Menschenleben stellen, einen Gegensatz, den wir mit Schillers Worten aussprechen können:

Heil dem, seelig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Einsam ruht an der Brust der Natur.

Aus dieser Empfindung entspringt die Neigung zu ausgedehnten Landschaftsgemälden und Naturschilderungen, woran die deutsche Literatur so reich ist, entspringt der weiche Geschmack, den zärtliche Gemüther für einsame Haine, Nacht, Mondscheingemälde haben, entspringt das Bedürfniß, die Natur als etwas Höheres, Beneidenswerthes zu betrachten, das dem Menschen gegenübersteht wie ein verlornes Paradies. Beispiele dieser Richtung liegen sehr nahe, ich erinnere statt vieler anderer an die Landschaftsgemälde von Matthisson, Salis und die schwermüthige Naturauffassung Lenau's; jene Stimmung der Ruhe und Wehmuth, welche aus Dämmerung und dem „Nebelglanze des Mondes" in die zerrissene Brust einzieht, hat Niemand tiefer und inniger dargestellt als Göthe selbst in lyrischen Gedichten An den Mond, Wanderers Nachtlied u. a.) oder in lyrischen Scenen des Faust;*)

*) Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grün umschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;

als ein Beispiel krankhaft sentimentaler Auffassung der Natur steht Werther da. Wie die Natur ein Asyl wird, in welches das gequälte oder durch Schicksale und Täuschungen in sich gekehrte Herz sich flüchtet, zeigt Erminias Aufenthalt bei den Hirten in Tassos befreitem Jerusalem oder Alfonsos Einsamkeit auf dem blühenden Eilande in Wielands Oberon; wie der Natur die tiefste Sympathie mit den Leiden und Freuden des Menschenherzens beigelegt wird, kann die Minnengrotte in Gottfrieds Tristan beweisen. — Bei Homer dagegen ist dieser Gegensatz von Natur und Menschheit, also auch die sentimentale Auffassung der Natur nirgends; die Naturgegenstände werden in ihrer Eigenthümlichkeit scharf und sicher aufgefaßt, weshalb auch der Dichter eine Menge Vergleiche aus der Thierwelt entlehnt; die landschaftliche Natur ist nicht mit Wehmuth oder Sentimentalität geschildert, sondern erhält ihre Bedeutung erst durch den Menschen, der sie anschaut oder in ihr wandelt; sie erscheint als das Untergeordnete des Menschen, während sie von der modernen Sentimentalität oft als die Retterin aus den Nöthen des Lebens, als die hohe Macht erscheint, die dem kranken Gemüthe Heilung mit wohlthätig schonender Hand gewährt. Um diese Eigenthümlichkeit Homers an einigen Beispielen sich zu vergegenwärtigen, vergleiche man das Gleichniß von der Nachtigall (Od. 19, 517), welche in der neuern Poesie die Sängerin sehnsüchtig klagender Liebe ist. Penelope sagt:

Aber sobald mir die Nacht annaht und Alles im Haus schläft,
Lieg' ich im Bett und schwere, verwundende Sorgen bestürmen
Tief mein innerstes Herz und erregen mir ewigen Jammer.
Wie Pandareos Tochter, Aëdon falben Gefieders
Holden Gesang anstimmt beim Wiederbeginne des Frühlings
Sitzend im dichten Gebüsch, von dem Laub umschattet der Bäume
Und ihr tönendes Lied in beständigem Wechsel ergießet,
Um ihr Kind wehklagend, den Itylos, den die Bethörte
Einst mit dem Erz sich erschlagen, den Sohn des gebietenden Zethos:
Also bewegt sich auch mir das Herz in beständigem Zweifel
Ob bei dem Sohn ich verweil' und in Ordnung Alles bewahre,
Meinen Besitz und die Mägde &c.

Dagegen sagt Valentin in den beiden Veronesern 5, 4:

Hier (im Walde) kann ich einsam sitzen, ungesehn
Und zu der Nachtigallen Klageliedern
Mein Leid und Weh in Trauertönen singen.

Oder Göthe „deutscher Parnaß":

Und die Nachtigall umkreiset
Mich mit dem bescheidnen Flügel.
Hier in Büschen, dort auf Bäumen,
Ruft sie die verwandte Menge,
Und die himmlischen Gesänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Bei der Vergleichung der beiden letzten Stellen fällt sogleich auf, daß der Nachtigall als solcher eine Liebesklage oder ein Verständniß der Liebe unbestimmt zugeschrieben wird. In der homerischen Stelle handelt es sich um einen bestimmten Mythus, eine bestimmte Geschichte, die von der Nachtigall erzählt wird; dann aber, was sehr wichtig ist, wird die Nachtigall nicht erwähnt, weil Penelope in der Klage und Sorge mit ihr übereinstimmt, sondern, wie Faesi zu Od. 19, 518 sehr richtig bemerkt, „der Wechsel der Töne und das darin sich aussprechende Schwanken

---

Leise lispelt süßer Friede,
Wiegt das Herz in Kindesruh
Und die Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu &c.

des Willens (vgl. 321. *θαμά τρωπῶσα*) und das Schwanken der Penelope werden verglichen". Charakteristisch für die homerische Naturanschauung ist die Darstellung, in welcher der Dichter mit den Sternen des Himmels die Wachtfeuer des trojanischen Heeres vergleicht (Il. 8, 555):

> Wie wenn hoch am Himmel die Stern' um den leuchtenden Mond her
> Scheinen im herrlichen Glanz, wenn windstill ruhet der Aether;
> Hell sind alle die Pforten der Berg' und die zackigen Gipfel,
> Thäler auch; aber am Himmel eröffnet sich endlos der Aether;
> All auch schaut man die Stern' und herzlich freut sich der Hirte.

Der Vergleich ist von den Sternen hergenommen und der Zug der nächtlichen Stille, welchen ein moderner Dichter tiefer ausgeprägt haben würde, ist nur ein beiläufiger. Es ist daher auch bezeichnend, daß Homer, wie Pazschke in seiner sorgfältigen Abhandlung über die homerische Naturanschauung, Stettin 1849, p. 7 bemerkt, „nicht das zweifelhafte, unsichere Licht des Mondes erwähnt, sondern immer den vollen hellstrahlenden Mond, der der Sonne in seinem Glanze gleichgestellt wird." Und wie Homer überhaupt eine große Freude an dem Lichte hat, woraus manche Schönheiten seiner Sprache zu erklären sind (vgl. Pazschke p. 6), so waltet auch in seinen Darstellungen landschaftlicher Schönheit das Heitere vor, oder die Beziehung auf das Nützliche, auf den Genuß sind hervorgehoben; über die Umgebungen der Kalypsogrotte, wo in den Bäumen Vögel nisten, der Weinstock in der Fülle der Trauben prangt und vier Quellen die blumenreichen Wiesen durchströmen, würde ein Unsterblicher sich bewundernd freuen, wie es auch Hermes thut (vgl. Od. 5, 63 fg). Die Gärten des Alkinoos erhalten ihren heitern Glanz durch die Fülle der Fruchtbäume, deren Segen ausführlich geschildert wird (Od 7, 112 fg.), und diese Schilderung bereitet vortrefflich vor auf das genußreiche heitere Leben, welches am Hofe des gesangliebenden Alkinoos geführt wird.

An dem Eingange in die Unterwelt steht der Hain der Persephone voll ragender Pappeln und furchtabwerfender Weiden (Od. 10, 508); keine weitere Schilderung; die Weide ist wegen ihrer Unfruchtbarkeit erwähnt in einer „praktischen Rücksicht auf den genießenden Menschen"; sie ist nicht ein Symbol der trauernden oder schwermüthigen, düstern Stimmung, wie in vielen Stellen neuerer Dichtungen, von denen ich nur Desdemonas Lied („Singt Weide, grüne Weide") die Schilderung des weidenüberhangenen Baches im Hamlet („Es neigt ein Weidenbaum sich über'm Bach) und Tiecks hinreißend rührendes Lied in der Genovefa (Dicht von Felsen eingeschlossen, wo die stillen Bächlein gehen, wo die dunklen Weiden sprossen, wünsch ich bald mein Grab zu sehen rc.) erwähne.

Eine der homerischen ähnliche Behandlung des Naturlebens finden wir nun auch in Hermann und Dorothea. Becker macht an mehreren Stellen seines Buches (p. 78. 96. vgl. insbesondere die schönen Worte p. 98) die Bemerkung, daß die Bewegung in der umgebenden Natur das Gegenbild der innern Bewegung des Menschen sei. Diese Bemerkung ist sehr wahr und der Verf. berührt damit eine Eigenthümlichkeit Göthes, die wir auch im Werther wie in den Wahlverwandtschaften wahrnehmen. Im Werther entsprechen der Stimmung des sentimentalen Helden genau die Jahreszeiten. Der Dichter gewann, wie Becker p. 98 sehr treffend in Bezug auf den Gang bemerkt, den Hermann und Dorothea beim Mondlicht durch den Weinberg nach der Wohnung der Eltern machen, „durch die Naturscenerie den großen poetischen Vortheil, daß er die Stimmung der Beiden objectiv, äußerlich plastisch darstellte und gleichsam anschauen ließ, anstatt in beredter, unruhiger und doch unbestimmter Schilderung der Empfindung sich zu ergehen und am Ende doch nur ahnen zu lassen, was wir nun in bestimmten Umrissen schauen?" Damit ist denn auch ausgesprochen, wie die Naturanschauung ganz der Natur dieser einfachen, von Sentimentalität freien Charaktere entspricht. So ist denn, wie bei Homer, insbesondere die heitere, Segen und Genuß spendende Eigenschaft der Natur hervorgehoben, man schaut sie mit dem practischen Auge des Landwirths an. Nicht in den zur Wehmuth stimmenden Herbst ist die Scene verlegt, sondern in einen heißen Sommertag und der Vater Hermanns rühmt das beständige Wetter, weil

es die Ernte begünstigt (p. 5), Hermann und Dorothea freuen sich der schönen Ernte, des hohen wankenden Kornes (p. 75), der Weinberg wird mit practischer Klarheit beschrieben, die Nutzbarkeit desselben hervorgehoben und die schönen Trauben genannt, die der Gäste Nachtisch zieren, der Jubel der Weinlese „der schönsten der Ernten" erwähnt (p. 31). Der Birnbaum, „der den Kummer Hermanns um seine Vertriebene sah," wird seines practischen Nutzens wegen gerühmt: er bildete die Grenze der Felder, seine Früchte waren berühmt,

Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sich da von rohen Steinen und Rasen.

Hermann, auch in der bewegtesten Stimmung der Seele, rühmt die Fruchtbarkeit der Landschaft, die goldne Frucht der Garben, das reichliche Obst, welches volle Kammern verspricht. Die Gelegenheit, die sich dem Dichter darbot, den Birnbaum zum mitfühlenden theilnehmenden Zeugen von Hermanns Empfindungen zu machen, verschmäht er zu benutzen; ebenso fern von jeder sentimentalen Auffassung ist er bei der Schilderung des Angers, der von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet, ein Lustort ist für die Bauern und nahen Städter. Zu den glücklichsten Erfindungen gehört die Scene am Quelle und Werther mag die Bedeutung derselben erläutern: „Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen", schreibt er p. 8, „ein Brunnen, an den ich gebannt bin wie Melusine mit ihren Schwestern. Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts: das hat alles so was anzügliches, so was schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriachalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann." Hermann und Dorothea sind nun diese patriachalischen Gestalten; wie die Heimlichkeit des Ortes auf sie wirkt, beweisen die Worte des Dichters:

Also standen sie auf und schauten Beide noch einmal
In den Brunnen zurück und *süßes Verlangen ergriff sie*.

Man vergleiche hierzu die trefflichen Bemerkungen Becker's p. 97.

Man beachte aber auch, wie der Dichter von dem Wasser spricht. Nicht die geheimnißreiche zauberische Eigenthümlichkeit ist dargestellt, welche Werther berührt und Göthe in dem „Fischer" so hinreißend schön besungen hat, dem Charakter der Personen gemäß und in homerischer Weise ist das Erquickende des Elementes hervorgehoben.

„Alle waren gelezt und lobten das herrliche Wasser,
Säuerlich war's und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen.

In dieser Beziehung sagt auch Dorothea beim Abschied die herrlichen Worte:

Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein. ꝛc.

So wird bei Homer das Wasser gerühmt (ὕδωρ ἀγλαόν), bei der Schilderung schöner Landschaften versäumt er nie die Quellen und Bäche zu erwähnen. Nicht das sentimentale, sondern das practische Interesse treibt ihn dazu; für den verschmachtenden Wanderer in Gegenden von heißem Klima ist die Quelle wie eine segenspendende Gottheit. Das empfand Vischer, als er eine Reise in Griechen-

land machte. Wenn in Hermann und Dorothea die Natur von der heitern Seite, in einem practischen Interesse, mehr für die Anschauung, als für die Empfindung dargestellt ist, so hängt mit dieser Eigenthümlichkeit ferner die große Plasticität der Dichtung überhaupt zusammen. Der Dichter zeichnet fortwährend Bilder und Gestalten, welche lebhaft vor unserer Anschauung stehen, und nöthigt durch seine Zeichnung unsere Phantasie die Gestalten selbständig mit zu bilden. Dies ist freilich ein Vorzug jeder ächten Dichtung epischen oder dramatischen Gehalts, aber am ursprünglichsten ist dieser Vorzug bei Homer. Daher konnte Flaxman so glückliche Umrisse zu Homer liefern, die Riepenhausen gestochen und von denen Wiedasch einige in seine Uebersetzung aufgenommen hat. Man betrachte, um von Flaxmans 28 Umrissen zur Odyssee nur einige hervorzuheben, die Darstellung, wie Nestor der Athene opfert: zwei Söhne führen den Stier im Opferschmuck herbei, ein dritter trägt das Beil, andere bringen das Weihwasser, das heilige Gerstenmehl, Nestor selbst betet mit aufgehobenen Händen zur Göttin, Telemach ist zugegen. Von außerordentlicher Anmuth und Anschaulichkeit ist (Tab. 8.) das Bild, wie Nausikaa vom Meeresstrand nach Hause fährt; auf dem Wagen steht sie und lenkt die Maulthiere, neben welchen Jungfrauen gehen; Jungfrauen folgen und zuletzt Odysseus. Mit solcher homerischen Anschaulichkeit sind auch die Gestalten und Scenen in Hermann und Dorothea gezeichnet. Wilhelm von Humboldt in seiner klassischen Schrift über Hermann und Dorothea hat überhaupt die Verwandtschaft entwickelt, welche zwischen dem Stile unserer Dichtung und dem Stile der bildenden Kunst obwaltete. Er hebt p. 93 die ganz plastische Stelle hervor:

Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen den größten und stärksten des Auslands;
Nebenher aber ging mit starken Schritten ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.

„Man glaubt," setzt der feine Kenner der plastischen Kunst hinzu, „eine der hohen Gestalten zu sehen, die man bisweilen auf den Werken der Alten auf geschnittenen Steinen erblickt." In ähnlicher Weise ist alles in der Dichtung für den Sinn des Auges mit wenigen Zügen, aber sicher hingestellt. Man vergegenwärtige sich den Gang der Erzählung, und man trifft auf eine Reihe sicher ausgeprägter Bilder. Wir glauben es zu sehen, wie die drei, Wirth, Pfarrer und Apotheker, „sitzend umgaben den glänzend gebohnten runden, braunen Tisch, er stand auf mächtigen Füßen;" wie Wirth und Pfarrer mit den Gläsern anstoßen, der dritte aber das seine in tiefen Gedanken unbeweglich hält. Wir glauben es zu sehen, wie zu diesen Männern Hermann eintritt wie ein veränderter Mensch und wie der Pfarrer ihm entgegenruft:

Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehn und eure Blicke so lebhaft.

Wir glauben die Häuser des Marktes wie das des Kaufmanns (p. 28) zu sehen, wir sind mit dem Garten, Weinberg, Birnbaum und der fernen Gebirgsgegend innig vertraut, wir kennen das Haus des Apothekers mit dem Engel Michael, der der Vergoldung bedarf, wir kennen seinen Garten mit den Bettlern von Stein ꝛc., wir haben die genaueste Anschauung von Anger und Quelle, und ein Gemälde von lieblicher Anmuth würde Hermanns und Dorotheens Aufenthalt am Brunnen abgeben. Der ehrwürdige Dorfrichter, durch die Vergleichung mit Josua oder Moses in unserer Phatasie gewaltig gehoben, steht leibhaft vor unsern Augen; die Gestalt Dorotheens ist uns unvergeßlich eingeprägt, und wie Hermann und Dorothea der sinkenden Sonne entgegen schreiten durch das hohe wankende Korn, das die Durchschreitenden faßt, die hohen Gestalten erreichte, wie sie in das Zimmer eintreten, und die Thüre zu klein schien, die hohen Gestalten einzulassen, das sind Bilder von der größten plastischen Anschaulichkeit und Schönheit. Ganz so plastisch verhält sich Homer, wenn er das Bild der Nausikaa entwirft. Er vergleicht

sie der Artemis, welche auf den Höhen des Taygetes oder Erymanthus an der Jagd sich ergötzt; die ländlichen Nymphen spielen und scherzen um sie her.

> Aber sie selbst vor Allen erhebt ihr Haupt und das Antlitz
> Und ist leicht zu erkennen; doch schön sind alle die Andern.

Die große Anschaulichkeit, durch welche beide Dichtungen sich auszeichnen, ist namentlich in der Eigenthümlichkeit zu erkennen, wie beide Dichter ihre Helden einführen. Mag man auch mit Recht behaupten, (wie Faesi, Homers Odyssee 1. p. XXXIV.), daß die Einheit der Odyssee mehr in den allgemeinsten Zügen der überlieferten Heldensage liege und keineswegs eine durch alle Theile des Gedichtes folgerichtig hindurchgeführte und sie durchdringende sei, mag man namentlich daran Anstoß nehmen, daß mit dem fünften Buche zu Anfang das ganze Gedicht wieder wie von vorne beginnt, so ist doch die Art, wie Odysseus in unserer Phantasie gehoben wird, höchst ausgezeichnet. Ehe er in der Dichtung persönlich erscheint, erfahren wir die ganze Bedeutung des Mannes. Die Götter selbst bemühen sich um den Helden, der bei der Nymphe Kalypso wider Willen weilt, die Anarchie, mit welcher die Freier auf Ithaka und mit dem Besitze des Odysseus schalten, zwingt die Seinen, die Kraft und Größe des abwesenden Helden desto schmerzlicher zu vermissen. Der Sohn des Odysseus, von Athene angetrieben und unterstützt, unternimmt die gefahrvolle Reise nach Pylos und Sparta, um über den schmerzlich entbehrten Vater Kunde zu erhalten; was Odysseus war in dem Kampfe vor Troja, in dem Kriege wie im Rathe, erfahren wir aus dem Munde der bewundernden Gefährten, Nestor und Menelaus. Nachdem wir durch alle diese Verhältnisse die Ueberzeugung gewonnen haben von dem Werthe und der Bedeutung des Mannes, nachdem wir eine herzliche Zuneigung zu dem göttlichen Dulder in unser Herz aufgenommen haben, sehen wir ihn selbst, wie er sich sein Fahrzeug zimmert, wie er der gewissen Gefahr des Meeres sich anvertraut, wie er durch Muth und Besonnenheit die Gefahr überwindet; bei den Phäaken erregt er die allgemeinste Theilnahme, die sich steigert, als er den beredten Mund öffnet, um selbst seine Schicksale zu verkünden: der Dichter hat dafür gesorgt, daß der Mann, wenn er wirklich erscheint, hinter dem von seiner Bedeutung entworfenen Bilde in keiner Beziehung zurückbleibe, sondern es übertreffe. — Unter geringeren Umständen finden wir dieselbe Weise der Composition auch in Hermann und Dorothea. Aus der Unterhaltung der Eltern, mit welcher die Dichtung beginnt, werden wir mit einem Hauptzuge des Charakters Hermanns bekannt (was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!); er selbst aber, als ein veränderter Mensch, einen solchen Eindruck hat die Erscheinung der Dorothea auf ihn gemacht, entwirft uns das Bild der herrlichen Jungfrau, und zeichnet ihre Gestalt bis ins Einzelne; wir erfahren durch den Dorfrichter die schönen Züge ihres Gemüthes, ihre Aufopferungsfähigkeit, ihr ergebenes Dulden, ihre Entschlossenheit: endlich tritt sie selbst auf, wir sehen sie mit Hermann am Brunnen, wir hören sie reden; was sie spricht und thut, rechtfertigt die schönen Hoffnungen, welche in uns rege gemacht wurden; alle schönen Eigenschaften, welche Hermann und der Dorfrichter in ihren Schilderungen ihr beilegten, glänzen in ihrem Reden und Handeln nur heller und zu unserem Staunen und Entzücken übertrifft ihre eigene Erscheinung das von ihr entworfene Bild noch bei weitem. Bewies sie sich nach der Schilderung Hermanns als ein Charakter von klarer Besonnenheit, indem sie in der allgemeinen Verwirrung der kranken Wöchnerin beistand, so zeigt auch ihre Erscheinung in dem Verhältnisse zu Hermann die Besonnenheit, mit welcher sie die in ihrem Herzen keimende Leidenschaft beherrscht; bewies sie nach der Schilderung des Dorfrichters Aufopferungsfähigkeit, indem sie einen kranken Verwandten bis zum Tode pflegte, so beweis't ihre Erscheinung diese Eigenschaft in noch höherem Grade, indem sie sich entschließt, bei ihr unbekannten Leuten als Magd in den Dienst zu treten; konnte sie nach der Erzählung des Dorfrichters mit Entschlossenheit den frechen Räubern entgegentreten, so ist doch die Entschlossenheit noch bewunderungswürdiger, mit welcher sie sich von dem geliebten Hermann loszureißen und in Nacht und Gewitter hin-

auszueilen im Begriff ist. Zeigte sie nach Hermanns Schilderung eine fromme Dankbarkeit gegen den Geber in der Noth:

der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber;

so beweis't sie Dankbarkeit und Pietät in dem Augenblicke, wo sie im Besitze des des schönsten Glückes des früheren Verlobten mit rührender Treue gedenkt. In der Mittheilung der Worte des Verlobten entwickelt sich Dorotheens Charakter und die Idee des Gedichtes zur reichsten Blüthe. Dankbarkeit und Pietät, reine Ergebung und Mäßigung im Glücke erscheinen hier in innigster Vereinung in der Gesinnung und Handlungsweise der Dorothea.

Was wir von antiker Mäßigung, von Plasticität und Anschaulichkeit in dem Gedichte überhaupt wahrgenommen haben, zeigt sich speciell in der Eigenthümlichkeit der poetischen Sprache, des Verses und Rhythmus. Wir wünschten, der Verf. hätte sich auf eine Untersuchung über diese Gesichtspunkte eingelassen. Für Hermann und Dorothea drängt sich die Frage auf, warum der Dichter den Hexameter wählte, ob der in der ganzen Dichtung waltende Geist mit Nothwendigkeit sich in der hexametrischen Form offenbaren mußte? Man wird diese Frage nicht mit der Bemerkung erledigen wollen, daß der Dichter etwa mit Voß, dessen Luise er liebte und gern vorlas, habe rivalisiren wollen. Das dichterische Genie bringt die Form der Dichtung nicht mit reflectirender Wahl hervor; die Seele des Kunstwerks ist in einer nothwendigen Einheit mit dem Leibe desselben, der Form. In Hermann und Dorothea ist nun, wie wir bereits gesehen haben, alles mehr für die Anschauung als für die Empfindung gedichtet; der Sinn, mit welchem das Werk aufgenommen sein will, ist mehr der plastische als der musikalische. Wie in der Dichtung gewaltige Leidenschaften gar nicht hervortreten, so ist auch die Darstellung vor allem leidenschaftslos. Mit behaglicher Ruhe, mit „epischer Breite" ist Alles dargestellt; der Dichter, selbst ganz Anschauung und Alles der Anschauung überliefernd, läßt wie Homer jedem Gegenstande sein Recht widerfahren. Man vergegenwärtige sich den factischen Gehalt des Gedichtes und man wird eine verhältnißmäßig sehr kurze Geschichte erhalten. Aber „das Geheimniß der schönen Entfaltung", welches der Dichter in der Entwickelung der Thatsachen, in der Zeichnung der Charaktere, in der Darstellung vieler Einzelnheiten des Naturlebens und der Sitte offenbart, erweitert den einfachen Stoff zu einer Gruppe anschaulicher Bilder. Dieses Geheimniß der ruhigen, schönen Entfaltung wird offenbar auch in dem Bilde- und Ausdrucke, und Göthe tritt hier ganz dem Homer an die Seite. Das Gleichniß des Homer ist, wie A. W. Schlegel trefflich bemerkt, „ein Epos im verjüngten Maßstabe; es dient nicht bloß, sondern genießt im schönen, völligen Umrisse freies Leben." Es verhält sich genau so mit dem einzigen ausgeführten Gleichnisse in Hermann und Dorothea, mit welchem der Gesang Erato beginnt. Wie Göthe auch in kleinern Vergleichen den antiken Ton beibehält, mögen zwei Beispiele erläutern Dorothea sagt in Bezug auf Hermann:

Als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich seines
Anblicks so sehr, als wär' mir der Himmlischen einer erschienen.

Diese Worte ersetzen die antike Mythologie; die Anschaulichkeit des homerischen Epos gewinnt außerordentlich, daß die Götter persönlich auftreten. Von Hermann erzählt der Dichter, daß er, als Dorothea zu fallen drohend ihm auf die Schulter sank, dastand

Starr wie ein Marmorbild vom ernsten Willen gebändigt.

Um das Plastische dieses Vergleiches zu fühlen, vergleiche man Beispiele aus andern Dichtern. Shakspeare läßt die Viola in „Was ihr wollt" (2, 4) erzählen:

Sie sagte ihre Liebe nie
Und ließ Verheimlichung, wie in der Knospe
Den Wurm, an ihrer Purpurwange nagen.

Sich härmend und in bleicher, welker Schwermuth,
Saß sie wie die Geduld auf einer Gruft,
Dem Grame lächelnd.

Unter der auf einer Gruft sitzenden Geduld ist ein plastisches Bild auf einem Grabdenkmale (She sat like patience on a monument) zu verstehen. Dieser Vergleich ist in einer Tragödie eines neuern englischen Dichters, in dem Gnidone des William Smith weiter ausgeführt, wie ich aus einer Anzeige „der Grenzboten" XI. p. 94 ersehe. Hier sagt Bianka: „Ich will nicht klagen, ich will in der Nachbarschaft des Todes leben und abwarten, wie der weiße Widerschein seines marmornen Hauses sich auf meine ruhigen Wangen stiehlt und sich dort festsetzt und wie ich Tag für Tag der Farbe jener bleichen Statue ähnlicher werde, die bald auf meinem Grabmal liegen soll.*) Man denke ferner noch an die Art, wie Mignon an die Statuen des säulengetragenen Hauses sich erinnert:

Und Marmorbilder stehn und sehn mich an;
Was hat man dir, du armes Kind, gethan!

Man sieht aus denan geführten Beispielen, daß das plastische Bild benutzt ist im Sinne einer tiefen, wehmüthigen, verzehrenden Empfindung, während Göthe in Herm. und Dor. seinem Zwecke gemäß, das Starke und Selbstgenügsame hervorhebt, und dadurch mehr für die Anschauung als für die Empfindung darstellt. Dieselbe antike Anschaulichkeit finden wir auch in den Reden, in den Beiwörtern, welche in Hermann und Dorothea vorkommen. Wie vieles hier ganz homerisch ist, bedarf keiner besonderen Ausführung, ich verweise auf A. W. Schlegels vortreffliche Abhandlung über Hermann und Dorothea (Kritische Schriften I. p. 46. 64 fg.), und erinnere nur an die von Göthe gebrauchte homerische Figur, daß der Dichter die redend eingeführte Person selbst anredet:

Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest.

Mit Recht bemerkt Schlegel, daß diese Figur zu einer drolligen Wendung benutzt sei. Aber auch der Anschaulichkeit der Darstellung ist genügt, indem die Anrede der Person sie lebendiger vor unser Auge stellt.

Dieser „sinnlich belebenden Umständlichkeit", welche in der ganzen Dichtung herrscht, entspricht nun auch der Hexameter einzig und allein. Er ist, wie Aristoteles (vgl. Schlegel a. a. O. p. 44) ihn nennt, das ruhigste und am meisten Gewicht habende unter den Silbenmaaßen." Während der trochäische Tetrameter „leidenschaftlich mit sich fortreißt," und der jambische Trimeter „bei einem gehaltenen Hinanstreben sich doch entschieden rüstig und gleichsam handelnd zeigt," ist der Hexameter „schwebend, stetig, zwischen Verweilen und Fortschreiten gleich gewogen" und besitzt außerdem große Mannigfaltigkeit. Kein Versmaaß kann daher mehr zu dem Sinne der Anschauung und Betrachtung, welcher in Hermann und Dorothea waltet, stimmen, als der Hexameter. Daß Göthe kein gereimtes Versmaaß wählte und seine Dichtung nicht in Stanzen verfaßte, giebt einen Beweis von der Naturnothwendigkeit, mit welcher der künstlerische Genius in ihm thätig war. „Der Reim", sagt Poggel in seinen geistvollen Grundzügen einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge, Münster 1836, p. 89, „ist Ausdruck eines ruhigen, mit sich selbst spielenden und sich selbst genießenden Gefühls." Er entspricht einer musikalischen Bewegung der Seele. Er wird sich daher nicht für die Anschauungspoesie eignen, welche das Wesen des Epos ist. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit Göthe Reim und Rhythmus behandelt hat. Während er in lyrischen

---

*) I will live neighbourly with death, — I'll watch
The white reflexion from his marble home
Steal on my quiet cheek, and settle there,
And, smiling, note how day by day I grow
To the complexion of that statue pale,
Which soon will lie upon my monument.

Gedichten und namentlich im Faust, dessen Persönlichkeit ganz in lyrischer und musikalischer Stimmung sich bewegt, den Reim mit der größten Meisterschaft anwendet, worüber wieder Poggel zu vergleichen ist, hat er ihn vermieden, wo es darauf ankam, für die Anschauung zu dichten. In der Iphigenie ist Mannigfaltigkeit der Rhythmen, aber kein Reim. Auch in den lyrischen Dichtungen, wo die Anschauung vorwaltet, ist kein Reim, wovon „Amor als Landschaftsmaler" ein belehrendes Beispiel darbietet. Um sich von der Nothwendigkeit eines reimlosen Metrums in Hermann und Dorothea zu überzeugen, nehme man ein Beispiel Göthes selbst zu Hülfe. Er hatte die Absicht ein Epos „die Geheimnisse" zu schreiben, wovon ein Fragment vorhanden ist, über welches Rosenkranz in seinem Werke über Göthe kurz und vortrefflich spricht. Das Fragment ist in Stanzen gedichtet. Die Musik der Reime entspricht genau der lyrischen Stimmung, welche in der Dichtung waltet. Das Geheimnißvolle, Wunderbare herrscht vor; der Dichter selber bemerkt, es möge Niemand glauben, „das ganze Lied je zu enträthseln." Vor der geschlossenen Pforte des Klosters befindet sich ein geheimnißvolles Bild; Dämmerung und Nacht treten ein, ein seltsam Licht schweift durch den Garten, Glockentöne erschallen und verklingen. — Dagegen ist Hermann und Dorothea voller Klarheit; die lyrisch-musikalische Stimmung ist der plastischen Darstellung untergeordnet; der Sinn der Anschauung wird vor Allem befriedigt. Der reimlose, der hexametrische Rhythmus wird dadurch gefordert. Die ächt epische Haltung des Gedichts fordert das epische Versmaaß.

Wir müssen mit diesen Andeutungen abbrechen, ersuchen aber Herrn Becker, in den Arbeiten, die er über Iphigenie und Wallenstein in Aussicht stellt und deren Erscheinung wir mit Spannung entgegensehen, uns auch über poetische Sprache, Rhythmus und Vers der von ihm erläuterten Dichtungen zu belehren. Daß der Verf. dazu geeignet ist, beweis't der feine Sinn, den er in seiner Abhandlung für die Composition beweis't. Was er in dem zweiten synthetischen Theile des Gedichts über die „Architektonik" des Gedichts sagt, ist, wir wiederholen es, sehr einsichtsvoll und verdient allgemeine Beachtung. Und so scheiden wir von der Arbeit mit dem Wunsche, daß der Verf. für die Sorgfalt und Liebe, welche er der Betrachtung der herrlichen Dichtung zuwandte, belohnt werden möge durch eine weite Verbreitung seiner Schrift.

Dr. **Carl Conrad Hense.**

Antibarbarus der französischen Sprache, enthaltend die beim Franz.-Sprechen u. s. w. u. s. w. Ein practisches Hand- und Uebungsbuch für Jedermann. Von Barbieux, Professor am Herzogl. Gymnas. zu Hadamar u. s. w. Frf. a. M. Brönner, 1852.

— Also nous voilà! —

Uns wenigstens hat beim ersten Durchblättern auch dieses Heftes wieder kein Gedanke früher sich aufdrängen wollen, als wie auch hier von Neuem ein unwiderlegliches Stück Beweis vorliegt, daß das ancien régime auf dem Gebiete der sonst mit ihrer Sicherheit viel sich wissenden Praxis und Theorie der französischen Sprache ebenfalls zu Ende, und eine neue Behandlung vor der Thür ist. —

Unser Verf. freilich wendet sich noch von Pontius an Pilatus; will das Diction- de l'Acad. nicht mehr ausreichen, so muß das Complément helfen, auch Boiste, Boulet, Mozin, die Gramm. des Grammaires sollen rathen, ja selbst Deutschland ist in dieser doch gewiß „nationalen" Angelegenheit mit vertreten, Hauschild und Diezmann sitzen mit in dem Senate, bloß der arme Meidinger — wahrscheinlich von Debonales „grimmem Schatten" verfolgt — findet sich nur citirt, um verhöhnt zu werden, — und einmal wird sogar von dem trunknen an den nüchternen Philipp, von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden appellirt, wenn wir unter Alcoran eine bonapartische Proclamation vom Juni 1798 citirt

finden, welche diese Form constituirt, während — schon vier Wochen später, man denke zu welcher namenlosen Bestürzung aller Autoritätsgläubigen! — aus demselben gebieterischen Munde das damals analogische Koran ertönt! —

Was aber ergiebt sich aus diesem Umhertasten von einer Autorität zur andern unwiderleglich? Daß es, wovon wir ausgingen, eben mit ihnen sämmtlich vorbei ist, und wir nun zur Sache kommen müssen, d. i. zur wissenschaftlichen Discussion! — So sehr das nun auch mittelbar durch die vorl. Schrift constatirt wird, so weit ist sie freilich davon entfernt, sich etwa unmittelbar auf eine solche schon einzulassen; sie im Gegentheil steht noch ganz entschieden auf dem Grund und Boden der Empirik. — Sehr würden wir aber mißverstanden werden, wenn man glaubte, wir hätten mit diesem Ausspruch den ehrenwerthen Vf. oder seine Schrift tadeln wollen. Wir sind so lebendig als möglich davon durchdrungen, daß die Sprache in der Wirklichkeit zum empirischen Gebrauch vorzugsweise bestimmt, daß mithin auch ihre empirische Behandlung ein von Generation zu Generation sich aufdrängendes unabweisliches Bedürfniß ist; — und so würden wir sie auf ihrem Gebiet mit derselben ungetheilten Freude begrüßen, womit wir etwa ihrem jüngsten Namensvetter, dem Antibarbarus von Krebs in sein philologisch naives Gesicht sehen, wenn wir uns von ihrer rechten Zweckmäßigkeit hätten überzeugen können, denn diese ist der höchste Begriff der Empirik, entspricht sie dem nicht mehr, so hat sie damit das Recht auf Existenz selber verwirkt. Freilich liegt uns bis jetzt bloß das Erste Heft (bis Enrouure Heiserkeit) vor, und bedeutsam verspricht der Umschlag „angehängte zahlreiche Uebungen mit Rückweisung auf das Wörterbuch", die dasselbe „besonders practisch" machen sollen, — aber man mustere die schon erschienenen Artikel durch, und man wird sich nach unbefangener Prüfung, meinen wir, nicht verhehlen können, daß dieselbe entweder Fehler als solche bezeichnen, die von einem Deutschen, oder einem Franzosen, der ein solches Buch in die Hand nimmt, gar nicht mehr gemacht werden können — z. B. barbarisme und borborisme — Centaure und Stentor zu verwechseln; oder aber die Behandlung ist eben nicht genügend. Nehmen wir z. B. s. v. Argot — läßt sich eine dürftigere Verworrenheit denken, als die, womit der Kopf an betreffendem Orte austapezirt sein würde, der von dem französischen Rothwälsch nichts weiter wüßte, als das hier Gebotene? Für den Unterschied zwischen à und de und seine Fixirung hat Vf. eben so nur ironische Stoßseufzer und zuletzt ein kleines Licht, das eine sehr beschränkte Partie dieses sehr umfassenden Gebietes nothdürftig beleuchtet. — Etwas mehr genügt das über comme Beigebrachte. — — Dies sind nun freilich Formwörter, deren Behandlung namentlich in einer Sprache, die das Glück so vieler Mischungen erfahren hat, als die französische, die dabei noch mehrere Jahrhunderte unter so eignen Bildungsbedingungen gestanden hat, als ein classisches Papstthum ihr nothwendig bereitet, eine höchst schwierige sein muß, in so fern in ihnen die mannigfachsten, unberechenbarsten Combinationen in wahren Knotenpuncten oder Wetterscheiden des Ausdrucks sich zuletzt anzusammeln gezwungen sind. — Gerade das Gegentheil müssen wir — einzelne noch näher zu bezeichnende desiderata abgerechnet — von den meisten Stoffwörtern sagen, wo, namentlich in den kurz mit einem m. s. (man sage!) abgefertigten, mit der so eingeführten Verbesserung meist der Nagel auf den Kopf getroffen wird. Wir enthalten uns hier der Anführung von Beispielen, weil man in der That das Buch nur aufzuschlagen braucht, um deren zu finden. — Aber freilich bleibt auch hier das Bedenken cui bono? Für den bloßen Empiriker und für den wissenschaftlichen Bearbeiter der Sprache zu practischem Gebrauch doch am Ende des Stoffes, und für den Letzteren zu seinem Hauptzwecke wieder in der Behandlung nicht erschöpfend genug. Und doch — ut — habent sua fata libelli — möchten wir aus der letzten Kategorie dem Hrn. Verf. noch die meisten Leser versprechen, und für sie namentlich erlauben wir uns auch ff. Bemerkungen hinzufügen, wie sie uns bei der Lectüre in die Feder gekommen sind, mehr geeignet vielleicht zu weiterer Nachforschung anzuregen, als selber abschließlich oder erledigend. —

Was für französische Leser der Verf. aber sich versprechen mag, und er muß doch auch solche vor Augen gehabt haben, wenn er mehr als ein Mal darauf hin-

weiſt, wie dieſer Fehler vorzugsweiſe in Frankreich gemacht werde, das wüßten wir uns noch weniger zu entziffern! —

Zuvor nur noch einiges Allgemeine über die techniſchen Ausdrücke des Verf. — — Was er — nach franz. Vorgang — vertraulich nennt, möchte richtiger, als Umgangs- oder als Ausdruck des gemeinen Lebens zu bezeichnen ſein.

„Altert" läßt ſich im Deutſchen nicht ſo abſolut ſagen, wie im Franz. — Sintemalen altert — würde ſich keiner der Ritter des Palmenordens zu ſagen geſtattet haben; wohl iſt es heut zu Tage veraltet; freilich will es mir dieſen Augenblick nicht gelingen dem fr. vieillit einen eben ſo nachdrücklich kurzen deutſchen Ausdruck an die Seite zu ſtellen.

Wenn es im erſten Artikel heißt: „Dieſes Notenſyſtem wurde aus den Anfangsſylben eines jeden Verſes folgender Strophe gebildet, in welcher der H. Johannes als Patron der Sänger angerufen wird": (Ich laſſe dieſe Verſe mitfolgen, weil die Notiz an ſich intereſſant und vielleicht manchem Leſer eben ſo neu iſt, als ſie uns war.)

„Ut queant laxis
Resonare fibris
Mira gestorum
Famuli tuorum
Solve polluti
Labii reatum,
Sancte Joannes".

ſo müſſen wir dabei bemerken, erſtlich — daß es viel wahrſcheinlicher ausſieht, dieſe Verſe ſeien (als memoriales) nach der Aretiniſchen Notenbezeichnung entſtanden, und, geſetzt ſie wären älter, ſo hätte Guido von Arezzo ihnen höchſtens eben ſeine Benennungen, nun und nimmermehr aber etwas entlehnen können, was einem „Syſtem" auch nur von Weitem ähnlich geſehen hätte.

Sachlich nicht minder anziehend iſt die, wie es ſcheint, damit ja wohl für immer geſicherte, vielbeſprochene Ableitung des Wortes Rebus, womit Verf. uns zu allem Danke verpflichtet hat; er ſagt nämlich unter „Devise" — ſo ſolle man nicht für „Bilderräthſel" ſondern „rébus" ſagen und fährt fort: „Dieſe Benennung rührt von Faſtnachtsſcherzen der ſtudirenden Jugend her, welche, beſonders in der Picardie, um das Jahr 1600 dergleichen Schriftchen in Bezug auf komiſche Stadtvorfälle ſatyriſch zuſammenſtellte, und dieſe Zeichenſpiele de rebus quae geruntur (Tagesgeſchichten) nannte."

Doch nun nach alphabetiſcher Folge:

7. „Aoriste, Bezeichnung für eine vergangene Form griechiſcher u. ff. Zeitwörter" ſoll heißen: B. f. e. tempus praeteritum des griech. Zeitw.'s. Ob man „das Défini" nach Rachig und Voltaire beſſer ſo, oder nach dem Verf. und „practiſchen Schulmännern" narrativum zu nennen ſei — mag dahin ſtehen; mit der Beweisführung des Letzteren möchte man ſich indeß ſchwerlich beruhigen, „dem Sextaner" iſt natürlich das eine wie das andere ein böhmiſches Dorf, iſt ihm aber das eine oder das andre erklärt, ſo wird er ſich auch in beiden gleich gut zurecht finden. Der Sache nach entſpricht dem franz. Ausdruck ſo wenig der griech. als der latein. vollkommen.

„Ardélio — Augendiener. Genauer mit Forc. ποδιοπράγμων s. ab ardendo — s. ab ardea — ardeola — circumvolitante" abzuleiten.

„Argot — Gaunerſprache — ſynon. jars und bigorre." Argot nach dem Dict de l'ac. Auswuchs am Baum „au dessus l'oeil" — vielleicht alſo bildlich eine Art ſich auszudrücken, durch welche die natürliche Sprachbildung verdunkelt wird. — Oder wäre an argutus zu denken? Im Lat. argutus anser, vgl. auch canis arguta bei Du Cange (Henſchel) — weil herber das Ohr treffend. Wozu wieder jars paſſen würde, das die Academie nur als Gänſerich kennt, dabei aber den Ausdruck „il entend le jars" mit: er iſt ein geriebner Kerl erklärt; alſo wieder den Schreivogel. In bigorre mag ein analoges Bild zum

Grunde liegen; ich finde bei Du Cange (immer Henschel) „Bigera, bigerra — zottiges Tuch." „Bigorra — nautischer Terminus, ein Tau bezeichnend" — also auch was Grobdräthiges wenigstens.

„Artisan". Die Verf. der Consuelo ist nicht „Me. Sand" sondern Georges Sand oder Me. Dudevant, und wird für die Wahl ihres männlichen Incognito nicht minder pressante Gründe gehabt haben, als die Verf. des „Système de la liberté" etc. — die Gräfin d'Agoult — sich „Daniel Stern" zu nennen; Gründe, die auch von den Professoren in „Hadamar" respectirt sein wollen.

„a verbo", da müssen wieder die Lehrer des französ. Gymnas. in Berlin herhalten, denen Verf. gewaltig auf die Finger sieht, — aber freilich ohne sie diesmal gerade zu verbessern. Oder hat die franz. Grammatik überhaupt keinen andern Ausdruck für den getadelten zu verwenden, als „tems primitifs"? Er begreift unter seinen bewußten vier Formen aber überall nur zwei „tems".

„babillard". — Man würde die übrigens richtige Meinung des Verf. auf der Stelle verstehen, wenn er gesagt hätte, das Wort bedeute „dem Volk einiger Provinzen" auch die Sache — „das Gelese," zumal, wenn dann noch auf die Adelungsche Erklärung dieses Wortes verwiesen wäre, die dem Verf. vor Augen gewesen zu sein scheint; während „ein Gelese" jedenfalls schwer zu entziffern bleibt.

Die Zusammenstellung des „Pariser Lüftling! Ausdrucks" „ma baise" mit dem altstudentischen „Besen" mag sich selber verantworten, — Graff und Adelung haben mich darüber rathlos gelassen. Die Vorstellung, die das deutsche Wort in seiner eigentlichen Bedeutung ausdrückt, liegt indessen von dem bildlichen, dessen sich die academische Jugend erfreut — „e?", hier nicht gerade all zu weit ab, um dieselbe ihre Zuflucht zu dem „Pariser Lüftling" nehmen lassen zu müssen. Es ist das Werkzeug für die Person, die es führt, gesetzt, wie so oft. „Putzbeutel" für Barbier u. vv. aa. Die verehrl. Redaction wird mir Dank wissen, daß ich nicht weiter ausführe; — was hätte ich hier nicht noch auszumalen und zu vergleichen!

„avoir la barbe" vgl. mit „batiau" und aa. mehr „heißt", sagt der Verf. „bei den „Buchdruckern betrunken sein", ohne daß auch jene übrigen Ausdrücke mit der edlen Kunst Guttenbergs in näherer technischer Verbindung ständen, als der bedenkliche Zustand, in den wir durch den gegenwärtigen versetzt werden. Ist etwa, ich frage ernsthaft um mich zu belehren, die Buchdruckersprache in Frankreich in der That zu einem solchen Umfange ausgeprägt, daß sie, ungleich der anderer Zünfte, ihre kleinen Lebensanschauungen überhaupt in besondern Ausdrücken niederzulegen, sich gedrängt und stark genug fühlt? Das könnte ja den schönsten Stoff zu einer Monographie abgeben. Möchte es dem verehrten Verf. gefallen, sich darüber hören zu lassen.

„beau". Die weitläufige Digression war nicht nöthig; alle als in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes abweichenden angeführten Verbindungen, gebrauchen dasselbe einfach ironisch. An das bewußte ironice der weiland Terenzeditoren, womit so viele Wunder verrichtet worden, will ich hier lieber gleich selbst erinnert haben. —

„bernicles". Auch unconcis! „Etre au berniquet" und dafür kann ja an Ableitungen kein Mangel sein; — erklären die H. H. Akademiker „à la bésace" (doch wohl wirklich — Bettelsack?) „bernacae, bernecelae" Du Cange — Rothgans — wir sagen zu ähnlicher Wirkung im N. D. „hät'n Uhl säten."

„bredi breda", „Krethi und Plethi" ist in dieser Bedeutung so wenig bloß „rheinländisch" (vgl. chaussetier), als „Kleiderseller" bloß „braunschweigisch"! Wenn die HH. „Buchdrucker" von oben sich nur nicht auch so ins Allgemeine verziehen! —

„brouillard, eigtl. Nebel" — brauen — der Fuchs braut, die Windsbraut.

1. „à". Verf. nennt es „eine in die franz. Umgangssprache gekommene Unsitte", wenn man jetzt für „il est un cousin de" zuweilen höre „à ma femme". Es ist bei seiner Ausdrucksweise nicht anzunehmen, daß er hier die Umgangssprache etwa besonders urgiren, und den Dativ in diesem Falle sonst gar gestatten wolle; aber auch für seine Umgangssprache wäre es lange noch keine Unsitte, höchstens ganz

und gar ungebräuchlich. Aber warum sollte es nie gebräuchlich werden? Der Sprachgeist kann nichts dagegen haben, und statt des das Verhältniß hier als ein nun mal bestehendes bloß statuirenden Genitivs auch zu Zeiten den ungleich lebendigeren Dativ setzen zu können, wäre directer Vortheil — à ma femme — von so einem Vetter hätte die gute Frau doch noch etwas, — bei de ist es nun eben nur einmal so. — — Und welche Zusammenstellung dies sentir à la rose — und voisine à — Beides als Latinismus! Dem sentir à l. r. liegt ein provinciell absoluter Gebrauch des Zeitw. sentir zum Grunde, und das à entspricht dem latein. abl. der Art und Weise — rosenartig duften — voisine au ciel dagegen der gewöhnliche Dativ — dem Himmel benachbart, nahe.

2. „àbec" für den Schnabel — mundrecht.

3. „abominer" nimmt wenigstens Nap. Landais in der zehnten Aufl. seines diction. des dict. der burlesken Poesie auch heute noch zu gestatten, keinen Anstand.

4. „accabler" — warum „jedoch de bontés", steht es denn hier nicht „in bösem Sinn"? und ist es nicht auch hier gerade das Gegentheil von „combler"? —

5. „âge" nur ein vermittelndes „aagiatus" bietet hier Du Cange aus dem Latein. des 13. und 14. Jahrhunderts, einen weiteren Uebergang von dem classischen aevum her — etwa durch ein aevagium, aagium aber nicht.

6. „alabarche" woneben die Variante Arabarch — sowohl Juv. 3, 130 — als Jos. antt. 18, 8 und 20, 5. Mehr als ein bloßes „Oberhaupt der Juden in Alexandrien" bedeutet das Wort gewiß, namentlich eine dirigirende Person im Steuerdepartement — s. die Editoren zu der genannten Stelle des römischen Satyrikers, die Real-Lexica, so wie die Werke über die (meinetwegen auch die Ruhnschen „Beiträge zur"!) Verfassung des römischen Staates. Deutlicher hat freilich dieser unverächtliche Apparat die Sache eben noch nicht gemacht.

„buer", flandr. wäschen" (?) vgl. das nd. büken die Bük — die schmutzige Wäsche durch einen Aufguß von Asche und Wasser auslaugen; ein wegen seiner sämmtlich an den Geruchssinn sich wendenden Affinitäten sehr interessantes Wort: engl. bucks (Wangen) nd. Bucksbeer (schwarze Johannisbeere mit Wanzengeruch (h. d. der Bock, stinken wie ein B.

„cadeau". Nicht wie, ich meine, Menage will: quod cadere facit — sondern cadicellus — ein Krüglein.

„cumisia" vgl. Graff 4. p. 938 unter HEMIDI „sollte das latein. camisia wohl hieraus entstanden sein? Oder umgekehrt"?

„campos". Wahrscheinlich — wie jenes Dulce domum der um genus und casus in solchen Augenblicken nicht mehr sorgenden englischen Schuljugend — Stichwort eines Ferienliedes.

„capitan" — der miles gloriosus der mittelfranzösischen komischen Bühne, italischen Ursprungs. Noch der kleine Scuderi macht dem großen Corneille in Bezug auf seinen Cid den albernen Vorwurf, er habe den Grafen Gormas in diesem Stück nicht anders agiren lassen, wie als einen „capitan".

„caraeol". Den Freunden deutscher Poesie ist dieser Ausdruck aus der „Livländischen Schneegräfin" von Paul Flemming unter so mancher andern crux interpretum daselbst wohl im Gedächtniß; ob unserer „Flandrischer Kinder Schneckenhaus" den Erklärern nicht vielleicht noch ehrenvollen Rückzug eröffnete? Was kann man nicht Alles mit Schnecken spielen? — Auch etwas unserm: „Kämmerchen zu vermiethen" Aehnliches könnte dahinter stecken. — Dagegen bietet Du Cange: „Caracalla — indumentum in talos demissum" — namentlich ein geistliches.

„carron" nennen die „Schweizer" den Kieselstein, — wohl von der cubischen Form.

„carassable entbehrt" allerdings aller „Analogie"; die Endung able verlangt einen Verbalstamm.

„cas — fém. casse", sehr geschickt den Uebergang der Interjection in das Wort zu beobachten.

„cendrillon". Unser liebes wohlbekanntes Aschenbrödel, „das sich neben den Heerd in die Asche legen mußte" (Grimms Kinder- und Hausmärchen. Gr. Ausg. 1. B. 3te Aufl. Göttingen 1837, 1ster Thl. S. 138) lassen wir uns keinem langbärtigen Antibarbarus zu Gefallen zu einem bloßen „chambrillon" verabstrahiren.

„courir", vgl. „échapper". — Sagte Verf. hier ganz einfach, daß avoir in den strittigen Fällen eine größere Eigenthätigkeit, être mehr die Zuständlichkeit des Subjectes ausdrücke, so lernten wir etwas aus der Sprache, statt daß wir ihn so sich bloß mit Autoritäten herumschlagen und doch zu keinem Ziele kommen sehen.

„cuider" quidan goth. he quoth? wie wir jetzt noch meinen statt sagen gebrauchen? „Outrecuidant" nach meinem Wissen, und Landais ist auf meiner Seite, auch heut zu Tage noch etwas mehr als „nicht ganz außer Gebrauch."

„curaçao". Auch für den bewußten Liqueur, den man in Hamburg empfehlen kann, gibt Landais die Aussprache curasseau; ich glaube, seine Trinker kennen auch keine andre.

„dame — Melde". Für die meisten Leser wahrscheinlich nicht unwillkommen bringe ich aus Adelung unter diesem Worte bei: „Atriplex und Chenopodium L." wobei er an milde, so wie an das μελίτεια eines Scholiasten zum Theocrit, also μέλι — erinnert, — Melisse.

„davo". Alter Bekannter aus Terenz und Boemottist: Davus sum non Oedipus.

„débine" urspr. — nach Landais — ein Winzerausdruck; wogegen er

„dégrammatiser" gar nicht kennt, was ich auch am Wenigsten für „niedrig komisch" halten möchte, seine Anwendung möchte auf jeden Fall Bildung voraussetzen.

„dernier". Worin liegt denn bei „hinter dem Rücken" der „Unsinn"?

„esseuler". Gebräuchlich und doch bedenklich — das e und das seul kann nur tautologischer Weise zusammengerathen.

„Dieu". Ich glaube nicht, daß bloße pädagogische Aengstlichkeit den Ausdruck „le monde est créé de Dieu" geschaffen hat, — de bezeichnet die lebendige Urheberschaft, die in par (per seq. acc. statt des instrumental.) zu einer bloßen Werkzeuglichkeit (sit venia verbo! Instrumentalität) herabgestimmt erscheint, und so ist ersteres hier sehr an seinem Platze.

„dive" ist „in der"! „Mythologie" ein guter Perser und steht mit divinus nur in sehr weitläufiger Verwandtschaft. —

„dommage". — Die Sache möchte sich vielleicht so verhalten: C'est dommage steht für sich, absolut; il est dommage verlangt einen abhängigen (Object-) Satz neben sich, den das neutrale dommage allein gewisser Maßen zu soutteniren sich zu schwach fühlt, und sich deswegen das bien noch zugesellt.

„déposer". Warum soll der Waadtländer nicht sein déposer eben so gut neutral gebrauchen, als der Franzose sein donner auch in so mancher lieben Phrase? — —

Hamburg. Dr. **E. Meyer.**

Petite grammaire pratique de la langue française, ou recueil d'exercices sur les règles élémentaires de la grammaire. Approuvée par le conseil de l'instruction publique. Seconde édition. Strasbourg, Paris 1850.

Dieses Schriftchen, dessen Verf. sich nicht genannt hat, enthält auf 86 Seiten eine Uebersicht der französischen Grammatik in der Weise des bekannten Buches von Noël et Chapsal. Hinzugefügt sind zu jeder Regel kleine Aufgaben zur Einübung derselben. Zur Nachahmung empfiehlt sich die Art, wie die Paradigmen der regelmäßigen Verben behandelt sind. Der Verf. hat zu jeder Zeitform einen

ergänzenden, einen Satz bildenden Ausdruck gesetzt; z. B. bei finir steht: Présent. je finis (mon devoir). Imparfait. je finissais (mon thème). Passé défini. je finis (mon travail) etc. Vor den Zeitformen des Subjonctiv steht jedesmal ein kurzer Satz, der ihn regiert; z. B. Présent. (Il est peu probable) que je finisse (ce soir). Imparfait. (On désirerait) que je finisse (à temps). Parfait. (On s'étonne) que j'aie fini (si tôt) etc. Obgleich das Buch für solche Schüler bestimmt ist, deren Muttersprache die französische ist, so scheint es doch auch wohl geeignet, um von Deutschen, die die ersten Schwierigkeiten der Sprache überwunden haben, gebraucht zu werden. Dr. G. Petri.

Grammaire pratique de la langue allemande, ou recueil d'exercices sur les règles élémentaires de la Grammaire, de la Syntaxe, de la Dérivation et de l'Orthographe; par Gustave Kampmann, professeur au gymnase de Strasbourg. Strasbourg, Paris, 1850.

Wenn diese deutsche Grammatik dazu bestimmt ist, die deutsche Sprache in den unteren Klassen französischer Gymnasien faßlich und möglichst gründlich zu lehren, so läßt sich nicht läugnen, daß sie ihrem Zweck wohl angemessen ist. Daß keine Arbeit von bedeutendem wissenschaftlichen Werthe darin zu suchen ist, folgt aus dem Titel. Die Einleitung enthält das Gewöhnliche über Buchstaben, Aussprache, Redetheile u. s. w. Nach Art der französischen Grammatiken unterscheidet der Verf. auch für das Deutsche ein dreifaches e, nämlich das e fermé, das e ouvert und das e troublé, von denen sich das letzte vorzüglich in den Endungen finde. Unter den Wörtern mit dem geschlossenen e findet sich neben Reh das Wort Gesetz, dessen zweites e vielmehr ein offenes ist. Das ä soll in dem Worte zählen wie e fermé lauten, vielleicht eine Eigenthümlichkeit des elsässer Deutsch. Vom s ist nur gesagt, daß es zwischen zwei Vokalen wie z laute, woraus nothwendig der falsche Schluß gezogen werden muß, daß es am Anfange der Wörter und nach Konsonanten wie das franz. s ausgesprochen werde. Die Grammatik selbst ist eingetheilt in Exercices sur les parties du discours, Formation de propositions, Orthographe. Der Gang ist in dem ersten Theile der gewöhnliche vom Substantiv und Artikel bis zur Interjection. Der Formenlehre ist allemal das Nöthigste über die Wortbildung beizugeben, und an practischen Aufgaben zur Einprägung des Gelernten fehlt es nicht. Der zweite Theil enthält die ebenfalls mit vielen Aufgaben versehene Satzlehre in Wurst'scher Weise. Die propositions incomplexes, sonst nackte oder reine einfache Sätze genannt, heißen hier enge Sätze, ein wahrscheinlich durch den Gegensatz der erweiterten Sätze herbeigeführter Ausdruck. Der dritte Theil, der die Orthographie behandelt, folgt dem allgemeinen Gebrauche, ohne auf die neueren Bestrebungen, unserer Rechtschreibung durch historische Forschungen aufzuhelfen, Rücksicht zu nehmen. Auffallend und wahrscheinlich provinziell ist, daß wohin unter den Wörtern mit langem i ohne Dehnungszeichen steht, sowie daß den Wörtern Arzt, Warze, nach ein langes A zugeschrieben wird. Als Provinzialismus ist noch das Wort Metzig für Metzgerei zu erwähnen.

Dr. G. Petri.

Französisches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Mit einem ausführlichen erklärenden Wörterbuche herausgegeben von Dr. L. Süpfle, Lehrer am Großherzoglichen Lyceum zu Heidelberg. Heidelberg, 1852.

Süpfle's französisches Lesebuch, obgleich vor vielen andern eben nicht ausgezeichnet, ist in Bezug auf Wahl und Anordnung des Stoffes zweckmäßig eingerich-

tet, und empfiehlt sich überdies durch Correctheit und gute Ausstattung. Ich habe verschiedene Stücke ganz durchgelesen und bin nur auf einen Fehler gestoßen (Seite 236): les bon petits coeurs, statt les bons petits coeurs.

In dem schönen Briefe Courier's (Seite 138) ist bei Gelegenheit des dem jungen Officier gehörigen Mantelsacks eine Stelle weggelassen, wo von der „maîtresse" des Officiers die Rede ist. Durch diese Auslassung wird es aber unbegreiflich, warum der junge Mann durchaus den Mantelsack zum Kopfkissen will. Sollte das Wort maîtresse, das übrigens durchaus nicht im frivolen Sinne verstanden zu werden braucht, durchaus vermieden werden, warum setzte der Herausgeber nicht etwa fiancée an die Stelle?

Was das beigegebene Wörterbuch angeht, so ist dasselbe mit mehr Sorgfalt gearbeitet, als es bei diesen Lehrbüchern der Fall zu sein pflegt. Da das Buch auch auf Gymnasien gebraucht werden soll, so ist die Angabe der lateinischen Etymologie gewiß am Platze; nur sollte dieselbe vollständiger sein. Warum ist z. B. bei traîner nicht trahere, bei user nicht uti, bei vacance nicht vacatio, bei quadrupède nicht quadrupes, bei le poste und la poste nicht postis, bei augmenter nicht augmentare, bei aventure nicht advenire, bei lors nicht hora (daher lors de ma vie) angeführt? Sollte überhaupt mit Vollständigkeit verfahren werden, so mußte bei pouvoir auch potesse stehen, denn die Stämme beider Verben sind dieselben; so mußte bei den Artikeln le, la an ille, illa erinnert werden; denn während die italienische und spanische Sprache die erste Hälfte des lateinischen Demonstrativums zum Artikel verwandt haben (italienisch il, spanisch el): so haben die Franzosen die zweite benutzt.

Mannheim. Dr. **Mayer.**

Traité complet et méthodique de la prononciation française, contenant les règles de prononciation des 50,000 mots de la langue française, et de tous les noms propres de personnes, de villes, de nations, de fleuves, etc., français ou étrangers; présentant toujours à côté de la règle générale la liste complète des mots qui se prononcent irrégulièrement. Par M. A. Lesaint, professeur de Français, à Hambourg. Hambourg. Perthes-Besser et Mauke. 1850 [1]).

Keine lebende Sprache hat so zahlreiche und so ausgezeichnete Abhandlungen über ihre Aussprache aufzuweisen, als die französische. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf die heutige Zeit, seit 1530, wo John Palsgrave in englischer Sprache zu London die erste uns bekannte fr. Gramm. mit einer Dédicace au Roy Henry VIII. publicirte, bis zum Jahre 1850, wo Herrn Lesaint's Traité unter oben angeführtem vielversprechendem Titel erschien, haben zahllose Sprachforscher aus Liebhaberei oder Beruf ihren Scharfsinn und Fleiß auf die Behandlung dieser delicaten Materie verwandt. Wenn nun trotz aller physiologischen und grammatikalischen Abhandlungen, Versuchen, Beiträgen u. s. w. immer noch kein Traité existirt, welcher den Anforderungen der Wissenschaft in jeder Hinsicht genügt, so sind die Gründe, die solches Vorkommen erklären, theils in der Schwierigkeit der Aufgabe selbst zu suchen, theils aber in der unzureichenden Befähigung der Schriftsteller deutlich nachzuweisen. In der That gehört kein geringer Grad

---

[1]) Schon seit Jahr und Tag hatte uns die h. v. Redaction mit der Recension des L.'schen Werkes beauftragt, und wir müssen gestehen, daß wir die Langmuth derselben in hohem Grade mißbraucht haben; wir bitten deshalb hiermit die h. v. Redaction gehorsamst um Verzeihung. L.-Ph. Sy.

von Befähigung dazu, um mit Erfolg ein Thema zu behandeln, von dem es schwer zu sagen ist, ob es mehr Kenntnisse und Studium, oder Geschmack, Scharfsinn und musikalisches Gefühl bei demjenigen voraussetzt, welcher es sich zur Aufgabe gemacht, dasselbe glücklich durchzuführen.

Wer es unternimmt, über die Aussprache der französischen Sprache einen Traité méthodique zu schreiben, hat es zunächst mit der Feststellung reiner Thatsachen zu thun, d. h. er muß die Aussprache des französischen Volkes genau kennen, und zwar nicht bloß die Aussprache der guten Gesellschaft in Paris, welche zu allen Zeiten und mit Recht für normgebend [1]) angesehen worden, sondern auch die der verschiedenen Provinzen Frankreichs; nicht bloß die Aussprache, wie sie in den Städten, sondern auch wie sie auf dem platten Lande gehört wird. Wir wollen ihm von vorn herein eine Befähigung zutrauen, wie sie nur irgend Einer besessen, der vor ihm über diese Materie geschrieben; er mag in physiologischer Beziehung so Musterhaftes leistes wie Boussi und Ackermann; er soll die phonetischen Grundgesetze der Sprache so scharfsinnig aufgefaßt haben wie Theodorus à Beza und so entschieden glücklich in der Durchführung derselben sein wie Sophie Dupuis, welche mit einer Feinheit des Taktes, wie ihn nur Frauen zu besitzen pflegen, die Musik der Aussprache aufzufassen und zu fixiren verstanden; er mag scharfsinnig wie Morel, rationell wie Dubroca, elegant und zuverlässig wie Malvin-Cazal und in der allgemeinen Phonologie so bewandert wie Herr Wocher sein; — das sind vortreffliche Eigenschaften, welche ihm einen gerechten Anspruch auf Bewunderung verleihen und seinem Namen eine ehrenvolle Stellung in der Gelehrtenwelt sichern. — Das ist aber nicht Alles! Geht ihm eine genaue Kenntniß des Altfranzösischen ab; sind ihm die verschiedenen Rotationssysteme unbekannt, welche die französische Aussprache in der Reihe der Jahrhunderte durchgemacht hat, und von denen ein jedes so sichtbare Spuren seines Daseins hinterlassen, wie die Revolutionen des Erdkörpers es in den verschiedenen Schichten der Gebirge von dem ihren gethan, so wird ihm und seinen Lesern der Schlüssel zum wahren Verständniß der Sprache fehlen; die Gesetze, welche er aufstellt, werden gar oft der Begründung ermangeln, seine Axiome oft nur Corollarien zu Axiomen sein, die ihm unbekannt sind, und wichtige Erscheinungen, denen ein klares Gesetz zu Grunde liegt, müssen ihm als unerklärliche Launen der Mode oder des Zufalls erscheinen. Wer ein richtiges Bild von der Weltordnung' im 19. Jahrhundert zu geben beabsichtigt, der muß das Gebiet der ganzen Geschichte der Menschheit kennen; sonst schreibt er eine Pheuomenologie, die uns so irrationell vorkommen muß, wie das Leben und Treiben in der orientalischen Mährchenwelt, und das Lebensbild, welches er vor unser Auge führt, kann nur den Eindruck auf uns machen, den Jemand empfinden muß, welcher zum ersten Male in seinem Leben mit zugestopften Ohren in einen Tanzsaal geführt, nichts Anderes glauben kann, als er befinde sich in einem Pandämonium. Die Reformation ist nicht ohne die Geschichte des Urchristenthums zu verstehen; die Revolution nicht ohne die Reformation; die französische romantische Schule nicht ohne genaue Kenntniß des 16. Jahrhunderts, wie Boileau nicht ohne Malherbe, Meyerbeer nicht ohne Mozart, Rossini und Boïeldieu. Ein Traité méthodique [2]) über die Aussprache des 19. Jahrhunderts kann ohne feste historische Basis auf diesen Namen

---

[1]) Theodorus à Beza p. 8, 9. Ackermann, Traité de l'accent, p. 3 in der ersten Ausgabe, p. 8, 9 in der zweiten.

[2]) Gründliche Vorarbeiten zu einem solchen Werke verdanken wir Herrn Génin, bis 1848 oder 49 Professor an der faculté des lettres de Strasbourg, später Chef de division au ministère de l'instruction publique, welche Stellung er jedoch seit dem Ministerial-arrêté vom 14. septembre 1852 nicht mehr bekleidet: a) Des variations du langage français depuis le XII[e] siècle, Paris 1845; b) lexique comparé de la langue de Molière et des écrivains du XVII[e] siècle, Paris 1846; c) la chanson de Roland, Poëme de Theroulde, texte critique etc., Paris 1850.

keinen Anspruch machen [1]). Wer nun von der Arbeit des Herrn L. erwartet, daß sie solche historische Grundlage habe, der sieht sich getäuscht. Nichts in seinem Traité läßt auf die Bekanntschaft des Autors mit der genetischen Entwickelung der französischen Aussprache und ihrer Notationssysteme schließen. Herr L. geht in seinem historischen Wissen nicht über das Zeitalter Ludwigs des XIV. hinaus. Die höchste Instanz, an welche er appellirt, ist nicht der Genius der Sprache in seiner geschichtlichen Entwickelung, sondern das positive Gesetz, wie es die Académie nach ihrem Belieben formulirt hat. Die wichtigen Arbeiten von Caucius [2]), Theodorus à Beza, Robertus und Henricus Stephanus, der Tretté de la Grammère françoeze, fet par Louis Meigret, und seine übrigen Streitschriften, der unschätzbare dialogue von Pelletier, die Gramere von la Ramée, die Introductio ad linguam gallicam von Cachedenier scheinen eben so wenig in seinen Händen gewesen zu sein, wie die Werke von Diez, Fallot, Ampère, Génin; ja nicht einmal die Quellen, welche der Verfasser benutzt hat, können ihm ordentlich bekannt sein; wie käme er sonst dazu, Behauptungen aufzustellen wie folgende: (p. VII.) „Il faut dire que jusqu'à présent aucune règle écrite n'a indiqué aux étrangers qu'il y a une différence entre r*o*se et enc*o*re, b*eu*rre et h*eu*reux, du l*ai*t et brûl*é*, bal*ai* et emball*é*, il sauv*ai*t et sauv*é*, *mes* comptes et *mé*compte, parqu*et* et parqu*é*. Schon die älteren Grammatiker sagen hierüber Vortreffliches; Sophie Dupuis, Malvin-Cazal gehen weitläuftig auf die Materie ein und Radiguel giebt das Nöthige.

p. (IX.) „La liaison des mots est un des points principaux de la partie pratique de la langue; et pourtant d'Olivet, Domergue, Lévizac et de nos jours Lemare, Boniface et Mme. Sophie Dupuis dans son ouvrage sur la prosodie, n'ont guère qu'effleuré cette partie si essentielle du langage." Diese Behauptung streift an's Possierliche. d'Olivet hat keinen Traité de prononciation geschrieben, also mit der Sache nichts zu schaffen; wenn Domergue, Lévizac, Lemare, Boniface diesen Punkt nur flüchtig behandelt haben, so ist ihnen kein

---

[1]) Zu welchen seltsamen Resultaten man trotz aller Gelehrsamkeit gelangen kann, wenn man, ohne auf historischem Boden zu fußen, sich zu aprioristischen Constructionen verleiten läßt, beweisen die Ansichten, welche der sonst um die allgemeine Phonologie so hochverdiente Wocher über die französische Aussprache in den ältesten Zeiten aufstellt. Sein Irrthum entspringt aus der Ansicht, welche Diez, Fallot und Andere mit ihm theilen, daß man die Sprache ausgesprochen, wie sie geschrieben wurde. Wenn dies der Fall gewesen wäre, so müßte die französische Sprache so rauh und in ihrem Flusse so langsam gewesen sein, wie nicht leicht eine andere. Gegen eine solche Annahme sprechen aber gar viele Gründe, die wir vielleicht an einem andern Orte zu entwickeln Gelegenheit haben werden. Im 13. Jahrhundert schreibt schon Arnoldus, Abt zu Lübeck (Chronica Slavorum I, 3, c. 5: Scientia quoque liberali non paucum profecerunt (Dani); quia nobiliores terrae filios suos, non solum ad clerum promovendum, verum etiam secularibus rebus instituendos, Parisios mittunt, ubi litteratura simul et idiomate linguae terrae illius imbuti, non solum in artibus, sed etiam in theologia multum invaluerunt. Si quidem *propter naturalem linguae celeritatem*, non solum in argumentis dialecticis subtiles inveniuntur, sed etiam in negotiis ecclesiasticis tractandis, boni decretistae, sive legistae comprobantur. — Das deutet eben sowohl auf Präcision im Sprechen, wie auf jene rasch fließende Aussprache, von welcher Theodorus à Beza im 16. Jahrhundert sagt: Francorum enim, ut ingenia valde mobilia sunt, ita quoque pronuntiatio celerrima est, nullo consonantium concursu confragosa, paucissimis longis syllabis retardata: eodemque tenore denique volubilis: consonantibus si dictionem aliquam terminarint, sic cohaerentibus cum proximis vocibus a vocali incipientibus, ut integra interdum sententia haud secus quam si unicum esset vocabulum efferatur. p. 10.

[2]) Antonii Caucii Grammatica gallica etc. Basileae 1570.

Vorwurf daraus zu machen, da sie, mit Ausnahme von Domergue, nicht speciell über die Aussprache geschrieben; dagegen hat Sophie Dupuis 40 Seiten ihres Traité der Behandlung dieses Capitels gewidmet; Malvin-Cazal läßt auch nichts zu wünschen übrig (siehe 227—254 über die Verbindung der Vocale u. s. w.) und Dubroca, den doch der Verfasser auch im Laufe seines Werkes citirt, hat eigends ein Meisterwerk von 171 Seiten über diese Materie publicirt. Ist es die Schuld dieser Autoren, wenn Herr L. sie nicht kennt?

Zu dem Mangel an historischem Wissen kömmt noch ein zweiter Mangel: der Traité méthodique ist keineswegs ein Traité méthodique.

Die Aussprache eines jeden Idioms bildet einen Organismus, dessen einzelne Theile, alle von demselben Lebensprincipe beseelt, in einer nothwendigen continuirlichen Wechselbeziehung zu einander stehen. Wer über diesen Organismus ein methodisches Werk herausgiebt, muß das wahre Lebensprincip desselben kennen, auf jeden Fall aber irgend ein Princip in ihm wahrnehmen und ihn danach behandeln. Das hat der geistreiche Theodorus à Beza mit wenigen Worten schlagend angedeutet, darüber hat Cachedenier Beherzigenswerthes geschrieben, das haben Radiguel in seinem Opusculum und Sophie Dupuis in ihrem Traité de prononciation meisterhaft durchgeführt. Der Traité dieser Letzteren ist eigentlich nichts weiter als die Abhandlung des Thema's: du principe admirable de notre prosodie, qui veut que nos voyelles soient modifiées, non d'après les accents dont elles sont affectées, mais d'après les sons qui les précèdent ou qui les suivent. Wocher hat über dasselbe Thema sein bekanntes werthvolles Werk geschrieben.

Nach einem solchen Principe sucht man indessen vergeblich in dem Traité des Herrn L. Darum empfindet auch der Leser jenen horror moralis, der Jeden befällt, welcher am Secirtische, nachdem ihm die Structur des menschlichen Körpers klar geworden, vergeblich nach der Seele sucht, die den vor ihm liegenden Cadaver einst belebte. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Herr L. oft Dinge trennt, die ihrer Natur nach zusammengehören, so daß man sich über die Aussprache desselben Wortes, desselben Lautes häufig erst nach manchem Suchen in mehreren Capiteln Rath erholen kann; denn da der Verfasser bei dem rein analytischen Theile seiner Aufgabe stehen geblieben und es nie bei ihm zu einer rechten Synthese kommt, so verschwimmt das Einzelne und will sich nicht schmiegsam unter eine klare, die Einzelheiten simplificirende Regel bringen lassen, wie wir dies bei den Werken von Butet (de la Sarthe), Boussi, Sophie Dupuis und dem Opusculum von Radiguel bewundern. Ein Blick auf die table analytique des Werkes, welche übrigens mit vielem Fleiße ausgearbeitet ist, reicht hin, um unser Urtheil zu motiviren. Herr L. macht uns in der Préface mit seiner Art zu procediren bekannt. Er hat zuerst danach geforscht: „quels sont les sons qui entrent dans la langue française“; er hat 15 sons gefunden, deren 53 Notationen er angiebt. Darnach meint er: „il restait à trouver les divers rôles que chacun de ces sons joue dans les mots, c'est à dire les divers sons qu'il donne suivant la place qu'il occupe“. Demselben Processe hat er sodann die Consonanten unterworfen. Wenngleich der Verfasser bei solchem Verfahren zur eigentlichen Arbeit nicht gelangt, sondern bei der Vorarbeit stehen bleibt, so ist doch das Verfahren selbst principiell nicht falsch. Aber nun sehe man auf die Ausführung hin! Alles bleibt da ein todter äußerer Mechanismus und der Leser bekömmt kein klares Gesammtbild von der französischen Aussprache.

p. (3) sagt der Verfasser: La langue française renferme quinze sons simples entièrement distincts que l'on peut représenter par... (folgen die Notationen). In der Praxis, wie Viele noch glauben, kömmt es wenig darauf an, ob der Lehrer 13, 15, 19 sons simples annimmt, indem er darunter bloß Vocallaute, oder 46 sons simples, indem er, wie Radiguel, auch die articulations mit unter die sons rechnet, ob er die Vocallaute in graves et douces, in fortes et faibles, in longues et brèves, oder auf eine andere beliebige Weise eintheilt, wofern der Schüler nur schnell und gut lesen lernt. Wir wollen hier nicht darüber streiten; von einem traité méthodique kann man indessen erwarten, daß, wenn er auch nicht lange physiologische Abhandlungen über die Sache giebt, er doch die Re-

sultate der Wissenschaft kennt, diese an die Spitze des Werkes stellt und letzteres danach schematisirt [1]). Es ist um so mehr zu bedauern, daß Herr L. dieses Verfahren nicht anwendet, da doch Bouillette, Boindin, de Brosses, Morel, Magendie, Montémont, Tracy, Boussi, Ackermann [2]) so Ausgezeichnetes in dieser Hinsicht geleistet, daß Herr L. nur die Mühe gehabt hätte, sich damit bekannt zu machen.

Wir sagten oben, der Traité complet et méthodique sei nicht méthodique; er ist aber auch eben so wenig complet. Er soll die Règles de la prononciation des 50,000 (?) mots de la langue française enthalten et de tous les noms propres de personnes, de villes, de nations, de fleuves, etc. français ou étrangers. Sucht indessen Beispiels halber der Leser Belehrung über die Aussprache von Talleyrand, Tuileries, Sieyès, Villemain, Choiseul-Praslin, Thiers, so macht er sich vergebliche Mühe. Koenigsberg lautet auch nicht Ké, sondern queu; Brunswick nicht brunce, sondern bron; Guizot nicht gu-i-zó, sondern wie das italienische Ghi; Craon nicht Kra=on, sondern Cran.

Es könnte gleichfalls nicht schaden, wenn die Arbeit besser stylisirt wäre. Daß Abhandlungen über die Aussprache sehr pikant geschrieben sein können, beweisen die Werke von Sophie Dupuis und Génin, welche man immer mit neuem Vergnügen lies't. Bei ihnen kommen freilich nicht Mustersätze vor, wie wir sie in dem Werke des Herrn L. finden. So p. VI. (La langue française) „parlée correctement, c'est à dire avec le même accent, la même inflexion de voix que les personnes de la capitale, elle est harmonieuse et agréable"; p. 3: „Pour acquérir une prononciation correcte de tous les mots de la langue française, il est essentiel de se familiariser d'abord les quinze sons primitifs de cette langue: c'est le point de départ de la prononciation. Les modifications ou nuances, tant dans la quantité que dans les sons s'acquerront ensuite aisément."

Die Eintheilung des Werkes selbst ist folgende:

De l'alphabet; 1—3. Des sons; 3—7. De la prononciation des voyelles simples ou combinées avec d'autres voyelles ou une consonne finale; 7—59. Règles communes aux quatre voyelles nasales an, in, on, un, ainsi qu'à leurs représentations aen, am, etc; 59—62. Des combinaisons des voyelles qui font entendre deux sons d'égale quantité; 62—64. Des diphthongues; 64—70. Des consonnes et de leurs diverses articulations soit au commencement, soit au milieu, soit à la fin des mots; 70—178. De la liaison des mots entre eux, soit dans la conversation familière, soit dans la lecture, soit dans la déclamation, etc.; 179—237. De la Prosodie; 237—267. Tables homonymes; 267—269. Prononciation des nombres cardinaux et des nombres ordinaux; 269—277. Tableau mnémonique des mots qui commencent par une H aspirée; 278—281. Lecture du latin; 281—282. Exercice de lecture du latin, avec la prononciation figurée; 283—284. Table analytique des matières; 285—302. Table des divisions de l'ouvrage; 301—302. Errata; 303—304.

Wir können hier unmöglich in alle Details des Werkes eingehen und müssen uns nach dem Gesagten darauf beschränken, einige Punkte zu beleuchten, indem wir es dem Leser überlassen, sich danach einen Maßstab für die Beurtheilung des Ganzen zu bilden.

p. (8) sagt Herr L.: 'L'A a le son long toutes les fois qu'il a l'accent circonflexe (â); ainsi le son a est long à la penultième syllabe des deux premières personnes plurielles du parfait défini de tous les verbes de la première conjugaison et à la dernière syllabe de la troisième personne singulière de l'imparfait du subjonctif. Mit Recht sagt aber schon Sophie Dupuis:

---

[1]) Aller Anerkennung werth ist in dieser Beziehung die Phonologie française au dix-neuvième siècle suivie d'un cours de lecture et de débit à l'usage des écoles supérieures d'Allemagne par G. H. F. de Castres, professeur de langue et de littérature françaises. Leipzig. Brockhaus. 1851.

[2]) Essai sur l'analyse physique des langues. Paris 1838.

La plupart des grammairiens veulent absolument entendre un a grave dans ces sortes de verbes: cette prononciation pouvait être bonne, il y a cinquante ans, mais aujourd'hui elle est fausse et ridicule, c'est l'accent picard transplanté à Paris (Traité de la prononciation p. 2.). Siehe auch Malvin-Cazal (Prononciation de la langue française etc. p. (5. 6.)

Dans le mot ame l'a s'est toujours prononcé long. L'académie dans son dictionnaire, édition de 1835, écrit ce mot avec l'accent circonflexe bien qu'il n'y ait point eu suppression de lettre et que depuis trois cents ans il se soit écrit sans accent. Die älteste Form für âme ist aneme und kömmt in den Schriften des heil. Bernhardt vor. Im Rolandsliede ist sie in amne syncopirt, woraus endlich ame geworden. Seit der Erfindung der Accente haben bedeutende Autoritäten zu allen Zeiten den Circonflex für das Wort ame verlangt und die Académie hat nach dem Vorbilde von Féraud seit 1798 nicht mehr ame, sondern âme geschrieben.

p. (14). ao ne se trouve que dans deux mots: Saône et aoriste. Und in cacao, chaos, cacaoyer, Kaolin, aorte, Aoste? Herr L. giebt selbst die Aussprache von chaos p. 101 an, wo von dem ch-Laute die Rede ist.

p. (15). aou a le son *ou* long dans août et aoûteron: on prononce oû, oûtron. Man spricht aber aus oût und ou-te-ron.

p. (16 cfr. p. 11). aie und aye. Es ist richtig, daß diese Endung in der dritten Person sing. oder pl. der Verbes auf ayer wie ein offenes e ausgesprochen wird, aber es mußte auch gesagt werden, daß hinter diesem Laute noch ein fein mouillirtes i gehört wird. Auch wird nicht die Aussprache von Andaye, Blaye angegeben (sprich Bla-ye, An-da-ye, offenbar die althistorische Aussprache). Biscayen notirt Herr L. p. 57 bice-ka-i-ain; Biscaye dagegen Bice-ka-ie und Lucayes = Luka-ye. Von oeil sagt er sogar p. 2, es laute eil, und p. 35, es müsse wie eu-ye ausgesprochen werden.

p. (21) l'e muet qui termine un verbe, comme dans j'aime, je chante, se change en e fermé (é) devant le pronom je, quand ce verbe est employé dans la forme interrogative: aimé-je; chanté-je; dussé-je. Dies geschieht nur in den südlichen Provinzen und wäre in der Pariser Gesammtaussprache unbequem. Jedes e, auf welches eine stumme Endsylbe oder artikulirte Endconsonanten folgen, hat immer den Laut von è, z. B. belle, il cesse, ouvert (sprich bèle u. s. w.), nach derselben Analogie aimè-je, chantè-je, dussè-je. Dies Gesetz der Aussprache kennen schon die älteren Grammatiker. Siehe Girard les vrais principes de la l. f. II, 360, Sophie Dupuis, etc. Da hier von der Aussprache des e die Rede ist, so will ich nur gleich erwähnen, daß der Artikel des Herrn L. über die Aussprache des halbstummen e, welches die Mitte zwischen ö und ü hält und einer der delicatesten Punkte in der französischen Aussprache ist, kaum den billigsten Anforderungen genügt. Während Dubroca, Butet de la Sarthe, Radiguel, Sophie Dupuis, Malvin-Cazal mit Schärfe und Klarheit bestimmte Principien aufstellen und danach das ganze Capitel abhandeln, ist bei Herrn L. alles rhapsodistisch. Es ist dies Capitel einer der besten Prüfsteine, um einen traité d. p. zu beurtheilen. Die richtige Aussprache des e ist in Frankreich eines der Kennzeichen, woran man den gebildeten Mann erkennt. Voltaire sagt mit Recht: „Nos e muets qui nous sont reprochés par un Italien, sont précisément ce qui forme la délicieuse harmonie de notre langue.“ Philarète Chasles nennt dieses e (Etudes sur la 16. siècle en France, p. 388) une demi-voyelle ou plutôt la vibration d'une consonne qui finit et se prolonge. Man vergleiche darüber, was die besten Autoren geschrieben, so wie die interessante Abhandlung von H. Appert in Neapel (Journal de la langue fr. 2. série. t. II. p. 118. 1835.), um einzusehen, wie viel in dieser Beziehung der traité des Herrn L. zu wünschen übrig läßt.

p. (25) sagt Herr L.: e doublé dans la même syllabe ne se trouve que dans spleen, und vergißt Wörter wie Greenwich, Fleetwood, Freeman, Beethoven; das sind allerdings alles ausländische Wörter, aber ist Beethoven nicht eben so eingebürgert in Frankreich als spleen? Verspricht nicht Herr L. (siehe den Titel), uns die règles de prononciation des 50,000 mots de la langue

française, et de tous les noms propres .... français ou étrangers zu geben?

p. (22) heißt es: Au théâtre, dans la déclamation et dans le chant, on prononce souvent comme un e muet l'e des quatre mots désir, désirable, désirer, désireux; mais cette prononciation est défectueuse et contraire à l'usage. L'académie consacre d'ailleurs la prononciation désir, etc. et se borne à dire que plusieurs font muet, surtout dans la conversation l'e des quatre mots ci-dessus. Schon Henricus Stephanus sagt in seinen Hypomneses, daß die aus dem Lateinischen kommenden Zeitwörter, welche mit de und re beginnen, theils das e masculinum, d. h. é, theils das e femininum, d. h. ein e muet hören lassen. „Quaedam vero“, fügt er hinzu, „utroque pronuntiantur modo, ut decevoir, refrener, relascher, sic tamen ut magis usitatus sit sonus masculinus. Sed in desirer duobus modis pronuntiatur: rectius tamen cum e foeminino“, also desir, nicht désir. Unter den französischen Grammatikern haben sich Einige für de, die Mehrzahl indessen, um nicht mit ihren aufgestellten Regeln in Widerspruch zu gerathen, für dé entschieden. Wir haben in den gebildeten Kreisen von Paris, so wie im Théatre national, immer de gehört [1]).

p. (198) sagt Herr L., man müsse aussprechen un arbre, un homme = unnarbre, un-nòme; on aime laute on-nème; on en parlait = on-nan parlè; Caucius [2]), Theodorus à Beza [3]), Serreius [4]), Cachedenier [5]) unter den älteren,

---

[1]) Herr Francis Wey, der Verfasser der Stella, comédie en quatre actes, welche trotz vieler einzelnen Schönheiten neulich fiasco gemacht (Feuilleton du Journal des débats, 27. sept. 1852), entscheidet sich in seinen Remarques sur la langue française II. 127. gleichfalls für die Aussprache de...; die Gründe, welche ihn dazu bewegen, sind aber noch wunderbarer als die, welche die Verfechter der entgegengesetzten Ansicht gewöhnlich geltend machen. Herr Fr. Wey sagt nämlich: „Le radical des mots désireux et désirer est le substantif désir parfaitement indécomposable. Placez un accent sur e et dé se présente comme une particule prépositive........“ — „Si de (dans désir) reçoit un accent de est nécessairement préposition; si de est préposition, le radical du mot est *irer*, vieux verbe français dérivé de ira et qui a toujours été synonyme de être en colère etc. Also während Morel, Napoleon Landais und Andere der Meinung sind, man müsse dé aussprechen, weil s kein euphonischer Buchstabe sei, meint Herr W., man müsse de sprechen, weil de keine Präposition sei. Morel geht von einer richtigen Prämisse aus, aber seine Folgerung entbehrt der Begründung; Herr W. hat in der Sache recht, irrt sich aber in seiner Prämisse; denn allerdings ist de Präposition in désir. Aus dem lateinischen desiderium, desiderare (de und sido = ἵζω), auf eine Sache versessen sein, ist das syncopirte désir und désirer entstanden; désir ist dann relatinisirt worden in desirum (du Cange Glossar). Die Präposition de hat hier, wie in deflere (flere), deplorare (plorare), einen determinativen Sinn.

[2]) C. sagt von dem Buchstaben n: acutius tamen effertur, cum, oratione non distincta, sequentis dictionis initium est à vocali, ut: mon amy, bon esprit, n fere adhaeret sequenti vocabulo quemadmodum et s.“ C. giebt hier zwar nicht die Notation an; glücklicher Weise citirt er aber p. 29 de finalibus consonantibus folgende Beispiele: „ut bon esprit quasi bo nesprit. Sic in oratione Dominica, pardonne nous nos offences, q. d. no soffences sive offenses.

[3]) Theod. à Beza sagt: „Pierre s'en est alle (é), on m'en a parle (é)“ müssen ausgesprochen werden: „ac si scriptum esset on m'en na parle (é), Pierre s'en n'est alle (é), illo videlicet prioris dictionis n daghessato, et cum vocali sequentem vocem incipiente conjuncta, pro eo quod Parisiensium vulgus pronuntiat il se n'est alle, on me n'a parle, per e foemineum ut in pronominibus se et me“. Hieraus könnte man schließen, und wer weiß, ob diese Notation nicht den Abbé Dangeau zu der falschen Ansicht geführt hat, man müsse aussprechen: on m'en (nasilirt) na parlé u. s. w. Wer aber aufmerksam das lies't, was Beza einige Sätze weiter oben sagt und woran er dann unmittelbar

Domergue, Lemare, Dubroca, Génin unter den Neueren entscheiden sich für die Aussprache u-narbre, u-nhomme, o-naime, o-nen parlait. Féraud ist gleichfalls dieser Ansicht. Der Verfasser du traité des sons glaubt allerdings, es sei besser auszusprechen, wie Herr L. meint, und zwar aus dem Grunde, weil man z. B., wenn man sagt un-nimbécile, gleich merke, daß von einem Manne und nicht von einer Frau die Rede ist; fürwahr ein geistreicher Grund! Domergue p. 484 sagt, der Abbé Dangean habe zuerst (opuscules sur la langue française p. 30) diesen Irrthum gelehrt, aber ihn auch S. 60 desselben Werkes zurückgenommen. Die Aussprache eu-nami (ö-nami), eu-nhomme ist, wie die erstere (un-nhomme), normännischen Ursprunges und im Pariser Volke jetzt die herrschende. Die Personen aus den höheren Ständen, das Faubourg St. Germain, kurz alle Diejenigen, welche die alten Traditionen festzuhalten lieben, sprechen u-nami u. s. w. Dies u wird indessen so tonlos, so rasch gesprochen, daß es durchaus nicht klingt wie in unité und ähnlichen Wörtern. Herr Lemare der neuesten Ausgabe der Grammaire des Grammaires modificirt die Ansicht Girault-Duvivier's dahin, daß er den Rath giebt, die Mitte zu halten zwischen un-nami und eu-nami! Herr Lemare schrieb bekanntlich unter dem Regierungssysteme des juste-milieu. Doch kommen wir auf Herrn L. zurück.

Traurig ist die Behandlung, welche er der Prosodie widerfahren läßt. Die Lehre de l'accent p. 238 wird mit 13 Linien abgemacht. Herr L. versteht unter accent nichts Anderes als den accent national. Wenn der Verfasser, welcher seinen Artikel dem Dumarsais entnommen, die Entwickelung, welche D. ihm giebt, zu Ende gelesen hätte, so würde er gesehen haben, daß das Wort accent noch manches Andere bedeutet. Schon Theodorus à Beza, welcher freilich nicht immer zwischen accent und quantité unterscheidet, sagt auf 9 Seiten höchst Beherzigendes darüber; Beauzée, Marmontel (Encyclopédie méthodique) gehen ebenfalls auf die Sache weiter ein. Hat sie denn Herr L. nicht gelesen? Sind ihm die Abhandlungen von Batteux, Scoppa, Quicherat, Ackermann unbekannt? Konnte er nicht wenigstens Lévizac I. 106. nachlesen und Dubroca's Traité über die Prosodie, welche die Ansichten Batteux's aufgenommen, den Dubroca bezeichnet als „un de nos grammairiens qui a le plus approfondi cette matière“? Doch muß der Verfasser Lévizac kennen, denn der erste Abschnitt seines Artikels de la quantité ist aus Lévizac genommen, der ihn wieder aus d'Olivet geschöpft. Im Lévizac beginnt der Artikel auf folgende Weise: la quantité exprime une émission de voix plus longue ou plus brève, was Herr L. verbessert in: la quantité est le temps plus ou moins long .... Den zweiten Abschnitt entnimmt er

---

das eben Gesagte anknüpft, der kann unmöglich in diesen Irrthum verfallen. „Viele Wörter“, sagt er, „schreiben wir bloß mit einem n, z. B. honeur, obgleich wir das n verdoppeln in bonne, honneste; so muß man auch lieber schreiben conoistre und conoissance, oder das g in n verwandeln und connoistre, connoissance setzen, wogegen man immer noch (vitiosè) cognoistre, cognoissance zu schreiben pflege. Cujusmodi n Hebraei non scriberent geminum, sed per daghes forte, quod vocant, optissimo compendio notarent, cujus exemplum nobis accomodatissimum nostra haec francica lingua suppeditat in diversis dictionibus, quarum prior in n, posterior verò incipit à vocali: Exempli gratia, Francicè sic rectè scripseris, Pierre s'en est alle (allé) quod tamen sic efferendum est, Pierre s'en n'est alle, d. h. sannètallé, (···נֵּ).

4) Serreius sagt: „das e quiescire am Ende eines Wortes, wenn das folgende Wort mit einem Vocal anfange; man müsse also aussprechen une espée = un espée“. Hieraus sieht man deutlich, daß der Verfasser un espée ausgesprochen wissen will wie u-nespée.

5) At claudens (n) dictionem, genuinum sonum recipit (also nicht den nasilirten), quotiescunque sequens dictio incipit à vocali, imo videtur duplicari in pronuntiatione (das meint gerade Beza) etiamsi simplex scribatur, exempli gratia, mon ami, mon espee, il s'en est alle, quae non aliter efferimus, quam si duplicato n scriptum esset monnami, monnespee, il s'ennest alle.“

aus d'Estarac, welcher so beginnt: nous avons, en effet, wogegen Herr L. sagt: en effet, nous avons.

Die Tables für die Kürzen und Längen sind die bekannten von Lévizac und gehören ursprünglich dem Abbé d'Olivet. Herr L. giebt sie mit wenigen Veränderungen wieder. Die erste hat bei Lévizac nur 54 Nummern, bei Herrn L. 58; Herr L. hat nämlich aus n. 31 al, ale, alle, drei Nummern gemacht und aus ar, art, zwei, desgleichen auch aus arte und artre, wobei er auf n. 43 des règles générales verweis't. Darauf kömmt er zu den Règles générales, die man aus diesen Tables zu abstrahiren habe. Hier verfährt er aber nicht wie Lévizac, sondern giebt nur 11 règles générales vom Abbé d'Olivet und das VI., VII. principe von Lévizac. Was Sophie Dupuis und Dubroca an diesen Tables kritisiren, was sie selbst geben, wird von Herrn L. nicht berücksichtigt.

Die Lecture du latin ist zwei Seiten lang, dazu kömmt ein Exercice de lecture du latin avec la prononciation figurée. Dies Capitel läßt ebenfalls viel zu wünschen übrig. Wir verweisen auf Butet de la Sarthe und vor Allem auf die vortreffliche lateinische Grammatik des Abbé Prompsault I. Theil.

Trotz der bedeutenden Mängel, welche wir an dem Traité des Herrn L. hervorgehoben, wird sein Buch ohne Zweifel einem gewissen Kreise von Lesern, und mit allem Rechte, zusagen, und wenn auch Mancher, welcher des Raths bedürftig ist, Einiges darin gar nicht, Vieles ungenau und falsch angegeben findet, so ist das Werk dennoch, was den äußeren Mechanismus und namentlich die Zahl der Beispiele anbetrifft, eins der vollständigsten, welche wir besitzen. Deutschen Lesern, welche eine momentane praktische Belehrung suchen, wird es immer von Nutzen sein. Daß ihm in Frankreich irgend welche Aufmerksamkeit geschenkt werden dürfte, glauben wir bezweifeln zu müssen.

Braunschweig. **Prof. Dr. Louis-Philippe Sy.**

Practische Schul-Grammatik der Englischen Sprache in zwei stufenweise geordneten Abtheilungen. Bearbeitet von Ludwig Gantter, Englischer Lector am K. obern Gymnasium ꝛc. Erste Abtheilung: Elementar-Cursus. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert. 1852.

Practische Schul-Grammatik der Englischen Sprache in zwei stufenweise geordneten Abtheilungen nebst Elementarlesestücken als Vorschule zu seiner engl. Chrestomathie bearbeitet von Ludwig Gantter, Lehrer der engl. Sprache am obern Gymnasium. Zweite Abtheilung. Stuttgart. Verlag ꝛc. 1851.

Wenn der Hr. Verf. in der Vorrede zu obigem Lehrbuche bezweckt hat, die Grundsätze, die ihn bei Ausarbeitung desselben leiteten, zu entwickeln, den Plan darzulegen und die Ausführung zu rechtfertigen, und somit den Beurtheiler auf den Standpunkt zu stellen, von dem er das Buch betrachten möge, so hat er seinen Zweck nicht erreicht. Die Unklarheit und Verworrenheit, die durch die Vorrede herrscht, das bedeutende Selbstvertrauen, das sich da ausspricht und endlich der fast in jedem Urtheile hervortretende Mangel an gründlicher grammatischer Bildung sind nicht geeignet, eine günstige Meinung zu erwecken.

Der Hr. Verf. will nichts Geringeres als „die verschiedenen Methoden mit einer systematischen Grammatik vereinigen“; welche? wird freilich nicht näher angegeben und, da auch das Lehrbuch darüber keinen Aufschluß giebt, so läßt sich nicht sagen, wie weit das, was an sich unmöglich ist, gelungen ist. Da aber später der Hr. Verf. selbst sagt, er habe „die alte Disposition“ zu Grunde gelegt, so liegt die Vermuthung sehr nahe, er habe mit der Ankündigung jenes Methodenwunders oder jener Wundermethode nur gescherzt und er biete nichts Anderes dar als ein soge-

nanntes „practisches" Lehrbuch mit einigen, anderen Unterrichtsmethoden entlehnten, unwesentlichen Zusätzen. Diese Unklarheit, mit welcher der Hr. Verf. sich über die Anlage des Buches ausspricht, wird zu völliger Dunkelheit, wenn er sich über den Zweck desselben vernehmen läßt: „er habe sich entschlossen, dem fast zum Skelett zusammengeschrumpften Sprachkörper so viel Leben einzuhauchen, daß er noch seine Functionen verrichten könne." Offenbar ist hier etwas ganz Anderes gemeint als in den Worten liegt. Denn sicher ist ihm bekannt, was ja jedermann weiß, daß die Unterrichtsmethode auf den gegebenen Sprachstoff durchaus keinen Einfluß übt, daß die engl. Sprache zwar arm an Formen ist, aber einen Reichthum und eine Kraft des Ausdrucks besitzt, wie fast keine andre, und endlich daß der Angelsachse seine lebenvolle Sprache fast über die ganze Erde getragen und eine bedeutende Zukunft derselben gesichert hat. Eine solche Sprache kann der Verf. unmöglich „eine zum Skelett zusammengeschrumpfte" nennen; und wenn sie es wäre, traut er sich im Ernste wohl zu, ihr dann ein neues Leben einhauchen zu können? Wahrscheinlich will der Verf. mit obigen Worten sagen, daß die „alte Disposition," das der lateinischen Grammatik entlehnte Schema eine fremde Form sei und die freie Bewegung der lebendigen Sprache hemme. Meint er das, dann muß man ihm beistimmen, aber zugleich auch seine Selbstanklage unterschreiben. Gegen diesen Vorwurf, den er sich selbst anderswo auch direct macht, sucht er sich damit zu schützen und zu rechtfertigen, daß er sagt: „was der von ihm neubelebte Sprachkörper leiste, werde für unserer Schüler Bedürfnisse immerhin noch förderlicher sein, als der noch nicht zur Reife gelangte, mit den Hindernissen der alten Gewohnheit kämpfende, neuerzeugte Sprachkörper." Welchen tiefen Sinn der Hr. Verf. mit diesen Worten verbinde, überlassen wir dem Leser zu errathen. Das aber darf man wohl behaupten, daß der Hr. Verf. über das Wesen der Methoden sich nicht klar ist und daß ihm daher auch kein Urtheil zustand. Denn indem er zuerst die genetische Methode oder wie er sagt „den neuerzeugten Sprachkörper der historischen gleichstellt, indem er sodann dieselbe in den Systemen Ahn's, Robertson's oder Ollendorff's sieht, indem er endlich genetisch und logisch für identisch nimmt, so begeht er den für einen Grammatiker unverzeihlichen Fehler, Methode der Grammatik mit Methode des Unterrichts zu verwechseln. Die grammatische Methode ist der wissenschaftliche Standpunkt, von dem aus der Grammatiker die Sprache betrachtet, die Unterrichtsmethode ordnet den von jenem Standtpunkt aus aufgefaßten Sprachstoff nach ihren Zwecken. Jene faßt die Sprache entweder als selbstständiges Wesen, das das Gesetz seiner Entwicklung in sich selbst trägt und das aufzufinden nur dadurch möglich wird, daß die Sprache von ihrem ersten Ursprunge durch alle Entwicklungsstufen genau und scharf beobachtet wird (historische Methode), oder sie faßt die Sprache als ein organisches Erzeugniß des menschlichen Geistes und sucht aus den Gesetzen des Producenten die Gesetze des Productes nachzuweisen (psychologische (logische) Methode). Die Unterrichtsmethoden aber nehmen den in einer bestimmten Sprachperiode gültigen Stoff und ordnen ihn nach dem Gesetze der Pädagogik. — Aus dieser Unklarheit lassen sich auch die eben nicht bescheidenen Urtheile des Verfassers über sein eignes Buch erklären, begreifen und entschuldigen, wie z. B.: es enthält blos, was jede Grammatik enthalten soll und ist blos so ausgearbeitet, wie jede Lehrmethode ausgearbeitet sein soll.

Solche Urtheile erregen nicht die mindesten Erwartungen und stimmen auch die herab, welche die rasch erfolgte zweite Auflage des ersten Cursus etwa erregt hat. War das des Verfassers Zweck, dann hat er diesen vollkommen erreicht und man fühlt sich um so angenehmer überrascht, wenn man auf Vorzüge stößt, die die Vorrede nicht erwarten läßt. Die Einrichtung der Grammatik ist folgende. Sie zerfällt in zwei Curse. Der erste Cursus enthält 10 Kapitel und zwar im ersten die Ausspracheregeln und 21 Lesestücke, in den übrigen die Lehre von den Wortarten und ihrem syntaktischen Gebrauche in althergebrachter Ordnung, mit dem Artikel beginnend und mit der Interjection schließend. Der zweite Cursus hat, indem die Lehre von der Aussprache wegfällt, in 9 Kapiteln dieselben Lehren, aber gründlicher und ausführlicher, im 10. Kapitel die Lehre von der Interjection, im 11. einige Anglicismen, im 12. einige Synonymen und im 23. Skelette für freie

Composition. Jeder §. giebt zuerst die grammatische Regel, weist sie an einigen engl. Beispielen nach und enthält zahlreiche deutsche Beispiele, um sie einzuüben. Die Scheidung des grammatischen Stoffes in die beiden Curse ist zweckmäßig, die Beispiele, engl. wie deutsche, sind gut gewählt; dagegen die Regeln sind nicht gut gefaßt. Sie ermangeln im Allgemeinen der Kürze, der Klarheit und der Uebersichtlichkeit, bisweilen selbst der Richtigkeit; sie sind ferner oft, was ebenfalls nicht in ein Schulbuch gehört, polemischer Natur und die Polemik des Verfassers ist nicht eine glückliche zu nennen. Der grammatische Stoff ist ferner nicht genug verarbeitet, das Excerptenartige tritt oft hervor und daher heißt es hier: Murray lehrt, dort Johnson, Carey 2c. lehrt. Die Hinweisung auf die Muttersprache ist an sich recht lobenswerth, aber hier sind die Vergleichungen oft falsch. So heißt es Curs. 1. §. 83. A. 2.: „Wird das Fürwort es mit Präpositionen verbunden, so wird es in da verwandelt." Wer hat je von einer solchen Regel gehört!! Ebenso ist die §. 65 angezogene Regel in dieser Ausdehnung falsch. So sind auch die Curs. 2. §. 7 hervorgehobenen Differenzen zwischen dem Deutschen und Englischen falsch; vielmehr gilt in beiden Sprachen dieselbe Regel, aber in jeder finden auch Ausnahmen statt.

Gehen wir ins Einzelne. Die Lehre von der Aussprache verliert dadurch an Uebersichtlichkeit und Klarheit, daß der Unterschied von betonten und unbetonten Silben nicht fest gehalten und die Stellung der Laute und ihre Umgebung unberücksichtigt geblieben ist. Daher stehen neben einander das ungleiche e in baker, faces und in person und merry. Falsch ist die Aussprache angegeben von lady und to make, in welchen a lautet wie in fate und nicht wie in dem breiteren care; ferner von cousin, country und lieutenant. Auslautende oe und ue sind nicht als Diphthonge zu betrachten, sondern sie entsprechen den einfachen Lauten o und u und e schützt diese gegen den Auslaut. Eous ist nicht Triphthong, wie in piteous, sondern te bildet nach Smart, Perry, Jameson und Johnson eine Silbe und das Wort ist daher drei-, nicht zweisilbig; ebenso Walker, der aber te mit starkem Zischlaute gesprochen wissen will. Ebenso ist eo in Wörtern wie pigeon nicht Diphthong, sondern e gehört dem g an und bewirkt dessen Zischlaut. Happier ist nicht zwei-, sondern dreisilbig. Solche Verstöße, deren Zahl leicht zu vermehren wäre, lassen sich nicht mit dem pract. Zweck des Buches entschuldigen. — Die Lehre von der Theilung der Wörter nach Murray ermangelt der Uebersichtlichkeit, weil sie die Wortbildung zu wenig berücksichtigt. Ebenso ungenügend ist die Lehre vom Accente nach Johnson. Die Casuseintheilung in Subjectfall, Besitzfall und Objectfall beruht auf keinem Princip und läßt sich gar nicht rechtfertigen, desgleichen auch die Zusammenstellung des von einer Präposition abhängigen Objectfalls mit dem Ablativ der alten Sprachen. Die Begriffsbestimmung des Hilfsverbs §. 100 ist falsch, denn ihr gemäß wäre bid in bid him come in Hilfsverb, aber nicht to be in I am to work. — Bei der Verwandlung des y in i in der Conjugation ist gerade das entscheidende Merkmal übersehen, ob es einfach ist oder Theil einer Composition: einfaches wandelt, wie to carry, he carries; im Diphthong bleibt es, wie to pay, he pays. — Auch der 2. Curs. giebt zu vielen Bemerkungen Veranlassung. Die Lehre vom Artikel würde viel klarer und übersichtlicher sein, wenn der Hr. Verf. von den Arten der Substantiven ausgegangen wäre; vieles würde regelmäßig erscheinen, was jetzt als Ausnahme erscheint, z. B. a Stuart, the two Pitts, the Alexander of the North. Becker's scharfsinnige Behandlung dieser Lehre hätte als Muster dienen können. Der Artikel bezeichnet übrigens gar nicht das Geschlecht, wie §. 14 behauptet wird, sondern er hat logische Bedeutung, wie auch die angeführten Beispiele beweisen. Die Lehre vom hyphen nach Carey ist ganz willkürlich.! Der Hr. Verf. nimmt ferner viele Formen, wie the other day elliptisch, die es nicht sind; nicht der jetzige Gebrauch erweist das, sondern die älteren Formen. Die Abschnitte über die Conjunctionen und Präpositionen sind ganz unbedeutend und genügen in keiner Beziehung. Die Abschnitte über Anglicismen und Synonymen sind recht dankenswerth; der erstere, natürlich unvollständig, ist ganz geeignet, die Aufmerksamkeit des Schülers schon früh auf die Eigenthümlichkeiten der Sprache zu wenden, der letztere das Urtheil zu üben. Die Skelette für freie Ausarbeitungen sind an sich meist recht schön, leider ist ihr Inhalt fast durchgängig abstract.

Fassen wir obige Bemerkungen zu einem Gesammturtheil zusammen, so geht es dahin: trotz der mangelhaften Anlage, trotz der unzweckmäßigen Fassung des Lehrinhalts empfiehlt sich das Buch durch reichen grammatischen Stoff und trefflich gewählte zahlreiche Beispiele.

Eisenach. Prof. **Fr. Koch.**

Altdeutsches Lesebuch zum Gebrauch bei Vorlesungen. Mit einer mittelhochdeutschen Formenlehre. Von Karl Simrock, Prof. in Bonn. Bonn, 1851.

Die ebengenannte Schrift verdankt ihre Entstehung lediglich einem practischen Bedürfnisse, dem der geehrte Verf. in seiner gegenwärtigen Stellung als Docent der altdeutschen Sprache und Literatur begegnet ist und auf keinem andern Wege abhelfen zu können glaubte. Herr S. hat sich nämlich von der Nothwendigkeit überzeugt, seinen Zuhörern ein Buch in die Hand zu geben, „das sie bei der Literaturgeschichte in den Stand setze, mit eignen Augen zu sehen und bei der Erklärung altdeutscher Stücke zu Grunde gelegt werden könne," es aber zugleich wenigstens für jetzt, wo „das Studium des Altdeutschen noch zu sehr als Nebensache betrachtet und nur von Wenigen mit größerem Ernste betrieben wird," als unstatthaft erkannt, ihnen die Anschauung des umfassenden und kostspieligen Werkes von Wackernagel anzusinnen. Es blieb ihm somit nichts übrig, als selbst eine Sammlung zu veranstalten, die durch ihren Inhalt den gedachten Zweck zu erfüllen geeignet und durch ihren mäßigen Umfang und Preis für Jeden leicht zugänglich wäre. In der einen wie in der andern Beziehung dürfte das vorliegende Lesebuch kaum etwas zu wünschen übrig lassen; es scheint uns dem Bedürfnisse des Kreises, für den es zunächst bestimmt ist, vollständig zu entsprechen. Wenn wir dennoch etwas an ihm auszusetzen finden, so ist es eben dies, daß der Verf. seinen eigentlichen Zweck gar zu strenge im Auge behalten hat. Es wäre ihm, dünkt uns, sehr leicht gewesen, seine Arbeit so einzurichten, daß sie auch außerhalb der engen Sphäre, auf welche sie gegenwärtig hingewiesen ist, mit Erfolg benutzt werden könnte. Namentlich ist zu bedauern, daß er es für überflüssig gehalten hat, ihr ein Wörterbuch beizugeben, da sie durch die Hinzufügung desselben ein vortreffliches Hilfsmittel für den Selbstunterricht, dem ja nicht selten eben dieselbe Schwierigkeit entgegensteht, von welcher Herr S. das akademische Studium zu befreien sucht, geworden wäre. —

Was nun den Inhalt der vorliegenden Sammlung betrifft, so ist im Allgemeinen zu bemerken, daß sie keine andere Eintheilung anerkennt als die chronologische und demnach die Aufeinanderfolge der mitgetheilten Stücke lediglich durch die der Zeiten bestimmt wird, welchen sie angehören. Den Anfang macht das Gothische Vaterunser. Ihm folgt ein Fragment aus Beówulf (nach der Ausgabe von Kemble; es mag hier beiläufig erwähnt werden, daß der Verf. überall die von ihm benutzten Quellen und Sammlungen namhaft macht, auch die neuern Ausgaben und Bearbeitungen der einzelnen Schriftwerke durchgängig anführt), und zwei andere aus der ältern Edda (S. 8—20); die eine von diesen enthält den Schluß der Voluspa (die Schilderung des Weltuntergangs), die andere Fafaismâl, bei beiden aber ist ebenso wie bei dem Bruchstücke aus dem agſ. Gedichte dem ursprünglichen Texte die deutsche Uebersetzung zur Seite gestellt. Streng genommen gehören diese einleitenden Abschnitte freilich nicht in den Kreis der deutschen Literatur; indeß wird es schwerlich Jemand dem Verf. zum Vorwurfe machen, daß er sie aufgenommen hat. — Die Reihe der Dichtproben aus der althochdeutschen Zeit wird eröffnet durch einige „Bruchstücke von Volksliedern" und die „Merseburger Heilsprüche". Schon hier hat der Verf. wie bei sehr vielen der folgenden Piecen eine kleine Zahl von Anmerkungen hinzugefügt, die „mehr auf den Lehrer wie auf den Schüler berechnet" und theils kritischen oder grammatischen, theils literargeschichtlichen und sachlich-erklärenden Inhalts sind. — Es folgt das Hildebrandslied, die abrenun-

ciatio diaboli, die interrogatio Fidei, das Vaterunser (in doppelter Form), das apostolische Glaubensbekenntniß, die exhortatio ad plebem Christianam, das Wessobrunner Gebet, ein Fragment aus Musgilli, die Hochzeit zu Canaan (in der zwiefachen Fassung der altsächsischen und der fränkischen Evangelienharmonie), der Schwur der Könige und Völker bei Straßburg 842, das Ludwigslied, Aus Merigarton, Ezzos Lied (die ersten 14 Strophen), Schluß des Lebens Jesu, Aus der Kaiserchronik, Aus König Ruother, Aus den Bruchstücken vom Grafen Rudolph, Lieder und Leiche (1. In Nürnberges Wise, 2. Dietmar von Eif, 3. Spervogl, 4. Friedr. von Husen, 5. Heinr. von Rugge, 6. Heinr. von Veldecke), Aus Veldeckes Eneide, Hartmann von der Aue (Lieder, aus Erek, aus Gregorius, aus Iwein, aus dem Armen Heinrich), Reimar der Alte, Walther von der Vogelweide (S. 75 bis 92), Wolfram von Eschenbach (Lieder, Parzival, Titurel, Willehalm, S. 118), Aus den Nibelungen, Gottfried von Straßburg (S. 123—32), Lieder Herrn Neidtharts, Aus der Gudrun, Aus Freidanks Bescheidenheit, Rudolph von Ems (aus Wilhelm von Orleans, aus Alexander), Aus dem Frauendienste Ulrichs von Lichtenstein, Aus der goldnen Schmiede. — Den Schluß des Ganzen, dem ein genaues Inhalts-Verzeichniß zu wünschen wäre, bildet die „Mittelhochdeutsche Formenlehre" (S. 164—84), eine um so werthvollere Zugabe, da sie ihren Gegenstand zwar kurz und einfach, aber präzis und vollständig darstellt.

Brockerhoff.

Gesez der deutschen sprachentwikelung oder die philologie unt die sprachwissenschaft in iren beziehungen zu einander unt zum deutschen geiste von Dr. K. G. J. Förster. Berlin, Landsberger. 851. 8.

E wir auf daß einzelne diser schrift eingen würden, muß eß uns gestatet sein, den stantpunkt deß ferfaßers einer besprechung zu unterwerfen, waß der ferf. grade als daß richtige anerkennen muß, als er ja jede erscheinung fon dem lezsten der „geschichtlichen" stantpunkte auß, welcher im mit dem „philosophischen" zusamenfält, nur allein beurteilen zu können glaubt. In disem punkte sint wir durchauß mit im einferstanten, nur müßen wir sogleich mit im darüber anbinten, daß er den philosophischen unt zwar den hegel'schen als den entgiltigen gesichtspunkt festhält. Der ferfasser scheint sich selbst zu denen zu zälen, welche „den meister for unferstäntigen angrifen (s. 161) schüzen" können, nimt sich auß fon den s. g. althegelianern. Unt doch sagen wir, daß er nichtsdestoweniger echter althegelianer sei unt wollen im auch den forzug einräumen, eine ganz geistreiche schrift geliefert zu haben. nur können nicht zugeben, daß damit für die aufgeworfene frage ein erheblicher schrit geschehen sei. Grade daß der ferf. hegelianer ist, macht in, solange er daß unt nur daß ist, unfähig, die sache weiter zu fördern. Wir sagten, daß wir mit im darüber einig seien, daß der lezste der „geschichtlichen" stantpunkte der sei, fon welchem auß jede geschichtliche erscheinung nur richtig gewirdigt werden könne. Ja! der hegel'sche stantpunkt ist diß aber nicht; den man ist wesentlich über Hegel hinaußgegangen, indem man über daß ente des hegel'schen systemes, über daß „absolute wißen" hinaußgieng unt in der geschichte, natürlich wie imer in der geschichte „unmitelbar", zur „tat" übergieng. Hätte Hegel die lezste geschichtliche bewegung miterlebt, so würde er über den „inneren" widerspruch, mit dem „subjectiven" akte des „wißens" zu schließen, auch in'ß reine gekomen sein. Wir sagen inneren Widerspruch. den er drang ja selbst positiv auf die fereinigung des subjects mit dem object. Dise ist aber nur die „tat", worin auf dem geistigen gebiete daß subj. sich mit dem obj. zusamensezt, nemlich als wares *„gesez"*. Daß wißen kan eß nur scheinbar sein, weil darin daß übergreifen des subj. über daß obj. noch stat hat. Hegel mußte ganz natürlich aber auf daß „absolute"

wißen komen, weil er dise fereinigung des subj. mit dem obj. als „bewußte bewußtlosigkeit", als „mitelbare unmitelbarkeit", eben als „wißen" faßte. Selbst als „absoluteß wißen" war die sache nicht geändert, weil ja daß absolute sich dem akte der bewegung entzieht, unt damit die unmitelbarkeit außschließt, also die geschichte. Nur dise aber ist die *„tat"*, den geschichte ist allein „tat", ist „unentlich", nicht daß absolute. Darum ist der got Hegels ein unwarer, ein „toter", weil er absolut sein sol, sich der bewegung. also dem „leben" entzieht. Disen widerspruch wolte Feuerbach heben, ferfiel aber dem andern extrem, indem er disem absoluten „geiste" (contradictio in adj.) die absolute „natur" entgegensezte. Damit hatte er wenigstens die „unmitelbarkeit" aller bewegung unt alles lebens geretet, ferneinte aber den geist, so daß Feuerbach folgerichtig die geschichte leugnen müßte. Hegel fülte auch selbst die unwarheit seines „absoluten" gotes unt ließ in deshalb einen „process" durch daß bewußtsein durchmachen, eine zweite ungereimtheit, deren warer ungrunt aber die nicht abzuwentende notwentigkeit der „tat" war. Wolte man selbst got als „den geist der wellt" faßen, so entriete er doch der bewegung. Man muß deßhalb die „bewegung" selbst als daß zil des geistes faßen. mit and. worten: der geist kan nur zu seinem zile die „tat" haben. Da dise aber stets nur in der bewegung stat finden kan, so ist auch der anfang des geistes, sein grunt, die „tat". (— Darum ist die schepfungsgeschichte des Alten Testaments warer, als die philosophische.) Daß ist daß zusamenfallen des entes unt anfangs, aber nicht daß „absolute", also „fertige" wißen, was ja nur ente, kein anfang ist. Weil aber die „tat" stets bewegung, stets anfang „ist", kein ente „erreicht", also würklich „unentlich" ist, mithin „unmitelbar" d. h. „unmitelbar in der mitelbarkeit", die *„tat dès gesezes"* oder die „gegenseitige" tat, die freie tat der „fereinigung", daß „gute", im gegensaze zur tat des „einzelsubjectes", dem bösen; kan daß wißen nur ein akt *post actum* sein.*) Darauß folgt aber, daß daß „absolute wißen" sich in nichts fon dem fom ferf. gebrantmarkten „gesunden menschenferstante" unterscheitet. Alleß forhererkennen waß man so gerne der fernunft zuschreibt, ist nicht stichhaltig, weil sie grade daß wesen der tat, die „unmitelbarkeit" selbst ist. Der „gesunde menschenferstant" ist aber nicht ein wilkürlicheß anerkennen der tat„sache" (waß man als tat siht), sontern daß durch die jedeßmalige *stufe* der bildung bedingte erkennen, (man würde eß sonst auch nicht fer*stant* nennen; unt mit dem bewußtsein der sprache koketiert ja die hegel'sche schule so gerne). dise „jedeßmalige stufe der bildung" ist aber unser obiger „lezster der geschichtlichen (nicht philos.) stantpunkte".

Ist nun der hegel'sche boden des ferf. durchlöchert, so fält seine ansicht fom wesen des deutschen geistes als der „gipfelung" alles geistigen lebens fon selbst durch. Eß gibt keine gipfelung irgent einer art; alleß ist gleichberechtigt nebeneinander, subject unt object, geist unt materie. der fluß, die aufhebung unt zugleich sezung beider findet nur in der tat stat, die nie ein ente erreicht, sontern stets auf's neue unt auf gleiche weise die gleichberechtigten momente anerkent. Daß einem hegelianer wolbekante

*) Hierbei ein wort über den titel der schrift. Der ferf. sagt „*gesez* der sprachentw." unt hat doch im inhalt nichts weniger als daß *gesez*, sontern nur eine bloße *wißenschaft* diser entwikelung gegeben unt bezwekt. er hat somit beideß noch ferwechselt unt damit daß eigentliche *gesez* noch ferkant unt entstelt. Den die *wißenschaft* ferfolgt noch forherschent subjective zweke, legt auf daß neue unt eigene zu großen wert gegen daß objective unt andere unt wirt dhr so ser anmaßent, daß sie daß, waß längst als gesez vorhanten war unt ist, als ir werk forzugsweise betrachtet unt dadurch entstelt. Den daß ist grade die entstellung des gesezes, daß er daß alte gegen daß neue herabsezt. Er ferfält dhr noch in denselben nur umgekerten feler der älteren philologie. —

umschlagen und daß zusamenfallen der gegensäze tritt da ein, wo man solcheß absol. w. sezt. diß komt zu demselben zile, wie sein gegensaz, die absolute unwißenheit. Daß leugnen der tat, dh. daß für folentethalten seines stantpunkts ist daß merkmal beider. Grade dieß ist eß, waß man, fast möchte man sagen schonender weise, daß s. g. scholastische der hegel'schen philosophie genant hat. „Les extrêmes se touchent“ unt du sublime au ridicule il n'y a qu'un seul pas“ sint zu bekant unt for allen der hegel'schen schule. — Eß scheint diß filleicht ganz abzuligen fon unserem stofe, unt doch gehört eß hierher, wie auch unser ferf. fon „dem ganzen kreiße seines philosophischen systemes“ spricht. Mit all seiner theoretischen fernunft ist er nicht weiter gekomen als der „gesunde menschenf.“ auch. — *Hegel & Grimm* sint im so folgerechterweise gegensäze. ir gemeinsameß moment haben sie in *Förster*. wir müßen in dhr ganz betrachten. — Hegel gieng nicht so weit, dem mitel die bedeutung des selbstäntigen geistes beizulegen. unser ferf. tut'ß. er legt dem organe der sprache die bedeutung der sprache selbst bei. im ist daß organ selbst geist, stat materie, stat mitel. Ist sein gruntsaz richtig, dan muß daß, waß er fon der deutschen sprache außsagt, auf alle sprachen anwentbar sein. zudem wil er ja die „sprachwißenschaft“ auf feste gruntsäze zurükfüren. Für seinen stantpunkt aber get diß schlechterdings nicht an, weil er der des „absoluten wißens“ ist, also des abgeschloßenen, zum ente gelangten. Wir haben den der *un*entlichen tat dargetan, der geschichte, unt räumen also einem faktor in den geistigen erscheinungen einen einfluß ein, den er nicht anerkannen kan. darum sagt er, s. 187: „Nicht jede Sprache hat eine Geschichte, wie die deutsche“, wie er auch, s. 28 „dem deutschen geiste nur eine geschichte“ beilegt. Um aber bei disem punkte sten zu bleiben, so sagt er, s. 24: „Ist das Geschichte, bei dem Alten stehn zu bleiben und Opposition gegen das Neue zu machen?“ Daß tut er ja grade selbst, indem er seinen stantp., über den man faktisch hinauß ist, für daß lezste hält. Er siht die geschichte der deutschen sprache besonters in der konsequenten (??) schreibweise des nhd., unt hier wider in der ferlängerung der stämme, wie wir noch sehen werden. Wie würde er wol die italienische umbildung des lat. cadĕre in cadēre, oder umgekert des lat. movēre in movĕre erklären, oder des lat. sapĕre in sapēre, wo die beliebte erklärung des ferf. durchauß nicht anzuwenten wäre*). doch hat ja nur die deutsche sprache eine „geschichte“. Komen wir nun auf des ferf. erklärung der nhd sprachentwikelung. Den durchauß unbestreitbaren saz, daß die modernen sprachen (bei im nur die deutsche) die entungen eingebüßt haben, wil er phil. erklären. Dabei ist zu bemerken, daß disen saz der „gesunde mf.“ entdekt hat, welchem der ferf. an mannigfalten stellen die möglichkeit „wareß entdeken zu können“ abstreitet. Dazu aber sagen wir noch, daß unser ferf. nichts neueß entdekt hat, waß fom „gesunden mf.“ d. h. eben Grimm u. a., z. b. grade Lachmann, dessen urteil der ferf. nach der forrede nicht einmal hören wolte, nicht schon unt nicht schon beßer gesagt worden wäre. Sehen wir aber zu, waß der ferf. für eine erklärung gibt. Er macht einen unterschit zwischen „stamm als stamm, form als stamm unt form als form“, s. 52. „Stamm und Endung bilden eine untrennbare Einheit, heißt'ß s. 47; wie will man nur eine Veränderung dieser ohne Rückwirkung auf jene zulassen! Leidet ein Theil, so leidet das Ganze, der Geist wie der Körper.“ — Hier haben wir eß sogleich mit einer ganz unrichtigen auffaßung fon stamm unt entung zu tun, die scheinbar etwaß ser einleuchtendeß hat. Die angefürte äußerung Jakobi's, „daß man im ahd. noch die bedeutung der entung gefült habe, waß der ferf. selbst noch dem mhd. in einer gewissen beziehung zuschreibt, ist nur scheinbar für in. Wir sagen daß nemliche, folgern aber ganz andereß darauß. im goth. unt skr. ist die bedeutung solcher formen noch weit

*) Freilich fält daß unten besprochene ferhältnis der formen wie mhd. *vischære* grade hierher.

ferständlicher als im ahd. Onehin hätte der ferf. biß auf skr. zurükgen müßen, um daß chines., eine ofenbar noch frühere entfaltung des geistes, als nicht zu unserem sprachstamme gehörig, ganz zu übersehen. den in den klass. sprachen, die der ferf. nur allein herbeizieht, unt forzüglich im griech. geiste, began schon, wen auch noch in der anschauung befangen, die reflexion, mithin daß quantitative element gegenüber der noch forzugsweise elementarisch-qualitativen bildung des indischen. — Nun sol daß wegfallen der bildungselemente im nhd. den stamm ferändern. daß ist der sin des sinhieroglyphischen außdruks: „Form als Stamm ist im Stamm als Stamm aufgegangen". Waß hätte damit die nhd. sprache gewonnen? nichts als dopelte ferfinsterung. Einmal hat sie die früher noch ferständlichen entungen eingebüßt, unt dan sol sie den stamm dermaßen ferunstalten, daß er ein für alle mal die beweglichkeit der entungen wie ein tintenfisch ungestaltet in seinen zweiseitigen magen aufnimt. Der ferf. hat übrigens auch hierbei formen im auge, wie mhd. *vischære* für ahd. *fiskâri*. nhd. wirt darauß „Fischer". Ist aber hierauß nur die mindeste intensivität für den stamm, die doch der ferf. („Stammverlängerung oder Stverkürzung" heißt ein kapitel bei im) beansprucht, erwachsen? Nimermer. grade daß fortschreiten zum nhd., waß er selbst aufhellen möchte, hätte im zeigen können, daß daß mhd. „æ" nicht nur nicht länger als daß ahd. „â", sontern im gegenteile kürzer. dazu hat daß nhd., waß noch ein stük der „form als form" (sih unten) einbüßte, sich zum zweitenmale ferkürzt. „form als form ist im stamm als stamm aufgegangen (???)" unt doch ferkürzung? Omen animula quo nunc abibis! Aber „stamm als stamm", diser träger der bedeutung oder des geistes nach dem ferf., ist ja gar nicht fon diser feränderung betrofen, sontern daß ableitende „â". also abermals nichts. *καὶ σὺ τέκνον*! Nein! nein! nein! waß wir weiter, s. 48, lesen, ist ganz geeignet, den forwurf einer „un-ir-wansinnigen forstellung", s. 113 der neueren sprachforschung gemacht, auf den ferf. zurükzuschleudern. — Die bildung der deutschen sprache unterscheitet sich in nichts fon der der griechischen, wol aber der griech. geist fom deutschen. Ja, der ferf. hätte disen gr. geist in seiner entwikelung selbst ferfolgen müßen, wen er den geist Homer's unt Demosthenes' hätte neben einander halten wollen. Daß, waß die modernen sprachen zu dem macht, waß sie sint, ist etwaß ganz andereß. Natürlich kan man fom stantp. des „absol. wißens" keinen irtum hegen, unt der ferf. wirt fon uns denken, (da er *selbst* Lachmann en passant behantelt), daß wir in nicht beurteilen könten, da wir seine höhe noch nicht erklimmt. Eß sei im aber bemerkt, daß auch wir einmal auf dem wege waren, auf der kalten höhe des absoluten horstes zu erfrieren, aber noch zur rechten zeit in den erwärmenden schoß des lebens zurükkerten. — Nun wider forwerts! Daß die modernen sprachen ire formenfülle einbüßten, hat grade den geist zur ursache, den der ferf. suchte unt leider an der unrechten stelle gefunden hat. Man betrachte einmal die „rede" der ältesten skrwerke unt die eines vogt'schen briefes. solte da kein andrer unterschit walten, als daß in der einen folle formen mit schwachen stämmen, in der andern schwache formen mit gefülten stämmen anzutrefen seien? Nein, die moderne sprache läßt die formen fallen, weil sie (fgl. s. 49) nicht mer so unbeholfen im außdruk ist als jeneß geistige kint skr. Freilich könte man die feinen ferbintungen der griechischen rede hier entgegenhalten. wer sich aber nur einigermaßen mit der sache beschäftigt hat, wirt nicht ferkennen, daß trozdem in der griech. sprache kein moderner geist wont, wen im dise auch durch iren artikel eine brüke gebaut hatte. — Grade im saze (fgl. s. 50) ist der geist, und deswegen genügt der stamm. (Uebrigens findet fileß fon dem fom ferf. gesagten nur anwentung auf daß dingwort. daß zeitwort stet ja fast noch auf alter basis.) — Diser wirt in den modernen sprachen allerdings intensiv ferstärkt. er trägt die bedeutung allein, weil die ferstärkte außdruksweise der entungen mer entraten kan, als die sprache des ungebildeteren geistes.

Die außdrukseweise, d. h. die sprache in irer gestaltung, ist der adäquate außdruk des geistes unt somit auch des modernen geistes, nicht der sprachstof, die materie. Man betrachte einmal die französische neben der englischen sprache. beide tragen daß merkmal moderner sprachbildung an sich. wo ist aber in der franz. der geist, welcher in Albion's starker sprache wet? hat daß franz. nach des ferf. ansicht etwa mer fon der alten materie bewart, mer kurze stämme als daß englische? Waß sol uns im nhd. „wieder“ bedeuten, weil die schreibweise ein „ie“ hat neben demselben *stamme* in „wider“? ist die forstellung, die man damit ferbant, im nhd. eine andere geworden, als sie eß im ahd. war? Grimm unt der „gesunde mf.“ haben recht, wen sie diß „ie“ „unorganisch“ nennen, grade weil eß ein unt daßselbe mitel, welcheß die sprache gebrauchte, der wilkür der schreibweise, also dem unorganischen, anheimgibt. Oder, waß sol nhd. „ie“ in „stiehlt, liest“ (daneben aber „gibt“) etc.; wo ferschwindet da die form als stamm? Warum schreibt der ferf. „ging“ unt nicht daß richtigere „gieng“? „stammferlängerung oder st.-ferkürzung“, wie die überschrift s. 45 heißt, findet doch hier nach seiner weise gewis stat. Daß lachen seiner dorfschulmeister über Grimm dürfte balt als ein antediluvianischeß eräugnis betrachtet werden. Unt ferner, warum zieht der ferf. nicht neben dem ofenbaren umlaut „iu“ (sih Vilmars anfgsgrr. s. 21) die „ä“ etc. hierher? wil sich daß nicht fügen? Aber andrerseits ist „iu“ auch ablaut, unt nun komen wir auf seine „Kriemhilt“, worüber er mit dem starken Lachmann eine schwache lanze bricht. Darauß ist auch nicht der mindeste grunt zu dem, waß der ferf. darauß folgert, zu finden. bei Grimm kan er lernen, daß diß nur ein unbekümmerteß sichgenlaßen des sprachgeistes ist, indem formen nach dopelter bildungsweise entsten (fgl. Gr. I, 188, unt seine unfergleichliche darstellung in kap. XXXII der Gesch. d. d. spr.). Ja, man darf auch theoretisieren. nur muß man nicht fergeßen, daß der geist *in* dem geseze ludibundus ist (Grimm selbst sagt: „notwendigkeit und freiheit sind auch in den sprachen ewiges gesetz“, Gesch. I, 8). Der geist ist nicht konstitutionel, wie die hegel'sche philosophie, auch nicht absolut, aber „*freigestaltent innerhalb des gesezes*“! Wo hat aber Grimm iemals behauptet, die „sprache“ habe sich nhd. unorganisch entwikelt? daß ist aber der fluch der dummheit, der auf dem „absoluten wißen“ lastet. daß eß auch wesenlose erscheinungen für inhärierende momente der entwikelung betrachtet. Niemant hat diß „zwingen“ der ferhältnise so schön persifliert als Sallet: „Mit dem besteenden den zwist vermeite jüngling künftig“! welche worte ein erhängter manent außruft. — Sobalt man einmal daß „absolute wißen“ an die spize gestelt hat, komt man auch zu der falschen ansicht, wornach man die fernunft an die stelle des ferstants sezt. Die fernunft ist allerdings daß gestaltende gesez der entwikelung, der „tat“. daß anerkennende aber bleibt stets der ferstant, ja! der „gesunde menschenferstant“, wen auch schon Homer sagt ῥεχϑὲν δέ τε νήπιος ἔγνω *factum insipiensque agnoscit*, nur um daß Wie hantelt eß sich.

Komen wir nun auf des ferf. dreiteilung des sprachstofes, auf die einteilung in „stamm als st., form als st., unt form als f.“ zurük, da wir dem leser noch die erklärung schultig sint, waß der ferf. darunter ferstet. — „Stamm als st.“ ist im, waß die „sprachforschung“ schlechthin *stamm* nent. seine „form als st.“ ist einmal der s. g. *declinationsvokal* Grimms, waß wie bemerkt schon nicht mer auf die konjugation passt, wo der ferf. andrerseits die *reduplication* als diß moment faßt unt eß in einer noch nicht außgemachten außdenung als ganz unzweifelhaft anwentet. Daßselbe hat übrigens auch schon der „gesunde mf.“ entdekt (sih Bopp's fgl. Gr. 843, 48, 50 unt Grimm's Gesch. d. d. spr. 873, 82). Die schwachen zeitwörter sint dadurch außgeschloßen. des ferf. sprachgeist ist also auch stiefmuter. (-der?). Seine „form als form“ entlich ist die commune *entung*. — Doch sagt der ferf.: „Keine Sprache hat bis jetzt einen richtigen Unterschied zwischen Stamm und Endung gemacht“, weil nemlich Lachmann so frei war, „sun“ für einen vers-

schluß (N. L.) zu erklären, waß der ferf. nur für „sūn = sunu" halten kan (sih unten), da ja „form als st." in den „stamm als st." aufgenomen sein müße, wodurch hier „ferdopelung" entstee. Daran wirt eine regel des nibelungenverses geknüpft. so sollen z. b. „slac" unt „phlac" nur reimen können, weil die fon natur (?) lange silbe in „phlac" der durch „dopelung" langen in „slac = slage" gleichkome, s. 124. Dise „dopelung" sol nun gar auch der „ferdreifachung" gleich gesetzt werden. so reime „ān = ane" unt „hân", als ob daß rationele ferhältnis fon 2 : 3 ein andereß sei als jeneß fon 1 ; 2, weßhalb Lachmann sagen kan „auch eine kurze silbe könne reimen mit einer langen", worüber sich der ferf. s. 59 so lustig macht. Eß wirt nemlich in der fom ferf. „organisch" genanten „ferlängerung der stämme" folgender unterschit gemacht. daß „a" wirt gedopelt zu „ā", ferdreifacht zu („â" =) „uo" („u"). daß „i" zu „ī" unt („î" =) „ei", „iu" („ie, eu, äu"). daß „u" zu „ū" unt „û" = „ou" („au, äu"). so sollen „â" unt „û" zusamenfallen, weil „a" sich nur mit seinem „gegensaze", d. i. „u", zur höchsten steigerung zusamensezen könne, s. 118. [Grimm gibt darüber *auch*, oder filmer *erst* eine erklärung, da die des ferf. keine ist. sih Gesch. d. d. spr. II, 845 u. öfter]. — dan heißt eß noch einmal, s. 115: „Das tonlose e ist die Gleichsetzung von a, i, u in der Endung; äu, eu, die Einheit derselben im Stamme u. s. w." Hierzu haben wir nichts zu sagen. *comae steterint*, *vox faucibus haesit*. sih übrigens Grimm Gesch. d. d. spr. I, 456. Zu dem obigen zweiten punkte (reduplication), wobei der ferf. den ablaut unt umlaut bespricht, haben wir ebenfals weiter nichts zu bemerken, als daß auch darüber fom „gesunden mf.", wir meinen Grimm, Bopp unt Holtzmann (Um- unt ablaut, 2 abhtlgg.), schon weit beßeres, weil ferständlichereß unt darum ferständigereß gegeben worden ist. — Unterlaßen können wir eß aber nicht, auf etwaß aufmerksam zu machen, wobei eß dahingestelt sein mag, ob eß mit wißen oder zufällig gekomen, daß eß nemlich s. 120 heißt: „In edele, sidele wird also nicht nur der Stamm als Stamm durch Hereinnahme der Form als Form lang" etc. unt daneben s. 122 zu lesen ist: „Der Stamm nimmt nur die Form als Stamm in den Stamm auf, die Form als Form bleibt und muß bleiben". wir können daß nicht zusamen reimen, wen eß daselbst auch heißt: „Die Form kann nur zeitig in dem Stamm aufgehen", den *da* ist nur die „form als st." gemeint. —

Die nhd. sprache nach dem mhd. sol nun „durch hereinname der form als st. in den stamm" ire lezste „absolute" gestaltung gewonnen, ire schreibweise sich konsequent auß der früheren entwikelt haben. Dabei muß nun Grimm wider herhalten dafür, daß *er* dise „entdekung der fernunft" nicht teilt. fon daher wirt im der forwurf gemacht, er habe eine bloße „naturgeschichte der sprache" geliefert, die stets nur in dem älteren daß folkomnere erblike. Ei! daß tut ja der ferf. auch, wen er die altklassischen sprachen als „formfolkomne" bezeichnet. (der sophistische unterschit fon der „formfolentung" der nhd. zerfält in ein nichts for dem „gesunden mf."). Aber Grimm wil ja nicht, daß wir wider ahd. reden sollen. im ist nur daran gelegen, daß die schreibeweise, die so auffallent fernachläßigt wart, seitdem sich der geist in die „außdruksweise" geworfen unt jene unbeachtet ließ, daß dise wider auf den geschichtlichen boden gestelt werde, fon dem sie eine zeit lange heruntergezogen worden war. Schon mit dem mhd. fängt daß außeinander der schreibung an unt weicht jezt erst wider einer sichereren auffaßung des sprachstofes. Wir knüpfen grade mit dem ferf. am mhd. an, komen aber zu ganz andern schlüßen. Grimm konte dhr. gar nichts andereß wollen, als eine „naturgeschichte" schreiben. grade waß der ferf. im zum forwurf macht, rechnen wir im zum ferdienste an, daß liecht unt leben ferbreitet. den grade schon, daß eß „natur"-geschichte fom ferf. genant wirt, bezeugt, daß dise geschichte die „natur, also die würklichkeit, keine philos. phantasmen, fon der sache aufgefaßt hat. Hat die philos. erklärung des ferf. etwaß so die sache am born schepfendeß aufzuweisen, als die naturge-

schichte der ferschobenen präterita“ (II, 901 ff.)? so etwaß fermag nur der „gesunde mf.“. Nachdem man des ferf. abhantlung gelesen, brumt eß einem noch 8 tage lang im kopfe „form als form, stamm als stamm“, wie, als auf der naturforscherfersamlung zu Mainz iemant eine rede über fögelarten hielt, man zulezst bei fortwärent abnemender aufmerksamkeit unt zunemendem lerm nichts mer hörte als die worte: „mänchen, weibchen, weibchen, mänchen“. Doch müßen wir dem ferf. in etwaß beistimmen, nemlich in seiner klage darüber, daß man Grimm nur stets fom alten reden höre. auch wir fermisen in dessen hier so oft angezogener Gesch. d. d. spr. daß weiterschreiten der entwikelung zum nhd. (unt resp. den s. g. germanischen n-sprachen). bei dem mitelalter ist Grimm hängen gebliben, die n-sprachen nemen nur fereinzelte posten ein. Trozdem aber lernt man bei Grimm auf jeder seite in daß wesen der (deutschen) sprache hereinbliken. nach durchlesen der schrift unseres ferf. weiß man nachher grade so fil als forher. Ist in dessen buche eine neue „entdekung“, die nicht schon bekant gewesen wäre? ja im gegenteil. die fom „absoluten wißen“ gemachten „entdekungen“ sint einmal gradezu falsch unt dan auch gegen daß fon im selbst anerkante gesez des „accentes“ ferstoßent. Grade weil die deutsche sprache in einer weise accentuiert wie keine der alten, so gibt eß in ir keine „position“ fon der fom ferf. geforderten würkung, worunter die nhd. (mhd.) „*ferdopelung der konsonanten*“ begrifen wirt, (die zudem andern gesezen unterligt). — Aber dazu ist ja bekant, daß die deutsche sprache grade ire kurzen laute in die positions(?)-silben birgt (sih Grimm Gesch. d. d. spr. I, 390), wie umgekert daß altn., auch deutsche (germanische) sprache, grade nach aufhebung diser fermeintlichen „position“ lange laute zeigt. — Unt doch siht der ferf. fom hohen Olymp herab auf die armseligen träger des „gesunden mf.“ — Aber wir machen damit der persönlichkeit des ferf. keinen forwurf, die schule trägt die schult diser jaktanz. ja wir nemen keinen anstant, unsere obige behauptung, der ferf. habe ein ganz geistreicheß buch geschriben, nochmals zu widerholen. Eß ist schade, daß der ferf. seine kentnise in ein gefäß gesamelt hat, in welcheß kein stral des natürlichen liechtes dringt. Wir sint der größste fererer Hegel's, den auch wir den deutschen philosophen K. E. nennen, dem an riesenmäßigkeit des geistes wenige gleichkomen. aber — *jacta alea est* — man ist darüber hinauß, unt kleingeistig an seinem zerbrochenen stabe noch fortzuwantern, in der meinung, daß sei der ewigware äskulapstab, daß ist überferstant unt darum einerlei mit dummheit.

Diß mag unt muß genügen. wir geben keine anzeige der fraglichen schrift, sontern machen nur im interesse der wißenschaft für den, welcher sie gelesen hat, eine andeutung des falschen wesens derselben, sowol des außgangspunktes, als des ergebnises. ein merereß hieße eine darstellung der neuesten welltanschauung, sowie eine widerholung aller forschungen der sprachwissenschaft oder Grimm's geben.

Dr. Friz Moeller.

Nuovo methodo pratico e facile per imparare la lingua tedesca. Secondo il sistema del prof. Ahn elaborato da D. Algöwer. San Gallo. Scheitlin e Zollikofer, 1850.

Der Verf. erklärt in der Vorrede, daß er in dieser Anweisung zur Erlernung des Deutschen für Italiener dem Grundsatze des celebre professore Ahn gefolgt sei, daß man eine fremde Sprache so lernen müsse, wie man seine Muttersprache gelernt habe, und daß sein Buch bis auf die durch das italienische Idiom erforderten Abänderungen eine treue Uebersetzung von jenes Schriftstellers „Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande“ sei. Das Ganze zerfällt, nachdem das Nöthige über die Aussprache vorausgeschickt ist, in 4

Theile, von denen jeder einen Abschnitt der Grammatik in Beispielen abhandelt. Am Schlusse eines jeden der 3 ersten Theile finden sich Osservazioni, in denen das bis dahin durch Uebungssätze anschaulich Gemachte in Regeln zusammengestellt ist. Der vierte Theil enthält die Zahlwörter, die Paradigmen der Conjugationen und ein Verzeichniß der unregelmäßigen Verben, worauf noch Esercizj diversi, Piccoli racconti, Parabole und Dialoghi facili folgen. Als unrichtig ist Ref. aufgefallen, daß oi und ui zu den deutschen Diphthongen gerechnet sind, und daß x wie gs gesprochen werden soll. Bei der Bemerkung, daß der bestimmte Artikel dem unbestimmten seine Flexionsendungen leihe, fehlt die nothwendige Erwähnung des Umstandes, daß der letztere im Nominativ des Masculinums und im Nominativ und Accusativ des Neutrums diese Endungen nicht hat.

Dr. G. Petri.

---

1. Praktischer Lehrgang zum schnellen und leichten Erlernen der böhmischen Sprache, bearbeitet von Dr. Franz Cupr, Professor am Prager Altstädter k. k. Gymnasium. Prag, 1852.

2. Böhmische Sprachlehre für Anfänger. Genetisch bearbeitet von Dr. Franz Cupr. Prag, 1852.

3. Böhmisches Lesebuch. I. Band für die untersten Klassen an Gymnasien und anderen Lehranstalten, so wie für den Privatgebrauch. 268 S. II. Band für die mittleren Klassen. 282 S. III. Band für die oberen Klassen. Von Dr. Franz Cupr. Prag, 1852.

Franz Cupr (Tschupr) hat das Seinige gethan, um die böhmische Sprache zugänglich zu machen und sich dadurch ein besonderes Verdienst für den Sprachforscher erworben. In Nr. 1. bietet er ein Hilfsmittel für Diejenigen, denen es um rasches Erlernen der nothwendigen Grammatikalien zu thun ist, damit diese durch Lectüre und Sprachübung ihre praktischen Zwecke erreichen. Nr. 2. ist eine wirklich wissenschaftlich gearbeitete Sprachlehre nach den Anforderungen unserer Zeit. Hieran knüpfen sich die drei Lesebücher, deren verschiedene Bestimmung der Titel anzeigt; es sind ihnen allen Wörterbücher angehängt, die jedoch bei jedem immer weniger Erklärungen geben, weil sie den Fortschritt des Lesers voraussetzen. Das Lesebuch ist eine vorzügliche böhmische Chrestomathie. Was wir an der Sprachlehre rühmen müssen, ist, daß sie die Schwierigkeiten der Sprache so sehr als möglich zu erleichtern sucht, obschon dem Deutschen abgesehen von der Aussprache, die gänzliche Verschiedenheit der Declination und Conjugation große Hindernisse des Erlernens bietet. Artikel und persönliche Pronomina giebt es nicht, die Zeitwörter haben nicht allein die verschiedenartigsten Formen, sondern auch die abweichendsten Bedeutungen. Der Verf. vorliegender Sprachlehre hat die mannigfachen Abwechselungen so klar als bisher noch nicht geschehen dargestellt.

R.

Grammatische Formenlehre der deutschen und rhätoromanischen Sprache für die romanischen Schulen Graubündens nebst einer Beilage über die rhätoromanische Grammatik im Besondern, und einigen Proben aus der ältesten rhätoromanischen Prosa und Poesie, von Otto Carisch. Chur, 1852.

Das Buch ist eigenthümlich eingerichtet und nicht ganz bequem, da es den romanischen Schülern die deutsche Sprache zu lehren bezweckt und erst in einer zweiten Abtheilung oder Beilage die romanische Sprache für den Deutschen auseinandersetzt. Die romanischen Dialekte in Graubünden sind an und für sich wieder

mannigfach: die engadinischen stehen den anderen gegenüber, wobei dagegen die Sprech- und Schreibweisen auch wieder abweichen. So sind die Dialekte in ob und unter dem Wald in der Schreibweise gänzlich verschieden: bis zum Jahre 1851 wurden alle Schul-, Andachts- und sonstige Bücher der Reformirten anders gedruckt als die der Katholiken! Auch wird von den Katholiken nur das eine Imperfectum, niemals aber das Défini gebraucht. Uebrigens ersieht man aus der Grammatik in beiden Abtheilungen deutlich die seltsamliche Vermischung und Umbildung verschiedener Sprachen zu den Dialekten Graubündens, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Engadiner sich vorzugsweise nach dem Französischen und Italienischen, die Oberländer mehr nach dem Deutschen richten. **M.**

---

1. **Chrestomathie aus der franz. Literatur des neunzehnten Jahrhunderts für die Prima an Gymnasien und höheren Bürgerschulen, von J. Baumgarten. Coblenz, bei Hölscher.**
2. **Lectures françaises à l'usage des écoles et des collèges recueillies et publiées par le Dr. L. Noël. Leipsic chez R. Friese.**

Das unter Nr. 2 angeführte Werk, welches gegenwärtig in einer zweiten Auflage erscheint, wird den Lesern dieser Zeitschrift hinlänglich bekannt sein, und Ref. bemerkt deshalb nur, daß die neue Ausgabe manche Vermehrungen und Veränderungen erhalten hat, so daß sie der Verf. mit Recht eine verbesserte nennen kann. Hr. Baumgarten spricht in der Vorrede seiner empfehlungswerthen Sammlung die Ansicht aus, daß bloß klassische Schriftsteller nicht gelesen werden dürften, wie das hier und da geschieht, noch aber auch anderseits ignorirt bleiben könnten; die Lesung einzelner moderner Schriftsteller sei nicht statthaft, weil die selten fehlenden negativ bildenden Elemente nicht ausgeschieden seien und die Mannigfaltigkeit der ganzen Literatur eine solche Einseitigkeit nicht zulasse und daß deshalb die Lesung einer Mustersammlung moderner (prosaischer und poetischer) Stücke in Verbindung mit einem klassischen Meisterwerke die beste Vermittlung der Alternative in der Wahl klassischer oder moderner Lectüre sei. Ref. muß diesen Ansichten im Ganzen beistimmen und kann in Bezug auf das vorliegende Werk die Versicherung aussprechen, daß Hr. B. auch in der Ausführung seinen ausgesprochenen Ansichten ganz treu geblieben und nur mustergültige Proben der Haupt-Stilarten gegeben hat, welche die neuere franz. Literatur recht würdig vertreten.

Es wird in der Vorrede zugleich der Wunsch ausgesprochen, daß man, um die Schüler in das klassische Drama einzuführen, Einzelnes von Corneille und Racine in der guten Ausgabe von Schwalb nebenbei mitbenutzen möge. So sehr man nun über die von dem Verf. getroffene Auswahl sich freuen muß, so kann man es doch eigentlich nur bedauern, daß die Schriftsteller der klassischen Zeit eigentlich ganz ausgeschlossen sind; — es läßt sich denn doch aus dieser Zeit auch manches Andere finden als die genannten Tragödien, welche sich vortrefflich beim Schulunterrichte benutzen lassen. Es giebt sehr viele Lehrer, welche die Berücksichtigung dieses Stoffes als nothwendig ansehen und die deshalb auf die Benutzung des Baumgarten'schen Werkes vielleicht verzichten möchten, was wir im Interesse der Sache recht sehr bedauern würden, da die Schrift wirklich nur Vortreffliches enthält und Schülern und Lehrern durch ihren Werth immer mehr lieb werden wird. Sollen wir noch einen Wunsch aussprechen, so wäre es der, daß der Abschnitt, welcher die Poesie giebt, etwa mehr noch ausgedehnt und daß die gegebenen biographischen Notizen bei einer gewiß recht bald erfolgenden zweiten Auflage auch etwas ausführlicher behandelt würden. Recht gut ist es noch, daß sich der Verf. mit großer Ausführlichkeit in der Vorrede gegen den üblichen Vortrag der Literaturgeschichte ausspricht und dabei mehrere der sogenannten Précis nach Verdienst würdigt, von denen z. B. das Dengel'sche wirklich jämmerlich geschrieben und voll der gröbsten Schnitzer ist;

— aber mirabile dictu: dieses merkwürdige Buch wird dessen ungeachtet noch immer gebraucht und wir können es uns nicht versagen, die Realschulen von Perleberg, Königsberg, Krotoschin, Kulm und Nordhausen unter andern namhaft zu machen, in denen das Buch noch gegenwärtig benutzt wird. Und die Behörde läßt das ganz ruhig geschehen!? Es klingt zwar unglaublich, aber es ist doch leider wahr, und Ref. würde über diesen Punkt noch manche interessante Beiträge liefern, wenn nur die geringste Aussicht vorhanden wäre, daß es an geeigneter Stelle irgend Nutzen brächte. — Ref. ist auch der Ansicht, daß es keines eigentlichen Kursus der Literaturgeschichte bedarf, weil dadurch wirklich nur die Oberflächlichkeit und Räsonnirsucht befördert wird, und der erfahrene Lehrer giebt gewiß am besten selbst eine kurze allgemeine Uebersicht, welche er, wie auch Hr. B. vorschlägt, hie und da an die Lectüre anknüpfend leicht erweitern kann. Ref. empfiehlt schließlich das Werk als ein solches, welches ohne Zweifel zur Förderung einer tüchtigen Jugendbildung beitragen wird.

Album poétique. Recueil de poésies françaises des auteurs modernes, suivi de quelques notices biographiques, par E. Lacroix. Dessau, M. Katz, 1853.

Obiges Werk ist durch eine von Herrn Prof. Jeanrenaud in Berlin geschriebene Vorrede bei den Lesern eingeführt, in welcher die Eigenschaften ähnlicher Sammlungen und die besondern Vorzüge der vorliegenden recht freundlich und unparteiisch besprochen werden. Bedurfte auch die Schrift von Lacroix keiner égide tutélaire, da sie sich in der That durch ihren inneren Werth hinlänglich empfiehlt und sich deshalb sicherlich — wenn auch erst in späterer Zeit — Bahn gebrochen haben würde, so hat ihr doch ohne Zweifel das wohlverdiente Lob des hochgeschätzten Mannes insofern viel genützt, als es die Freunde der franz. Literatur gleich von vorn herein auf das Buch aufmerksam machte, und diesem Umstand verdankt es wohl zum großen Theile, daß es gleich nach seinem Erscheinen in viele Kreise Eingang erhielt. Ref. kann aus seiner Erfahrung darüber noch die Bemerkung hinzufügen, daß sich die Sammlung bereits recht warme Freunde erworben hat. Von allen ähnlichen Büchern gleicht es am meisten dem schönen Album lyrique von Borel; es ist wie jenes glänzend ausgestattet, die Auswahl zeugt von Geschmack und die Anordnung von poetischem Geiste. Wir finden hier ebenfalls die schönsten Blüthen der neuesten franz. Poesie, aber es möchte als ein nicht unwesentlicher Vorzug angeführt werden können, daß sich der Herausgeber nirgends eine Auslassung oder Verbesserung erlaubt, nirgends Bruchstückel, sondern immer nur Stücke gegeben, die ein in sich abgeschlossenes Ganzes bilden; wo sich ein Gedicht aus irgend einem Grunde nicht unverkürzt zur Aufnahme eignete, da hat es der Herausgeber vorgezogen, dasselbe ganz fortzulassen. Zweckmäßig erscheint es ferner, daß der beigefügte Anhang kurze aber gute Notizen über das Leben und die Schriften der einzelnen Dichter enthält. Der Inhalt des Ganzen zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Odes et Ballades. 2. Chansons et Romances. 3. Poésies élégiaques. 4. Poésies méditatives et religieuses. 5. Poésies patriotiques et guerrières. 6. Contes. 7. Poésies diverses. Eine Vergleichung mit dem Inhalte des Borel'schen Buches, welches eigentlich mehr für Damen bestimmt ist, zeigt, daß die Abschnitte 5 und 6 dort gar nicht berücksichtigt sind, und da Hr. Lacroix überhaupt nur wirklich Vortreffliches gewählt hat und manches, was wir hier zum ersten Male abgedruckt sahen, so empfehlen wir die Sammlung bestens. In Vergleich zu dem Werthe, Umfange und der Ausstattung erscheint der Preis von $1\frac{1}{2}$ Rthlr. zwar nicht zu theuer, aber es wäre doch zu wünschen gewesen, daß der Verleger einen noch niedrigeren Preis angesetzt hätte, um das Werk möglichst Vielen zugänglich zu machen.

Lecture et Conversation. Collection de pièces de théâtre, accompagnées de notes et suivies d'un questionnaire, à l'usage des écoles, par L. Ploetz. Berlin, Reimer.

Der Verf. der vorliegenden Sammlung, welcher durch die Herausgabe seiner trefflichen grammatischen Schriften auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, hat nun bereits 5 Stücke bearbeitet, nämlich: Le diplomate, Athalie, La camaraderie, Bertrand et Raton und Le misanthrope, auf welche wir die Leser des Archivs mit Vergnügen aufmerksam machen. Gegen die Wahl der Stücke wird Niemand etwas einwenden können, die beigefügten Noten verrathen den tüchtigen Philologen und Schulmann, und das questionnaire, welches sich über die einzelnen Scenen der Reihe nach ausführlich verbreitet, wird einem guten Lehrer willkommen sein, der Masse von unfähigen Leuten aber, welche hie und da merkwürdiger Weise selbst in der obersten Classe im Französischen unterrichten, in zweckmäßiger Weise etwas aus ihrer Noth helfen können. Im Französischen glaubt heutzutage Jeder unterrichten zu können, die meisten wissenschaftlichen Prüfungscommissionen erkennen überdies mit einer unbegreiflichen Sorglosigkeit den Candidaten die Qualification für diesen Unterrichtszweig zu, und es scheint, als ob die Aufsichtsbehörden den Unsinn gar nicht einmal sehen, welcher (es ist im Englischen ganz ebenso und fast noch schlimmer!) fortwährend unter ihren Augen getrieben wird. Die Magistrate scheinen — besonders für die höheren Bürgerschulen — die Lehrerstellen oft gleichsam an den Mindestfordernden verdingen zu wollen; aber selbst dort, wo man nur 2½ Sgr. für die Stunde zahlt, tröstet man sich mit dem Worte: Non deficit alter. Leider ist nur wenig Aussicht vorhanden, daß allen den bestehenden Uebelständen in kurzer Zeit werde völlig abgeholfen werden können, aber ein Fortschritt läßt sich doch nicht verkennen, und wir freuen uns, daß sich in dem Archive wiederholt Stimmen und auch wohl nicht ohne allen Erfolg vorläufig gegen den Gebrauch der vielen erbärmlichen franz. und engl. Schulbücher laut erhoben haben. Mögen dann auch noch immer sogar Schulräthe (!!) sich dazu herbeilassen, Werke wie z. B. die franz. Grammatik von Radelli öffentlich zu preisen und ihrer eignen Einsicht dadurch ein merkwürdiges Zeugniß auszustellen, — die Zeit ist vorüber, wo sie ungestraft sich solche Blößen geben konnten, und die besseren Schriften werden auch ohne alle Protection mehr und mehr durchdringen. Zu den letztern rechnen wir aber ganz besonders das obige Werk des Herrn Ploetz, und indem Ref. dasselbe bestens empfiehlt, spricht er die sichere Hoffnung aus, daß dasselbe vielen Nutzen stiften wird. Möchte es rechten Fortgang finden!

Programmenschau.

Ueber den deutschen Unterricht in der ersten Classe der Realschule von Winterstein. Progr. der Realschule zu Burg, 1852.

Die Abhandlung kann als ein Protokoll über den deutschen Unterricht in der ersten Classe während eines zweijährigen Cursus betrachtet werden. Den Zweck seiner Mittheilung bezeichnet der Verf. mit folgenden Worten: „Der deutsche Unterricht soll den Mittelpunkt für den gesammten Unterricht auf Realschulen bilden; allein theils ist man über die Mittel und Wege zu diesem Ziele noch nicht einig, theils sind die Mittel noch nicht in genügendem Maße in dem Bereich der Schule, oder die Wege sind noch nicht gehörig geebnet. — — — Es müssen darum mannigfache gegenseitige Mittheilungen unter den Strebegenossen Statt finden, damit Jeder erfahre, welche Wege der Eine oder der Andere eingeschlagen, und welche Erfolge er dadurch erreicht hat. Aus diesem Gesichtspunkt ist die vorliegende Mittheilung zu betrachten."

Was die äußeren Verhältnisse der Schule betrifft, so ist zu bemerken, daß die Prima in der Zeit, von welcher der Verf. Rechenschaft giebt, im ersten Halbjahr 4, im zweiten 5, im dritten 4 und im vierten nur zwei Schüler hatte, und daß dem deutschen Unterricht wöchentlich vier Stunden eingeräumt wurden. Der Verf. hat in seinem Unterricht den Grundsatz befolgt, daß der deutsche Unterricht mit dem Besonderen beginnen, und von diesem erst zum Allgemeinen fortschreiten müsse, und die Zeit, welche ihm zu Gebote stand, so vertheilt, daß in zwei wöchentlichen Stunden in zwei Halbjahren Literaturgeschichte, im dritten Halbjahre Grammatik und im vierten Prosaik und Poetik behandelt werden sollte, während die beiden anderen Wochenstunden fortlaufend den Aufsätzen, den freien mündlichen Vorträgen und der Lectüre gewidmet wurden." Diese Vertheilung der Stunden diente jedoch nur als allgemeine Norm, ohne daß sie strenge durchgeführt werden konnte. Im ersten Halbjahr wurde in zwei wöchentlichen Stunden die Literaturgeschichte von 800—1770 durchgenommen, und dreizehn Stunden wurden der Repetition gewidmet. Zur Lectüre benutzte der Verf. den dritten Band des Lesebuchs von Mager, und theilt Proben mit, wie er einzelne Lesestücke in Bezug auf die Gliederung ihres Inhalts, auf ihren Styl ꝛc. durchgenommen habe. Die Schüler sollten auf dem Wege der Besprechung mit dem Lehrer die Wahrheit suchen lernen.

Die Aufsätze und die freien mündlichen Vorträge wurden so viel als möglich mit dem Unterricht im Disponiren mit der Literaturgeschichte und der Privatlectüre in Verbindung gesetzt. Die Dispositionen, welche in der Classe durchgesprochen waren, wurden nachher in geordneter Dispositionsform ausgearbeitet, und theils als Aufsätze von dem Lehrer korrigirt, theils blos in der Classe vorgelesen und nochmals besprochen. Die Literaturgeschichte bot vielfach Stoff zu freien Vorträgen, indem die Wiederholungen meistens in dieser Form geschahen; außerdem wurde zur Einleitung in das schwäbische Zeitalter in drei Vorträgen von drei Schülern die Geschichte der Hohenstaufen erzählt. Zu Aufsätzen gab der literaturgeschichtliche Unterricht dieses Halbjahrs weniger Veranlassung; nur ein Aufsatz über Klopstocks Frühlingsfeier schloß sich hier unmittelbar an. Dagegen griff die Privatlektüre theilweise in die späteren Abschnitte der Literaturgeschichte ein, und wurde zu Aufgaben für Vorträge und Aufsätze benutzt. So

wurden z. B. über Lessings Nathan und über Schillers Maria Stuart Vorträge gehalten; über das letztere Stück auch zwei Aufsätze gemacht. Mit diesem Stücke verfuhr der Lehrer in folgender Weise. Zuerst mußte ein Schüler den Hauptinhalt des Stückes erzählen, und darauf folgte eine Charakteristik der Hauptpersonen. Jeder Schüler wählte sich eine Hauptperson, deren Charakter er in einem Aufsatze entwickeln sollte. Ehe aber diese Aufsätze gemacht wurden, theilte der Lehrer selbst eine Charakteristik des Grafen Leicester mit, um den Schülern die Behandlungsweise der Aufgabe zu zeigen, und gab den Schülern das Buch von Schink: „Friedrich Schillers Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart &c. ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt.“ Nachdem diese Aufsätze korrigirt, in der Classe besprochen und verbessert waren, mußte Jeder über den selbstgewählten und in dem Aufsatze dargestellten Charakter einen Vortrag halten.

Was die Correktur der Aufsätze anbetrifft, so begnügte der Verf. sich damit, die Fehler bemerklich zu machen, und höchstens noch eine Andeutung der Verbesserung zu geben, die Verbesserung selbst aber den Schülern zu überlassen. Für die Abgabe der Aufsätze wurde jedesmal eine Stunde bestimmt, die natürlich nicht ausreichte, um alle Aufsätze durchzugehen. Am Ende der Stunde wurden die Schüler dann angewiesen, die Correktur genau durchzusehen, um über das, was ihnen dunkel blieb, in der nächsten Stunde den Lehrer zu befragen. Die Verbesserung wurde dann, so weit es möglich war, auf dem Rande gemacht, und wo der Raum dies nicht zuließ, folgte sie hinter dem Aufsatze, mit Numerirung der einzelnen Stellen. Fand sich in dem Aufsatze viel Fehlerhaftes, so wurde eine vollständige Umarbeitung, jedoch mit genauem Anschließen an die Correktur verlangt, und diese Umarbeitung vom Lehrer noch einmal durchgesehen. Bei dieser Einrichtung konnte natürlich nur alle vier Wochen eine Arbeit geliefert werden. Was die Vertheilung der Zeit anbetrifft, so verfuhr der Verf. in Bezug auf die Aufsätze folgendermaßen. Wenn in der ersten Woche des Halbjahrs der erste Aufsatz abgeliefert war, so wurde er in der zweiten zurückgegeben; in der dritten reichten die Schüler die Verbesserung ein, und erhielten zugleich die Aufgabe für den folgenden Aufsatz. Dieser mußte dann zur vierten Woche, in welcher die Verbesserung von Nr. 1 zurückgegeben wurde, im Unreinen angefertigt werden, und in der fünften wurde dann dieser Aufsatz Nr. 2 nebst der zweiten Verbesserung von Nr. 1 in der Reinschrift abgeliefert. Alsdann wiederholte sich dieselbe Reihenfolge. Zu den freien Vorträgen brauchte der Verf. keine ausdrückliche Anleitung zu geben, da die früheren Classen in dieser Beziehung schon hinlänglich vorgearbeitet hatten. Im zweiten Halbjahr trat die Literaturgeschichte ganz in den Vordergrund, so daß Lektüre, Vorträge und Aufsätze sich vorzugsweise auf sie bezogen. Eine Stunde wurde zu den Aufsätzen und zur Ausarbeitung von Dispositionen benutzt, die übrigen drei Stunden wurden der Literaturgeschichte gewidmet. Da der Verf. einzelne Heroen unserer Literatur näher besprechen wollte, so verwendete er auf Herder 4, auf Goethe 11, auf Schiller 17, auf den Hainbund 2, auf die Romantiker 3 und auf die Zeit von den Freiheitskriegen bis auf die Gegenwart 6 Stunden. Die Wiederholung nahm in diesem Semester nur 7 Stunden in Anspruch. Dagegen wurde das Lesebuch fleißiger für die Literaturgeschichte benutzt, und die Privatlektüre der Schüler vorzugsweise auf Schiller und Goethe gerichtet. Schillers Werke lasen die Schüler (außer den philosophischen Schriften) vollständig, von Goethe aber: Hermann und Dorothea, Reineke Fuchs, Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso und Dichtung und Wahrheit. Die freien Vorträge schlossen sich ebenfalls an die Literaturgeschichte an, und behandelten z. B. Themata, wie „Schillers Leben“, Inhalt des Wallenstein, Erläuterung der Schillerschen Räthsel &c. Am Stiftungstage der Schule, der von den versammelten Schülern der ganzen Schule festlich begangen wird, gab ein Primaner einen Ueberblick der deutschen Literatur im schwäbischen Zeitalter, und ein anderer erzählte von Goethe's Umgang mit Herder in Straßburg nach „Dichtung und Wahrheit.“ Die Aufsätze standen theils ebenfalls mit der Literaturgeschichte im Zusammenhang (z. B. Betrachtungen über die Flucht der Vertriebenen in Goethe's Hermann und Dorothea, Schillers Lied von der Glocke nach seinem inneren Zusammenhange betrach-

tet), theils waren es Uebungen im Disponiren. Der Verf. hielt es für zweckmäßig, die Schüler durch gemeinschaftliche Arbeit in der Classe zur eignen Ausführung von Dispositionen anzuleiten, und widmete diesem Zwecke etwa alle 14 Tage eine Stunde. Das erste Thema, das er dazu wählte, lautete: „der Nutzen des Holzes." Zur selbstständigen häuslichen Ausarbeitung wurden Dispositionen 1) über die Zähne, 2) über das Sprichwort „Rom ist nicht in einem Tage erbaut" rc. aufgegeben. Die erste sollte dem Schüler den Weg der Synthesis, die zweite den Weg der Analysis verdeutlichen. Allgemeine Regeln für die Kunst zu disponiren wurden nicht gegeben.

Im dritten Halbjahr sollte deutsche Grammatik an die Stelle der Literaturgeschichte treten; doch wurde ein Theil der für die Grammatik bestimmten Stunden den übrigen Disciplinen des deutschen Unterrichts gewidmet, so daß von der ganzen Zeit etwa ein Drittel auf die Grammatik, ein Drittel auf die Lektüre und ein Drittel auf die Aufsätze kam.

Während die Literaturgeschichte in den Hintergrund trat (einzelne Themata zu freien Vorträgen und Aufsätzen wurden aus ihr entlehnt), wurde auf das Verständniß von Literatur-Erzeugnissen um so mehr Sorgfalt verwendet, und namentlich die lyrische Poesie besprochen (weil die epische schon in Secunda zur Betrachtung gekommen war). Es wurden namentlich folgende Lieder genauer durchgenommen: Berglied von Schiller, Bergmannsleben von Novalis, Abendlandschaft von Matthisson, Abendlied von Rückert, Abendlied von Claudius (die Vergleichung dieser drei Lieder bildete das Thema zu einem Aufsatz), Lied des Lebens von Herder rc. An diese Besprechung wurde dann eine Theorie der lyrischen Poesie geknüpft, und dieselbe nach ihren drei Hauptrichtungen (reine Lyrik, epische Lyrik und didaktische Lyrik) charakterisirt. Im Ganzen wurden 14 Stunden darauf verwendet.

In ähnlicher Weise wurde Schillers akademische Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte" genau durchgearbeitet. Nachdem die Rede gelesen war, erhielt jeder Schüler zum Behuf der Erläuterung seine besondere Aufgabe. Der erste sollte alle vorkommenden Fremdwörter erklären, der zweite die Hindeutungen auf Geschichtliches und Geographisches erörtern, der dritte hatte alle diejenigen Stellen zu erläutern, deren Verständniß wegen des Inhalts oder wegen der Ausdrucksweise Schwierigkeit machte, der vierte endlich hatte den Gedankengang der Rede darzulegen. Der Verf. versichert, daß diese Vertheilung der Arbeit, auf die er durch Scheiberts Anregung gekommen sei, sich als sehr zweckmäßig bewährt habe. Die Rede wurde übrigens auch zu Dispositionen und Aufsätzen benutzt (z. B. über die Verschiedenheit in der Auffassung des Lebensberufs, über die Aufgabe und den Werth der allgemeinen Weltgeschichte rc.).

Die zweite Hauptseite des Unterrichts in diesem Halbjahr war die Grammatik, wobei auf die Lehre von der Interpunction und dem Satz ein besonderes Gewicht gelegt wurde.

Aufsätze wurden in diesem Halbjahr 13 gemacht, theils als häusliche Arbeiten, theils in der Classe. Außer den regelmäßig, wie früher, bearbeiteten Aufsätzen, wurden noch alle vier Wochen unter Aufsicht des Lehrers Aufsätze in der Classe angefertigt, und für jede Arbeit zwei auf einander folgende Stunden gestattet. Im vierten Halbjahr wurde ein Drittel sämmtlicher Stunden dazu verwendet, das ganze Gebiet der Literaturgeschichte zu wiederholen, ein anderes Drittel der Zeit wurde auf die Lektüre und das letzte Drittel endlich auf die Aufsätze und Vorträge verwendet. Zur Lektüre wurde vorzugsweise Goethe's Egmont gewählt, um dieses Stück genau zu erläutern und die Schüler dadurch mit dem Wesen der dramatischen Poesie bekannt zu machen. Statt der frühern Aufsätze wurde für das ganze Semester eine einzige größere Arbeit gegeben. Die Aufgabe war: „Wilhelm von Oranien bis zum Jahre 1567, nach Schiller." Der Verf. ist so ehrlich, zu bekennen, daß er manchmal trotz aller Anstrengung das Ziel nicht erreicht habe, das er sich gesteckt hatte; im Ganzen erklärt er sich aber mit den Erfolgen seiner Thätigkeit zufrieden. Jedenfalls ist es anerkennenswerth, daß er sich die Mühe gegeben hat, einen genauen Bericht über den von ihm befolgten Lehrgang zu veröffentlichen. Man kann von jedem selbstständig denkenden und handelnden Menschen noch immer Etwas ler-

nen, und auch wir fühlen uns dem Verf. zu Dank verpflichtet, wenn gleich wir ihm nicht immer beistimmen können. Denn andere Verhältnisse der Schule machen auch einen andern Lehrgang nöthig.

Dr. **Kleiber.**

Ueber den Substantivsatz von Dr. Frank. Progr. der Realschule zu Tilsit, 1852.

Da dieser Aufsatz nur Bruchstück einer größeren Arbeit ist, welche das deutsche und lateinische Satzgefüge vergleichend behandeln soll, so hat der Verf. in sieben Paragraphen eine kurze Theorie des Satzes vorausgeschickt, die wesentlich auf Becker'schen Grundsätzen basirt. Der Verf. vertauscht bei der Eintheilung der Nebensätze Wörterklassen (Redetheile) und Satztheile, was für die Theorie des Satzes als ein Mangel betrachtet werden muß, weil die logische Schärfe und Consequenz darunter leidet. In §. 5 wird nämlich ganz richtig bemerkt, daß der subordinierte Satz einen Satztheil des Hauptsatzes vertritt; demnach müßten, wie der Verf. selbst bemerkt, die subordinierten Sätze eigentlich in Subjectiv-, Objectiv-, Attributiv- und Adverbial-Sätze eingetheilt werden.*) Er fährt dann aber fort: Die Subjectiv- und Objectivsätze als zu Sätzen entwickelte Substantive faßt die Grammatik zusammen und nennt sie Substantivsätze. Hier wird als eine allgemeine und feststehende Annahme vorausgesetzt, daß die Subjectiv- und Objectivsätze zu Sätzen entwickelte Substantive sind, während gerade dieser Punkt eines Beweises bedürfte. Becker unterscheidet die Nebensätze nach der Art der Begriffe, welche sie als Glieder eines Hauptsatzes ausdrücken, in Substantivsätze und Adjectivsätze. Die Substantivsätze zerfallen dann weiter in Casussätze und Adverbialsätze, so daß im Ganzen drei Arten von Nebensätzen herauskommen. Wie mißlich diese Eintheilung ist, da Becker selbst gleich im Anfange und an verschiedenen Stellen seiner Grammatik den Satz für den Ausdruck eines Gedankens (nicht eines bloßen Begriffs) erklärt, und sich nicht einsehen läßt, warum diese Erklärung nicht auch auf den Nebensatz angewendet werden soll, wollen wir hier nicht weiter erörtern. Nur diese kurze Bemerkung sei uns vergönnt. Jede Eintheilung ist um so zweckmäßiger, je natürlicher und einfacher das fundamentum divisionis ist. Schon aus diesem Grunde würden wir die Eintheilung der Nebensätze nach den Satztheilen, die sie vertreten, der nach den Begriffswörtern, welche man an ihrer Stelle denken kann, vorziehen. Allein ein künstliches fundamentum divisionis verleitet außerdem zu unnatürlichen Unterabtheilungen, wie sich in der uns zur Beurtheilung vorliegenden Abhandlung zeigen wird. Der Verf. theilt die Nebensätze in Substantivsätze, Attributiv- und Adverbial-Sätze ein, so daß er also unter Substantivsätzen dieselben Nebensätze versteht, die Becker Casussätze nennt. Dieselbe Eintheilung findet sich in den meisten Grammatiken, wie in Heyse (Substantiv-, Adverbial- und Adjectiv-Sätze, in Götzinger (Nennsätze, Beisätze und Adverbsätze) 2c.

Hätte der Verf. erklärt, daß er diese Eintheilung der Nebensätze angenommen habe, weil sie einmal gäng und gäbe sei, so würden wir kein Wort weiter darüber

---

*) Wir würden sie lieber Subject-, Object-, Attribut- und Adject-Sätze nennen. Uebrigens muß man eine doppelte Eintheilung der Nebensätze unterscheiden. Sie zerfallen ihrem Inhalte nach (d. h. nach den Satztheilen, deren Stelle sie vertreten) in die angegebenen vier Arten, aber ihrer Form nach (d. h. nach der Art und Weise, wie sie dem Hauptsatze angefügt sind), in 1) Conjunctionalsätze, 2) Pronominalsätze (Relativsätze), 3) versteckte Conjunctionalsätze, 4) versteckte Pronominalsätze, 5) eingeschobene Sätze 2c. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die zweite Art der Eintheilung für den practischen Gebrauch oft viel wichtiger ist als die erste. Wir gedenken uns bei einer anderen Gelegenheit hierüber ausführlicher auszusprechen.

verlieren. Allein der Verf. will offenbar durch die vorausgeschickte Theorie des Satzes seine Ansicht logisch begründen, und dies nöthigt uns, ihn auf einen Widerspruch aufmerksam zu machen, in den er sich in seiner Deduction verwickelt hat. Der Verf. erklärt nämlich in §. 1 übereinstimmend mit Becker den Satz für „den sprachlichen Ausdruck eines Gedankens," und bemerkt ausdrücklich, daß jeder Gedanke mindestens zwei Begriffe enthalte, die auf einander bezogen werden, trotzdem erklärt er §. 5 den Nebensatz für den Ausdruck eines Begriffes in Form eines Satzes. Dieser Irrthum wird durch folgende Gedankenreihe erklärlich, die nicht blos in der vorliegenden Abhandlung, sondern auch in den meisten Grammatiken der Theorie des Satzes zu Grunde liegt.

Wörter sind Zeichen für Begriffe. Begriffe werden zu Gedanken verbunden; der Ausdruck eines Gedankens in Worten heißt ein Satz. Der subordinirte Satz enthält an sich keine vollständige Mittheilung (Götzinger), sondern ergänzt nur den Inhalt des Hauptsatzes, indem er einen Satztheil desselben vertritt. Somit ist er der Ausdruck eines Begriffes in Form eines Satzes (Becker). Begriffe werden aber durch Wörter ausgedrückt, mithin ist jeder Nebensatz als ein zu einem Satze erweitertes Begriffswort zu betrachten, und daher lassen sich die Nebensätze nach den Wörterklassen, die sie vertreten, eintheilen, nämlich in Substantiv-Sätze, Adjectiv-Sätze und Adverbial-Sätze.

Diese Deduction enthält einen logischen Sprung. Weil der einfache Satz aus Begriffen besteht, so meint man, daß auch die Theile des zusammengesetzten Satzes nothwendiger Weise einzelne Begriffe sein müssen, und hierin steckt der Irrthum. Einzelne Begriffe werden zu einem Gedanken verbunden und dieser wird Satz genannt, wenn er in Worten ausgedrückt ist. Der zusammengesetzte Satz entsteht dadurch, daß man auf einen Gedanken einen Begriff bezieht. Nachdem also zwei oder mehrere Begriffe zu einem Ganzen verschmolzen sind, wird mit demselben logisch ebenso operirt, wie mit einem einzelnen Begriffe. „Verbinden wir z. B. den Begriff „Erde" und „rund" mit einander zu einem Satze: „die Erde ist rund:" so können wir diesen Satz als Subject zu dem Prädicat „bekannt" denken, und diesen Gedanken durch den zusammengesetzten Satz ausdrücken: „Daß die Erde rund ist, ist bekannt." Es versteht sich von selbst, daß man eben so gut einen Gedanken auf einen Begriff, als einen Begriff auf einen Gedanken beziehen kann. Ja man kann sogar einen Gedanken auf einen anderen, und endlich eine ganze Gedankenreihe auf eine andere beziehen. Die Untersuchung, in welchem Falle aus solchen Verbindungen von Gedanken und Begriffen zusammengesetzte Sätze (sei es im Verhältniß der Unterordnung oder der Beiordnung) in welchem Falle Perioden entstehen, liegt uns für unsern Zweck zu fern.

Es könnte nun zwar scheinen, als sei es für den practischen Theil der Grammatik ganz gleichgültig, ob man die Nebensätze nach den Satztheilen, welche sie vertreten, in Subject-, Object-, Attribut-, Adject- und Adverbial-Sätze eintheilt, oder ob man sie nach den Begriffswörtern, welche man sich an ihrer Stelle denken kann, in Substantiv-, Adjectiv- und Adverbialsätze unterscheidet. Allein wir werden bald sehen, daß, wie jede logische Inconsequenz weitere Inconsequenzen nach sich zieht, auch die falsche Erklärung und Eintheilung der Nebensätze den Verf. zu anderen Irrthümern verleitet hat.

Von §. 8 an, der die Untersuchung über die Substantivsätze beginnt, schließt der Verf. sich genau an Götzinger an. Das dort Gesagte stimmt im Wesentlichen mit §. 123. des zweiten Theils der ausführlichen Grammatik von Götzinger überein.*) Der Verf. stellt, übereinstimmend mit Götzinger, die Behauptung auf, daß jeder Substantivsatz einen Merkmalsnamen, aber nie einen Anschauungsnamen bezeichne. Als Grund dafür führt er, übereinstimmend mit Götzinger, an, daß in Merkmalsnamen noch der einfache Begriff eines Verbums oder Adjectivs lebe, wogegen die Anschauungsnamen als Namen bestimmter einzelner Gegenstände

*) Die deutsche Sprache von Götzinger, Stuttg. 1839. 2ter Theil §. 123 S. 262.

nichts mit Sätzen zu thun hätten. So lasse sich z. B. der Merkmalsname „Wächter“ in den Satz auflösen: „Wer wacht,“ wogegen dies bei dem Anschauungsnamen „Löwe“ nicht möglich sei. Auf diese ganz überflüssige Erörterung (die nicht einmal richtig ist, weil ohne Hinzufügung eines Prädicatsbegriffs weder aus einem Anschauungsnamen noch aus einem Merkmalsnamen ein Substantivsatz gebildet werden kann, durch Hinzufügung eines Prädicats aber sich aus dem ersteren eben so gut ein Substantivsatz machen läßt wie aus dem letzteren) wurden Götzinger und der Verf. dadurch geleitet, daß sie glaubten, weil die Substantivsätze als Vertreter von Substantiven gedacht werden können, so müsse man auch die Classificirung der Substantive auf die Substantiv-Sätze anwenden. Götzinger fühlt das Mißliche eines solchen Schlusses und setzt deshalb warnend hinzu: „Man nehme die Sache überhaupt nicht so, als seien Nennwort (Substantiv) und Nennsatz (Substantivsatz) das Gleiche. Sie stehen beide in derselben grammatischen Beziehung zu einem Verbum. Uebrigens liegen im Nennsatze stets Elemente, welche das bloße Nennwort nicht hat, z. B. die Zeit- und Redeform. Auch enthält der Nennsatz vermöge der zusammenhaltenden Kraft des schließenden Verbums oft so viel Begriffe in sich vereinigt, die ein bloßes Hauptwort nicht allein tragen könnte.“ Götzinger will mit diesen Worten eigentlich dasselbe sagen, was wir oben ausgesprochen haben, daß nämlich der Nebensatz nicht einen Begriff, sondern einen Gedanken, also einen auf einen oder mehrere andere Begriffe bezogenen Begriff ausdrücke, während das Substantiv nur einen einzelnen Begriff bezeichnet. Dann ist es aber ganz unangemessen, von Substantivsätzen zu reden, und wir halten es für besser, die Nebensätze einfach nach den Satztheilen zu unterscheiden, deren Stelle sie vertreten, nicht aber nach den Wörterklassen, die man doch nur mit einem gewissen Zwange an ihrer Stelle denken kann.

Im Verlauf der Arbeit hat der Verf. sich ebenfalls an Götzinger gehalten. Da die Merkmalsnamen nämlich entweder substantiva concreta oder substantiva abstracta sind, so werden auch die Substantivsätze in zwei entsprechende Classen eingetheilt. Das substantivum concretum entwickelt sich, um des Verf. eigene Worte zu brauchen, zum concreten Substantivsatz, für ein substantivum abstractum steht der abstracte Substantivsatz. Zwischen beiden besteht eine dritte Classe von Substantivsätzen, die s. g. indirecten Fragesätze, welche sowohl concret als abstract sein können. Götzinger theilt die Substantivsätze (Nennsätze) ebenso ein, bespricht aber a. a. O. §. 124 zunächst den abstracten Nennsatz und erst dann §. 128 den concreten Nennsatz. Die abhängige Frage rechnet G. §. 125 zum abstracten Nennsatz. Wäre die ganze Eintheilung eine natürliche und streng logische, so würde ein solches Schwanken, wohin die abhängige Frage zu rechnen sei, schwerlich Statt finden. Der Verf. behandelt in dem mitgetheilten Bruchstück blos den concreten Substantivsatz, und unterscheidet denselben nach Götzinger's Vorgang in zwei Arten, nämlich in den persönlichen concreten Substantivsatz und in den sächlichen concreten Substantivsatz. Am Schlusse der Einleitung (§. 7) erklärt der Verf., bei der Behandlung der Nebensätze sei zu berücksichtigen, 1) welchen Satztheil der Nebensatz im regierenden Satz vertrete, 2) welches die ihm d. h. seiner Art eigenthümlichen Formwörter seien, 3) seine Tempus- und Modusverhältnisse, 4) seine Stellung zum Hauptsatze und die eigene Wortstellung, endlich ob und unter welchen Bedingungen er verkürzt werden könne.

Wie der Verf. den ersten Punkt dieses Dispositions-Plans zu erledigen gesucht hat, haben wir schon gezeigt. Als Fügewörter, die dem persönl. concreten Substantiv-Satz eigenthümlich sind, werden die Pronomina wer und der bezeichnet, und nachdem der Gebrauch derselben durch zahlreiche, aus classischen Schriftstellern entlehnte Beispiele verdeutlicht worden ist, wird für den Gebrauch der Relativ-Pronomina wer und der folgende Regel abgeleitet:

„Soll ein beliebiges Individuum der durch den Relativsatz bezeichneten Art genannt werden, so beginnt, wenn das Demonstrativum im Hauptsatze fehlt, der Nebensatz mit wer. Dieser kann vor oder hinter dem Hauptsatze stehen. (Beisp. Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide. Göthe.) Ist das Demonstrativum ausgedrückt, und geht der Relativsatz voran, so wird er gleichfalls durch wer

eingeleitet (wenn man nicht eine individuell bestimmte Person bezeichnen will). Der seinem Hauptsatze nachfolgende Relativsatz hat nicht wer, sondern der zum Fügewort. (Beisp. Im Grabe ruht, der euch gewaltsam bändigte. Schiller.)

Der §. 19 behandelt den Fall, wenn der Relativsatz seinem Hauptsatz nachfolgt, und erläutert den Gebrauch des Determinativ-Pronomens der, welchem das Relativum wer oder welcher entspricht, ebenfalls durch zahlreiche aus classischen Schriftstellern gezogene Beispiele. In §. 20 wird auf dieselbe Weise der Gebrauch der Pronomina derjenige und derselbe erläutert. In §. 21 werden Sätze erläutert, in welchen im Hauptsatz statt des Determinativs das Pronomen personale steht. In §. 22 und 23 endlich Sätze, in welchen im Hauptsatze ein pronomen interrogativum oder ein Pronomen indefinitum und im Relativsatz die Pronomina wer, der, oder auch das (ursprünglich demonstrative) Adverbium so gebraucht wird. (Beisp. Doch keiner war, der Kundschaft gab, von allen, so da kamen. Bürger.)

In §. 24 — 28 wird auf gleiche Weise der sächliche concrete Substantivsatz behandelt. Der Verf. hat offenbar keine neue Theorie des Satzes aufstellen wollen, sondern sich damit begnügt, einzelne Theile eines schon vorhandenen Systems zu vervollständigen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist seine Arbeit eine verdienstliche und gelungene zu nennen; denn nur durch eine gründliche und sorgfältige Lektüre unserer Classiker kann die deutsche Grammatik gefördert werden. Vielleicht hätte der Verf. besser gethan, sich durch keine Autorität verwirren zu lassen, und bei der Eintheilung der Nebensätze seinem eigenen ingenium zu folgen, das ihn ganz richtig leitete. Jedenfalls empfehlen wir ihm diesen Punkt zu einer nochmaligen Prüfung, da er sein größeres grammatisches Werk noch nicht veröffentlicht hat.

Berlin. Dr. **Kleiber.**

Vergleichung des „Fischers" von Göthe mit dem „Alpenjäger" von Schiller, nebst einer vorausgeschickten Betrachtung über Volkspoesie. Von Director E. Nieberding. Progr. des Gymn. zu Recklinghausen, 1852.

Der Verf. entwickelt sinnig und klar zuerst den Begriff der Poesie, dann die Entstehung der Kunstpoesie im Gegensatz gegen die Naturpoesie schon in der Entwicklung des Individuums. Der Mensch entwickelt die in ihm schlummernden Vorstellungen zuerst an der Natur; diese werden von der Phantasie in sinnliche Formen gekleidet und als Phantasiebilder ins Bewußtsein gehoben. Dies ist die Schöpfungszeit der Mythologie. Aus der Bearbeitung und wechselseitigen Beziehung der ursprünglichen Schöpfungen der Phantasie des Volks entsteht die Sage. Poetisch bearbeitet ist sie die Natur- oder Volkspoesie. Dann erwacht der Trieb der Reflexion; zur Tiefe des Gemüths und dem Feuer der Phantasie kommt die Klarheit des Verstandes. Die Poesie wird Eigenthum Weniger — die Periode der wahren Kunstpoesie. Hierauf gewinnt die Thätigkeit des Verstandes die Oberhand. Die Erhebung in das Reich der Phantasie wird zur Kunst — Entstehung der Gelehrten- oder Kunstposie im engern Sinne. Auf ihrem Gipfel steht die deutsche Poesie in der schwäbischen Zeit. Daß sie eine zweite Blüthe der klassischen Kunstpoesie erlebte, hat (wie der Verf. vorurtheilsfrei zugiebt) in der durch die Reformation hervorgerufenen geistigen Rührigkeit und dem dadurch geweckten tieferen wissenschaftlichen Studium theils des klassischen Alterthums, theils der Philosophie seinen Grund. Die Naturpoesie kennt nur zwei Formen, die epische und lyrische, auch in jener ist das Hervortreten des Gefühls nothwendig. Diese Empfindungen sind die allgemeinen Empfindungen des Volkes und zwar gemäß der Bildungsstufe desselben Ahnungen, es spiegelt sich in der Naturpoesie der unbefangene Glaube des Volkes ab, sie zeichnet sich daher aus durch Unmittelbarkeit des Ausdrucks, daher

die blos andeutende Kürze, das Abgerissene; ihr ist der unmittelbarste Ausdruck der Empfindung, die Musik nothwendig. In der Periode der Kunstpoesie gelingt das Volkslied nur den Dichtern, denen die poetische Unmittelbarkeit der Anschauung verliehen ist, wie Göthe, denen nicht, deren Brust von allgemeinen Ideen erfüllt ist, wie Schiller. Das Individuum ist blos das allgemeine Organ der Volksempfindungen, so wie es in den Balladen auch nicht ein bestimmter Charakter, sondern einfach ein tieffühlender Naturmensch ist. Die Naturerscheinungen, welche insbesondre Ahnungen im Menschen erwecken, zeichnen sich aus durch stille Einförmigkeit, Einfachheit und Großartigkeit, die geweckte Ahnung, durch die Phantasie versinnlicht, erscheint dann poetisch als der dem Menschen aus der Natur entgegentretende Geist, so bei den nordischen Völkern als Waldgeist, Berggeist, Haidegeist, Wassergeist. Der empfindende Mensch macht noch immer in der Einsamkeit dieselbe Erfahrung an sich. So erscheint der Wassergeist nach der Lokalität in verschiedener Form, am einsamen rings umfriedigten See in der Schwüle des Sommers als ein lockendes Weib, d. h. als das bildlich gewordene sinnliche Wohlbehagen des Menschen an der Kühle des Wassers. So ist auch der „Fischer" von Göthe zu fassen, er stellt dar die Macht der Materie über den Menschen, der ihr nachgebende Mensch verzichtet auf das höhere Geistesleben und schwindet aus dem Kreise der Menschen, um in dem blos empfindenden Reiche der Elfen zu leben. Die Worte der Wasserfei sind nichts anderes als die Empfindungen seines Herzens, dem das Reich der in bloßer Empfindung glückliche Fische sich jetzt lockend darbietet. Die Allegorie demnach, welche Viehoff (Göthe's Gedichte erl. I., 415 ff.) in dem Gedichte findet, wird von dem Verf. entschieden zurückgewiesen; denn das Wasserelement erscheine nirgends als listig, der Fischer nicht als ohne Widerstand hinabgezogen, sondern als ein seiner eigenen sinnlichen Empfindung nachgebender Naturmensch. Auf die Entwicklung der Kunst des Gedichtes läßt sich der Verf. nicht weiter ein; Ref. bemerkt, daß besonders ausführlich sich darüber verbreitet Paschke „Wesen der Poesie". (Progr. von Sorau 1828. S. 28 — 40.). — In dem „Alpenjäger" Schillers ist der Charakter des Volksliedes dadurch verloren gegangen, daß die Sage blos dient zur Versinnlichung einer ethischen Idee, daß der Jäger die Einheit mit der Natur in der Leidenschaft seiner Mordlust aufgegeben hat, daß durch den Schluß die Phantasie unbefriedigt ist, daß die Ausführlichkeit der Darstellung dem Volksliede widerspricht. Der jambische Rhythmus bei Göthe ist volksmäßig, die pathetischen Trochäen Schillers nicht. —

Hölscher.

Ueber die Bestrebungen um Begründung einer Universalliteratur. Von Dr. Otto. Progr. des Gymn. zu Braunsberg, 1852.

Das Programm behandelt in Form einer Rede die Fragen: Was ist von dem Bestreben der neueren Literatur in ihrer universalen Richtung zu halten? und welche Aussicht ist vorhanden auf Verwirklichung einer wahrhaften Universal-Literatur? Die traurige Gestaltung der Zustände der alten Welt nach der Zeit Alexanders des Großen und besonders in der römischen Kaiserzeit findet der Verf. nur dadurch herbeigeführt, daß die Literatur jener Zeiten das Nationale der Völker mitaufhob und einen hohlen Universalismus in Staat und Religion herbeiführen half. Die neuere Literatur ist von Haus aus universaler Natur. Eine segensreiche dauernde Versöhnung und Verschmelzung der Völker kann aber nur dann eintreten, wenn sie beruht auf den ewig wahren Grundlagen des Heiles der Menschheit, d. i. auf dem Christenthume. Aber selbst von den Heroen unserer Literatur, fährt der Verf. fort, ist das Christenthum nicht in seiner tiefsten Bedeutung erfaßt, wenn sie auch ernstlich nach einer tieferen Lebens- und Weltansicht gerungen haben; aber die pantheistische Weltanschauung befördert, die bei den Epigonen in Materialismus übergegangen ist. Eine solche Literatur kann aber nicht auf die Dauer

befriedigen, und vielfältige Anzeichen sind da, daß das Christenthum die Gemüther lebendiger ergriffen hat.

Hölscher.

Einige Bemerkungen über Homonyme. Von Director Dr. Ferd. Schultz. Progr. des Gymn. zu Braunsberg, 1847.

Diese anziehende Abhandlung giebt zuerst die Begriffserklärung der Homonyme und theilt dann eine Reihe homonymer Wurzelwörter aus dem Griechischen (*νέω* ich schwimme, spinne), Lateinischen (sero), Deutschen (laden = belasten und rufen) mit, wobei angenommen wird, daß denselben verschiedene Wurzeln zu Grunde liegen (laden = belasten, althd. hlatan; = rufen, ladôn). Der Redende darf kein homonymes Wort in solcher Verbindung anbringen, daß der Zuhörer zwei verschiedene Gedanken finden kann, wenn nicht ein bestimmter Zweck erreicht werden soll, wie Cicero mit dem ius Verrinum beabsichtigte. Größer ist zweitens die Zahl derjenigen Homonyme, die durch Ableitung oder Zusammensetzung von verschiedenen Stämmen derselben Sprache entstanden sind, wovon wieder eine große Zahl angeführt wird: *ἁλίζω* = ich sammle und salze; furor = ich stehle und Raserei; kriegen = Krieg führen und bekommen, can = Kanne und können). Drittens finden sich solche Homonyme, welche durch Entlehnung aus fremden Sprachen, mit theilweiser Umformung der entlehnten Wörter entstanden sind, mehr im Französischen (aune = Erle und Elle, u. s. w.) und Englischen (wie adore = anbeten und vergolden) als im Griechischen (nur *οὖρος*), Lateinischen (calo = ich rufe und Troßknecht, aula, acta, campus mina, mora) und Deutschen (Atlas, Ball, Reis, Kuppel, u. a. m.). Diese Homonyme sind großentheils entstanden durch Gleichmachung unbekannter Wortformen mit bekanntern, bei den meisten blos ein zufälliges Zusammentreffen der Form. Zum Schluß giebt der Verf. noch eine reiche Anzahl griech., lat., franz. und engl. Homonyme.

Hölscher.

Miscellen.

Die sprache des Clement Marot in grammatischer hinsicht.

Orthographie und aussprache.

Akzente werden nur selten angewandt: gaigné, bonté, près, à, là, ô. Sonst: benefice, credit, desirer, agreable, irreparable, pere, bandez, volontez, deffence.

ay lautet wie aï: pays = envahis, Psalme 113.

eu, einsilbig, mit kaum hörbarem e, oder mit hörbarem e (= ö) und verschlucktem ü: pleurent = furent, Metam. d'Ovide, asseure = blessure, Complaincte 3, meure, Chanson 10, Epigramme 140, heure, demeure, souilleure, meilleure, Colloque de la vierge etc., seure, meure, neuve (f. von neuf), treuve (trouve), preuve, Epigr. 107, fleuve, Epigr. 109, valeureux, Estrene 11 (valureux, Epigr. 13)*), euë, queuë, Complaincte 4, peu (pu) = peu, Epistre 56, receu, veu (voeu), seur = soeur, Epigr. 178, possesseur, Epistre 2, neud (noeud, Blason 1), neuf = veuf, Epigr. 57. Nach c wird natürlich ueu geschrieben: cueur (auch: coeur), cueuvre (auch: coeuvre).

en und em wie an, selbst auch dann, wenn i vorhergeht: capellen (chapelain), Hierusalem = an, Rondeau 7, quotidiene = Diane, moyens = parens.

enne scheint êne ausgesprochen zu sein: souvienne = Antoine, Epistre 47.

er muss ähnlich wie ar gesprochen worden sein (vgl. das engl. clerk): serge = charge, Epistre 45, chernu (charnu), Metam. d'Ovide, liv. 2, mercq (auch marque).

Anstatt i wird am ende des wortes y geschrieben: toy, luy, dy (dis), composay, diray, supplye. In oin bezeichnet i bloss den übergang der stimme von o auf n, es wird daher wenig gehört: tesmoigne = vergongne, Metam. d'Ovide, liv. 2, elongne (éloigne), Rondeau 43. (Daher noch: poignard, oignon u. a.)

oi muss ähnlich wie uê (einsilbig) gelautet haben: ouë (oie), Rondeau 21, fouyer (foyer), Epitaphe 12, sois = François (français), Epistre 49, voudroit = droit, Estrene 31, cognois (connais) = vois, fois, Epistre 47; Epigr. 101; sçavoye = Savoye, Epistre 61; trouvoye = voye, in der mitte des wortes, namentlich vor st, mag das o wenig hörbar gewesen sein: cognoistre = senestre, Rondeau 35, mettre, Blason 11, apparoistre, accroistre = estre, Rondeau 56, maistre, le Jugement de Minos; doch kann der normannische laut ê (ei) wohl noch nicht eingedrungen sein: cognoistre = cloistre, Colloque de l'abbé etc.

u lautet vor n und m zuweilen wie o: unde = ronde, tumbe, triumphe, columne.

---

*) Th. de Bèze gibt an, dass zu seiner zeit (1584) hureux gesprochen worden sei.

Dem nasal n wird oft g angehängt: ung (auch: un`, besoing.

Das scharfe s wird häufig durch se bezeichnet: sçavoir; ebenso findet sich für das jetzige ch (= sch) sch: bouscher, empescher.

z vertritt am ende des wortes ts, bs u. s. w.: separez, souz (sous).

Die endkonsonanten scheinen, mit ausnahme von n, fast überall unterdrückt worden zu sein: grec = aigret, vifs = avis, craintifs = petits, nuptial = Lilia, Chant 11, autels = beautez, commencer = assez, cher = ficher, Jupiter = visiter, mer = estimer, amer = aimer, passevelou (passevelour), Complaincte 4, poignad (poignard), Metam. d'Ovide.

Zwei konsonanten hintereinander werden nicht geduldet: regne = resne (rêne), Epistre 45, daigne, preigne (prenne), enseigne = capitaine, Epistre 44, Epigr. 75, digne = machine, Epistre 28, coulpe = coupe, Oraison, tabour (tambour), Ballade 11 (daher noch: tabouret), covalescence (convalescence), Chant 5, convent (auch: couvent) = souvent, Epigr. 92, wahrscheinlich auch moutier, anst. moustier, Colloque de la vierge etc.; perle = gresle, Blason 6, parler = aler, Epistre 26, Martin = Catin, Epigr. 245, congnoistre = mettre, Blason 11, asne, escrit, dextre = estre.

Elision.

Ausser den in der jetzigen sprache vorkommenden elisionen finden sich noch se (si), ma, ta, sa: s'en sa jeunesse, m'ammye, s'amour; doch auch schon: mon ame, mon invention, mon obeïssance, son hôtesse.

Euphonische buchstaben.

Folgenden partikeln auf e wird, wenn sie vor ein vokalisch anlautendes wort zu stehen kommen und das e nicht elidirt werden soll, ein s angehängt: mesmes, onques, donques, quelconques, encores, presques, avecques. (Ob dieses s nicht vielleicht als ursprüngliches bildungselement aufzufassen ist, wage ich vorläufig nicht zu entscheiden. Vgl. Diez, II., 378).

Dehnung und schärfung.

Nur der vokal a wird verdoppelt in ange. Die konsonanten werden verdoppelt, wenn der vorhergehende vokal den geschlossenen laut haben soll: deffence (défense), proffit. Aus demselben grunde werden a und tres mit dem folgenden worte zusammengeschrieben: assavoir, tressaint, trescher. (Daher noch jetzt: affaire, tressaillir.)

Wortbildung.

a anst. ai (e): librarie, Colloque de l'abbé etc., amiable, agu, guarison (guérison).

ai (e) anst. a: Allemaigne, Bretaigne, montaigne, gaigner, raige, couraige, Epistre 45, auch: rage, courage, Chanson 7, declaire, saing, aigneau, chernu (charnu).

au anst. al: maugré (malgré).

e anst. oi: tect, Complaincte 4, serée, Metam. d'Ovide.

eu anst. ou: cueuvre, Epistre 13, od. coeuvre, Epigr. 176, treuve = preuve, Epistre 61, auch: trouve, Chant 9, Rondeau 42, meurir, Chant 5.

el anst. eau: tombel, Epitaphe 10. (tumbeau, Cimetière 6.)

eil anst. eu: vieil soudart, Epistre 23, vieils, Balladin. (vieux, Oraison.)

i anst. oi: mitié, Blason 28.

ia anst. a: amiable.

ie anst. e: chier, legier = entier, Blason 8.

o anst. ou: povez, Estrene 5, Blason 1*), povais, Eclogue 1, espoventa, Metam. d'Ovde, liv. 1, forvoyer, Psalme 37, crope = Calliope, porceau =

*) Trouver ist immer mit ou geschrieben.

morceau, Colloque de la vierge etc., auch: pourceau, Colloque de l'abbé etc., Loyse = Moyse, Complaincte 4, soefve (suave).

ol anst. ou: col, Blason 34, Hist. de Leand. et Hero, Metam. d'Ovide, liv. 1, fol, Sermon du bon pasteur et du mauvais, fols, Rondeau 70, mol, Epigr. 250, molz Blason 1.

oi anst. e: voirre = Auxerre, Colloque de la vierge etc., poise, Epigr. 22.

ou anst. eu: plourant, les tristes vers de Beroalde, auch: plorer, Cimetiere 34, Compl. 4, und pleurer, Compl. 2 u. 3. demourer, Epistr. 3, noud = genou, Chant 9, auch: neud, Chant 11, noeud, Blason 1.

ou anst. o (au): coulomb, Chant 1, auch: colomb, Compl. 4, descouloutoit, Chant 10, coulorez, Blason 1 (descolorée, Chant 5), approucher, Epistre 62, arrouser, Epigr. 110, prouffit, Compl. 3, proufiter, Rondeau 45, souldart (soldat), pourmener (promener), pouvreté, Colloque de la vierge etc.

u anst. eu (ö): hurter, Blason 34, Epigr. 256.

c anst. ch: cercher (auch: chercher), descirer.

ch anst. c: puchelle (auch: pucelle).

ch anst. qu (k): monarche = marche, le Jugem. de Minos.

gu (g) anst. g (sch): mitiguer, Blason 6.

g anst. gl: gorrier (glorieux).

mb anst. mm: flambe, Metam. d'Ovide, liv. 2. enflamber, Epigr. 45. (Daher noch: flambeau.)

Der infinitiv wird häufiger, als jetzt, substantivisch gebraucht: mon doux parler. croyez a mon dire.

Von der verkleinerungsendung et macht M. viel hänfiger, als neuere Schriftsteller, gebrauch: nouvelet, foiblet, brebiette.

Bei certaines findet sich noch die adverbialendung es. Anstatt ardemment sagt M. ardentement.

Wortarten.

Anstatt en les gebraucht M. noch ès: Resider ès domaines Royaux. De là je vins ès parties totales (toutes les parties) de Lombardie.

Das zahlwort mille wird auch mil geschrieben: Six mil Apostres, Epistre 3. Für troisième steht tierce, f.

Das persönliche pronomen je steht auch absolut: Je le grand Empereur Alexandre. Je qui suis le roi. Die pers. pronomen werden auch nach präposizionen von sachen gebraucht: L'odeur qui d'elles (des roses) est tirée, Chant 10.

Die possessiven pronomen mien, tien, sien werden adjektivisch gebraucht: Ce mien petit livre. Le sien cueur. moi possessiv: Pour voir à l'oeil moi (*meo*) le petit raisin, Epistre 9.

Demonstrative pronomen, adjekt.: cest arbre, ceste vie, celle dame, celuy chemin; substant.: ce, ohne relativ, Chant 13, cil (celui), iceluy, icelle, iceux, cestuy.

Unbestimmte pronomen: nully (nul).

Die adverbien dedans, dessous, dessus, devers werden als präposizionen gebraucht.

Flexion.

Die adjektiven, welche im lateinischen für masc. und fem. nur eine form haben, werden zuweilen noch ohne femininendung gebraucht: So grand bonté me feit aller grand erre, le Temple de Cupido, les grans journées, loyau-ment, la poignant mammelle, Epistre 23, chandelles flambans ou estaintes, Temple de Cupido, tell' vertu, le Temple de Cupido.

Von der deklinazion finden sich nur wenige spuren; rien nimmt als nominativ s an, Balladin; l'image Cupido (*Cupidinis*), le Temple de Cupido, l'espée Sainct Pol, Epistre 3; portail hat im pl. portaux, Psalme 24; my

(moi) dat., Dialogue de deux amoureux, à par (part) lay, dativ, Epistre 21; autruy, dat., Chant 5, nulli, dat., Epistre 31.

Gradirung. Superlativen mit der bedeutung sehr sind häufig: ingratissime, Epistre 48.

Konjugazion. Die partizipien des präs. werden stets flektirt: Mes douze boeufs servans au labourage, la Complaincte d'un Pastoureau chrestien. Pource qu'alors ayans tel persecution esperez en remuneration, Sermon du bon Pasteur et du mauvais. Personalendungen. Das s wird bei der ersten person in vielen fällen weggelassen: je repondy, je t'averti, j'estoye, je trouvoye, je vueil (veux), je soustien; auch das t der dritten person, wenn ein vokalisch anlautendes wort darauf folgt: ignore, ou presume (spr. présum') elle? Epistre 27, monstre il, a il, Chant 15, fera il, Complaincte 8, faudra il, Eclogue 1. (*Génin*, des variations du langage franç. p. 107, meint, dass in diesen fällen das t doch gesprochen worden sei; bei den formen auf e ist dies, wie die silbenzahl beweist, nicht der fall; ob es bei den Formen auf a geschehen ist, vermag ich vorläufig zwar nicht zu entscheiden, habe aber keine veranlassung, es anzunehmen, da Marot in der orthographie sonst sehr genau ist.) Erste konjugazion. je feis (spr. fi), vous feistes = petites, Epigr. 101. prins (pris), auch: pris, Epistre 37, Chant 9, entrepris = prix, Chant 2, appris = inscrits, Chant 21, elles preignent (prennent, konjunkt.), Epistre 13, je prins (pris), elle print, tu printes = princes, Epistre 34, ils prindrent, prindez (peignez), Sermon du bon Pasteur et du mauvais, il congnent, siehe s. 1, courre (courir), Epigr. 10, il courra (courira), l'Enfer, querre (quérir), Elegie 1, Rondeau 47, acquerre = guerre, Epigr. 48, (acquerir, Epigr. 93), conquerre = terre, Rondeau 47, il vesquit (*vécut*), Cimetiere 9, vesquirent, Cimetiere 13, ils sequeurent (suivirent), Psalme 107, secous (*secussus*, secoué), Epigr. 58, Psalme 18, mors (*morsus*, mordu), Epigr. 204. Zweite konjugazion. je vois (vais), Epistre 18, je voise, konjunkt., Sermon du bon Pasteur et du mauvais, Eglogue rustique, ils voysent, Elegie 26, il lairra (laissera), je donrois (donnerais), Epistre 43. Dritte konjugazion. veoir (spr. voir, einsilbig), il veit (vit), ils veirent, voirrez, l'Enfer, voyrez, Sermon du bon Pasteur et du mauvais (verrez, l'Enfer), il seoit (seyait), Metam. d'Ovide, il asserra, Psalme 32, ils cheurent, perfekt, le Temple de Cupido, il cherra, Rondeau 69, il cherroit, Epistre 26, ils beuront, Eclogue 1. Vierte konjugazion. oyr, Balladin ouyr, l'Enfer, oyant, le Temple de Cupido, ouy, Sermon du bon Pasteur et du mauvais, j'oy, Eclogue au Roy, il oit, l'Enfer, ouyt, Balladin, ouït, das., vous orrez, à Monseigneur Franç. de Bourb. ils vindrent (vinrent), ils tindrent, hairra (zweisilbig), les tristes Vers de Phil. Beroalde, beni (geweiht), Metam. d'Ovide, poursuivir (poursuivre), le Temple de Cupido, toussir (tousser), Epigr. 249.

Prädikatives satzverhältniss.

Der infinitiv steht als subjekt ohne präposizion nach il plaist, il est possible und il sied (mal): S'il te plaist . . . le recevoir en gré, Epistre 51. Est-il possible voir d'une vierge un parler si terrible? Balladin (I., 287). Sied-il mal à une Allemande sçavoir François? Colloque de l'Abbé etc.

Das pronominale subjekt ist oft weggelassen: Le recueil (accueil) fust de la sorte dont maintes fois l'avois souhaité, Epistre au Roy François I. Que diray plus? Fus-tu mal recueilli, lorsque lui presentas le Jugemeut de Minos? Epistre au Roy François I. Aimé sera tant du grand que du mendre, Rondeau (I., 153). Il n'est soldat, tant soit audacieux, qui ne quitast lances etc. N'a pas longtemps. Comme sçavez. Si la sçavez.

Oeuvre steht als masc. Sermon du bon Pasteur et du mauvais; guide, führer, als fem. l'Enfer, v. 36; amour, fem. Balladin (I, 282), le Riche en Pauvreté (I, 302), masc. Elegie 17; silence, fem. Metam. d'Ovide, liv. 1 (IV, 32); reste, fem. Epistre 3; duché, fem. Epistre 15.

Être mit dem infinitiv findet sich Complaincte 3: Tu le fus voir.

Être mit dem partiz. des präs. bezeichnet die dauernde thätigkeit: Qui ton orde et puante bave contre moy as esté crachant, Epistre 20.

Commencer wird reflexiv gebraucht, Epigr. 1.

Attributives satzverhältniss.

Namen von flüssen ohne artikel: Plustost Seine encontre mont ira, Elegie 15. Loire est belle et bonne rivière, Epistre 35.

Possessive pronomen ohne artikel: Si voulons estre siens, le Riche en Pauvreté.

Un nicht gebraucht in: Tu as beau corps et belle face, Rondeau 45. Des armes tant profitables, que décentes à jeune Prince, Epistre au Roy François I.

Anstatt der cardinalzahlen stehen bei den namen der regenten die ordinalzahlen: Charles huictiesme, Cimetiere 7, Loys douziesme, das.

Das possessive pronomen bezeichnet auch andere verhältnisse als besitz: Comment peux-tu avoir mon alliance (eine verbindung mit mir)? Hist. de Leander et Hero.

Dagegen werden anstatt der possessiven pronomen häufig persönliche pronomen mit de gebraucht: Le cueur de moy, Elegie 24, le naturel de moy, Elegie 13, le serviteur de vous, Elegie 25, à l'exemple de lui, le Riche en Pauvreté, pour l'amour d'elle, Balladin.

De nicht gesetzt: Et quand de lui une teste abattoit, pour une morte en revenoit sept vives, l'Enfer, v. 182. Nul n'aura fantasie suyvre le monde etc., Sermon du bon Pasteur et du mauvais (I, 272).

A bezeichnet öfter als jetzt besitz, zugehören: La fille au Roi de France, Chant 11, la fille au Roy Louys, Epistre 43.

Objektives satzverhältniss.

Kasus und präposizionen. Der infinitiv steht in der akkusativform (ohne präposizion) nach refuser, promettre, conseiller, supplier, craindre, aimer, entreprendre: Et escouter on ne refusera l'esprit malin, l'Enfer. Je te promets n'estre point des derniers à te louer, Eglogue rustique. Me conseilloit abandonner la France, Epigr. 29. Je vous supply n'entendre que etc., Elegie 26. Je vous supply ceste Epistre en gré prendre, Epistre 3. Tu ne craindrois dire ton nom. Epistre 20. (Crains-tu à escrire, Epistre 3.) Aymant combattre, Epistre 3. . . . ont entrepris la surpasser, Chant 2. Auch nach obliger und contraindre: Que je vous veuille obliger le me rendre, Elegie 26. Elle contrainct les amys plaindre fort, Rondeau 26. Les Muses me contraignent penser ailleurs, Epistre 31. (Lors suis contrainct de blasmer son outrage, Rondeau 28.) Selbst nach s'efforcer und s'attendre: Qui monts sur monts s'efforcent cumuler, Sermon du bon Pasteur et du mauvais. S'attendant avoir la bataille, Epistre 4.

Nach faire steht sowohl der blosse infinitiv, als die präposizion à: Je le vous fais sçavoir, Epistre 8. Je vous fais à sçavoir que etc., Sermon du bon Pasteur et du mauvais. Je te fais assavoir, l'Enfer, v. 103. Macée me veut faire accroire, Epigr. 247. (Génin, p. 323, hält assavoir mit unrecht für eine zusammensetzung, vgl. s. 4 und Diez 3, 206; über accroire ist eben so viel gestritten worden, s. Vaugelas, Rem. 251 und die bemerkung der akademie dazu.)

Penser mit à, Elegie 26: Sans penser mal affaire.

Apprendre mit de, l'Enfer: Les esprits, qui de compter verité ont appris.

De nach renoncer und inciter: . . . renonce de se venger, Sermon du bon Pasteur et du mauvais. . . . m'incitoit de vous presenter, Epistre au Roy François I.

Das partizip wird bei avoir nicht immer auf das leitende objekt bezogen,

wenn dasselbe aus dem subjekte des verkürzten nebensatzes hervorgegangen ist: Je les ai veu saccager le troupeau, Eglogue rustique (I, 314).

Eslire mit pour: Le Seigneur pour sienne l'a esleuë.

Negazion. Ne steht oft ohne ergänzung: Donc ne t'esbahis se etc., Epistre au Roy François I. Qui d'amours ne veut prendre le ply, le Temple de Cupido. Tu ne craindrois dire ton nom, Epistre 20. N'ais peur, l'Enfer.

Ne mit ergänzung im intensitätssatze: Roy plus esmeu vers moy de pitié juste, que ne fust pas envers Ovide, Auguste, Epistre 55.

Mie als ergänzung: N'y touche mie, Dialogue de deux amoureux. Je ne croy mie, l'Enfer.

Non steht zuweilen beim infinitiv als satzverneinung: Impossible est de non tristesse avoir, Elegie 19. Proposois de non tistre jamais pour vous rondeau, Epistre 2.

Dagegen ne als verneinung eines einzelnen begriffes: Ne seulement, Epistre 52.

Point als satzverneinung: En ceste terre avez-vous point congneu etc., le Temple de Cupido. Le crains-tu point? l'Enfer.

Zusammengesetzter satz.

Si (so) im nachsatze: Or si ce dueil n'abbatez par vertu, si sera il par le temps abbatu, Elegie 19.

Verkürzung durch den infinitiv: Souvent je l'ay pensée estre Ange. J'ai donné mainte chose que l'on prenait, sans penser le donneur pretendre rien du prenant, que l'honneur, Elegie 26. Celuy ... est digne qu'on le tienne estre de ceux que etc., le Riche en Pauvreté. Cognoissant ma cruelle maistresse estre trop forte et fiere forteresse, le Temple de Cupido. Veux-tu donc maintenir amourettes estre indecentes à jeune Prince? Epistre au Roy François I. Qui lors confesse estre pecheur, Sermon du bon Pasteur et du mauvais.

Durch das partizip des präsens: Ceux qui penseront étant à Dieu vray sacrifice, Sermon du bon Pasteur et du mauvais (I, 272). Car vous vivant, tousjours se sentoit riche, Epistre 34. Tous les hauts faits des sept Sages de Grece sont inutils, comme estans fais sans foy, Sermon du bon Pasteur et du mauvais.

Wortordnung.

Bei der wortordnung findet noch die alte ungezwungenheit statt; hier nur einige beispiele: Ce livre mien. La place du père mien. Car suivre faut la reigle. Cil qui juste estre pense. On le m'a dit, Rondeau 15. Il le te faut saluer, Epistre 33. Je ne la vous nommeray mye, Rondeau 52

Bielefeld. **Franz H. Strathmann.**

Die Aussprache der Fremdwörter im Hochdeutschen.

Man hört oft die Behauptung, daß die aus den fremden Sprachen entnommenen Wörter im Hochdeutschen ganz so wie in ihrer Sprache gesprochen und betont werden müßten. Ueber die Aussprache dieser Wörter stellen freilich die meisten Grammatiker: Becker, Götzinger, Juch, Diefenbach ꝛc. einen allgemeinen Grundsatz nicht auf. Nur Koch in seiner deutschen Grammatik, §. 50, behauptet, daß die fremden, nicht eingebürgerten Wörter die fremde Accentuation behalten. Er führt aber nur aus der französischen Sprache entnommene Wörter als Beispiele an. Das Stillschweigen der Grammatiker kann uns indessen nicht veranlassen, die Richtigkeit jener Behauptung zu läugnen, muß uns aber doch zu sorgfältiger Prüfung auffordern. Denn wir können nicht vermuthen, daß fast alle unsere Grammatiker, die oft nur zu leicht allgemeine Regeln aufstellen, ein so weitgreifendes Sprachgesetz ihrer Beobachtung hätten entgehen lassen.

Hätten wir nun im Hochdeutschen das Gesetz, daß die Fremdwörter wie in ihrer Sprache gesprochen und betont werden müßten; so müßte sich doch dessen Ausführbarkeit als möglich denken lassen. Kann man sich aber selbst bei einem Volke, das an Gelehrten so reich ist, wie das deutsche, denken, daß es der Gesammtheit der Gebildeten möglich sei, jedes fremde Wort so, wie in seiner Ursprache, zu sprechen? Wer diese Möglichkeit nicht einräumt, kann auch jenes Gesetz nicht annehmen. Ein Gesetz muß aber nicht nur ausführbar, sondern auch von der gesetzgebenden Gewalt ausgegangen sein. In der hochdeutschen Sprache hat nun der Volksgeist, soweit er sich in der hochdeutschen Schriftsprache und der lebendigen Rede der Gebildeten, insofern sie das Hochdeutsche zum Organ ihrer Mittheilung gemacht haben, kund giebt, diese gesetzgebende Gewalt. Lauschen wir ihren Aeußerungen in dem schaffenden Leben der hochdeutschen Sprache. Uebersehen wir aber nicht, daß das Hochdeutsche in dem Sprachgefühle der gebildeten Deutschen, nicht aber in dem der deutschen Gelehrten, seine Quelle hat.

Der gebildete Deutsche, soweit er natürlich ist, wird zunächst, wenn er die fremde Aussprache nicht kennt, die fremden Wörter nach deutscher Weise aussprechen. Weiß er aber die Aussprache fremder Wörter, so kann er sie entweder auf ihre, oder auf deutsche Weise aussprechen. Ist das Wort aus einer den Gebildeten gemeinhin bekannten Sprache z. B. der französischen entlehnt, so wird er sich der fremden, dem gebildeten Kreise voraussetzlich bekannten, Aussprache bedienen. Ist es aber aus einer anderen Sprache genommen, so wird er, wenn dasselbe bereits in deutscher Schrift und Rede vorgekommen, nach dem natürlichen Zuge der für die Mittheilung bestimmten Sprache auf Verständlichkeit nach deutscher Weise aussprechen. Er wird also Mexiko sprechen, wie es geschrieben, wenn ihm auch bekannt sein mag, daß das x in diesem Worte ursprünglich mit einem Laute, der zwischen j und sch schwebt, gesprochen wird.

Zu den Gebildeten gehören sowohl Männer als Frauen. In der mündlichen Rede ist die lebendige Werkstätte der hochdeutschen Aussprache. Da nun die Frauen die alten Sprachen gar nicht und schwerlich ein Zehntel der Männer dieselben kennen: so wird sich bei den in das Hochdeutsche aus jenen herübergenommenen Wörtern eine dem Hochdeutschen angemessene Aussprache und Betonung geltend machen. Soweit ich habe beobachten können und von Andern auf Befragen erfahren habe, wird z. B. in gebildeten Kreisen durchgängig Iphigenie gesprochen.

Aber neben der mündlichen Rede läßt uns auch die hochdeutsche Schriftsprache die Sprachgesetze erkennen. Hier giebt es statt der schwankenden Muthmaßungen der mündlichen Rede eher sichere Feststellungen. So betont, um bei dem eben angeführten Beispiele zu bleiben, Göthe in seiner Dichtung dieses Namens Iphigenie. G. W. Bd. XIII. S. 19. S. 30. S. 48. Ebenso Schiller in G. W. Bd. III. S. 9. S. 27. S. 28. Auch Platen (Werke Bd. II. S. 175.) —

Wir sind nunmehr zu dem Ergebnisse gelangt, daß ein Gesetz, nach welchem die aufgenommenen fremden Wörter so, wie in ihrer Sprache zu sprechen und zu betonen, in der hochdeutschen Sprache seiner äußern Wirksamkeit sowie seinem Entstehungsgrunde nach nicht vorhanden ist.

Es wäre aber durchaus verfehlt, aus der Bestreitung dieses Gesetzes eine Veranlassung zu nehmen, das ihm geradezu entgegengesetzte Gesetz: daß alle Fremdwörter nach hochdeutscher Weise betont und gesprochen werden müßten: aufzustellen.

Die Aussprache müßte sich, wenn dieses Gesetz Geltung hätte, doch nach der Gestalt des fremden Wortes in der Schriftsprache richten.

Wenn aber das fremde Wort uns, wie so manche französische Wörter, zunächst durch mündliche Ueberlieferung zugeführt und in derselben lebendig erhalten wird: so kann doch nur die lebendige Behandlung des aus der fremden Sprache lebendig überlieferten Wortes über die Aussprache entscheiden, und in dieser das der Sprache für diese Fälle eigenthümliche Gesetz gefunden werden.

Wir würden also nach der Verschiedenheit der Fälle für die Aussprache eine zwiefache Grundlage haben: die Gestalt des Wortes in der Schrift seiner heimischen Sprache und die Weise seiner Aussprache in dieser. Beide dächten wir der Wirk-

samkeit der hochdeutschen Aussprache unterworfen. Da sich aber nicht mit durchgreifender Sicherheit angeben läßt, welche Wörter uns durch die Schrift, welche durch die mündliche Rede zugeführt worden: so würde es hier wieder an einer festen allgemein geltenden Entscheidung gebrechen. —

So wird man auch nach allgemeinen Grundsätzen sich dieses Gesetz, gegen dessen Anwendung auch unbeugsam feststehende Thatsachen entgegenstehen, erklären. Es erscheint aber überall verfehlt, ein allgemeines Gesetz für die Aussprache der Fremdwörter aufzustellen, da man in der eigenen Sprache über das Gebiet derselben hinaus keine Vorschriften geben, und den Fremdlingen aus andern Sprachen nicht ohne besondern Nachweis das Recht gestatten kann, ganz nach ihrer Weise behandelt zu werden.

Jever. Dr. **Hoyer.**

Curiosa aus der neuesten deutschen Sprache.

Ungeachtet unserer zahlreichen schöngeschriebenen und gebundenen Sprachheftlein — oder vielleicht eben um ihretwillen — finden wir auf Wegen und Stegen so viel Wunderliches, daß wir uns anfangs ärgerten, dann aber erstaunt-bescheidentlich fragten, ob denn Niemandem anders als uns selber diese Auswüchse am gesunden Holz aufgefallen sind. Deshalb stellen wir sie hin, ob sie etwa einem oder dem anderen Lehrer ebenfalls bedenklich scheinen, auf daß er zur Herstellung des guten Deutsch das Seine beitrage.

* * *

Aus den lateinisch-französischen Grammatiken und deren Nachbetungen früherer Zeit sind noch hie und da hangen geblieben die undeutschen Paradigmenformen:

1. **gehen wir** als Imperativ;
2. **werde gelobt** als Imperativ;
3. **werden gelobt werden** als inf. fut. pass.

Die Form 1. einen Imperativ zu nennen ist überall verkehrt, da man nur der zweiten Person befehlen kann*), daher auch *ἴωμεν* und eamus niemals Imperativ genannt sind. Das französische allons ist eine Nebenform des Conjunctivs. — Die Form 2. ist undeutsch, und selbst als Uebersetzung genommen übel; daß sie gar in nicht übersetzende Lehrbücher eingedrungen, ist ein sonderbares Zeugniß vom Sprachgefühl der Grammatiker. — Vor allem entsetzlich ist jedoch die Form 3., sogar als Uebersetzung entbehrlich, als Originaldeutsch aber in reindeutsche Grammatiken eingebracht, vollends verrückt. Als Uebersetzung ist sie entbehrlich, weil auditum iri niemals anders als im abhängigen Satze vorkommt, der accus. c. infin. aber im Deutschen jederzeit zum verbum finitum wird, also: „es werde gehört werden" — wörtlich: „man gehe um zu hören". — Originaldeutsch genommen müßte es mindestens heißen: „geliebt werden werden," da der regierende Infinitiv im Deutschen überall nachsteht, nie voran.

* * *

Daß es mit dem **Vocativ** — gleich wie mit dem Imperativ — eine eigene Bewandtniß habe, die unseren kreuzlogischen Thebanern nicht überall aufgegangen ist, zeigt eine höchst denkwürdige Sprachform, die aus dem officiellen Wiener-Deutsch in groß- und kleindeutsche Schriftstücke weiter vorgedrungen ist, als grammatischen Patrioten lieb sein möchte. Die Form „Ew. Gnaden! Ew. Wohlgeboren! Ew. Majestät!" als **Vocative** zu gebrauchen und mit dem Ausrufungszeichen zu verzieren, ist logisch verkehrt und historisch falsch.

Die Form tua majestas ist ursprünglich Nominativ, so auch la vostra eccellenza u. s. w. Kein Italiener braucht jene Form als Anrede, auch der Franzose

---

*) Daß es keinen imper. 1. pers. giebt, erhellt zum Ueberfluß noch daraus, daß niemand jemals die 1. pers. sing. imperativisch gedacht hat. Wenn ich mir selbst — bildlich — etwas befehle, so denke ich mich als zweite Person.

und Engländer nicht; nur der Deutsche, der sie fremdüberkommen nachgeäfft hat, mißbraucht den natürlichen Sinn jener Paraphrase, indem er sie vocativisch anwendet.

Vocative sind nicht anders denkbar als in der zweiten Person, worin alle Sprachen der Welt übereinstimmen, außer jener Wiener Phrase. Ich kann rufen: „O himmlische Güte hilf mir!“ aber nicht: „O, deine Güte hilf!“ und zwar deshalb, weil ich ergänzen kann: „O du himml. G. hilf du“, aber nicht: „O du, deine h. G., hilf du“; denn „deine Güte“ kann nicht Apposition zu du sein. — Das Griechische selbst, das in übertragenen und vertauschten Redensarten so reich ist, hat dergleichen nicht. Während sie den Imperativ (gegen die deutsche Auffassung) sogar in Nebensätze bringen: „ὅν μη συ σφαλλε. — οἰσϑ, ὡς ποιησον;“ — so haben sie doch niemals ein ὦ ση εὐσεβεια ὦ ὑμετερα χαρις oder Aehnliches gebraucht, weil dieses eben so unbegreiflich wäre, wie im Hebräischen die Suffixform für „du Mann hast dich Weib geschlagen“, welcher Mangel ganz selbstverständlich ist für alle, die nicht in jene Wiener Form gebannt sind.

* * *

Eine ähnliche Verzerrung des Personenverhältnisses findet statt, wo man in Todesanzeigen findet: „Unser Vater, Bruder und Großvater ist gestorben.“ — Die Pronomina Wir, Ihr, Unser, Euer ꝛc. ꝛc. können nach einem Gesetze der Vernunft, das die Geschichte bestätigt, nur in einfach collectivem Sinne gebraucht werden, **nicht** in getrennter wechselbezüglicher Bedeutung. Wie würde man lachen, wenn ein Franzose und ein Deutscher mit Einem Munde sprächen: „Unser Freund und Feind Napoleon ist 1821 gestorben!“ Oder: „Ihr hasset und liebet mich“ statt: „Ein Theil von euch hasset, der andre liebet mich? — Oder: „Wir Beide waren vorige Woche gesund und krank“ statt: „Ich war gesund und er war krank?“ — So unsinnig diese Redensarten jedem unbefangenen Sinne erscheinen werden, so enthalten doch jene Todesanzeigen, die uns vom Hamburger Correspondenten bis zur Augsburger Allgemeinen Zeitung alle Tage entgegenspringen, denselben Unsinn. Wer ihn wohl zuerst gebraucht hat? Im Französischen — glaub ich — kommt Aehnliches nicht vor.

* * *

Die Inversion „Und sehen wir nicht ein, Und glauben wir“ ist dem Sprachgenius widerstrebend, weil „Und“ seine schwere Bedeutung eingebüßt hat und von allen Wörtern nächst „Es“ wohl das mindestbetonte ist, daher nicht die Tonkraft besitzt, welche zu einer Adverbialinversion erforderlich ist. Wäre jene Inversion gültig, so müßte sie auch bei Aber, Oder, Denn etc. möglich sein, welche sämmtlich einen stärkeren Ton haben als Und.

Dennoch ist jenes Und glauben wir (als Hauptsatz nämlich) an grünen Tischen so beliebt geworden, daß kein Bureaukrat jener Wendung meint entbehren zu können. Kein Dichter und kein wohlredender Schriftsteller hat jenes Monstrum außer dem Aktenstyl bisher gebraucht.

* * *

In Hoffmann's Nhd. Grammatik wird Hieher als Verkürzung von Hierher gedeutet. Dies ist unhistorisch. Hie ist die Urform, das Ruhende bezeichnend; so entsprechen sich: Mhd. hie, da, wa (wo). — Hier ist die abgeleitete Form, das Bewegte bezeichnend; so entsprechen sich im Mhd. hier, dar, war (dahin, wohin). Aus Hier scheint provinziell erweitert Hieher, während auch wieder provinziell gesagt wird: „komm hier“, nach alter Bedeutung. Möglich ist auch die Auffassung: nachdem die alte Bedeutung des Hier verloren, bildete man, hie und hier gleichachtend, der schärferen Bezeichnung wegen das neue hieher. Ein R-Auswurf ist nicht anzunehmen, wie dieser überhaupt im Deutschen nicht leicht vorkommt.

Dr. **E. Krüger**, Ober-Schulinspector.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

Buschmann. Ueber den Naturlaut. (F. Dümmler, Berlin.) 15 Sgr.
Language as a means of mental culture and international communication; by C. Marcel. 2 vols. (Chapman and Hall, London.)
Outlines of the history of the English language by G. L. Craik. (Chapman and Hall, London.) 3 s. 6 d.
Atlantis. Zeitschrift für Leben und Literatur in England und Amerika herausgegeben von K. Elze. — pro Semester $1^1/_3$ Thlr. (Katz, Dessau.)
Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1853. (Bauer u. Raspe, Nürnberg.) 18 Ngr.

Lexikographie.

G. F. Graham's English Synonymes classsified and explained. (Longman, London.) 7 s.
Thibaut, Dictionnaire français-allemand et allemand-français. 20. Auflage. (Westermann, Braunschweig.) 2 Thlr.

Literatur.

Deutsche Classiker, in ihren Meisterwerken dargestellt von Dr. F. J. Günther. I. Bd. Schillers Lied v. d. Glocke. (Friedrichs, Elberfeld.) 1 Thlr.
K. J. Schröer. Geschichte d. deutschen Literatur. (Heckenast, Pesth.) 2 Thlr.
Nibelungen. Zwei und zwanzigste Handschrift, hersg. durch F. H. v. d. Hagen. (F. Dümmler, Berlin.) 6 Sgr.
Geschichte der deutschen Literatur in ihren Meistern dargestellt u. durch ausführl. Proben erläutert v. Dr. F. J. Günther. (Frantz, Halberstadt.) $1^1/_2$ Thlr.
La farce de Pathelin, précédée d'un recueil de monuments de l'ancienne langue fr. par M. Geoffroy-Chateau. (Amyot, Paris.) 5 Fr.
A. Sayous. Histoire de la littérature fr. à l'étranger, depuis le commencement du XVII. siècle. 2 vols. (Cherbuliez, Paris.) 12 Fr.
D. M. Moir (Delta). Sketches of the poetical literature of the past half-century. (Blackwood & Sons, London.) 5 s.
W. H. Drummond. Ancient Irish Minstrelsy. 9 s.
Literary essays and characters by H. Hallam. (J. Murray, London.) 2 s.
Theophilus. Niederdeutsches Schauspiel aus einer Trierer Handschrift des 15. Jahrh. von Hoffmann v. Fallersleben. (Rümpler, Hannover.) $^3/_4$ Thlr.

Macaulay's ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Deutsch von F. Steger. 1—3. Bd. (Westermann, Braunschw.) à 25 Sgr. Der 4. u. 5. Band erscheinen in kurzer Frist; daran schließen sich als 6. Bd. an: Macaulay's altröm. Lieder, Jvry, Armada, übersetzt von Dr. Schmidt.

Macaulay's Geschichte von England. Deutsch von W. Beseler. Mit Portrait des Verfassers. 4 Bde. (Westermann, Braunschweig.) à 25 Sgr.

L. Eckardt. Schiller's Geistesgang. Gedächtnißrede am Schillertage 1852 gehalten. (Blom, Bern.) 6 Sgr.

F. Barthe. Histoire abrégée de la langue et de la littérature française, avec un résumé de la grammaire fr. et des règles de l'art d'écrire. (Hachette, Paris.) 6 Fr.

Histoire littéraire française et étrangère, ou Analyse raisonnée des oeuvres choisies de tous les écrivains qui se sont fait un nom dans les sciences et dans les lettres; par Girault de Saint-Fargeau. (Lecou, Paris.)

Shakspeare's Othello. Für weitere Kreise bearb. von Dr. E. W. Sievers. Auch unter dem Titel: Shakspeare's Dramen. 5. Heft. (Westermann, Braunschweig.) 20 Sgr.

Hilfsbücher.

Th. Vernaleken. Deutsches Lesebuch für die österreichischen Realschulen und Gymnasien. (Seidel, Wien.) 2 Thlr. 12 Sgr.

Cours éducatif de langue fr., fondé sur le raisonnement et sur la connaissance spéciale de la construction, à l'usage des écoles primaires; par M. E. Quix. (A. d'Aubers, Douai.)

Anne Knight. Lyriques français pour la jeunesse. (London.) 1 s.

Burckhardt und Jost. Praktischer Lehrgang der englischen Sprache. 4. Aufl. (Amelang, Leipzig.) $^2/_3$ Thlr.

L'Abeille poétique du XIX. siècle, ou choix de poésies contemporaines, la plupart inédites, recueillies par J. B. Pelissier. (Barbou, Limoges.)

Petit traité de rhétorique et de littérature par B. Jullien. (Hachette, Paris.) 2 Fr. 50 C.

Brewer's Guide to English composition. (Longman, London.) 5 s. 6 d

B. Hiley's Practical Composition. (Longman, London.) Part. I. 1 s. 6 d. Part. II. 3 s.

Graham's English; or the art of composition. (Longman, London.) 6 s.

G. R. Parker's Progressive Exercises in English composition. (Longman, London.) 1 s. 6 d.

Morceaux choisis des classiques angl., précédés d'un aperçu historique sur la littérature angl. et accompagnés de notes explicatives, philologiques et historiques; par A. Elwall. (Delalain, Paris.) 3 Fr.

Weg, anmuthiger, zur Erlernung der englischen Sprache. Von dem Herausgeber des Auszuges aus Frau von Staël's Corinne. Auch unter dem Titel: Ausgewählte Gedichte Ossian's. Als Einleitung in das Studium der englischen Sprache. (Westermann, Braunschweig.) 15 Sgr.

Die englische Sprache und Literatur in Nord-America.

Dritter Artikel.

Es herrscht in America wohl kein Zweifel darüber, daß die drei Dichter, welche wir hier noch zu behandeln haben, Bryant, Longfellow und Poe die bedeutendsten ihres Vaterlandes sind; aber sehr verschieden würde in verschiedenen Gegenden die Antwort auf die Frage lauten, welchem von ihnen die Palme gereicht werden müsse. Boston würde sich unstreitig für Longfellow, Newyork für Bryant, vielleicht auch für Halleck entscheiden, während die südlichen Staaten sicherlich nur ihren Dichter Poe gekrönt sehen möchten. Boston macht, wie wir schon früher bemerkt, Ansprüche darauf, das americanische Athen zu sein, und man darf sich deshalb kaum darüber wundern, daß es Newyork wie ein Nazareth betrachtet, von dem wenig Gutes kommen könne. Mehr oder weniger Rationalisten in der Theologie und Puritaner in der Moral hängen die Bostoner den Grundsätzen der Kantischen Philosophie an und ärgern sich gewaltig darüber, daß Newyork zwei der besten Prosaiker W. Irving und Cooper besessen und nun auch noch Halleck und Bryant gleichsam für sich in Besitz genommen hat.

Poe, über welchen wir zuerst sprechen wollen, nimmt freilich unser Interesse mehr noch als Prosaiker in Anspruch, aber auch als Dichter ist er der Beachtung werth, und wir widmen ihm deshalb auch hier gern ein Paar Zeilen, wenngleich er Bryant und Longfellow bei Weitem nachsteht.

Edgar Allan Poe wurde 1811 in Baltimore geboren und verlor beide Eltern kurze Zeit nach seiner Geburt; Mr. John Allan,

ein reicher Grundbesitzer in Richmond (Virginia) adoptirte den Knaben und nahm ihn später (1816) mit sich auf eine Reise nach England, wo er ihn in Stoke Newington in der Nähe von London erziehen ließ. Nachdem die Familie nach America zurückgekehrt war, bezog Poe 1825 die Jefferson University in Charlottesville, wo er sich zwar durch seine wissenschaftlichen Leistungen auszeichnete, aber zugleich einen ziemlich leichtfertigen Lebenswandel führte und in Schulden gerieth, die sein Pflegevater nicht bezahlen wollte. In seiner Verzweiflung beschloß der junge Mensch, sich den für ihre Befreiung kämpfenden Griechen anzuschließen, kam indessen nicht weiter als bis nach Petersburg, kehrte bald wieder zurück und trat in die Militairschule in West-Point, um sich erst für seinen Beruf gehörig vorzubereiten. Sein Pflegevater hatte sich während dieser Zeit wieder verheirathet, und da diese Ehe durch ein Kind gesegnet war, Poe sich überdies mit seinen Pflegeältern von Neuem überwarf, so vermachte ihm Mr. Allan bei seinem bald nachher erfolgenden Tode gar nichts. Unter diesen Umständen hielt es Poe für unangemessen, ohne alles Vermögen in dem Soldatenstande zu bleiben, und da einige von ihm verfaßte Gedichte vielen Beifall gefunden hatten, so beschloß er, als Schriftsteller aufzutreten. Seine ersten Versuche wurden sehr gut aufgenommen, und man übertrug ihm die Redaction des „Southern Literary Messenger“ in Richmond, die er während anderthalb Jahren mit wahrhaft glänzendem Erfolge führte. Später begab er sich nach Philadelphia, betheiligte sich daselbst an der Herausgabe von Burton's „Gentleman's Magazine“ und erregte hier durch seine zahlreichen kritischen Aufsätze allgemeine Bewunderung; zugleich veröffentlichte er indessen auch (1841) seine romantischen „Tales of the Grotesque and the Arabesque“ und glänzte durch die Kraft seiner tragischen Schilderungen. Im J. 1844 begab er sich nach Newyork und außer einer Sammlung kleinerer Gedichte sind seit dieser Zeit noch folgende Schriften von ihm erschienen: „Ulalume, Annabel Lee, die Novelle Arthur Gordon Pym, A new theory of English Versification, Eureka, Secret Writing, Autography und die berühmten Sketches of the Literati of New York.“ Durch seine kleineren Novellen, von denen wir The Murders of the Rue Morgue, The Bug, The Purloined letter und The Fall of the House of Usher als die besten und beliebtesten bezeichnen müssen, zog er eigentlich die allgemeine Aufmerksamkeit

fast noch mehr auf sich, als durch seine poetischen Schriften. Seine Prosa zeichnet sich durch eine gewisse Düsterheit des Styles aus, und man sieht es, daß sich die Phantasie des Verfassers mit besonderer Vorliebe in der Schilderung von grausen Persönlichkeiten und Schreckensscenen ergeht. Seine kritischen Arbeiten sind auch in Europa vielfach bekannt geworden, und verschiedene englische Blätter haben dieselben theils mit, theils ohne Angabe des Verfassers wieder abgedruckt.

Vor 35 Jahren wagte es das Edinburgh Review, die verächtliche Frage aufzuwerfen: „Who reads an American book?“ Gegenwärtig steht es besser um die americanische Literatur, und schon im Jahre 1842 konnte das North American Review den interessanten Nachweis liefern, daß die americanischen Bücher in England nicht nur gelesen, sondern auch sehr stark bestohlen würden, indem die Zeitschrift eine ganze Reihe von größern Aufsätzen namhaft machte, die das Londoner Monthly Review nachgedruckt hatte, ohne die Quelle irgend anzudeuten.

Unser Dichter starb sehr plötzlich am 7. October 1849, schmerzlich beweint von seinen vielen Freunden, und er hinterließ einen Namen, der in den Annalen der americanischen Literatur fortleben wird. Er war ein Mensch, den die Natur reich begabt hatte, der aber sein Bestes in Ausschweifungen vergeudete, ein Mensch, auf welchen sich das Wort von Wordsworth anwenden läßt:

„To whom was given
So much of earth, so much of heaven,
And such impetuous blood.“

Poe hatte das Unglück, von seinen Freunden eben so übermäßig bewundert und gefeiert, wie von seinen Gegnern heruntergesetzt zu werden. Hieraus erklärt sich sowohl die merkwürdige Verblendung in der Nachsicht gegen seine eignen, oft sehr flüchtig hingeworfenen Gedichte, als auch seine Strenge in der Beurtheilung Anderer, welche durch seine vielen widrigen Lebensschicksale noch eine besondere Beimischung von Härte erhielt. Das Phantastische ist in allen seinen Dichtungen besonders charakteristisch, und er erinnert durch seinen ganzen Ton sehr an Tennyson, obwohl sich eine eigentliche directe Nachahmung des englischen Dichters nirgends bei ihm nachweisen läßt. Seine Verse zeugen von großer Geschicklichkeit und sind außerordentlich künstlich, aber es fehlt ihnen jene liebliche Melodie, welche wir bei Tennyson so sehr bewundern. Seine kleinen Balladen sind

reizend, aber auch in ihnen herrscht jene Schwermuth vor, welche wie Mondlicht über alle seine Schöpfungen ausgegossen ist. Er liebte dabei den Glanz und wir finden häufig bei ihm die Farbenpracht tropischer Blumen. Eins seiner berühmtesten Gedichte ist „The Raven“, dessen ganze Auffassung hochpoetisch und sehr anziehend genannt werden muß, obwohl wir es nicht für die beste seiner Schöpfungen ausgeben möchten. In America erregte das Gedicht ungeheure Sensation, und schon die unzähligen Parodieen, welche man auf dasselbe machte, beweisen zur Genüge, daß sein Ruf sehr verbreitet war. Wir geben hier eines seiner Gedichte, Dream-Land, welches die ganze Richtung des Dichters hinlänglich charakterisirt und den Geist bezeichnet, welchen alle seine poetischen Schöpfungen athmen.

Dream-Land.

By a route obscure and lonely,
Haunted by ill angels only,
Where an Eidolon, named Night,
On a black throne reigns upright,
I have reached these lands but newly
From an ultimate dim Thulé. —
From a wild, weird clime that lieth, sublime,
Out of space — out of time.

Bottomless vales and boundless floods,
And chasms, and caves, and Titan woods,
With forms that no man can discover
For the dews that drip all over;
Mountains toppling evermore
Into seas without a shore;
Seas that restlessly aspire,
Surging, unto skies of fire;
Lakes that endlessly outspread
Their lone waters — lone and dead —
Their still waters — still and chilly
With the snows of the lolling lily.

By the lakes that thus outspread
Their lone waters, lone and dead —
Their sad waters, sad and chilly
With the snows of the lolling lily —
By the mountains, near the river
Murmuring lowly, murmuring ever —
By the gray woods — by the swamp

Where the toad and the newt encamp —
By the dismal tarns and pools
  Where dwell the ghouls —
By each spot the most unholy,
In each nook most melancholy —
There the traveller meets aghast
Sheeted memories of the past;
Shrouded forms that start and sigh
As they pass the wanderer by;
White-robed forms of friends long given,
In agony, to earth — and heaven!

For the heart whose woes are legion
'T is a peaceful, soothing region;
For the spirit that walks in shadow
'T is — oh, 't is an Eldorado!
But the traveller, travelling through it,
May not, dare not openly view it;
Never its mysteries are exposed
To the weak human eye unclosed;
So wills its King, who hath forbid
The uplifting of the fringed lid;
And thus the sad soul that here passes
Beholds it but through darken'd glasses.

By a route obscure and lonely,
Haunted by ill angels only,
Where an Eidolon, named Night,
On a black throne reigns upright,
I have wander'd home but newly
From this ultimate dim Thulé.

Bryant, zu welchem wir nun übergehen, gehört zu der Schule der Dichter, welche wie Cowper die Natur besingen; Andere haben schon in Liedern der Natur ihre Huldigung dargebracht, aber wenige beobachteten sicher Aeußerliches so genau und stellten die erhaltenen Eindrücke in lebhafteren Farben dar. Er ist entzückt über die Einfachheit und liebt wie ein wahrer Freund die keusche Schönheit der Natur, welche zum Herzen spricht und sich durch äußeren Schmuck und Ueberladung im Bilderwerk nicht erhöhen läßt. Das Veilchen gestaltet sich unter seinen Händen zu einem Edelsteine, welchen man als Zierrath in ein fürstliches Diadem könnte einlegen lassen, und er zeigt uns hierbei zugleich, was der wahre Dichter aus kleinen un-

bedeutenden Gegenständen machen kann. Er beobachtet Alles mit dem Auge eines Freundes; er geht auf dem Felde und kein Blümchen noch ein Grashalm entgeht seinem wachsamen Auge; der Naturforscher untersucht mit keiner größeren Sorgfalt als unser Dichter, und in allen Naturgegenständen entdeckt er ihre poetischen Seiten, innere Beziehungen und Contraste. Die Landschaft ist ihm ein lautredendes lehrreiches Blatt, und er erfaßt den ganzen Reichthum der Beziehungen, in welchem die einzelnen Punkte zu dem Leben des Menschen stehen; der Schatten wie der Sonnenschein haben für ihn ihre tiefe Bedeutung, und der Hauch des Morgens wie des Abends flüstern ihm verständliche Worte zu; die Lieder der Vögel sind ihm ein Symbol jenes herrlichen Gesanges der Freude und der Dankbarkeit, welcher dem Geber alles Guten aus dem Herzen des Menschen unaufhörlich entgegenströmt. Er versteht die Natur in allen ihren verschiedenartigen Gestaltungen, den Winter wie den Sommer, Sturm und Sonnenschein, den Orkan wie den sanft wehenden Zephir, das Bächlein und den mächtig dahineilenden Hudson, das zarte, bescheidene Blümchen und die feierliche, endlose Pracht der Urwälder, Alles ist von ihm mit gleicher Schönheit, mit gleicher Liebe gemalt, er versteht die feierlichen Hymnen, welche ihm das Weltmeer entgegentönen läßt, und er besitzt die Kraft, sie auch Anderen verständlich zu machen. Er bringt zu der Betrachtung der Natur in ihren großartigsten Offenbarungen einen reinen und ernsten Geist, eine reflectirende, aber keinesweges düstere Poesie, welche in ihrem Flusse vom Sonnenschein der Phantasie erglänzt, und in ihrer Tiefe hohen Werth besitzt und ergreifende Schönheit, weil sie völlig wahr ist und Ehrfurcht gebietet. In der Treue seiner Schilderung und seiner Beziehungen auf die sittliche Weltordnung gleicht er Wordsworth, ohne dessen Eingehen ins Kleinliche zu besitzen; er ist frei von jener manierirten Unnatürlichkeit, die uns bei Thomson so sehr entgegensteht, und möchte sich in seiner ganzen Malerei noch am meisten mit W. Scott vergleichen lassen. Der Anblick der Natur erscheint bei ihm stets mit dem Gefühle religiöser Dankbarkeit aufs Innigste verbunden, und die ganze äußere Welt, — wie z. B. im „Forest Hymn“ oder in der „Inscription for the Entrance to a wood“ — wird oder ist ihm ein Grund des Preises und der Anbetung.

Ueber sein Leben bemerken wir Folgendes:

William Cullen Bryant, der Sohn eines angesehenen

Arztes in Cummington (Massachusetts) wurde am 3. November 1794 geboren und zeigte bereits in frühester Jugend ganz ungewöhnliche Anlage. Er erhielt eine classische Erziehung und schrieb schon 1808 ein politisch-satirisches Gedicht „The Embargo“, welches gegen die Partei des Präsidenten Jefferson gerichtet war und in Boston gedruckt wurde. Das kleine muntere Pamphlet fand ungeheuren Beifall; es war schon nach wenigen Wochen eine zweite Auflage nöthig, und Niemand wollte glauben, daß ein Knabe von dreizehn Jahren dergleichen geschrieben haben könnte. Als der Jüngling das sechszehnte Lebensjahr erreicht hatte, schickte ihn sein Vater nach dem Williams College, wo er sich durch seine Tüchtigkeit in der Kenntniß der alten Sprachen rühmlichst auszeichnete. Im Jahre 1812 widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft, trat dann 1815 in Great Barrington als Anwalt auf und verheirathete sich kurze Zeit nachher. 1816 erschien von ihm das herrliche Gedicht „Thanatopsis“ und 1821 seine größere poetische Schöpfung „The Ages“, in welcher er die Fortentwickelung des Menschengeschlechtes nachzuweisen suchte. Während seines Aufenthaltes in Barrington, wo er sich einer großen Praxis erfreute, schrieb er noch eine Reihe kleinerer Gedichte und faßte im Jahre 1825 den Entschluß, nach Newyork zu gehen, um sich dort ausschließlich literarischen Beschäftigungen zu widmen, für welche er eigentlich immer am meisten Herz gehabt hatte. In seinem neuen Wohnorte begründete er mit einem Freunde das „New York Review and Atheneum Magazine“, übernahm 1826 die Redaction der „Evening Post“, einer der angesehensten und ältesten Zeitung, mit welcher er seit dieser Zeit in steter Verbindung blieb und worin viele seiner besten kleineren Gedichte erschienen. Späterhin betheiligte er sich auch an der Herausgabe des „Talisman“ und machte in den Jahren 1834 bis 36, und zum zweiten Male 1844 längere Reisen in Europa. Seine Werke sind sowohl in America als auch in England in verschiedenen Ausgaben erschienen und haben überall den größten Beifall gefunden. Noch gegenwärtig hat er seine Hauptthätigkeit der Evening Post zugewendet, einem Blatte, welches seit einer langen Reihe von Jahren die Interessen der demokratischen Partei vertritt. Der Dichter erfreut sich noch der größten Lebensfrische, und wir haben deshalb sicherlich noch viel Schönes aus seiner Feder zu erwarten.

Das bekannteste und beliebteste seiner Gedichte ist Thanatopsis

— ein reizendes Naturbild — welches einzelne Verse enthält, deren Gedanken aus dem Buche Hiob entlehnt sind. Vielleicht ist in keinem englischen Almanach jemals reinere, tiefere und vollendetere Poesie gedruckt worden, und das schöne Werk hat alle charakteristischen Vorzüge von dem Style des Dichters; es zeichnet sich durch keusche Anmuth in den Gedanken und in der Sprache aus, besitzt Schmuck ohne Ueberladung, eine reiche Philosophie und liebliche Zartheit der Gefühle und dabei zugleich eine außerordentliche Harmonie im Baue der Verse.

Das Gedicht The Ages, welches im Versmaße des Child Harold geschrieben ist, giebt eine Skizze von den verschiedenen Stufen der menschlichen Gesellschaft nebst einem Hinblicke auf dasjenige, was wir nach diesem Leben zu erwarten haben. Die Tendenz des Ganzen ist großartig und lichtvoll, der Ton feierlich und ergreifend, und die einzelnen Bilder, besonders von den Menschen im rohen und halbwilden Zustande haben in den Farben eine außerordentliche Kraft und Schönheit. Wir entlehnen aus dem Gedichte ein kleines Bruchstück, welches uns eine Schilderung von Griechenland und Rom vorführt.

XVI.

O Greece! thy flourishing cities were a spoil
Unto each other; thy hard hand oppressed
And crushed the helpless; thou didst make thy soil
Drunk with the blood of those that loved thee best;
And thou didst drive, from thy unnatural breast,
Thy just and brave to die in distant climes:
Earth shuddered at thy deeds, and sighed for rest
From thine abominations; after-times,
That yet shall read thy tale, will tremble at thy crimes.

XVII.

Yet there was that within thee which has saved
Thy glory, and redeemed thy blotted name;
The story of thy better deeds, engraved
On fame's unmouldering pillar, put to shame
Our chiller virtue; the high art to tame
The whirlwind of thy passions was thine own;
And the pure ray, that from thy bosom came,
Far over many a land and age has shone,
And mingles with the light that beams from God's own throne.

XVIII.

And Rome — thy sterner, younger sister, she
Who awed the world with her imperial frown —

Rome drew the spirit of her race from thee, —
The rival of thy shame and thy renown.
Yet her degenerate children sold the crown
Of earth's wide kingdoms to a line of slaves;
Guilt reigned, and who with guilt, and plagues came down,
Till the North broke its flood-gates, and the waves
Whelmed the degraded race, and weltered o'er their graves.

Seine Poesie hat etwas ungemein Erfrischendes und gar nichts Geborgtes, Künstliches und Unnatürliches; die schönen Formen der äußeren Welt haben zu seinem Herzen gesprochen. Er zieht uns fort von den Wohnungen der Menschen, wo wir mit den häßlichen Formen des Lasters vertraut wurden, wo unsere Herzen durch Angst und das Böse in der Welt Schmerz erlitten, und er läßt uns die volle Seligkeit des tiefen Friedens schmecken, welchen die stillen lautlosen Scenen der Erde athmen. Bryant's Gedichte sind schöne Proben einer förmlichen Seelenphilosophie; sie wenden sich an die feineren und besseren Regungen in unserer Natur mit so zarter und gewinnender Stimme, sie suchen mit solch lieblicher Kraft Alles in unserem Herzen auf, was da wahr und gut ist, daß ihr Einfluß zwar ruhig, aber unwiderstehlich ist. In Allem, was er schreibt, findet sich etwas für das Herz, den Verstand und die Phantasie, und er regt tiefe, heilige Betrachtungen an; nimmt man dazu eine reiche, feierliche Melodie, wie sie sich z. B. in „The Forest" fast im Milton'schen Rhythmus vorfindet, so kann man sich denken, daß die Worte Geist und Herz erfüllen und für immer tief im Gedächtnisse haften werden. Bryant hat eine entschiedene Vorliebe für das Contemplative; seine Gedanken gehen über den äußeren Schein hinaus und bleiben nicht bei dem Gewöhnlichen stehen, welches Jedem in die Augen fällt. Dabei findet sich zwar nichts Blendendes, kein concentrirtes Feuer, kein eigentlich brennendes Wort, aber auch keine düsteren Visionen, und wir tragen kein Bedenken, seine „Hymn to Death" eine der schönsten Predigten zu nennen, die vielleicht jemals geschrieben sind. Seine Moral ist dabei so frisch und natürlich, mischt sich so gut mit seinen Bildern und trägt einen so ausgeprägten Charakter der Wahrheit und ächten Gefühles, daß selbst das Unbedeutendste bei ihm wichtig wird. Wie könnte es nun aber wohl anders sein, als daß seine Worte einen mächtigen Einfluß auf die nationalen Gefühle und Sitten ausüben? Sie reinigen sie und fördern

alles Gute, sie entwickeln und ermuthigen alle höheren Bestrebungen des Geistes; doppelt werthvoll aber waren alle seine Schöpfungen für seine Zeit, wo bei der großen Masse von Literaten der Styl so flüchtig, abgerissen und unvollkommen war und Bryant zugleich als ein Muster gelten konnte, der sich nicht zum flüchtigen, eiligen Schreiben verleiten ließ.

Man lese nur die folgenden Zeilen und man wird gewiß in unser Urtheil einstimmen.

Song of the Stars.

When the radiant morn of Creation broke,
And the world in the smile of God awoke,
And the empty realms of darkness and death
Were moved through their depth by his mighty breath,
And orbs of beauty and spheres of flame
From the void abyss in myriads came, —
In the joy of youth as they darted away,
Through the widening wastes of space to play,
Their silver voices in chorus rung,
And this was the song the bright ones sung.

Away, away! through the wide, wide sky, —
The fair blue fields that before us lie, —
Each sun, with the worlds that around him roll,
Each planet, poised on her turning pole;
With her isles of green, and her clouds of white,
And her waters that lie like fluid light.

For the source of glory uncovers his face,
And the brightness o'erflows unbounded space;
And we drink, as we go, the luminous tides
In our ruddy air and our blooming sides:
Lo! yonder the living splendors play;
Away, on our joyous path, away!

Look, look, through our glittering ranks afar,
In the infinite azure, star after star
How they brighten and bloom as they swiftly pass!
How the verdure runs o'er each rolling mass!
And the path of the gentle winds is seen,
Where the small waves dance, and the young woods lean.

And see, where the brighter day-beams pour,
How the rainbows hang in the sunny shower;

And the morn and eve, with their pomp of hues,
Shift o'er the bright planets and shed their dews
And 'twixt them both, o'er the teeming ground,
With her shadowy cone the night goes round!

Away, away! in our blossoming bowers,
In the soft air wrapping these spheres of ours,
In the seas and fountains that shine with morn,
See love is brooding, and life is born,
And breathing myriads are breaking from night,
To rejoice, like us, in motion and light.

Glide on in your beauty, ye youthful spheres,
To weave the dance that measures the years,
Glide on, in the glory and gladness sent
To the farthest wall of the firmament, —
The boundless risible smile on Him,
To the veil of whose brow your lamps are dim.

Besitzt er auch den musikalischen Reichthum von Gray nicht und die fehlerlose Zartheit von Goldsmith, noch auch den geglätteten Schimmer von Moore und Campbell und die außerordentliche Zartheit der Gedanken, die wir in den Pleasures of Memory finden; so erfreut dagegen seine Composition durch die Tiefe der Reflexionen und den Glanz der Phantasie. The Lapse of Time ist z. B. mehr wegen seiner gesunden Philosophie als seines eigentlichen poetischen Verdienstes zu rühmen; dasselbe gilt auch von der Hymn to Death, welche sich durch Tiefe der Gedanken und große Kraft der Sprache auszeichnet; die gleiche ruhige Schönheit finden wir auch in The Rivulet, welches durch Lieblichkeit der Schilderung und Reinheit des Gedankens und des Ausdrucks wahrhaft erfreuet. Er verdankt der Lectüre aus Büchern nur sehr wenig, und seine Ideen sind nicht durch das Technische irgend einer besondern poetischen Schule bezeichnet. Man wird bei ihm zwar oft an Thomson, Young, Akenside, Cowper, nicht selten an Wordsworth und zuweilen auch an Campbell und Rogers erinnert; d. h. alle die in Frage stehenden Stellen sind der Art, daß sie von jenen Dichtern geschrieben sein könnten und den Geist ihrer Schriften athmeten; es findet sich indessen keine Spur einer directen Nachahmung, und es ist vielmehr Alles in seinem Geist selbst geboren. Als Beweis führen wir ein Paar Strophen an, welche ganz in dem Sinne des berühmten Gedichtes „The Rivulet“ geschrieben sind.

I gazed upon the glorious sky
  And the green mountains round.
And thought, that when I came to lie
  Within the silent ground,
'T were pleasant, that in flowery June,
When brooks sent up a cheerful tune
  And groves a joyous sound
The sexton's hand, my grave to make,
The rich, green, mountain-turf should break.

There, through the long, long summer hours,
  The golden light should lie,
And thick young herbs and groups of flowers
  Stand in their beauty by.
The oriole should build and tell
His love-tale close beside my cell;
  The idle butterfly
Should rest him there, and there be heard
The housewife bee and humming bird.

And what if cheerful shouts, at noon,
  Come from the village sent,
Or songs of maids, beneath the moon,
  With fairy laughter blent;
And what if, in the evening light
Betrothed lovers walk in sight,
  Of my low monument:
I would the lovely scene around
Might know no sadder sight nor sound.

I know, I know, I should not see
  The season's glorious show,
Nor would its brightness shine for me,
  Nor its wild music flow;
But, if around my place of sleep
The friends I love should come to weep,
  They might not haste to go.
Soft airs, and song, and light, and bloom,
Should keep them lingering by my tomb.

Ist Bryant auch gerade kein literarisches Meteor, welches uns blenden und in Erstaunen setzen könnte, liegt auch das Hauptverdienst mehr in der Richtigkeit als in der Neuheit der von ihm geschilderten Gefühle, und der Vorzug seiner Sprache mehr in ihrer natürlichen Angemessenheit, als in einer besondern Schärfe, so besitzt er doch bei

seiner lieblichen Bescheidenheit eine große Originalität und wird schon deshalb von seinem Herausgeber W. Irving mit vollem Rechte ein wesentlich americanischer Dichter genannt, weil er seine Leser ganz und gar in die feierlichen Urwälder wie an das Ufer des einsamen Sees zu versetzen weiß. Er schildert die vorhandenen Schönheiten nicht nur sehr treu, sondern hat zugleich den Geist der ganzen Scenerie aufs Lebhafteste erfaßt. Der Begründer eines besonderen Styles wird er indessen nicht sein können, weil seine Manier dazu nicht markirt genug war, und seine Eigenschaften wurden deshalb ebensowenig von einer literarischen Coterie heftig getadelt, als auch mit entschiedenem Beifalle begrüßt.

Seine Scherze in den Originaldichtungen, die er hier und da mit eingeflochten, sind nicht recht leicht und anmuthig und oft sogar höchst matt und seiner unwerth. Ebenso kann man auch seine Uebersetzungen aus dem Spanischen nicht gerade sehr hoch stellen; sie sind durchaus nicht objectiv gehalten, und oft fehlt es ihnen an der rechten Kraft. Muß man ferner auch den Rhythmus seiner Verse im Allgemeinen sehr loben, so läßt sich doch auch nicht läugnen, daß er zuweilen nicht recht glücklich darin war, wie das z. B. seine Lieder Mary Magdalen, Autumn woods, Hymns to the City, The gladness of nature u. a. m. beweisen, und sicherlich konnte er für das Gedicht The Hurricane nicht leicht eine unpassendere Wahl des Metrums treffen, als indem er jenen hüpfenden, tanzenden Singsang schrieb:

> „Lord of the winds! I feel thee nigh,
> I know thy breath in the burning sky!
> And I wait with a thrill in every vein
> For the coming of the hurricane." u. s. w.

Seine Lieder machten die Runde von Maine bis Florida, obwohl sie aus Bescheidenheit erst 1832 gesammelt wurden; aber das Erscheinen seiner Sammlung mußte als ein Ereigniß in der americanischen Literatur betrachtet werden. Er konnte zwar kein eigentlicher Günstling der großen Menge werden, da er an den so beliebten Scenen des Lärmens, Schreckens und Blutvergießens kein Gefallen fand. Er wollte nicht gewaltig aufregen noch auch Sympathie gewinnen durch die Darstellung menschlicher Leidenschaft, und oft vermag er es überhaupt nur zu wenig, sich aus dem Reiche der Betrachtung in das der eigentlichen Handlung zu versetzen. Ist dar-

um nun aber auch seine Popularität nicht so sehr groß, so wird man ihn dafür in einem kleineren Kreise doppelt hoch in Ehren halten. Nirgends hat er irgend eine böse Leidenschaft angeregt und in der bescheidenen Kenntniß seiner Kräfte wendet er sich in der einfachsten Weise an das Reine und Gute im menschlichen Herzen und erntet dafür den wärmsten und aufrichtigsten Dank. Die lieblichen Töne, welche seiner Harfe entströmen, sind mit der ergreifenden schönen Ruhe zu vergleichen, die auf dem vollendeten plastischen Kunstwerke lagert; er schildert uns eine großartige Scene und bringt dann unserem entzückten Ohre eine wichtige Wahrheit und eine erhabene Lehre. Wir erinnern dabei an das schöne Gedicht:

Life.

feel

Oh life! I ~~breeze~~ thee in the breeze,
I feel thee bounding in my veins,
I see thee in these stretching trees,
These flowers, this still rock's mossy stains.

This stream of odors flowing by
From clover-field and clumpse of pine,
This music, thrilling all the sky,
From all the morning birds, are thine.

Thou fill'st with joy this little one,
That leaps and shouts beside me here,
Where Isar's clay-white rivulets run
Through the dark woods like frighted deer.

Ah! must thy mighty breast, that wakes
Insect and bird, and flower and tree,
From the low trodden dust, and makes
Their daily gladness, pass for me, —

Pass, pulse by pulse, till o'er the ground
These limbs, now strong, shall creep with pain,
And this fair world of sight and sound
Seem fading into night again?

The things, o Life! thou quickenest, all
Strive upwards toward the broad bright sky,
Upward and outward, and they fall
Back to earth's bosom when they die.

All that have borne the touch of death,
All that shall live, lie mingled there,

Beneath that veil of bloom and breath,
That living zone 'twixt earth and air.

There lies my chamber dark and still,
The atoms trampled by my feet
There wait, to take the place I fill
In the sweet air and sunshine sweet.

Well, I have had my turn, have been
Raised from the darkness of the clod,
And for a glorious moment seen
The brightness of the skirts of God;

And knew the light within my breast,
Though wavering oftentimes and dim,
The power, the will, that never rest,
And cannot die, were all from him.

Dear child! I know that thou wilt grieve,
To see me taken from thy love,
Wilt seek my grave at Sabbath eve,
And weep, and scatter flowers above.

Thy little heart will soon be healed,
And being shall be bliss, till thou
To younger forms of life must yield
The place thou fill'st with beauty now.

When we descend to dust again,
Where will the final blessing be,
Of Thought and all its memories then,
My love for thee, and thine for me?

Die Erwartungen, welche Longfellow, zu dem wir uns jetzt wenden, gleich bei seinem ersten Auftreten erregte, hat er vollständig bisher erfüllt, und er wird hoffentlich noch Zeit und Kraft finden, auf der betretenen Bahn weiter voranzubringen. Merkwürdiger Weise wurde an ihn von einigen Seiten her die Anforderung gestellt, daß er wo möglich alle Eigenschaften der bedeutendsten Geister in sich vereinigen sollte, und es schien fast, als wolle man überhaupt nur den Americaner als wahren Dichter anerkennen, welcher die Verdienste Spenser's, Milton's und Byron's und etwa auch Shakspeare's ihrem Wesen nach in sich concentrirte und somit eine ganz besondere Originalität besäße.

Schon Longfellow's frühesten Gedichte zeichneten sich durch guten Geschmack, Leichtigkeit und Fluß des Versbaues und zarte Lieblichkeit der ausgesprochenen Gefühle aus. Er trat zwar Anfangs etwas zu furchtsam auf und zeigte in seinen Schöpfungen den Einfluß der neuenglischen Schule; doch wer hätte dem jugendlichen Dichter dieses verargen wollen!

Henry Wadsworth Longfellow wurde am 27. Februar 1807 in Portland (Maine) geboren und erhielt seine Ausbildung in dem Bowdoin College. Um sich für den Unterricht in den neueren Sprachen vorzubereiten, ging er 1826 nach Europa, wo er drei Jahre zubrachte und sich theils in Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, Holland und in England aufhielt. Nach seiner Rückkehr ward er im Bowdoin College als Lehrer angestellt und verheirathete sich im Jahre 1831. Seine Leistungen in dem Lehrfache waren so ausgezeichnet und fanden so viel Anerkennung, daß man ihn bei dem Rücktritte des berühmten Ticknor zum Professor der neueren Sprachen und Literaturen an das große Harvard College berief. Er folgte dem Rufe, stellte indessen die Bedingung, daß man ihm zu besserer Vorbereitung auf diese wichtige Stellung einen längeren Urlaub gewähren möchte, damit er erst noch einmal nach Europa gehen könnte. Die vorgesetzte Behörde war sehr bereit, auf seine Wünsche einzugehen und bewilligte ihm noch dazu einen großen Theil der Reisekosten. So begab er sich denn im Sommer 1835 nach Dänemark und Schweden, brachte den Herbst und Winter in Deutschland zu — wo er sich durch seine wirkliche Liebenswürdigkeit viele, viele Freunde erwarb, leider aber auch den Schmerz hatte, in Heidelberg sein theures Weib zu verlieren — und verlebte den nachfolgenden Frühling und Sommer in Tyrol und in der Schweiz. Im October 1836 trat er seine Stelle in Cambridge an und besuchte seit der Zeit Europa nur noch einmal im Jahre 1843, um seine etwas geschwächte Gesundheit wieder herzustellen.

Seine frühesten Gedichte erschienen in der Bostoner Zeitung „The United States Literary Gazette,“ und während er in Brunswick lebte, unterstützte er das „North American Review“ durch viele kleinere Beiträge, von denen nicht wenige durch Freiligrath und andere Uebersetzer auch in weiteren Kreisen in Deutschland bekannt geworden sind. 1839 erschien der Hyperion, welchem gleich nachher eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Voices of

the Night" folgte; diesen schlossen sich 1841 seine „Ballads and other Poems", 1843 „The Spanish Student" und 1844 die „Poems on Slavery" an, denen später noch verschiedene Ausgaben seiner gesammelten Schriften gefolgt sind. Außer der jüngst erschienenen Golden Legend ließ er noch im Jahre 1845 ein Werk unter dem Titel „The Poets and Poetry of Europe" drucken, welches mit literarhistorischen Einleitungen und biographischen Notizen versehen war.

Bevor wir näher auf seine Gedichte eingehen, sei es verstattet, einige Worte über seine prosaischen Schriften zu sagen, von denen wir nur den Hyperion und Kavanagh erwähnen wollen.

Sein Hyperion ist eigentlich die lyrische Beschreibung einer Reise, welche der Held der Erzählung in Deutschland gemacht hat; wir finden darin neben einer Reihe der anmuthigsten Schilderungen eine große Zahl von sehr gelungenen Uebersetzungen deutscher Gedichte nebst kritischen Aussprüchen über unsere bedeutendsten Schriftsteller, wobei der Verfasser indessen fast ausschließlich frühere Zeiten berücksichtigt und die Dichter der Gegenwart fast ganz unberührt läßt. Die eingeflochtene Episode, welche eigentlich den Kern des Romanes bilden soll, leidet an dem Mangel einer richtigen Umgrenzung und macht uns mit einem Americaner Paul Flemming bekannt, welcher auf einer Reise durch Deutschland nach der Schweiz eine schöne Engländerin kennen lernt, sich in sie verliebt, von ihr verschmäht wird und nun mit tiefem aber stillem Schmerze sein trauriges Schicksal erträgt. Hätte der Verfasser sein Werk nicht als einen Roman behandelt, so würde es als ein Ganzes weit mehr Erfolg gehabt haben. Dessenungeachtet fand das Buch aber viele Freunde, und jeder Leser wird in das Urtheil eines deutschen Kritikers in dem Magazin f. d. Lit. des Auslandes einstimmen, welcher (1846 Nr. 56) darüber sagt: „Die deutschen Sympathieen werden reichlich geweckt durch die entschiedene Vorliebe des Autors und durch die poetischen Landschaftsbildchen von unseren Lieblingsgegenden. Longfellow hat am Rhein gelebt, das sieht man aus der vertrauten Bekanntschaft mit den geheimnißvollen Reizen der Ruinen und Mondscheinnächte, der malerischen Kirchhöfe und der Glockenmusik, die an stillen Sommerabenden über der reichangebauten Gegend schwebt. Er vertieft sich anmuthig in diese Schilderungen und beweist durch sie eine leicht zu erregende poetische Stimmung. Sehr richtig sagt er, man

müsse die Eigenthümlichkeit der deutschen Landschaften kennen, um die meisten deutschen Gedichte zu verstehen, z. B. Goethe's Jüngling am Mühlbach würde erst recht lebendig, wenn man den plätschernden Schaum einer Wassermühle im Thal sähe und hinter den kleinen Fensterscheiben sich die reizende Müllerin denke.

Der Fortschritt im Hyperion läßt sich mit einem lieblichen Flusse vergleichen, welcher sich mit sanftem Gemurmel hie und dahin wendet, Thäler, Kornfelder und Wälder durchzieht, dann wieder in ruhigen Teichen schlummert und endlich mit Munterkeit fortströmt. Das Werk ist voll von Anziehungskraft, obwohl es nur wenig Handlung hat, und in seiner bilderreichen Sprache und dem funkelnden Gedankenreichthum zeigt der Dichter eine Seite von Jean Paul's Ausdrucksweise, während ihm freilich die Kraft und der Humor seines deutschen Vorbildes völlig abgeht.

Wenn man Kavanagh streng beurtheilen will, so ist es als Erzählung mangelhaft, weil die einzelnen Theile in keinem rechten Verhältnisse zu dem Ganzen stehen, und weil der Dichter auf Kosten der Einheit zu viel Zeit und Mühe auf die Ausarbeitung von Einzelnheiten verwendet hat. Dagegen zeichnet es sich durch große Reinheit des Tones aus und Zartheit, und ist in seiner malerischen Einfachheit gleichsam ein Lichtbild von dem Leben in Neu-England, dem es nur gewissermaßen an Farbe und Bewegung fehlt, so daß zwar die Lebhaftigkeit, aber keinesweges die Wahrheit und Treue der Schilderung dadurch auch nur im Geringsten geschmälert wird. Longfellow redet hier zugleich eine entschieden populäre Sprache, ohne jemals an das Niedrige und Gemeine nur irgend heranzustreifen.

Longfellow ist der gedankenreichste, durchgebildetste und vollendetste Dichter der Americaner. Sein Geist ward in Europa gebildet, und wir finden, daß seine Poesie mit seinen Erfahrungen tief gefärbt ist und daß er in seiner Reife der Bildung weit über den Standpunkt der meisten Dichter seines Vaterlandes hinaus ist. Seine tüchtige Kenntniß des Deutschen ist in seinem Style überall wahrnehmbar, seine Verse haben zugleich den Stempel des Romantischen, und der Dichter ist mit der Sprache jedes Einzelnen so wohl vertraut, daß seine Gedichte in das Herz des Volkes eindringen mußten; der Dichter zeigt nicht nur seine Gefühle und Gedanken, sondern auch den Ton und die Lage der Seele, in welcher sie Wesen haben z. B.

Maidenhood und Endymion). Bei einer lebhaften Phantasie, großer Empfänglichkeit für die Eindrücke von Naturscenen, einer schnellen Auffassung der tiefen Beziehung zwischen äußeren Erscheinungen und den innern Gefühlen des Herzens besitzt er zugleich eine große Macht über die Sprache und gebraucht sie in jeder Form mit der vollsten Freiheit.

Seine Gedichte sind weder sehr zahlreich noch auch lang, aber sie haben alle jene eigenthümliche compacte Gedankenverbindung, welche sie auf die Nachwelt bringen wird. Ganz vorzüglich sind aber noch seine Uebersetzungen und Nachbildungen zu beachten, in denen er wirklich Glänzendes geleistet hat. Wir gedenken hier z. B. der Gedichte „Luck of Edenhall“ nach Uhland und „Two Locks“ nach Pfizer, welche in ihrer Art unübertrefflich sind. Wie er in dem „Wreck of Hesperus“ die altenglische Ballade mit vielem Glücke nachahmte, so ist auch das „Skeleton in armour“ sehr zu schätzen, welches mit seinen kurzen scharfen Versen, seinen lebhaften Vergleichen und frappanten Schilderungen ganz genau an die Saga-Poesie von Island, Schweden und Dänemark erinnert und überhaupt eine altskandinavische Schöpfung zu sein scheint. Das Gedicht hat einen unwiderstehlichen Reiz durch die Art und Weise, in welcher die nordische wilde Kraft und die rohe Kampfeslust durch die Liebe gerührt wird und das Herz voll Todesverachtung jener zarten aber unwiderstehlichen Macht nachgeben muß. Ebenso klingt auch Blind Bartimeus wie ein alter Gesang, der uns gleich einem Echo aus der Kirche entgegenschallt, und die Worte des Neuen Testamentes sind in diesem Gedichte in der ergreifendsten Weise benutzt worden.

Bei keinem americanischen Dichter zeigt sich der Einfluß der deutschen Literatur in einem so hohen Grade, als dieses bei Longfellow der Fall ist. Nicht genug, daß er alle Metren mit mehr oder weniger Erfolg nachzuahmen suchte und seine Tiefe der Auffassung deutscher Gedichte durch seine wirklich herrlichen Uebersetzungen bewies; seine ganze Seele scheint mit dem Geiste deutscher Poesie durch und durch erfüllt zu sein und er ist dadurch ein vorherrschend romantischer Dichter geworden, mit einer besonderen Neigung zu dem Sentimentalen, welches sich bei ihm indessen in den mannigfaltigsten Gestaltungen darstellt. Wir können es nicht unterlassen, zum Beweise des eben Gesagten zwei Stellen aus seiner „Golden Legend“ anzuführen, welche unsere Leser gewiß gern hier sehen werden.

Castle of Hoheneck.*)

How sad the grand old castle looks!
O'erhead, the unmolested rooks
Upon the turret's windy top
Sit, talking of the farmer's crop;
Here in the court-yard springs the grass,
So few are now the feet that pass;
The stately peacocks, bolder grown,
Come hopping down the steps of stone,
As if the castle were their own;
And I, the poor old seneschal,
Haunt, like a ghost, the banquet-hall.
Alas! the merry guests no more
Crowd through the hospitable door,
No eyes with youth and passion shine,
No cheeks grow redder than the wine;
No song, no laugh, no jovial din
Of drinking waissail to the pin;
But all is silent, sad and drear,
And now the only sounds I hear
Are the hoarse rooks upon the walls,
And horses stamping in their stalls.

What is death?

'T is the cessation of our breath.
Silent and motionless we lie:
And no one knoweth more than this.
I saw our little Gertrude die;
She left off breathing, and no more
I smoothed the pillow beneath her head.
She was more beautiful than before.
Like violets faded were her eyes;
By this we knew that she was dead.
Through the open window looked the skies
Into the chamber where she lay,
And the wind was like the sound of wings,
As if angels came to bear her away.
Ah! when I saw and felt these things,
I found it difficult to stay;
I longed to die as she had died,
And go forth with her side by side.

---

*) Hohengeroldseck in Baden.

Ein Hauptcharakterzug seiner Gedichte ist es ferner, daß er die moralische Natur durch die Phantasie anredet und die moralische Wahrheit mit intellectueller Schönheit verbindet. Er hat überhaupt große Neigung, Moral zu lehren, wird dadurch indessen niemals lästig; sein Gedicht „Psalm of Life“ enthält z. B. eine ganz gewöhnliche Moral, aber er hat ihr durch seine geniale Darlegung gleichsam neue Kraft und neuen Lebenshauch gegeben; man fühlt sich bei dem Lesen dieses Gedichtes aufs Tiefste berührt und zugleich innerlich gekräftigt; die schwankenden Entschlüsse des Lesers werden gestützt, und seine Gedanken richten sich fest und unbeweglich auf das Bleibende, Unvergängliche und Ewige. „Excelsior“, welches zwar in manchen Beziehungen mangelhaft ist, giebt eine allegorische Darstellung von der Laufbahn und Bestimmung, welche dem Dichter in diesem irdischen Leben zu Theil wird, und das Gedicht enthält solche Schönheiten in den dargelegten Gefühlen und Gedanken, daß es sich gewiß stets einer großen Beliebtheit erfreuen wird, da Tausende in die Gedanken, Gefühle, Wünsche und Hoffnungen ganz unwillkürlich und freudig mit einstimmen müssen, deren Klänge der begeisterte Dichter hier seiner Leyer entlockt. Ungeachtet der vielen Gefahren und der erhaltenen Warnungen, ungeachtet des süßen Zaubers, den die Liebe verbreitet, klimmen wir freudig mit dem kühnen Dichter auf die ewigen Alpen und kämpfen den Kampf des Menschen mit durch, welcher durch Leiden und Mühseligkeiten gereinigt und gekräftigt und im Tode zur Vollkommenheit geführt wird.

Er idealisirt das wirkliche Leben, ohne sich zu schwer verständlichen Abstractionen fortreißen zu lassen, und hat für die Darstellung der Liebe, der Freude und des Kummers einen solchen Reichthum neuer Formen, daß man oft außerordentlich überrascht wird. In dem Gedichte „Maidenhood“ zeigt sich dieses wohl am glänzendsten, aber auch z. B. in dem „Spanish Student“ — einem Stücke, dem es an der rechten dramatischen Durchführung und sicheren Haltung der Charaktere fehlt — bekundet er den ganzen Werth seiner dichterischen Fähigkeiten und ist dabei zugleich national-americanisch. Dem eben angeführten Drama liegt die schöne Erzählung La Gitanilla von Cervantes zu Grunde; der Dichter schildert uns indessen die Liebe des Jünglings zu dem Zigeunermädchen Preciosa ganz unabhängig von dem spanischen Schriftsteller.

Seiner Phantasie gebricht es zuweilen an wahrer Kühnheit und Kraft, und er erscheint dann zu ruhig, zu wenig erfüllt von wahrer Begeisterung. Ebenso ist er bei all seinem Sinne für Schönheit nicht recht im Stande, des Höchsten Meister zu werden, dessen der Menschengeist fähig ist; es fehlt ihm an jener Tiefe der Empfänglichkeit für den mysteriösen Geist, für jene lieblichste Schönheit, vor welcher alle irdische Lieblichkeit nur ein Schatten, vor der der Himmel nur ein Schatten des Himmels ist.

Er liebt im Allgemeinen mehr das Liebliche und Schöne, als das Erhabene und Großartige, und seine Phantasie wendet sich deshalb mehr dem Zarten, Feinen und Classischen zu, als dem Gewaltigen und Furchtbaren; so schildert er denn lieber und besser freundliche und gewinnende Erscheinungen, als die Scenen des Schreckens und Entsetzens.

Seine Liebe zu der Menschheit tritt dagegen überall auf das Lebhafteste hervor, und man sieht es, daß er warm für seine Brüder fühlt, deren Schwächen nur sein herzliches Bedauern rege machen und ihn niemals zu bitterem Spotte hinreißen können. Fühlt man es daneben nun auch zwar überall, daß er von dem Glauben der christlichen Kirche nur wenig weiß, so läßt sich doch auch andrerseits ein tiefer Ernst und ein religiöser Sinn bei ihm nirgends verkennen. Seine Auffassung von der Realität des Lebens finden wir am besten in seinem Psalm of Life ausgesprochen, worin er seine religiöse Zuversicht in folgenden begeisterungsvollen Worten ausspricht.

Life is real! Life is earnest!
And the grave is not its goal
„Dust thou art, to dust returnest,“
Was not spoken of the soul.

Not enjoyment, and not sorrow,
Is our destined end or way;
But to act, that each to-morrow
Find us farther than to-day.

In the world's broad field of battle,
In the bivouac of Life,
Be not like dumb, driven cattle!
Be a hero in the strife!

Trust no future, howe'er pleasant!
  Let the dead Past bury its dead!
Act — act in the living Present!
  Heart within, and God o'erhead!

Lives of great men all remind us
  We can make our lives sublime,
And, departing, leave behind us
  Footprints on the sands of time, —

Footprints, that perhaps another,
  Sailing o'er life's solemn main,
A forlorn and shipwrecked brother,
  Seeing, shall take heart again.

Let us, then, be up and doing,
  With a heart for any fate;
Still achieving, still pursuing,
  Learn to labour and to wait.

Wenden wir uns nun schließlich zu der bedeutendsten seiner poetischen Schöpfungen, Evangeline, welche in mehrfacher Hinsicht unser Interesse im hohen Grade in Anspruch nimmt. Die frühere Geschichte der americanischen Colonieen ist voll von schrecklichen Zügen, und Evangeline, a tale of Acadie hat das Interesse dafür wieder aufgefrischt. Das besondere Ereigniß, welches uns die Erzählung schildert, ist freilich von den Historikern wenig beachtet, da es nur in der Reihe jener großartigen Bewegungen, welche America und Europa aufregten, wie eine einzelne Thatsache dasteht, die überdies in einem entfernten Winkel der Erde sich ereignete und auf den Gang der großen Weltereignisse keinen Einfluß ausübte. Evangeline ist ein in Herametern geschriebener poetischer Roman, der einen historischen französischen Stoff behandelt und durch und durch eine metaphysische und romantische Färbung an sich trägt.

L'Acadie, Cadie oder Neu-Schottland war ursprünglich eine Colonie der Franzosen, welche durch den Vertrag zu Utrecht (1713) von Ludwig XIV. an die Engländer abgetreten wurde. Die katholischen Fischer aus der Normandie hatten sich indessen von den puritanischen Bewohnern Pennsilvaniens stets sehr fern gehalten und wollten von ihrem neuen Könige nichts wissen. Sie waren und blieben Franzosen und suchten sich deshalb mit Hilfe der Indianer

längere Zeit unabhängig zu erhalten; sie weigerten sich, gegen ihre Brüder in Canada unter den englischen Fahnen zu kämpfen und leisteten überhaupt dem neuen Beherrscher den hartnäckigsten Widerstand. Im Jahre 1749 wurden englische Colonisten nach Chibouctou geschickt, welches man Halifax benannte, aber der Geist der Abneigung wurde dadurch nicht gebrochen. Die Regierung sandte deshalb 1755 den General Monckton mit einer ansehnlichen Land- und Seemacht nach Neuschottland, um den englischen Forderungen den gehörigen Nachdruck zu geben. Nachdem die Unterwerfung des Landes fast vollendet war, wurde auf den Rath von Lawrence, des Gouverneurs von Massachusetts, der Beschluß gefaßt, die ganze Bevölkerung von Acadia nach anderen Provinzen zu übersiedeln, weil man sie theils für ihre Theilnahme an der hartnäckigen Vertheidigung des Forts Beauséjour glaubte strafen zu müssen, andrerseits aber auch, weil man fürchtete, daß sie sich mit den Bewohnern von Canada verbinden und die englischen Colonieen mit vereinten Kräften überfallen würden. Am 5. September mußten sich auf eine öffentliche Aufforderung des Obersten Winslowe alle waffenfähigen Männer in der Kirche von Grand-Pré versammeln, welche von Soldaten stark besetzt war. Nachdem sich 418 Männer eingefunden hatten, ließ der Oberst die Trommel rühren, stieg dann an den Stufen des Altars hinauf und erklärte den Versammelten, daß ihnen alle ihre liegenden Güter genommen und daß sie mit ihren Familien in andere Provinzen gebracht werden sollten. Da sie ganz arglos ohne Waffen gekommen waren, so war jeder Widerstand unmöglich, und sie mußten deshalb der Gewalt weichen. Man schleppte sie nach Verlauf mehrerer Tage in verschiedenen Abtheilungen nach den Schiffen, wohin sie von den laut klagenden Weibern begleitet wurden; der Fanatismus, welcher sich gegen die vorläufig noch zurückgelassenen katholischen Frauen und Kinder Luft machte, war entsetzlich: die wilde Horde sengte und brannte Alles nieder; man trennte sogar unglückliche Mütter von ihren Kindern, schaffte nach und nach Alle fort von ihrer Heimath und beging sogar die Barbarei, sie an verschiedenen Orten auszuschiffen, so daß der größte Theil der Familien förmlich gesprengt war, und die einzelnen Glieder derselben unsägliche Mühe hatten, um sich wieder zusammenzufinden; Viele irrten auf diese Weise ohne allen Erfolg in dem fremden Lande umher und sahen die Ihrigen nie wieder. Hie und da freilich sammelten sich Einzelne aus dem friedlichen und

frommen Volke und bildeten z. B. in St. Domingo, Guyana und Louisiana einen neuen festen Verband, aber das Glück der Meisten war für immer vernichtet.

Das Gedicht erzählt uns nun, daß Evangeline, eine junge Acadierin von Grand=Pré, sich gerade in der Zeit mit Gabriel, dem Sohne eines Schneiders, Namens Basil, verlobte, als die gräßliche Unthat ausgeführt werden sollte. Fern von ihrer Familie und dem Geliebten, und getrennt von allen ihren Freunden und Verwandten wird sie an der Küste von Pennsilvanien ans Land gesetzt und irrt dann in Begleitung eines alten Priesters, der sie mit Rath und That unterstützt, traurig umher, um die Verlorenen wiederzufinden. Aber fruchtlos ist ihr Bemühen, vergeblich eilt sie über den Delaware durch Massachusetts und le Maine; nirgends findet sie auch nur die geringste Spur. Nach einer langen mühseligen Wanderung zieht sie auf gebrechlichem Fahrzeuge mit mehreren ihrer unglücklichen Leidensgenossen den Mississippi entlang und entdeckt endlich in Louisiana Basil, den Vater ihres Verlobten. Die Fahrt auf dem mächtigen Strome ist mit großer Wahrheit und dem lebhaftesten hochpoetischen Gefühle geschildert, und man bewundert den großartigen und lieblichen Wechsel der Scene mit Entzücken. Der unglückliche Gabriel hat sich mit gebrochenem Herzen zu den indianischen Jägern in den unfruchtbaren und steinigen Ebenen begeben, welche sich an dem Ozark=Gebirge hinziehen. Basil begleitet nun Evangeline auf ihren ferneren Wanderungen, auf denen sich ihr in Adayes ein Schimmer von Hoffnung zeigt. Aber alles Bemühen ist ohne Erfolg, und sie geht deshalb nach Philadelphia zurück und tritt daselbst in den Orden der barmherzigen Schwestern, um den Rest ihres Lebens der Pflege der Kranken und Unglücklichen zu widmen. Sie übt hier Barmherzigkeit und christliche Liebe in einer rührend frommen Weise und findet einst — nach Verlauf vieler Jahre — in einem armen Pestkranken, dessen Haare schon gebleicht sind und der bereits mit dem Tode ringt, ihren geliebten Gabriel wieder, welcher in ihren Armen sein Leben aushaucht, nachdem auch er seine Braut erkannt und ihr süße liebe Trostesworte zugeflüstert hat. Sie vermag die neue Trennung nicht zu ertragen und folgt sogleich dem Geliebten in ein besseres Leben.

Das episch=lyrische Gedicht ist mit größerer Sorgfalt und Geschicklichkeit geschrieben worden, als man sie sonst irgendwo bei Long=

fellow findet; besonders schön ist die Schilderung des gemüthlichen häuslichen Lebens in Acadia, während andrerseits die Ueppigkeit des südlichen Klima's mit voller Treue und Vollendung dargestellt ist. Sollten wir irgend etwas an dieser americanischen Idylle als mangelhaft bezeichnen, so wäre es, daß der geschilderten Liebe eigentlich alle Gluth der Leidenschaft fehlt; außerdem hat der Dichter auch über die allmälige Entwicklung und über das Wachsen der gegenseitigen Zuneigung fast gar nichts gesagt, und es scheint fast, als habe sich die ganze Fülle seiner poetischen Kraft, all sein Interesse auf die Beschreibung des herrlichen und theuren Landes concentrirt. Größere Wahrheit und Zartheit läßt sich nicht leicht finden, als sie der Dichter in seinem Bilde von dem ursprünglichen Zustande in Nova Scotia gezeigt hat, wo er uns die frommen, gastfreundlichen und glücklichen Bewohner des Landes kennen lehrt. In der Schilderung dieser Sommer- und Herbstabende ertönt eine solche Musik und es schwebt über Allem ein so anmuthiger Zauber, daß man sich gar nicht wieder von dem Bilde trennen kann und mit dem Wechsel der Scene fast unzufrieden ist. Man lese nur die folgenden Zeilen:

In the Acadian land, on the shores of the Basin of Minas,
Distant, secluded, still, the little village of Grand Pré
Lay in the fruitful valley. Vast meadows stretched to the eastward,
Giving the village its name, and pasture to flocks without number.
Dikes, that the hands of the farmers had raised with labour incessant,
Shut out the turbulent tides; but at stated seasons the flood-gates
Opened, and welcomed the sea to wander at will o'er the meadows.
West and south there were fields of flax, and orchards and cornfields,
Spreading afar and unfenced o'er the plain; and away to the northward
Blomidon rose, and the forests old, and aloft on the mountains
Sea-fogs pitched their tents, and mists from the mighty Atlantic
Looked on the happy valley, but ne'er from their station descended.
There, in the midst of its farms, reposed the Acadian village.
Strongly built were the houses, with frames of oak and of chesnut,
Such as the peasants of Normandy built in the reign of the Henries.
Thatched were the roofs, with dormer windows; and gables projecting
Over the basement below protected and shaded the door-way.
There in the tranquil evenings of summer, when brightly the sunset
Lighted the village street, and gilded the vanes on the chimneys,
Matrons and maidens sat in snow-white caps, and in kirtles
Scarlet and blue and green, with distaffs spinning the golden

Flax for the gossiping looms, whose noisy shuttles within doors
Mingled their sound with the whir of the wheels and the songs of the maidens.
Solemnly down the street came the parish priest, and the children
Paused in their play to kiss the hand he extended to bless them.
Reverend walked he among them; and up rose matrons and maidens,
Hailing his slow approach with words of affectionate welcome.
Then came the labourers home from the field, and serenely the sun sank
Down to his rest, and twilight prevailed. Anon from the belfry
Softly the Angelus sounded, and over the roofs of the village
Columns of pale blue smoke, like clouds of incense ascending,
Rose from a hundred hearths, the homes of peace and contentment.
Thus dwelt together in love these simple Acadian farmers, —
Dwelt in the love of God and of man. Alike were they free from
Fear, that reigns with the tyrant, and envy, the vice of republics.
Neither locks had they to their doors, nor bars to their windows;
But their dwellings were open as day and the hearts of the owners;
There the richest was poor, and the poorest lived in abundance.

Besonders anziehend ist ferner die Darstellung von dem Charakter Evangeline's, und im Laufe der Erzählung wird sie, wie sich ihre Tugenden durch Geduld und religiösen Glauben entfalten, mit einer engelhaften Schönheit bekleidet. Das milde Sternenlicht gleicht dem Glanze ihrer Augen, und ihre Bewegungen scheint sie von dem sanften Dahingleiten der Wolken gelernt zu haben, und viele Kritiker haben es dem Dichter fast nicht verzeihen können, daß er sie so schwere Prüfungen bestehen läßt.

Der zweite Theil von Evangeline ist überhaupt nicht ganz so schön als der erste, und so ergreifend auch die Beschreibung von der Angst und Sorge ist, in welcher unsere Heldin ihren Geliebten aufsucht, so hinterläßt das Ganze doch einen vorherrschend schmerzlichen Eindruck.

Die lyrische Poesie Longfellow's ist so lieblich, daß wenn man den Dichter mit den meisten seiner Zeitgenossen vergleicht, es gleichsam ist, als ob man aus einem rauhen Lande in einen orientalischen Garten kommt, in welchem das Plätschern der Wasserfälle oder die Musik der Vögel auf jedem Schritte unser erstauntes Ohr erfreuen. In seinen Gedanken herrscht überall die strengste geistige Schönheit des Ausdrucks nebst Lieblichkeit und Zartheit, und der Dichter beweist zugleich, daß er den mannigfaltigsten Gebrauch des Rhythmus völlig

beherrscht. Sein Styl ist überall fließend und correct, und nur selten läuft ihm eine Nachlässigkeit im Ausdruck mit unter, wie dies z. B. in der Hymn to the Moravian Nuns der Fall ist. Sein Ausdruck ist zugleich äußerst einfach, ohne weithergeholte Epitheta — was in America nicht gar häufig der Fall ist — und in seinen Bildern ist er überall lieblich und wahrhaft keusch; einen ganz besonderen Reiz haben aber seine Schilderungen noch dadurch, daß bei ihm die sächsischen Wörter vor dem lateinischen Elemente der Sprache bedeutend vorwiegen, und daß das von ihm gebrauchte Wort überhaupt oft wahre Bilder seiner Gedanken giebt.

Hg.

Die Phonologie und deren Anwendung auf neuere Sprachen.

(Fortsetzung.)

§. 11. Wir haben im Vorigen vorzüglich mehrsilbige und wohl auch zweisilbige Wörter betrachtet und gesehen, wie die organische Wechselwirkung der Laute in einem verhältnißmäßig beschleunigten Tempo die natürliche Grundlage bildet für alles Eigenthümliche der englischen Aussprache. Wenn aber hierin der Sprachgeist auf so tief eingreifende Weise dem Zug der Lautgesetze gefolgt ist, sollten wir nach allem Bisherigen nicht annehmen dürfen, daß das Walten derselben Lautgesetze nicht auch im lebendigen Geweb des Satzes sich ebenso müsse geltend gemacht haben, wie wir es in anderen Sprachen beobachten können und daß also die organische Wirkung des Symphonismus auch über das einzelne Wort hinausgreife? Analog wie im Ital. z. B. remitto, de fide, eo mitto, in rimetto, di fede, io metto, umgelautet und wie die Pronominalform, z. B. io, lo ganz anders zur homogenen Verbalform paßt (io sono, io lo so), als etwa zum französ. io sais, io suis etc., so greift auch im Englischen Alles lebendig ineinander. Nicht nur der Umlaut der Vordersilbe, z. B. in retain, reside, relation, afficirt den Vocal des Stammes, und umgekehrt, sondern es mußte bei der Umbildung des Altenglischen, namentlich in Hinsicht des Umlauts von a, e, o, i, ai, ea etc. in unzähligen Wörtern, besonders auch in einsilbigen, wo die Euphonie der Aussprache unsicher und schwankend war, schon von tiefeingreifendem Einfluß sein, wenn einmal gewisse Formwörter (die mit den im Engl. fast ganz flexionslosen Wortstämmen äußerst häufig zu verweben sind) ihren spätern stetigen Umlaut erhalten hatten, so namentlich die Pronomina he, she, we, you und die Formwörter may, be, should, would, auch do und resp. to. Ueberall in der Verbalflexion, wo diese Pronomina mit dem Umlaut in i vor umlautbare, besonders einsilbige Stämme traten, mußten

sie im raschen Sprechen, weil zu organischer Einheit damit verwachsend, auf deren Aussprache einwirken und den Umlaut derselben befördern. Analog dem Umlaut in relate (vom Vocalschema e-a) in das Vocalschema i-e, ergab sich z. B. auch der Umlaut von dem, was sonst irgendwie innig verwächst, z. B. *we* care, *we* take; was im Altenglischen wohlgedehnt, e-a war, ging über in i-e; zur geschmeidigern Participialform fügte sich die geschmeidigere Form des Stammwortes; ähnlich dem Umlaut delay war es, wenn we may, he may im Laut gegenseitig sich assimilirte und dem Vocalschema i-e nahe kam. Und der Umlaut des häufigen Formworts may mußte ebenso im Symphonismus mit andern Verben auf deren Umlaut analoge Wirkung üben, z. B. *we may* care, *we* prove, *we may* prove it. Näher liegt noch die Verähnlichung des Lauts von ee, z. B. we need, we speed. Aber auch im Verhältnisse von i-u ist organischer Bequemlaut und es folgt auch das Homogene im Tempo nach dem Gesetz der Quantität §. 3, II. z. B. we took heed, we took care — of good breeding; wenn man es breitgedehnt ganz so liest wie es die Schreibung enthält, so konnte es in seiner Art auch wohl fügen; doch ist die moderne Aussprache geschmeidiger und man fühlt, wie gut Alles zu rascherm Tempo fügt und zusammengreift. Die so entstandene vielfache Lautveränderung aber mußte im Symphonismus, wo eine geringe Störung das Ganze durchzucken mag, selbst wieder eine große organische Wechselwirkung auch auf andere Wörter herbeiführen, bis in tausend- und tausendfältiger Anwendung und Verwebung (im Leben des Volkes) endlich alles Einzelne zu jener Fügsamkeit und Geschmeidigkeit gedieh, die überall ein natürliches Bedürfniß für das gewandtere Geistesleben ist.

Wenn wir aber so in der modernen englischen Aussprache eine merkwürdige organische Umlautung und Fortbildung der alten (im Schriftidiom erhaltenen) Mundart erkennen und mit der letztern, die wir lautlich neu beleben können, sie vergleichen, so verbindet sich mit dem theoretischen auch ein praktisches Interesse. Um nämlich in der Aussprache der kurzen wie der mehrsilbigen Wörter manches Wunderliche und Abweichende zu begreifen und das Eigenthümliche des Sprachgebrauchs viel leichter zu erfassen, kann eben die eigene Achtsamkeit auf die heimliche Attraction und Anähnlichung der Satzglieder dienlich sein, wie ich in der N. Phonol. mannigfaltig zu zeigen unternahm. Gar vieles ist schon für sich klar und entschieden, je

nach dem Wortbau (wie z. B. der stetige Umlaut von ee) und sehr oft auch nach der Natur und Stellung der Consonanten, die dem Vocal zum Halt und zur Stütze dienen, z. B. wenn ea vor rch, rl, rn, rd, rth, zu stehen kommt; wer möchte lieber reséarche (mit i vor rch) aussprechen, oder in earl, pearl, earn, earth, heart das ea als i lieber sprechen, denn als è oder resp. á? Wenn aber ea vor r in ear, dear, fear so bequem in i umgelautet, warum nicht auch in bear, wear, swear? Warum das Abweichende im Aussprechen des e, z. B. in èver, féver, éven; pèrish, pèril, périod; spècial, génial, wovon oben schon zu reden war? Oder wenn der Unterschied des Bequemlauts im Einzelaussprechen doch gering ist, wie soll man damit zurecht kommen? Hier zeigt sich nun eben das Praktische und Angemessene, der Sprachbildung auf ihrem eigenen Weg zu folgen und die symphonische Abwägung von zusammengehörigen Satzgliedern zu versuchen. Für sich wäre z. B. ob wir das Pron. 1. P. ur oder our sprechen sollen, schwer zu sagen, und ur scheint eher noch geschmeidiger (wie in your): aber im Geweb z. B. mit relation, nature, hope, spricht sich fügsamer das ou: *our* relation, *our* hope etc., *our* special relation; wogegen your mit *ou* im raschen Sprechen merklich hart wäre. Richtet sich der Fragepunkt (der jedesmal eine bestimmte Richtung auf Einzelnes haben muß) auf das e, z. B. in special, ob es zu è oder i neige: so kann dies im Context (our *special* relation, many a *special* account etc.) weit eher fühlbar werden; ähnlich das e in den andern Beispielen, wie im Satze: we perish in our peril, by such a fever, a dangerous fever. Wäre ich unsicher, ob z. B. in *re*tardation die Vordersilbe zu e neige, so fühle ich das eher im lebendigen Context, z. B. our *re*tardation, many a *re*tardation, the cause of all *re*tardation; nur darf die fragliche Einzelsilbe nicht etwa stärker oder anders als es im Wortbau liegt, betont werden, wenn solches Abwägen und Belauschen des Sprachgefühls nicht beirren soll. Ist das Fragliche, was einige Schwierigkeit zu haben scheint, ein Verbum, so versuchen wir dessen Abwägung in mannigfacher Flexion und mit verschiedenen Formwörtern, weil ja darin der resp. Sprachgebrauch wurzelt, z. B. I bear, we bear, you bear; do you bear, he may bear, he would bear; the hope of bearing u. s. w.; ähnlich bei wear, swear; z. B. why do youswear? So fühlen wir den heimlichen Zug des Symphonismus in dem,

was in verschiedenem Context überwiegend bequem und fügsam auszusprechen.

Wie unter Anderm, was eigenthümlichem Wechsel unterliegt, die verschiedene Aussprache des Pron. my nur auf feiner Wahrnehmung des Symphonismus beruht, z. B. mý arrival, to my sides und mỳ liberty, in my opinion, habe ich §. 63. der N. Phonol. besprochen und in Beispielen veranschaulicht.

Nach alle dem sollte es wohl klar genug sein, daß die phonologische Methode zur feinern lebendigen Auffassung des Sprachgebrauchs im Englischen ungemein förderlich sein kann, und daß sie weit entfernt ist von all dem Unsinnigen und Seltsamen, was ein wunderlicher Rec. (in G. G. A.) nach einigen aus allem Context gerissenen Stellen finden wollte. Es ist nicht, als ob wir bei Anwendung der phonologischen Grundsätze, mit unsern wenigen phonetischen Versuchen und zufälligen Aussprüchen die Ordnung der Sprache erst zu machen oder ohne alles Weitere Alles und Alles erst zu finden hätten, und ohne alles sichere Substrat, ohne allen Leitstern, uns nur einem blinden, bodenlosen Gefühl überlassen sollten. Die Sprache und ihre Ordnung ist schon da; aber Sache der Wissenschaft ist es, das in der Sprache waltende Leben und dessen wunderbare Gesetzmäßigkeit — der Natur der Sache entsprechend — zu beobachten und kennen zu lernen. Und wenn von Organismus der Sprache die Rede ist, so kann man dabei in aller Anwendung nur eine bestimmte Sprache, die man wohl zunächst auf historischem Weg kennen lernt, im Auge haben; jede Sprache geht durch alle Theile hindurch ihren eigenen Weg, und was z. B. im Angelſ. sich findet, ist nicht schon darum auch im Englischen organisch begründet. Der lebendige Symphonismus aber, den wir als ein wichtiges Laut- und Sprachgesetz annehmen, kann nur in der innigsten Beziehung zu den andern wichtigen Lautgesetzen eine Bedeutung und Wirkung haben; diese Wirkung schwebt nirgends in der Luft, sondern in dem concreten Bestand und Verhältniß von Vocalismus und Consonantismus positiv gegebener Sprachorganismen. So kann also im Englischen, das wir als solch einen lebendigen Organismus kennen lernen, von einem lautern, haltlosen Zerfließen der Vocale oder von einförmigen luftigen Vocalschematen ohne Cons. (!) nicht die Rede sein; als ob z. B. old, roll, strong, eben so gut (vor i) in u umlauten müßten, wie in

good read, oder wie in *take* heed, wo die Aussprache das Vocalschema e-i ergiebt, ebenso das a in „*calm* seas“ in e umlauten müßte. Eine solche Auflösung und Zerflossenheit der mannigfaltig ausgeprägten Wortformen, die nur in ihrer concreten Besonderheit Träger der verschiedenen Begriffe sein können, wäre ohnehin auch ganz dem logischen Princip entgegen. Geneigte Leser wollen zu näherer Verständigung noch insbesondere vom §. 68. der Allgem. Phonol. Einsicht nehmen! Ueber die Wirkung der Conss. spricht sich ganz klar die N. Phonologie aus S. 47. u. 63. flgd. und schon S. 3. wo es der Rec. hätte finden können.

§. 12. Daß die Phonologie nicht auf Beseitigung oder Geringschätzung des Sprachgebrauchs, sondern vielmehr wesentlich auf organische Begründung desselben gerichtet ist und weder dem historischen noch logischen Princip zu nahe tritt, vielmehr die natürliche Ergänzung des einen wie des andern bildet, möchte sich noch bei einer kurzen Besprechung des englischen Wortaccents erweisen; wobei es sich zeigen mag, ob in Betreff dieses Gegenstands die argen Mißverständnisse und sonderbaren Unterschiebungen des gedachten Rec. irgend Grund haben.

Bei den sog. ächt englischen (nicht romanischen) Wörtern, wo einfach die Stammsilbe den Ton trägt, kommt die Betonung nur wenig in Frage. Aber ein sehr großer Theil der Sprache besteht aus lateinischen oder romanischen Elementen, die auch in Hinsicht der Betonung wie der Wortbildung auf eine ganz eigenthümliche Weise dem engl. Sprachbau assimilirt worden sind. Dieser Theil der Sprache ist es, den die N. Phonologie (S. 120—134.) zum Gegenstand einer genaueren Beobachtung macht; die auffallende Ungleichheit der Betonungsweise, die scheinbare Willkür und Laune des Sprachgebrauchs bei gleichen und ungleichen Wortbildungen, wo es in unzähligen Fällen handgreiflich ist, daß die pur logische Erklärung gar nicht ausreicht, bietet wohl dagegen genug, die einige Aufmerksamkeit verdienen und mit bloßen Machtsprüchen noch nicht abgethan sind.

Der geneigte Leser, der von der angef. Stelle Einsicht nimmt, wird nirgends von einem Grundsatze etwas finden, wornach der Accent in seinem ganzen Umfang, in all seinen Einzelheiten und Freiheiten, wie ein leichtes Spielwerk, blos durch phonetische Abwägung und Belauschung der Silben ohne weitere Anweisung zu

finden sein soll! Die darin liegende ungeheure Arbeit des Sprachgeistes, die in jahrhundertelangem geistigem Verkehr eines größern Volkes möglich wurde, habe ich nirgends dem Einzelnen zugemuthet (vgl. N. Phonol. §. 10.) und es versteht sich, daß es ohne Accent auch gar kein Englisch giebt, woran wir die Wahrnehmung der Lautgesetze üben könnten. Mit klaren Worten ist daher S. 120. gefordert, man müsse in Hinsicht des Accents im Engl. vor den Angewöhnungen der Muttersprache sich wohl in Acht nehmen und mit feiner Wahrnehmung in das Eigenthümliche der englischen Betonungsweise sich hineinleben. Je nach dem Bau einer Sprache (wie ihn — nicht der Laut ohne Geist, sondern eben das geistige Princip schuf) wird in der Ordnung der Worttonverhältnisse, für mannigfaltiges homogenes Satzgefüg angemessen, eine gefällig abwechselnde, leicht fügsame Tonvertheilung sich unwillkürlich ergeben, die eben sowohl dem Zug der Lautgesetze, wie dem logischen Princip entsprechen kann und ohne Eintrag für das letztere alle Handhabung der Sprache bequem und leicht macht. Und so läßt sich nach einem wie nur irgend möglich umfassenden Inductionsbeweis und nach Allem, was dem Bisherigen zufolge in der Natur der Sache liegt, die organische Fügsamkeit, Natürlichkeit und Bequemlichkeit auch der ganzen Betonungsweise im Englischen annehmen.

Die eigene Anwendung und Befragung des Sprachgefühls aber in verschiedenen Wortformen muß nach festen leitenden Grundsätzen und bestimmten Analogieen des Sprachgebrauchs wohlachtsam angestellt werden, namentlich mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Endungen und deren Einfluß. So mögen wir denn in gar manchen Fällen ohne Schwierigkeit die richtige Betonung errathen, und uns manches Wunderliche und Abweichende erklären; pure Voraussetzung ist es also, daß das Sprachgefühl „ohne weitere Anweisung" Alles soll finden können.

Vergleicht man die verschiedenen Endungen in dieser und jener Art von Wortbildung sowohl unter sich als auch mit analogen Wortformen im deutschen Sprachbau: so kann die Frage sein, warum sind die Endungen ation, ition, otion, ental, ernal u. ähnl., da es in logischer Hinsicht nur untergeordnete Abtheilungssilben sind, doch Träger des Haupttons; warum ruht der Ton nicht auf der Stammsilbe, wie in declárable, derìvable? Warum nicht de*clàr*ation, de*rìv*ation, re*vóc*ation, *mòn*umental, *ìnt*ernal? Und ähnlich

vor -ity, warum nicht z. B. *gène*rality, *gène*rosity, di*vis*ibility, sondern die drittletzte Silbe stetig betont? Und warum ist bei der Endung ate der Ton nicht auch wie bei able, z. B. de*rìv*ate, sondern dèrivate, wie rè*voc*ate, *dèr*ogate?! Auf welcher Seite ist denn hier das „Logische", wenn doch je nach den Endungen (dèrivate, derivátion, derìvable) die Betonung ganz ungleich ist? War hier das Logische maßgebend, nach dem Princip, den Wortstamm zu betonen? Und wie erklärt sich bei mehreren Arten von Ableitungsendungen die Neigung, stetig die drittletzte Silbe zu betonen, wie vor ity, ical, ize; warum nicht *dès*potical (analog dèspot), *tyr*annical u. s. w., da es doch die Stammsilbe wäre!? — Und wenn man erst analoge Wörter im Deutschen vergleicht, z. B. despotisch, tyrannisch; oder die auf ät, ment, ie, z. B. Pietät Element, Harmonie und andere, wie Nation, Importanz ꝛc.; und wenn hier ganz abweichende Betonung ist, die ebenso eine logische sein soll, muß man nicht fragen: Was ist am Ende logisch? auf welcher Seite ist das Wahre und Richtige? Wie soll man mit der rein logischen Erklärung zurechtkommen, wo wir die wunderlichste Abweichung in völlig ähnlichen Fällen finden!? Wenn z. B. revére die Stammsilbe betont, und fast ähnlich in persevére, persevérance der Ton der Stammsilbe nahe rückt, gleichmäßig in Verbum und Substantivum, warum nicht auch revérence, sondern rèverence, ganz wie rèference, prèference? Und so drängen sich hundert und hundert Fragen auf, namentlich in Hinsicht der Eigenthümlichkeit, daß viele Wörter als Verba und als Subst. oder Adj. gleich betont sind, z. B. we accòunt, the accòunt; während viele andere als Verba die Endsilbe betonen, als Nomina oder Adj. aber den Ton vorne haben! Warum gerade so, und nicht umgekehrt?

In Beziehung auf die vordern Ableitungssilben in zusammengesetzten Wörtern ist es wohl eine Eigenheit, daß sie von der deutschen Betonung vielfältig abweichend als tonlos erscheinen, und vorherrschend die Stammsilbe betont wird; dies ist besonders bei dem Präfix un- entschiedene Regel, so daß sich eben hierin die englische Betonung vorzugsweise „als eine logische" ausnimmt, z. B. unfrée, unfrei, ungènerous, ungroßmüthig, unedel; immòrtal, unsterblich; extènsible, ausdehnbar. Auf manchen Stammsilben findet nun allerdings der stärkere Accent einen bequemen und guten Halt, und es wäre (wenn man es versuchte abzuweichen) die Betonung

der Präfixe nicht so fügsam und behaglich zum Aussprechen, zumal in homogenem Contexte des Satzes, z. B. concúrrence, consístence, perfòrmance, perfòrmable, perfòrmed. Anders aber ist es bei schwächern Stammsilben; anders je nach der Art des Wortbaus (wo die Attraction der Endungen Einfluß übt), anders auch je nach der lautlichen Verschiedenheit der Präfixe; man vergleiche z. B. *cò*nference, *cò*nsequence, *in*nocence, *in*nocent; sodann *de*rìvable, *dè*rivate, *pró*blem — *pro*blemàtic, *pè*rfidy — *per*fídious, *re*láte — *rè*lative, *pre*side — *prè*sident — *pre*sídial, *còn*sequence — *con*sècutive; und in Hinsicht der verschiedenen Präfixe z. B. transfèrable — rèferable, we do *in*spèct — we do *pró*spect, the *ím*press — the *ex*près s, the *dís*count — the *ac*coùnt. In solcher Ungleichheit wird man doch wohl das Ueberwiegen des logischen Princips nicht finden können; es macht sich ja ein auffallendes Ueberwiegen des symphonischen Bequemlautes, wenn wir es nur achten wollen, fühlbar. Bemerkenswerth ist diesfalls die Behandlung der Präpos. under, z. B. in *ùnder*clerk, undersèrvant, to underbìnd; das Verbum, auch wenn es einsilbig, hat den Ton auf der Stammsilbe (wie to presènt), das Nomen und Adj., das in der Flexion nie um eine Silbe wachsen kann, mag sich, wenn es einsilbig ist, um so leichter dem Präfix unterordnen, den Hauptton aber hat es dann, wenn es zwei- oder mehrsilbig ist; im Fall der Einsilbigkeit konnte die Präpos. gar fügsam im Ton überwiegen, nicht so im andern Fall.

Was den berührten Punkt anbetrifft, warum in Fällen, wo die Verschiedenheit im Accent zur Unterscheidung der grammatischen Bedeutung dient, gerade das Verbum die Endsilbe betont, und nicht umgekehrt, so habe ich l. c. S. 123. auf das Eingreifen der im Sprachbau (also auch im logischen Element) begründeten Flexion aufmerksam gemacht. Auf die Art der Betonung muß es wohl von sehr fühlbarem Einfluß sein, wenn in einer Sprache nicht blos das Verbum, sondern auch das Subst. und Adj. durch Silbenzuwachs (und resp. Umbildung des Wortes) eine Flexion erhält, wie das im Deutschen der Fall ist, während im Englischen fast nur das Verbum noch eine mit Silbenzuwachs verbundene Flexion behielt. So wächst im Deutschen das Adj. z. B. genial, frequent, in der Steigerung (ein genialeres Werk, der frequente, der frequenteste Weg) sogar um zwei Silben; wie unbequem nun,

wenn der Accent, wie im Englischen, auf der Vordersilbe ruhen sollte! Aehnlich im Nomen, z. B. die Elemente, the èlements; die Nationen, the nátions; die Systeme, die Universitäten, the sýstems, the univèrsities. (Wir übersehen nicht, daß — je nach dem Wortbau — der Hauptton im Deutschen gar oft auch auf der viert- oder fünftletzten Silbe ruht, oder noch weiter rückwärts, was im Englischen seltener ist.) Daher die Betonung im Adj. lebendig, sogar vom Stamm verrückt! Das Analóge ist nun im Englischen, wenn die Flexion des Prät. und des Partic. auf ed, als eine merkliche Veränderung des Wortganzen, in manchen Wortstämmen, je nach Symphonismus, eine Attraction auf die Betonung geübt hat; z. B. a *fréquent* occasion, we *frequènted* the *prèsent* occasion, we *presènt* it, we *presènted*. Dem logischen Bedürfniß gemäß ließ der Sprachgeist die gleiche Betonung stetig werden, auch wo die Endung nicht antrat, z. B. das Element, die Elemente; the *àccent*, I do *accènt*, the próduce, we prodùce; war einmal mit der Endung ed der Ton auf der Stammsilbe merklich fügsamer, warum sollte er nicht bleiben für die ganze Verbalform, auch ohne die Endung, warum wechseln ohne Noth?

Eine ängstliche und pedantische Sonderung dessen, was Stammsilbe und was nicht Stammsilbe sei, um ja überall das „Logische" der Betonung einzuhalten, läßt sich überhaupt im Entwicklungsgang der Sprache, zumal in der Verarbeitung des eigentlich nur entlehnten, also fremden Sprachstoffs, nicht erwarten; sie wäre, wie wir gesehen, in vieler Hinsicht unthunlich und unpraktisch. Es ist eine pur theoretische Voraussetzung, daß die Stammsilbe als solche — auch im Sinn des Sprachgeistes, der im Volke webte — der Tonträger sein müsse. Dabei ist nicht zu übersehen, wie die bedeutsamen Präfixe und Suffixe auf's innigste, lautlich wie begrifflich, mit dem Wurzelwort verwachsen und als die nähere Begrenzung des Begriffs diesen wesentlich bestimmen; mag es nun die Stammsilbe sein, die zufällig als Tonträger dient, oder eine andere dazu passende Silbe; der Gedanke mit Allem, was er umschließt, haftet immerhin nicht an der einzelnen Silbe, sondern am Lautganzen; Gedanke und Wortganzes, als Laut, durchdringen sich innig. Was kann also in logischer Hinsicht daran liegen, ob wir immòrtal, hàrmony, Acàdemy, auf englische Weise betonen, oder, im Context mit deutschen Lauten, nach deutscher Art und Ordnung: unsterblich Harmonie, Aka-

demie?! Ob die englische Logik Recht habe, oder die deutsche, — erscheint als ein müßiger Streit; es war die praktische Logik, der feine Tact des Sprachsinnes, was in der eigenthümlichen Ausbildung der Betonungsweise den Sieg davon trug und die Sprache nur um so bequemer, gefälliger und beweglicher machte, je mehr sie auch dem natürlichen Zug der Lautgesetze folgte. Die eine, wie die andere Art des Sprachbau's hat gleiches Recht für sich, ob auch eine Sprache vor der andern in Hinsicht auf Wohllaut und leichte Fügsamkeit überwiegen mag. Wenn der Wortton im Englischen allerdings in sehr vielen Fällen, wo man vorzugsweise die logische Betonungsweise hat finden wollen (auch in dem resp. beweglichen und in vieler Hinsicht wandelbaren Gebiet des Sprachschatzes) auf den Stammsilben ruht, so dürfte es kein sonderliches Verdienst in Beziehung auf das logische Moment sein; es war doch nur die größte Behaglichkeit und Bequemlichkeit, welche dem zu Grunde lag, eine ungesuchte Uebereinstimmung. Wir werden aber das logische Moment der Wortbetonung in umfassenderm Sinn zu nehmen haben.

Im Uebrigen muß ich Kürze halber auf die in der N. Phonologie gegebene weitere Ausführung und Anwendung verweisen; so namentlich über den Einfluß des Accents auf die Aussprache der Vocale. Durch die im Obigen §. 6. enthaltenen Bemerkungen über die Schärfung der Vocale und Conf. glaube ich Einiges, was zu Mißverständnissen Anlaß gab, ergänzt und erläutert zu haben. Ein Uebersehen S. 123, Z. 7. das Wort èxcellent betreffend, daß ich bei der Correctur und Revision das unrichtig gesetzte Tonzeichen nicht bemerkte, bitte ich zu berichtigen; es hat (wie daneben prelat) den Accent auf der Vordersilbe, vom Deutschen abweichend und unbekümmert um die Prosodie im Lateinischen.

Mit Uebergehung des Italienischen, welches für die Begründung und Bestätigung der phonologischen Grundsätze ungemein lehrreich und interessant ist, so daß sogar der erwähnte ungeneigt aburtheilende Rec. nicht verhalten kann, hier wo der Wohllaut so fühlbar ist, hätte ich wohl „leichteres Spiel", — möchte ich mit einigen kurzen Andeutungen zur französischen Grammatik die phonologische Exposition abschließen. Denn ich darf die Geduld der geneigten Leser nicht damit in Anspruch nehmen, all das

Grundlose und Ungereimte zu widerlegen und zu erläutern, was mir unterlegt wurde, als ob auch im Ital. Alles einzig nur vom Streben nach Wohllaut, nicht auch von logischer Ordnung abhängen solle und die eigenthümlichen Laute der Sprache mit allen ihren feinen Nüançen sich kunstlos und unwillkürlich von selbst ergeben!! Es ist dasselbe Urtheil wie in Betreff des Englischen. Wie das logische Moment zu würdigen ist, mag schon aus dem §. 3, IV. genügend erhellen; desgleichen in Betreff der sorgfältigen Beachtung des objectiven Sprachgebrauchs, des historischen Moments. Sobald man die Grundlage des Ganzen wegzieht und ignorirt, und dann das Einzelne aus allem Zusammenhang herausreißt, kann es freilich nur die ärgsten Mißverständnisse geben.

---

1. Das **Französische** hat in Hinsicht der Wortbildung wie in Hinsicht des Verhältnisses von Schrift und Aussprache einen ähnlichen Entwickelungsgang wie das Englische; das Eigenthümliche und Verschiedene aber, was Alles hierbei von Einfluß sein mußte, konnte auch nicht anders als zu ganz verschiedenen Ergebnissen der Sprachgestaltung führen. Von Interesse ist es, die von der mittellateinischen resp. italienischen Grundlage vielfach abweichende Wortbildung mit eben dieser Grundlage zu vergleichen; wobei nur zu beachten, was neuere Forschungen dargethan, daß im Französischen (wie zum Theil auch im Englischen) außer den romanischen noch die celtischen Elemente von wichtigem Belang sind.*)

Bei solchen Vergleichungen scheint es mir nun aber ganz unbefriedigend und ungenügend, wenn man in der Umbildung lateinischer und anderer Sprachbestandtheile nur Willkür und Laune erblicken

*) In dem Schulprogramm des Gymn. zu Heiligenstadt giebt eine Abhandlung über den „Ursprung der französ. Sprache" von Dir. Rinke viel Belehrendes und Beachtenswerthes. Mit besonderm Nachdruck ist auf die dem Lateinischen fremde Behandlungsweise des latein. Sprachstoffes aufmerksam gemacht und die Ansicht aufgestellt, beim Eindringen der deutschen Völker in das Römerreich, wo Alles niedergeworfen, getrennt und zerrissen war, seien diese Völker auf sich angewiesen und um so mehr veranlaßt gewesen, die aufgenommenen fremden Wörter der eigenen Sprache anzupassen und so im Aufbau der romanischen Sprache im Geiste der angestammten Formen zu verfahren. Dies zeige sich unter Anderm auch in dem Formwesen der Conjugationen, und was nach der strengen latein. Grammatik auffallend und abgeschmackt scheine, wie die Ausdrücke: j'ai été, je me suis tué, das könne von diesem Gesichtspunkt aus nimmer auffallen.

wollte; eine Betrachtungsweise, die freilich allen Anschein für sich hat, sobald man die modernen Sprachformen nur historisch und unlebendig auffaßt. Wenn z. B. die erwähnte schöne und lehrreiche Abhandlung über die französ. Begriffswörter — am Schlusse sich dahin ausspricht: „Es sei nirgends eine so große Willkür sichtbar, als in der Bildung der Endung französischer Zeitwörter aus lateinischen Formen, da sie aus allen Conjugationen ineinander übergehen": so wird eben die rechte lebendige Anwendung der phonologischen Methode, die stete Beachtung, wie das Eigenthümliche der Wortgestaltung dem heimlichen Zug der Lautgesetze gefolgt ist und besonders die organische Attraction und Assimilation sich in der homogenen Durchbildung aller Bestandtheile geltend gemacht hat, — Alles anders erscheinen lassen und zur wesentlichen Ergänzung der historischen Auffassung dienen. Auch in dem, was sonst nur Willkür scheint, macht sich dann eine wohlbegründete Technik und Ordnung des Sprachgeistes fühlbar und ein feines Wohllautsgefühl, auch in den unregelmäßigen Bildungen das Walten derselben Laut- und Sprachgesetze.

So hat z. B. die französ. Conjugation, wenig bekümmert um die Art und Ordnung der latein. Conj., aus Ungleichem Gleiches, und aus Gleichem Ungleiches gestaltet. Die Conj. auf er konnte ebensowohl aus der 1. Conj. auf are, ari, als aus der 3. latein. Conj. erwachsen; letzteres hat die angef. Abhandlung wohl nur übersehen. Und ebenso sind aus der latein. 3. Conj. theils Zeitwörter auf ir, theils andere auf er, zum Theil wieder solche auf re oder oir geworden, so daß z. B. finir, agir, die nun gleiche Beugung haben, aus dem, was im Latein. ganz ungleicher Beugung folgt, hervorgehen konnte; ähnlich z. B. tenir, venir; ähnlich mentir, sentir, repentir (poenitere). Häufig sind die Fälle, wo aus der latein. 3. Conj. die ungleiche Beugung erwuchs; vgl. comprimer, imprimer, (presser), conférer, céder, distinguer, consister, assister, protéger, répéter; und agir, benir, gémir, trahir, régir, ravir, courir. Bei nd (defendere, fundere) war die Endung re näher und fügsamer: daher z. B. défendre, fondre, rendre. Ueberhaupt wurden aus dem Latein. (und Ital.) diejenigen Lautformen für die Conj. benützt, die sich im lebendigen Symphonismus zu dem neuen Idiom als passend und wohlfügsam ergaben (wobei sich die logische Technik und Durchbildung der ganzen Conj. auch im Ein-

zelnen von selbst versteht). So wurde z. B. die Endung are in er verkürzt und abgeschleift; analog dem ältern Fut. im Ital. 1. Conj.: amarò, welches sich im raschern Tempo zu amerò verkürzt hat. Nicht das für sich unsichere Einzelne einer Infinitivform, sondern die Gesammtflexion eines Zeitworts in tausenderlei Anwendung konnte den Ausschlag geben. Was sich aber in der Gesammtflexion durch alle Zeit- und Modusformen und durch alle Personalverhältnisse hindurch überwiegend bequem ergab, dahin entschied sich natürlich der Sprachgebrauch; dem logischen Bedürfniß war genügt, ob die eine oder andere Conj. fügsamer sein mochte. Wenn sich auch weiter keine festen (mechanischen) Normen aufstellen lassen, eben weil jedes einzelne Verbum seinen eigenen (organisch berechtigten) Weg geht; so ist es doch nichts weniger als bloße Willkür.

Auch in der Nominalbildung weist das scheinbar Willkürliche und Abweichende auf die heimliche Wirkung der Lautgesetze und die geschickte Vermittlung und Anähnlichung der einzelnen Laute und Silben, die sowohl im Verhältniß zum Wortganzen als zum übrigen Wortbau und resp. Geweb eines homogenen Satzgefügs sich stetig ergab. Man vergleiche z. B. die Fem. auf -té, wo theilweise der (ältere) Bindevocal ganz verschlungen wurde, theilweise aber e und i als Bindevocal wechselt, das Stammwort aber bald mehr bald weniger lateinische Form erhielt; je mehr französisches Gepräge im Stammwort, um so mehr schwand das i als Bindevocal, wofür dann e besser paßte. So zeigt es sich in folgenden Beispielen:

la santé,	la sainte*té*,	ferm*e*té,	légèr*e*té,	van*i*té,
bonté,	certain*e*té,	nett*e*té,	conform*i*té,	vér*i*té,
clarté,	pureté,	lâcheté,	humanité,	unité,
fierté,	sûreté,	pauvreté,	générosité,	charité.

Sobald man vom Sprachgebrauch abzuweichen oder dessen Ordnung zu stören versucht, so wird das zu Grund liegende Princip des symphonischen Wohllauts um so mehr fühlbar; z. B. vaineté oder vainité, vainté?! — pairité, pur*i*té, sûrité (wie fixité)?! — égauté, wie royauté?!

Eigenthümlich ist das Abschleifen der flexivischen Endungen. Eine Folge hievon war, daß für die gar oft unplastische Kürze und Dünnheit der übriggebliebenen Stammsilben auf die eine oder andere Weise einige dem Ohr vernehmbare Erweiterung und Füllung des Wortgebildes gesucht wurde; dem logischen wie dem ästhetischen Be-

dürfniß entsprechend, war dies namentlich für die schwächern einsilbigen Wortstämme ein natürliches Gegenmittel, um das Entschwinden des Lautbestandes auszugleichen. Vgl. clair, vain, la main; le pied, bien, fier; le ciel; la poire (pyrum), la foire (forum), ital. *il mese* — le mois, *il rè* — le roi, la loi, l'espoir, pour nous *(per noi)*; cours, couronner, mouvoir u. a.

2. Mit der modernen Aussprache im Verhältniß zu den so vielfachen Abweichungen der Schreibung hat es ähnliche Bewandtniß wie im Englischen, was man gewöhnlich ganz unbeachtet läßt. Was in früherer Periode der romanischen Sprachgestaltung, in jener Bewegung und Gährung der Sprachelemente, worin die latein. Grundform sich auflöste und zu neuem Organismus sich umbildete, noch härtere und breitere Lautform erhielt, wurde im Streben nach leichter Beweglichkeit allmälig kürzer und geschmeidiger in der Aussprache; die Schrift aber, die der leicht schwebenden Aussprache nicht so leicht (wie im Ital.) folgen konnte, blieb bei der tiefeingreifenden Umwandlung in alter Gestalt zurück, wenigstens in dem Wesentlichen und Eigenthümlichen ihres Baues, wenn auch Einzelnes genauere logische Durchbildung und theilweise Veränderung erlitt. Mag es auch beim ersten Anblick befremden, daß einst auch das Französische just so gelautet, wie man es schrieb und die Umlautung von ai, oi, ou, u, etc. erst in späterer Entwicklung der Sprache entstanden; so sollte es ja unbefangenem Urtheil bald einleuchten, daß solch eine Schreibweise, z. B. loi, moi, nous, tous, avoir, j'aurai fait *(avrai fact)*, faire, aimer, la fleur, la peur (pavor — *pevr*) und ähnl., überhaupt nur entstehen konnte unter Voraussetzung der einfachen diphtongischen Aussprache des oi, ai, eu, ou u. s. w. — Je mehr aber die französ. Aussprache nur im lebendigen Verkehr eines großen Volkes, leicht und freischwebend und nicht gebunden durch die Hemmnisse der Schreibung, ihren Entwicklungsgang nahm, um so mehr konnte sie dem Zug des feinern Sprachgefühls folgend, zu einer glücklichen Vollendung des Wohllauts und zu eigenthümlicher Geschmeidigkeit und Schönheit gelangen; und es dürfte um so mehr nun auch der Mühe werth sein, in den Regeln der feinern Aussprache auf das tiefere Einwirken des dem Zug der Lautgesetze auch unbewußt folgenden Mundsprachgefühls zu achten und zu sehen, wie selbst das scheinbar Abweichende nur von denselben Sprachgesetzen bestimmt wurde.

Dies mögen wir namentlich in der verschiedenen Betonungsweise der Vorsilben re- und de- wahrnehmen (was schon die Neuere Phonologie berührt). Eine Abhandlung über diesen Gegenstand im IX. Bd. des Archivs f. neuere Spr. hat die sonderbaren Abweichungen der Betonung der beiden Präfixe wohl anschaulich gemacht, aber meines Erachtens im Grunde nicht erklärt. Man fragt doch, woher das Ungleiche, daß dé- überwiegend stärkern Ton hat als re-, welches hierin so unstet wechselt? Und woher bei re- dieser Wechsel? Belauscht man die feinern phonetischen Unterschiede des symphonischen Bequemlauts, so läßt sich bald bemerken, daß das lautliche Verhältniß von de- und re-, als Vorsilben zu den nächstfolgenden verschiedenen Consonanten, auffallend verschieden ist, daß die Fälle weit häufiger sind, wo re- sich bequem und leicht wie unmittelbar (d. i. wie mit Verschlingung des e) den Wortstämmen anschmiegt, während de- fast durchgehends mit offenerm e fügsamer als Vorsilbe antritt. (Die Abwägung des überwiegenden Bequemlauts muß in homogenem Context versucht werden.) Es kommt hierbei, wie es die Natur des Symphonismus mit sich bringt, auf die Art und Ordnung der Conf. an, vor welche das re- zu stehen kommt; anders verhält es sich vor l, m, n, v, pl, pr; anders vor p, f, fl, s. Wir fühlen, wie z. B. in religion, remettre, renaître, renoncer, revoir, revalider, replonger, reprendre, das re- mit leicht verschlingbarem e an das l, m, etc. sich anfügen läßt; anders fühlt sich's z. B. in répondre, réformer, réflechir, résister; vgl. re*sp*ecter, respirer, ressembler, ressentir und ähnl., wo ein fester Doppelconf. zur Stütze dient, und es nicht pr, pl, fr, dr, tr ist. Aber wenn sich hierin je nach der Natur der einzelnen Conf. eine gewisse stetige Rückwirkung zeigt, so läßt sich doch keine mechanische Regel darüber aufstellen, eben weil es auf einem organischen Grunde beruht und auch die Art des Wortbau's von Einfluß sein muß. Man vergleiche z. B. la remise, la reprise — la rémission, réprimer, la répression; une réforme, réflexe — refondre, reporter, reposer, reforger, un reflet; une réponse, une réplique, réputer, répandre — repeindre, replier, replanter; régénérer — regarder; réveiller, révolter — revivre, reviser, revoler. In anderer Art ist der Bequemlaut gewahrt bei schwachem Wortstamm, wie z. B. in la retenue, la revenue, relevant; in solchen Fällen oft auch wechselnd je nach dem Wortbau und resp. je nach Symphon. des Con-

textes; z. B. je retiens, nous retenons *(je r'tiens, n. retnons)*; on pour*ra* retenir *(retnir)*; on doit retenir *(r'tenir) cette* loi. Alles nur recht leicht und ungezwungen, wie es im Symphonismus dem Mundsprachgefühl zusagt. Selten ist es eine logische Differenz, die durch verschiedene Betonung auszudrücken, wie z. B. bei *re*partir und *ré*partir; vgl. répouser (für ré-épouser). — — Aehnliches läßt sich wahrnehmen hinsichtlich der Vorsilbe de-, nur daß, wie schon oben angedeutet, die stärkere Betonung hier überwiegend näher lag; die wenigen Fälle, wo es tonlos wurde (wie demain, demander, demeurer, devant, vgl. demi, von dimidium) sind von der Art, daß man auch darin das Walten des Bequemlauts wahrnehmen kann; man fühlt wohl den Unterschied, z. B. in une *de*mande und une *dé*marche, wie bequem dort die Verschlingung des e, hier der offene Laut der Vorsilbe ist. Eigen ist unter Anderm degré in moderner Aussprache, da es früher minder flüchtig dégré gelautet hat. Nicht wollen wir übersehen, daß es außer den Vorsilben de und re auch mit der Aussprache des e in andern Fällen ähnliche Bewandtniß (in Betreff des Symphon.) hat, z. B. lever, mener, second, secret, — ménage, séduire, sécrétion, séjour.

Wie noch in Anderm das Feine und Eigenthümliche der französ. Aussprache in dem natürlichen Zug des symphonischen Bequemlauts seinen Grund hat, darauf ist schon in der Allgem. Phonol. §. 61. u. 76. und weiterhin in der Neuern Phonol. hingewiesen; nicht unbeachtet blieb das logische Moment, z. B. in der verschiedenen Aussprache von de und des, le und les u. ähnl., wie hier der flüchtigere sowohl als der stärkere Laut eben auch dem logischen Verhältniß entspricht u. s. w. Um nur ein Beispiel noch hier zu berühren, die wechselnde Tonvertheilung in Fällen, wo mehrere solcher flüchtig betonter Redetheile zusammentreten, — z. B. on me *le* dit, on ne *me* le dit pas; on *me* le fait, on me *le l*aisse, on *ne* me *le* laisse pas, — so findet man sich mittelst Beachtung des symphonischen Bequemlauts hierin leicht zurecht; die Sprache will eine geschickte, wohlfügsame Tonvertheilung.

3. Von organischem Formenwechsel je nach Symphon., der im Ital. so reich und mannigfaltig ist (eine Folge der reichern vocalischen Ausprägung besonders in den Endungen), hat das Französische nur wenig, wenn man nicht den organischen Wechsel der

Verbalflexion hieher rechnen will (je veux, nous voulons, ils veulent, nicht veulons u. ähnl.). Doch ist es immerhin beachtenswerth, wie bei aller im eigenthümlichen Sprachbau liegenden Gebundenheit die französische légèreté im Einzelnen, wo freiere Bewegung verblieb, der überwiegenden Behaglichkeit folgen mag. So z. B. in der Wortstellung des attributiven Adj. und der persönlichen Pronomina. Pur euphonisch ist schon der Umlaut des Pron. poss. ma, ta, sa in mon etc. vor Vocalen (*mon* âme); ebenso die stetige Ordnung me le, le lui, nous le, le leur, il l*e leur* donne u. a. ähnl., und donnez-*le-moi; et me le* donnez etc. Bei gewissen Formwörtern aber kann das von einem nachfolgenden Inf. abhängige Pron. symphonisch bald mit dem Inf., bald mit dem Formwort verwoben werden; wäre es z. B. minder fügsam zu sagen: il veut *me me*ner, so liegt die Ausweichung nahe: il *me veut* mener; il peut *me* laisser, il *me le* peut *l*aisser. Sogar: on *le s*'imagine; l'on ne *se l*'imagine pas. Ueber das Gebundene und Freie der französ. Wortstellung s. Allgem. Phonol. §. 65., wo auch die abwechselnde Stellung mancher Adj. erwähnt und veranschaulicht ist, und das logische Moment hiebei gewiß die vollste Würdigung gefunden hat. Bei sehr vielen Adjectiven, welche ihrem Subst. nachzustehen haben, liegt es augenscheinlich nahe, daß der hierin festgesetzte Sprachgebrauch vielmehr auf phonetischem als logischen Grunde beruht; es ist symphonische Abrundung und leichtfügsames Verweben von Adj. und Subst. als logischer Einheit; daher so häufig das Nachstehen von mehrsilbigen Adj., besonders derer auf ique; z. B. un temps *variable*, un son *enchanteur*. Wie unbequem wäre z. B. un *abstrait* terme, statt un terme *abstrait*, un *imaginaire* droit, un *honorifique* droit — statt un droit imaginaire, un droit honorifique! Und so bei der ganzen Menge von Adjectiven ähnlicher Wortfolge, welche Napol. Landais Gramm. générale des gramm. franç. p. 456. aufführt. Bemerkenswerth ist hier, was N. Landais S. 455. (4. éd.) und 457. als Grundsatz anerkennt: „Le goût et *l'usage* (!), souvent même *l'oreille seule*, peuvent déterminer le rang qu'un *adjectif* doit occuper dans la construction d'une phrase. — — Les adjectifs que les qualités morales ont produit — — se placent assez indifféremment avant ou après le substantif. Tels sont: *aimable*, *admirable*, *charitable*, *cruel*, *fidèle*, *détestable*, *arrogant etc.* Cependant, comme

il n'y a point de règle absolument certaine sur ces deux dernières remarques, c'est *l'oreille et l'harmonie* qu'il faut consulter."

Freilich muß der Wohl- und Bequemlaut für das Mundsprachgefühl, was da ganz übersehen, weit mehr wahrnehmbaren Einfluß üben, und es wird dann Manches, z. B. auch bei den Ordnungszahlen, nicht so indifferent sein, als N. Landais annahm. Ich möchte auch nicht beistimmen, wenn er §. 5. sagt: N'imitez pas l'auteur qui a dit: *Sénèque était le plus riche homme de l'empire.* Dites: *l'homme le plus riche.* Letzteres allerdings, wenn nicht *de l'empire* folgte!

4. Unverkennbar sind die Einflüsse des symphonischen Wohl- und Bequemlauts in der mannigfaltig abweichenden Behandlung des grammatischen Genus, so weit nicht logische Momente überwogen; auch die phonetische Auszeichnung in manchen Wortableitungen war eine dem geistigen Princip entsprechende Hervorhebung, das Fem. in solchen Fällen mehr nur ein Form- als ein Genusunterschied, wie z. B. bei den Endungen ité, tion (verité, nation), ähnl. wie im Latein.; umgekehrt konnte das Masc. z. B. die Endung age an die Stelle des latein. Neutrum treten (homagium — *hommage;* von pars — *le partage,* ähnlich le village, le visage u. a.). Für das logische Princip war es gleichgültig, ob z. B. cendre, foudre, poudre, peur, fleur, corne, pomme, poire, wie im Lat. Masc. oder Neutra wurden, oder davon abweichend als Fem. erschienen; oder ob bei art, salut, le bonheur, malheur der umgekehrte Fall eintrat: darum war die Wahl der verschiedenen Genusform auch geeignet zur gefälligen Vermittlung des organischen Symphonismus, und in einzelnen Fällen gerade die Abweichung von dieser Regel ein Mittel zur logischen Hervorhebung von Bedeutungs-Unterschieden. So erschien dem nach Analogieen arbeitenden Sprachsinn, z. B. pomme, poire, foire, so gut als Fem. wie la somme, la gloire; und was im Latein. schon Fem., blieb es nicht darum, weil man um die latein. Ordnung sich viel bekümmerte, sondern weil es eben auch zu der neuen Sprachgestalt fügsam ward. Auffallend ist der phonet. Einfluß bei dem Worte gens (*des gens heureux, toutes les gens, toutes les vieilles gens, tous les honnêtes gens).* Das Wort *foudre* (fulgur) ist Fem. geworden, ganz bequem wie la poudre (pulvis, masc.); eine Auszeichnung des Sinnes, im höhern Styl gebräuchlich, liegt schon in der Abweichung vom Ge-

wöhnlichen: *un* foudre vengeur; *un* foudre d'éloquence, de guerre. Wenn dem analog die lat. Masc. auf or in Wörtern, welche Eigenschaften oder sächliche Objecte bezeichnen, fast durchaus zu Fem. geworden sind, z. B. la douleur, la couleur, wie fleur, peur: so war es eine sich von selbst verstehende logisch-phonetische Auszeichnung, Wörter auf eur, welche handelnde männliche Personen bezeichnen, als Masc. zu behandeln, z. B. l'acteur, le sauveur, le vengeur. Der Geist ja ist es, der die Sprache schuf und trägt.

5. Eine weitere Frage, die nicht ohne Interesse ist, betrifft die Wahl des Hülfsverbums in der Conj. mancher französ. Zeitwörter. Es zeigt sich hierin ein auch von den französischen Sprachgelehrten anerkanntes sonderbares Schwanken gewisser Zeitwörter, welches sich durch Aufstellung von sichern Bedeutungsunterschieden nicht heben lassen will, wenn auch in gewissen Fällen solche Unterschiede allerdings den Ausschlag geben, ob avoir oder être als Hülfsverb zu stehen habe; in andern Fällen, wo der Sprachgebrauch stetig geworden, kann es wohl zu beachten sein, daß die Wahl des Hülfsverbs zu den gewohnten logischen Schematen gar nicht stimmen will, dem symphonischen Bequemlaut aber vorzüglich zusagt, z. B. *avoir* été, *j'ai* été, wo doch das Ital. essere gebraucht (io *sono* stato, *era* stato). Nach Einigen soll z. B. aller nur in der 3. Pers. mit avoir, in der 1. u. 2. Pers. aber mit être construirt werden. Von accourir, apparaître, comparaître, disparaître, croître (u. Compos.) als verbes neutres sagt N. Landais, daß sie gleich gut mit avoir und être zu bilden; was im Weitern auch von cesser (sans régime) anerkannt ist. Ueber die von Lévizac aufgestellten Regeln bemerkt derselbe, wenn sie nicht immer in solcher Allgemeinheit wahr seien, so passen sie doch wohl auf viele Fälle. Wenn nun aber andere Sprachgelehrte die Wahl des Hülfsverbs in manchen Fällen lieber unentschieden und frei ließen, so hat Boinvilliers Alles in vollständige logische Schemate gebracht, wonach die genannten Beispiele nicht mehr solche Freiheit der Wahl haben sollen und auch Racine und Fenelon, wenn sie sich unter die Regeln nicht fügen, getadelt werden. „Cette incertitude des Grammairiens a produit celle des écrivains, qui cependant reclament depuis long-temps *la fixité* des principes. Persuadé qu'il est indispensable de faire cesser une pareille indétermination, il établit les règles etc."

Bei solcher Absichtlichkeit des Strebens, der geforderten unité

et fixité centrale zu genügen, und bei der Voraussetzung, es müsse durchaus in jedem Falle der wechselnde Gebrauch von avoir und être als Hülfsverb auf einer logischen Differenz beruhen, Alles und Jedes müsse in den pur logischen Schematen sich bewegen, als ob die feinern Bedeutungsunterschiede nicht schon im Contert der Rede ausgedrückt werden könnten (gleichviel ob es z. B. il *a* demeuré quelque temps, oder il *est* demeuré quelque temps) — da war es denn freilich kein Wunder, daß man wenig fragte, ob das auch im objectiven Geist und Sinn der Sprache begründet sei, all diese künstlichen Bedeutungsunterschiede aufzustellen, und alle freiere Beweglichkeit der Sprache in diesem Gebiet, wo bisher dem feinern Geschmack und Wohllautsgefühl manches überlassen war, ganz abzuschneiden! Neben unzweifelhaften Bedeutungsverschiedenheiten, die im Begriff eines Verbums sich ergeben, sind doch Fälle genug, wo es von wenig Belang ist, ob avoir oder être gebraucht werde. Das Hülfsverb être scheint allerdings, z. B. in dem Satze: il *est* sorti ce matin — anzudeuten einen Ausgang ohne Rückkehr, er ist (noch) ausgegangen; und il *a* sorti ce matin könnte zwar andeuten was thatsächlich, er ging aus und ist wieder zurück. Aber giebt dies nicht wohl auch der Contert? und wäre so etwas vielleicht im Präsens des Hülfsverbs noch thunlich und geeignet, wie anders im Fut., im Condit. und Prät.; z. B. il *sera* oder il *aura* sorti u. s. w.! Hier kann auch être das Verhältniß der Zeit und der Thatsächlichkeit ausdrücken, so gut wie im Ital. io *sono* corso u. ähnl.; wer dächte in solchem Contert an den Unterschied von action mit avoir, und état mit être, oder von bestimmter Zeit und — Permanenz!? Dies ist wohl ein gewichtiges Moment, das Beachtung verdient; wie andrerseits die Frage ist, ob man nicht bei der Masse von ältern Schriftstellern, die sich freier bewegten, durch die künstlichen logischen Unterschiede nur das Verständniß verwirrt. Wo und so weit aber in der Wahl des Hülfsverbs noch freie Bewegung ist, kann die Sprache vielfältig dem Zug des symphonischen Bequemlauts sich fügen; wie darnach gewiß auch die Stetigkeit im Gebrauch von avoir oder être eintreten konnte, z. B. je *suis sur*venu, je *suis inter*venu; aber mit avoir: *j'ai sub*venu, *contre*venu, je *suis* parti, *j'ai re*parti. Wie der symphonische Wechsel sich bilden mag, und wie die sonderbare Eigenthümlichkeit des Gebrauchs von être

bei Reflexiven gewiß auch auf phonetischem Grunde beruht, glaube ich in der Allgem. und Neuern Phonol. genügend veranschaulicht zu haben. Es wird hiebei das Gemeinsame, wie das Verschiedene der romanischen Sprachen wohl zu beachten sein. Der Unterschied z. B. bei correre und courir, io *sono* corso im Ital. und j'*ai* couru im Französ. (Racine hat das getadelte j'y *suis* couru), kann gewiß zu der Fage führen, auf welcher Seite denn die wahre und berechtigte Sprachlogik sei? ob im Ital. oder im Französ.? Oder ob nicht vielmehr solche Differenzen gerade zum Beweise dienen, daß es eine andere ungekünstelte Art von Logik war, der die Sprachbildung hierin folgte, nicht jene ängstlich begriffspaltende! Man müßte ja auch fragen, warum die (bei demeurer, sortir, périr, croître, rester) angenommene logische Differenz nicht auch bei vielen andern intrans. Verben nöthig wurde, z. B. il *a* venu — und il *est* venu? Es war eben rein überflüssig und für das logische Princip so wenig erforderlich, als z. B. in dem Satze von Racine: Sa langue embarrassée — *vingt fois, a demeuré* glacée; wer kann denken, es sei das rein Ueberflüssige sorgfältig ausgedrückt, „nur ein vorübergehendes, nicht ein ewiges Erstarren der Zunge sei gemeint!" Statt solcher Subtilität des Ausdrucks, die dem Leser oder Hörer wenig Verstand zutraut, war es hier offenbar die angemessene logische Scheidung der grammatischen Function; glacée sollte vom Verbalbegriff demeurer abhängig bleiben (so gut wie im Präs. elle demeure glacée), und nicht unter das Schema des Hülfsverbs bezogen werden (elle *est* demeurée glacée); durch Anwendung von avoir ist jedenfalls das grammatische Verhältniß deutlicher geworden. Das hat N. Landais übersehen. — Hat die Sprache, wenn être été, j'étois été u. s. w. ein ziemlich mißtöniges Zusammentreffen war, die natürliche Ausweichung gewählt, die der praktischen Logik ganz wohl genügte, nämlich avoir été: so wird es auch im Geist der Sprache sein, wenn ich z. B. den Satz: Dans un tel *état* il *étoit* peri — lieber umbilde: Dans un tel *état* il *avoit* péri. Bei solchen Intransitiven war es gewiß mehr um das Thatsächliche, um den Ausdruck der Tempusunterschiede (sei es durch avoir oder durch être), als um die feinsten Modificationen des Zuständlichen zu thun.

6. Bemerkenswerth sind im Franz. die in der Regel stark ausgeprägten Conjunctivformen. Die logische Technik hat in der Aus-

prägung der modalen Unterschiede in der Verbalflexion, soweit es nur immer möglich war, eine lautliche Symbolik ausgebildet, in welcher eben, unverkennbar angemessen, die phonetisch gewichtigern und vollern Formen zur logischen Auszeichnung und Hervorhebung des gewichtigern Modus dienen; z. B. je veux, je viens: que je veuille, que je vienne. Solche logisch-phonetische Gliederung und Ordnung zeigt sich bei aller Mannigfaltigkeit der Formen in der ganzen französ. Conjugation, wenn wir es nur wahrnehmen wollen. Nahe liegt es, in der so schönen Durchbildung auch der sog. unregelmäßigen Conjugation das Walten der Lautgesetze, und namentlich die Wirkung des symphonischen Bequemlauts zu erkennen.

7. Die Bildung des Fut. und Condit. mittelst Verwendung des im Inf. liegenden r hat Diez bekanntlich als entstanden aus der Zusammensetzung des Inf. mit avoir, avere etc. erklären wollen; es sei = amare habeo u. s. w. Statt aus amarem, bei Abschleifung des m, eine im Verhältniß zum Fut. angemessen abgegliederte Form erwachsen zu lassen für den Conditionalis, sollen wir glauben, aimerois sei entstanden aus aimer-(av)ois, im Ital. amerèi aus amar-ebbi(!); ähnlich das Fut., bei welchem man doch eher amavero, legero vergleichen mag. Die Gründe, welche dieser künstlichen Erklärungsweise entgegenstehen, habe ich in den phonologischen Schriften entwickelt; in den phonologischen Erläuterungen (NJBB. 16r. Suppl. Bd.) hatte ich das Vergnügen, auf das im J. 1846 erschienene Schulprogramm von Dr. Knebel in Köln hinzuweisen, welches ebenso die besagte Erklärungsweise bestreitet. Es wäre gewiß ein Gegenstand, der eine weitere Erörterung verdiente. Ich möchte hier nur noch auf ein paar Punkte aufmerksam machen. Ein eigenes Zutreffen ist es allerdings, daß die Endungen des Fut., besonders im Sing., so genau mit der roman. Form von habere im Präs. übereinstimmt. Wollte man aber auf diesen Umstand hin schon annehmen, es habe das förmliche Verwachsen von habere mit dem Infinitiv jedes Verbums wirklich stattgefunden, und es sei nach und nach — gleichmäßig in den weitausgedehnten Gebieten der romanischen Sprachen, was doch viel sagen will — auf diesem sonderbaren Umweg das Fut. gebildet worden; so wäre es ja nur eine äußere Aehnlichkeit, und müßte unter Andern in Betracht kommen, wie im Ital. auch io do, tu dai, egli da; fo, fai, fa; so, sai, sa; vo, vai, va — mit ho, hai, ha gleich-

lauten und doch an eine Ableitung von avere hier nicht zu denken ist. Die Sprachbildung mußte ja wohl das gute Recht haben, hinsichtlich der für das Fut. und für den Conditionalis passenden Endungen ihre der übrigen Flexion entsprechende Technik anzuwenden; im Französ. konnte analog dem übrigen Sprachbau der Vocal o im Fut. nicht als Endung fungiren, es mußte é, ei oder ai werden (averei — avrai) und die Scheidung vom Inf. war logisches Bedürfniß. Aehnlich beim Conditionalis, wo jede Mundart ihren eigenen Weg ging. Aus irem z. B. wurde j'irois; das ois (nicht oa gesprochen) war ebenso wie im Imperf. relat. ein gefälliger, organischer Laut, das s der Endung auch sonst häufig. — Noch scheint mir auch der Umstand beachtenswerth, daß gewiß eine Verschlingung, besonders der Pluralformen 1. u. 2. Pers., wie amare a*bb*iamo (avemo), amare a*v*ete, oder aimer-a*v*ons, aimer-a*v*ez, in amaremo, amarete, j'aimerai, nous aimerons, vous aimerez, in phonetischer Hinsicht gar nicht so leicht war; und man müßte gewiß aus der Bildungs- und Uebergangsperiode noch Spuren genug finden; solche nachweisbare Ueberreste aus einer Periode, die ein so wichtiges Tempus wie das Fut. nicht entbehren konnte, wären ein besserer Beleg als etwa Beispiele, die immer noch eine andere (potentiale) Erklärung zulassen, wie: „Ego tibi *habeo* facere“; „Ego te ferire *habeo*“. — Jedenfalls muß nicht Einzelnes, sondern alle die verschiedenen Momente in ihrer Gesammtheit bei vorliegender Frage in Erwägung kommen.

Wenn es nun aber scheint, daß der hochverdiente Gelehrte, dem wir die Grammatik der romanischen Sprachen verdanken, bei der Bewältigung eines ungeheuren Materials in Betreff des fraglichen einzelnen Punktes nicht das Richtige ersehen: wird darum Jemand seinen Namen minder mit Dank und Verehrung nennen! Gewiß nicht! Und man wird solchem Meister im Gebiet der Sprachkunde wohl zutrauen, daß es auch ihm vor Allem um die Wahrheit, um ruhiges Erwägen von Gründen und Gegengründen zu thun ist.*)

---

*) Rinke in der erwähnten Abhandlung üb. d. Ursprung der französ. Spr. hat sich in Betreff der Bildung des Fut. ziemlich unentschieden ausgesprochen. Doch anerkennt auch der Verf., wenn das Fut. aus dem Fut. exact. hervorging, welches der Deutsche ja wohl einfach als Futurum habe auffassen können, so könnte sich hiernach wohl auch (im ital. Fut.) der Accent geändert haben. Es schien nämlich dem Verf. sonderbar, welchen Grund der Italiener haben konnte, daß er z. B. ameréi, in der 3. Pers. sogar amer-ébbe sagte, da doch sonst die

Wäre es mir gelungen, durch voranstehende phonologische Besprechung mannigfacher linguistischer Fragen weitere wissenschaftliche Erörterung von Einzelnen zu veranlassen und die vorangestellte Ansicht zu begründen, daß eine geeignete (subsidiäre) Anwendung der phonologischen Grundsätze gar nichts Schwieriges hat, und eben so viel wissenschaftliches als praktisches Interesse bietet; so wäre mein Wunsch erfüllt, und es ergiebt sich vielleicht Gelegenheit, über Einzelnes, was noch unsicher oder minder klar sein möchte, zur Verständigung beizutragen.

Ehingen.

M. Wocher.

Betonung der ital. Verbalformen (überall?) der latein. Aussprache gefolgt sei. Gebe man zu, daß ameréi aus amarem entstanden ist, so sei doch kein Grund vorhanden, weßhalb der Accent auf éi und im Futur auf amerò (ama(ve)ro) trat. Auf diese Bedenken möchte ich nur sagen, man kann in der Betonung z. B. von fécero, facemmo, dissero, dicemmo u. ähnl. wohl sehen, daß sich diese romanische Sprache oder Mundart hierin gar nicht ängstlich um die latein. Aussprache bekümmerte; und theils konnte das logische Bedürfniß, theils der Wohllaut (die phonetische Attraction besonders der Endung -rai, 2. Pers.) und die fügsame Technik in der einfachsten Durchbildung des neugebildeten, dem Condit. analogen Futurs die stetige Betonung der Endungen im Sing. veranlassen; Aehnliches zeigt sich ja im Perf. wenigstens in Fällen wie rendéi, rendé (welches vom Präs. rende zu scheiden war). War einmal amerai mit betonter Endung fühlbar bequem, so war die einfache, analoge Bildung (von amerò, amerà) zugleich praktisch und bequem, um für alle mögliche Verschiedenheit von Silben- und Lautabgliederung und von Conjugationsweise (nach are, ēre, ĕre, īre) künstlichen Ungleichheiten und Schwierigkeiten auszuweichen. Wo sollte denn amaro (amerò entstand erst später in Folge der Betonung), wenn nicht die Endung den Ton hätte, sonst betont werden? etwa amáro? und temere, etwa teméro oder témero? allenfalls wie léggero? Aber wie soll es dann z. B. bei udire, restituire, venire gehalten werden? Gewiß war es ein guter Takt, der das Einfachere gewählt und stetig gemacht hat, ganz nach der so schönen und einfachen Ordnung im Perf. (Passato sempl.), und analog dem Conditionalis (ameréi), welchem — verschieden von amassi — eigenthümlich der verwandte futurische Charakter zugetheilt wurde. An ein ängstliches Hervorbilden des Fut. aus dem latein. Fut. exact. ist nicht zu denken, wie ja der Verf. selbst wohl anerkennt; und es ist kein Wunder, wenn vom latein. Fut. exact. z. B. dedero, fecero, misero, posuero, credidero, sich keine Spuren vorfinden. Nach Allem aber was bei vorliegender Frage in Betracht kommt, wird es auch gar nicht nöthig sein, daß schon im Latein. das Fut. exact. nahehin im Sinne des Fut. I. gar häufig im Gebrauch gewesen sein müßte. Zudem wird man nicht übersehen, wie die Lösung der Frage beim Fut. und Condit. zusammenhängt; erklärt sich amerei aus amarem, so wird es mit dem r des Fut. analoge Bewandtniß haben. Und wie im Ital., so in andern roman. Sprachen. Immerhin wird diejenige Erklärung, die in allen Beziehungen einfacher ist, in diesem Gebiete den Vorzug haben, wenn man auch nicht sagen will, daß eine entgegenstehende mögliche Erklärungsweise — „etwas Unsinniges enthalte".

Zur englischen Wortbildungslehre.

(Fortsetzung aus Bd. XII, Hft. 2.)

---

3. Ueber lic und die Bildungssilbe ly.

§. 54.

Alle bisher angeführten Beispiele aus dem Agſ. und Engl. bestanden nur in Ableitungen aus einfachen Adjectiven, meist sinnlichen Begriffes. Man kann wohl annehmen, daß ein solches Adverb von einem jeden solchen Adjectiv gebildet werden durfte, sobald es das Bedürfniß erheischte. Von abgeleiteten Adjectiven läßt sich dieses mit alleiniger Ausnahme derer auf lîc, nicht behaupten. Denn das einzige Beispiel, welches uns beifällt, wäre aus dem Agſ. etwa sigeleáse, Cod. Ex. 139, 22., welches Thorpe als Adverbium durch gloriously übersetzt, aber nöthigen Falls auch als nom. pl. aufgefaßt werden könnte. Im Engl. ließe sich etwa wonderful erwähnen, welches nach Flügel p. 1629, b. auch als Adverbium gebraucht wird. Ein agſ. wonderfulle wäre ganz unmöglich. Ebenso selten erscheinen solche Fälle im Altsächſ. Ich habe mir nur angemerkt: egrohtfullo, misericordiae plene, Hêl. 92, 5., wo es jedoch auch Apposition zu thû sein könnte (nom. sg. masc.: als ein Barmherziger), ferner sêrago vom Adj. sêrag, moeste, Hêl. 144, 6. fronisco, pulchre, ib. p. 73, 13. ſ. Schmeller p. 39, a. endlich vielleicht auch fridunsamo, pacifice, ib. 39, 17. Viel freier bewegt sich das Ahd., wie die von Grimm 3, p. 112. 113. angeführten Beispiele darthuen. Denn hier bilden sich die Adverbia auf o nicht bloß von Zusammensetzungen mit -haft, -bar u. ſ. w., sondern auch sehr häufig von Adjectiven auf ic, ſ. Grimm 3, p. 112. Im Mhd. ist diese Freiheit verloren; ebenso im Mnd. nach Grimm 3, p. 116. Im Nhd. erscheinen wieder Adverbia von Adjectiven aller Ableitungen, weil ja hier ein jedes Adjectivum, und somit auch die auf ig, adverbial stehen können. Im Mnd. sind Adverbia von Adjectiven auf ig nicht gerade selten, vgl. z. B. nughaftigen, satis, Detm. II, p.

9, 32.; ernsthaftigen, strenue, ib. II, p. 34, 27.; blytighen, ib. II, p. 23, 5. 28, 12.; hastigen, ib. II, p. 35, 31.; otmodighen, ib. II, p. 44, 3. u. s. w. Dem Agſ. werden ſie von Grimm 3, p. 102. abgeſprochen, jedoch habe ich mir syndrige adv., seorsim, separatim (cf. altfrſ. besunderga, Richth. p. 648, a.) und vlitige, splendide, pulchre, Cod. Ex. 234, 20. notirt. Vielleicht ſtellt ſich dazu noch geneáhhige, ſ. Grimm zu Andreas, p. 162. Das Engl. könnte aus demſelben Grunde wie das Nhd. mehrere Beiſpiele bieten, wenn hier nicht jetzt die Adverbia auf ly vorgezogen würden. Anzuführen ſind daher etwa nur das §. 53. erwähnte ready und das Adj. und Adv. tivy, hurtig, flugs. Letzteres gehört übrigens mehr nur der Sprache des gewöhnlichen Lebens an und ſtammt von dem agſ. Verbum tavjan, thätig ſein (noch im Nordengl. to tew, to be entirely employed; to labour; to work hard; to fatigue in Halliw. p. 860, b. vorhanden). Eine dem tivy entſprechende agſ. Form findet ſich nicht. Ganz beſonders häufig werden jedoch von den Adjectiven auf lîc Adverbia in allen deutſchen Mundarten abgeleitet. Wir geben eine Anzahl Beiſpiele aus dem Agſ.

§. 55.

aefestlîce, religiose; áltheodiglîce, peregrine; andgitlîce, clare; andrysulîce, terribiliter; andgitfullîce, intelligenter; andweardlîce, praesentialiter, El. 11, 41.; ânfealdlîce, simpliciter, Aelfr. praef. in Gen. p. 17, 26. Leo; angsumlîce, triste; ânhrädlîce, unanimiter; ânmôdlîce, unanimiter, harmonice, Aelfr. dial. p. 15, 11. Leo. p. 15, 11. Cod. Ex. 21, 25.; ânwillîce, pertinaciter; ânwiglîce, by single combat; ârlîce, honorifice; ärlîce, mane; ârfullîce, clementer; ârfestlîce, honeste; ârleáslîce, impie, Cod. Ex. 136, 7.; ârweordhlîce, honorifice; arodlîce, prompte; bealdlîce, audacter, engl. boldly, Cod. Ex. 272, 1. 273, 20.; behydiglîce, sollicite; beorhtlîce, engl. brightly, lucide, clare; bitterlîce, engl. bitterly, amare; bilwitlîce, bylwetlîce etc., simpliciter; blîdhelîce, alacriter; blindlîce, blindly, temere; brôclîce, aegre; carefullîce, carefully, sollicite; cênlîce, keenly, animose; claenlîce, cleanly, limpide; cräftlîce, affabre; cräftiglice, craftily, artificiose; cûdhlice, manifeste, Cod. Ex. 267, 6.

A, 322.; cymlîce, comely, commode; cynelîce, royally, kingly, Cod. Ex. 10, 24.; cystelîce, munifice, largiter; cvildbaerlîce, pestifere; deadhlice, letifere; deogollîce, secreto, occulte, A. 621; dëoplîce, profunde, Aelfr. dial. p. 13, 16. Leo. Cod. Ex. 169, 13.; dirstiglîce, audenter; deórlîce, care (Superl. El. 1159.); dollîce, stulte, Cädm. 19, 22.; dômlîce, magnifice, Judith p. 26, 10. Cod. Ex. 193, 19. juste, Grimm Myth. p. 1186, 19.; dysiglîce, stulte; dreoriglîce, drearily, moeste, Leo. p. 23 ult.; dryhtlîce, divinely, Cod. Ex. 14, 32.; dwollice, haeretice; eádiglîce, beate, B. 199; eádmôdlîce, humiliter, Aelfr. dial. p. 15, 11. Leo. Grimm Myth., p. 1186, 6.; eádhelîce, facile, gl. Rel. Ant. 1, p. 11.; earfodhlîce, difficulter, gl. R. A. I. p. 10. moleste, A. 514. Cod. Ex. 369, 8.; earmlîce, misere; efnlîce, emnlîce, aeque, aequaliter; egeslîce, terribiliter; ellenlîce, potenter, B. 4239.; endeleáslîce, endlessly, infinite; ëornestlîce, ernestly, sedulo; itaque, igitur; êstlîce, benigne, Ps. 50, 19. A. 292.; êstfullîce, devote; facenlîce, dolose; fägerlîce, fairly, pulchre; fästlîce, firmiter, Cod. Ex. 349, 22. 258, 24. El. 428, 796.; fästraedlîce, constanter; fäderlîce, gemiltsode, Leo. p. 25, 2. v. u.; feondlîce, inimice, Cod. Ex. 249, 27.; feóverfëaldlîce, vierfältig, Egb. Conf. c. 2. p. 346.; forhtlîce, tepide, Cod. Ex. 68, 15. 81, 7.; foregleáwlîce, providently; forethanclîce, caute; forlüstlîce, libenter; fremfullîce, efficaciter; fremsumlîce, benigne; fräclîce, avide; fracodlîce, turpiter; fromlîce, constanter, Cod. Ex. 224, 6. 248, 2. 257, 36. 129, 20. 36, 12. 42, 22. A. 556. 1183. 1333. 1640. (Superl. Cod. Ex. 245, 5.); fullîce, plene, Egb. Conf. 17, p. 350.; fûllîce, sordide; fûslîce, prompte; freondlîce, amice; freolîce, freely, libere; freólîce, laete, Cod. Ex. 12, 17. alacriter, 79, 15.; galfullîce, lustfully; gâstlîce, in spirit, spiritualiter, Cod. Ex. 266, 14.; gamenlîce, jocose; gearolîce, cunninyly, Cod. Ex. 42, 14. 378, 2. El. 289.; gecneordlîce, studiose; gedefelîce, decenter; gelômelîce, frequenter; genyhtlîce, abundanter; genyhtsumlîce, abunde; gemaenelîce, communiter; gemetlîce, apte; gemimorlîce, memoriter; gemyndelîce, memorabiliter; geornfullîce, stu-

diose; geornlîce, studiose, diligenter, Cod. Ex. 16, 32. 298, 16. etc. s. weiter unten; gerynelice, mystice; gerûmlîce, (Compar. B. 277.); gesundelîce, prospere; gesiblîce, pacifice; gesceadlîce, rationabiliter; gesceáplîce, apte; gesaeliglîce, feliciter; gesundfullîce, prospere; gesceádwîslîce, prudenter; getreowlîce, truly, fideliter; getreowfullîce, fideliter; gewîslîce, sapienter; gewîsfullîce, scienter; gewislîce, certe, Aelfr. dial. p. 7, 24. 12, 17. Leo. (s. Anmerkg. 18.); gewunelîce, rite; gewinnfullîce, laboriose; gethyldiglîce, patienter; gethwaerlîce, constanter; gielplîce, arroganter; giemeleáslîce, negligenter; glädlîce, gladly, alacriter, leniter; gleáwlîce, clare, El. 189. A. 861. 427. Cod. Ex. 9, 6. 253, 17. 81, 24.; grimlîce, crudeliter, Cod. Ex. 62, 19. 368, 3.; graediglîce, greedily; grundleáslîce, immense; godcundlîce, divinitus; hästlîce, Cod. Ex. 250, 33.; heatollîce, odiose, vehementer; heahlîce, healîce, alte, Cod. Ex. 43, 24. 24, 11. 24, 23. 71, 4. 298, 31.; heardlîce, dure, crudeliter, 16, 28.; heánlîce, paupere, turpiter, 3, 4. 23, 21.; hefiglîce, graviter, aegre; heofonlîce, coelitus; hetelîce, odiose; higeleáslîce, negligenter; hlutorlîce, luculenter; hnëavlîce, parce; hogfullîce, sollicite; horslîce, prudenter; holdlîce, fideliter, Cod. Ex. 138, 15. 27, 13. (kindly: 83, 18.) A. 1639.; hrädlîce, cito, El. 1087. A. 936. 1505. 192. Cod. Ex. 16, 34. B. 729.; hreowlîce, saeviter, ronghly; hyhtlîce, gloriose, Cod. Ex. 203, 4.; hvonlîce (vom Adverb hvon), parce, parumper, Grimm 3, p. 182.; idellîce, idly, ignave, pigre; inlîce, inly, internally; inweardlîce, intime, penitus, diligenter; lâdhlîce, odiose; láhlîce, legitime; latelîce, lately, tarde; leáslîce, fallaciously, Cod. Ex. 364, 11.; leáhterlîce, vitiose; leohtlîce, lightly, leviter, Egb. Conf. 19, p. 351.; lîdhelîce, mite, nhd. gelinde; leóflîce, care, Cod. Ex. 67, 29.; longlîce, for a long time; longsumlîce, longe; luflîce, lovely, amabiliter; lufsumlîce, humaniter; lustlîce, libenter, Aelfr. dial. p. 10, 14. Leo. Comp. ib. 9, 3.; lustbaerlîce, delectabiliter; lytiglîce, callide, versute; maenelîce, gemaenelîce, meanly, communiter; mädhlîce, commode, humaniter; maerlîce, magnopere, valde; mänigfëaldlîce, varie, ma-

nifoldly, Aelfr. praef. in Gen. p. 17, 15. Leo. Egb. Can. prf. p. 344. (ed. Price.) maestlîce, mostly, magnopere; mânfullîce, prave; mëagollîce, magnanimiter; medemlîce, moderate; mildlîce, mildly, mansuete; mihtiglîce, mightily, potenter; micellîce, mirifice; mînlice, in my manner, meo more; môdlîce, animose, audacter; môgdiglîce, moodily, superbe, magnanimiter; nâmcûdhlîce, famously; nëarolîce, anguste, Aelfr. praef. in Gen. p. 18, 14. Leo.; niwlîce, newly, nuper; neódlîce, studiose; ôfostlîce, ôfstlîce, festinanter; Cod. Ex. 174, 8. 181, 31. A. 299. 792. 1625. El. 225. 712. 1197. Comp. Cod. Ex. 17, 18.; openlîce, aperte; oferlîce, negligenter; orgëllîce, valde, admodum, s. Grimm 2, p. 788; ranclîce, superbe; recceleáslîce, recklessly, negligenter; regollîce, regulariter, rite; rihtlîce, 1) recte, 2) juste, Edg. Conf. 41, p. 361. nach Recht: Leg. Ethelst. V, 12.; rihtgeleáflîce, orthodoxe; saeliglîce, prospere; scearplîce, sharply, acute, efficaciter, magnopere; sceortlîce, shortly, breviter, paullulum; sceamleáslîce, shamelessly; searolîce, cunningly; Cod. Ex. 218, 19.; sellîce, mirabiliter; sibsumlîce, pacifice; singallîce, continuo, semper, El. 745.; sidelîce, apte, ex more; slawlîce, slowly, tarde; sleaclîce, slackly, pigre, lente; smallîce, parve, subtiliter, smally; smidhlîce, fabriliter, Bosw. 336, c.; snotorlîce, prudenter; snearlîce, celeriter, Cod. Ex. 391, 16.; sorhlîce, sorrowfully, miserably; sôdhlîce, vere, Cod. Ex. 276, 14. 6, 2. 13, 15. 141, 7. A. 681. u. s. w.; sprindlîce, alacriter, Mone Gl. B. 64.; spärlîce, parce; stadholfästlîce, firmiter; stearclîce, rigide, violenter; stillîce, stilly, tacite, tranquille; stidhlîce, strenue, rigide, severe, Cod. Ex. 351, 28.; stronglîce, valide, forte, Cod. Ex. 264, 34. 156, 15. A. 167.; stridhlîce, districte, sharply, contentiously; styrnlîce, sternly, aspere; stulorlîce, furtim; swäslîce, blande, benigne, Leo. p. 24, 13. Cod. Ex. 82, 16.; swîdhlîce, vehementer, admodum, Egb. Conf. c. 5, p. 347.; swincfullîce, laboriose, aerumnose; sweotollîce, manifeste, El. 689. Cod. Ex. 263, 27.; swiftlîce, swiftly, celeriter, velociter; swicollîce, fraudulenter; swêtlîce, sweetly, dulciter, suaviter; sûrlîce, acerbe; synlîce, sinfully, Cod.

Ex. 90, 26.; synderlîce, privatim, separatim, Wright. p. 249, 6.; syferlîce, soberly, pure, sobrie; faeslîce, leniter, placide; teónlîce, contumeliose; tîdlîce, timely, quickly; tillîce, bene, Cod. Ex. 352, 28.; tîmlîce, tempestive, cito; torhtlîce, splendide, A. 1681.; towardlîce, in futurum, futuro tempore; trumlîce, firmiter; twifealdlîce, duplo; tweolîce, ambigue; ungedêfelîce, indecenter, B. 4866.; unvîslîce, El. 294.; unmurnlice, unpityingly, Cod. Ex. 51, 9. without murning; B. 893.; unvâclîce, resolutely, Cod. Ex. 245, 25.; untraglîce, El. 411.; vacorlîce, vigilanter; värlîce, caute, tuto, Cädm. XII, 27, p. 55. Leo. Cod. Ex. 48, 5.; veordhlîce, vyrdhlîce, digne, excellenter, Cod. Ex. 299, 30.; werlîce, viriliter; wiglîce, bellicose; wîflîce, muliebriter; willîce, voluntarie; willsumlîce, id. desiderabiliter; winsumlîce, jucunde; wîslîce, sapienter, Cod. Ex. 348, 2.; wistfullîce, delicate, sumptuose, vrätlîce, mire, mirabiliter, Cod. Ex. 218, 13. 224, 19. 223, 29. 418, 8. 483, 7. (Superl. El. 1020.) 295, 36. A. 712.; wradhlîce, hostiliter, B. 6119.; wundorlîce, mire; wundorfullîce, mirabiliter; wynlîce, winlîce, laete, Cod. Ex. 82, 30.; thancvëordhlîce, grate, gratanter; thearflîce, accurate, districte; theawlîce, decenter, Aelfr. dial. 15, 9. 10. Leo.; thegenlîce, fortiter, viriliter, Jos. 1, 18.; thiclîce, thickly, dense, frequenter; thrîstlîce, audacter, temerarie, Cod. Ex. 54, 21. A. 1186.; thrymlîce, magnifice, Cod. Ex. 18, 23. 232, 30. 377, 7. A. 547. El. 780.; thrystiglîce, temere; thurleáslîce, all-deceiving, Cod. Ex. 79, 27. u. s. w.

§. 56.

Bis jetzt haben wir stillschweigend die Identität des agf. lic und lîce (adv.) mit dem engl. ly, der Adjectiva und Adverbia angenommen. Wir wollen zunächst zu zeigen versuchen, wie sich ly aus lic und lice entwickelte, so weit dieses hier ohne weitläufige lautliche und prosodische Erörterungen möglich ist. Der Abfall der Gutturalis kann nicht befremden, da schon im Agf. selbst z. B. die Accusative des Personalpronomens mïc, thïc, usic, êóvic (f. Grimm 1, p. 781.) nur in den ältesten Denkmälern vollständig erscheinen, während sie allgemein sich in më, thë, us, eóv verkürzen. Im

Altengl. findet sich namentlich vor folgendem Vocal statt des heutigen y noch öfter ich, zusammentreffend mit dem agſ. ic. Eine Gutturalis (k oder ch) fiel auch in every ab (s. oben §. 19.). Ein Unterschied zwischen der Adjectivendung lic und der adverbialen lice konnte natürlich bloß so lange bestehen, als überhaupt noch ein auslautendes e gesprochen wurde; es mußte daher dieser Unterschied in der normannischen Periode aufhören, da hier das e stumm wurde und überall gesetzt wurde, sobald man die Länge der vorhergehenden Silbe festhalten wollte. Dieses bloß prosodische e kann daher aus metrischen Gründen bei Dichtern geschrieben werden, während daneben auch die Formen ohne e bestehen können. Dem Agſ. am nächsten stehen die altengl. Formen auf like und liche. Beispiele sind: dernelike, adv. secretly, s. Halliw. p. 299, a.; inderlike, adv. carefully, zealously, R. A. I. p. 235, 37.; fulike, adv. foully, shamely, ib. p. 384, b.; prevelyke, adv. privily, ib. p. 644, b.; swiftliker, more swiftly, adv. ib. p. 826, b.; gornandlike, adj. desirable, ib. 948, b.; thorughlike, thoroushly, Halliw. p. 866, b. u. v. aa.; bestiallicke, beastly (bei Chaucer) ib. p. 168, b. Noch jetzt findet sich im Nordengl. häufig like für agſ. lic und engl. ly z. B. samelike, similarly, Halliw. 704, a.; goodlike, handsome, ib. p. 409, b. Dial. of Craven. 1, p. 191.; daftlike, foolish, adj. H. 290, a.; greatlike, probably; very likely, ib. p. 415, a. u. a. m. Einzelne Fälle finden sich auch in der Schriftsprache, wie z. B. warlike, welches seiner Bedeutung nach wohl kaum als ein Compositum aus war und dem Adj. like gefaßt werden darf. Ueberhaupt sind diese Composita (§. 15.) wohl von unseren Formen zu unterscheiden; hier ist like das agſ. lìc und nicht das agſ. gelìc, engl. like (wegen des engl. frolick s. Anmerkg. 6.). Während in der einen Mundart sich die Gutturale k erhalten hat, verwandelte sie sich in der anderen in ch, daher neben -like die Form -liche. Die Denkmäler aus der zweiten Hälfte des 12. und der ersten des 13. Jahrhunderts haben stets liche für das Adverbium, und meist lich für den Nominativ des Adjectivs. Daher immer in den sogenannten Proverbs of king Alfred in Rell. Antt. I, p. 170—188. und anderen gleichzeitigen Stücken, z. B. wisliche thinges, I, p. 171, 6.; dearneliche, adv. II, p. 2, 26.; ewicliche, II, p. 1, 22.; blidheliche II, p. 1, 27.; mildeliche, I, p. 171, 13. (cod. B.); listeliche, I,

p. 188, 2.; warliche, II, p. 1, 18.; witerliche, I, p. 188, 37.; cundeliche, II, p. 1, 13.; narruliche, I, p. 181, 43. II, p. 2, 23.; sikerliche, I, p. 181, 35.; Arth. and Merl. p. 290.; gnedeliche, II, p. 2, 21.; onlich lif, Halliw. p. 957, a. In der folgenden Periode bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts hinab, findet sich bei den Dichtern liche neben ly, oft in denselben Worten, bei denselben Dichtern und in denselben Dichtungen. So steht im Gy of Warwicke, p. 87: arliche und p. 156: arly, andere Beispiele bei Chaucer. In einer Glossensammlung aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts finden sich beide Formen, jedoch häufiger die auf liche (in Rell. Antt. I. p. 7. etc.) z. B. clerliche, sinceriter, p. 8, 35.; happyl yche, fortassis, p. 8, 6. Halliw. p. 433, b.; holdyngliche, Rell. Antt. I, p. 8, 36.; slowlyche, aegre, p. 9, 12. Daneben nun privyly, p. 9, 27.; spedfully, efficaciter, p. 7, 19. u. a. Wir geben noch eine Reihe anderer Beispiele auf liche, lyche; stilliche, stilleche, stylleche, still, Halliw. 806, b.; sweteliche, sweetly, ib. p. 837, b.; sarreliche, closely, p. 705, b.; asperliche, Gy of Warw. p. 84. Halliw. p. 94, b.; aisieliche, easily, ib. p. 35, b.; bletheliche, freely, blithely, joyfully, ib. p. 185, b. Rell. Antt. II. p. 275, 42. (Eduard I.); wisliche, certainly, ib. I, p. 160, 5. (Heinrich IV.); batountliche, hastily, Halliw. 149, a.; dereliche, joyfully, ib. p. 299, a.; besselyche, busyly, ib. p. 168, b.; idelyche, vainly; fruitlessly, ib. p. 472, b.; formëlliche, formally, (Chaucer) ib. p. 373, b.; fullyche, Rell. Antt. II, p. 89, 16.; apertelyche, openly, p. 70, a.; auntreonsliche, boldly, daringly, Gy of Warw. p. 83. Halliw. p. 112, b.; clanliche, cleanly, entirely, Halliw. 251, b.; abelyche, ably, Halliw. 6, a. apliche, ib. 8, a.; baldeliche, boldly, Halliw. 134, b.; folylyche, foolishly, 368, a.; delfulliche, dolefully, p. 297, a.; graythelyche, speedily, p. 415, a.; radeliche, readily, speedily, p. 662, b.; sodenlyche, suddenly, p. 769, b.; wylanlyche, wickedly, p. 912, b. u. s. w. Beispiele des ly aus diesem Zeitalter übergehen wir, da sie bis auf die Orthographie von den heutigen Formen nicht verschieden sind. Das auslautende e fehlt fast immer beim Adjectiv, z. B. onlich lif, s. oben; bellich, pulcher, Halliw. 162, a.; sellich, (curious) Halliw. 720, b.; werldliche, tribulaciuns (pl.) Rell. Antt. II,

p. 1, 16.; aghlich, Halliw. p. 31. a.; reuelich, sorrowfull, Halliw. 680, b.; heovenliche, thochtes, Rell. Antt. II, p. 2, 6. (pl.) u. s. w. Häufig fehlt es jedoch bei Adverbien, z. B. paisfullik, peacefully, Halliw. p. 599, a.; eathelic, easily, ib. 328, b.; sinderlik, separately, p. 744, a.; woodlich, madly, p. 938, a.; quitelich, freely, at liberty, p. 660, a.; esilich, gently, (Chaucer) p. 339, b.; cherlich, richly, sumptuously, 244, b.; monelich, meanly, p. 559, a.; gretlich, greatly, p. 417, a.; certenlych, certainly, 238, a. u. v. aa. Da bei dem Mangel des auslautenden e die vorhergehende Silbe kurz bleibt, so mögen diese kurzen Formen das abgestumpfte ly vorbereitet haben. Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erscheint ausschließlich ly. So auch z. B. im Promptorium Parvulorum (zuerst gedruckt 1499, aber einige Jahrzehnte früher entstanden), welchem folgende Beispiele (nach der Ausgabe von A. Way, Londen, Camden Society 1843. Bd. 1. u. 4.) entnommen sind: hastyly, festinanter, p. 229, a, 1. impetuose, praecipitanter, p. 229, a, 3.; frely, liber, gratis, 178, a, 1.; comely or stotely, subtiliter, 66, a.; hevyly, graviter, 239, a.; esyly, sokyngly, sensim, paulatim, 143, a.; lustyly, lystyly, delectabiliter, 3189, 2. 307, a.; conably, competently, competenter, 89, b.; blythely, gladely, libenter, sponte, 40, a, 1.; wykydely, nequito, 126, b.; freschly, newly, recenter, noviter, 178, b.; freschly, jolyly, gayly, gaudiose, friscose, redimite, 178, b.; allefully, totaliter, complete, 9, b.; happyly, forte, forsan, 226, b.; lowely, submisse, 314. b.; lowely, makely, humiliter, 314, b.; gladly, blethely, libenter, hilariter, laetanter, 197, b.; awkely, wrawely, perverse, contrarie, bilose, 18, b.; invaynly, vane, in vanum, inutiliter, 263, a, 5.; dowtelesly, indubie, procul dubio, 129, b.; allehooly, integre, integraliter, totaliter, 9, b.; gretly, valde, vehementer, opido, 211, a.; costumably, consuete, solite, 111, b, 1.; cynfully, criminose, 78, a, 10.; clerely, clare, perspicue, 81, b.; luschly, laxe, rare, 317, b.; fayntly, segniter, 9, b. 153, b, 3.; clowly, 202, b.; hardyly, audacter, 227, a.; esyly, quiete, tranquille, 143, a.; bysyly, assidue, jugiter, 37, a.; gettyngly, gestuose, 192, b.; comownly, communiter, 89, b.; cherlichly, cherlyschely,

churlisshly, rusticaliter, 72, b.; grevowsly, graviter, tediose, nocenter, 211, b.; boggyschely, timide, 42, a.; holy, celebris, 243, b, 2. 3.; holily, sancte, ib. craftyly, artificiose, arcite, 100, a, 4.; fernently, ferventer, 157, b, 7.; lothely, onwilli, involuntarie, 314, a.; contynnally or allway, contynnynyly, continuo, 91, b.; lyghtely or sone, leviter, 304, a.; lyghtly or esyly, faciliter, 304, a.; certenly, certe, 67, a.; coyly or sobyrly, modeste, 86, a.; dwly or trostyly, secure, firmiter, 135, a. u. aa. Nur eine orthographische Verschiedenheit bildet die Schreibung li oder le, z. B. perillousli, dangerously, rudely, Halliw. 616, b.; swokelli, deceitfully, ib. 841, b.; switheli (agſ. swithelice), ib. 841, a.; hyghingli, hastily, speedily, 471, b.; freescheli, fiercely, ib. 354, a.; fulsumli, plenteously, 385, a.; beningneli, kindly, ib. p. 164, b.; godeli, goodly, ib. p. 407, a. u. ſ. w. Jetzt ſchreibt man überall gleichmäßig ly und läßt die Silbe ſtets völlig tonlos. In der älteren Dichtung findet es ſich jedoch mit dem Tiefton als Reimſilbe; man findet daher häufig die Schreibung lye ſtatt ly, z. B. sikerlye: felonye, Halliw. 743, a. appelye: suddenlye, ib. p. 72, b. pittefullie, Rell. Antt. II. p. 110, 30. (zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts) sweperlye, ib. 837, b.; natelie, neatly, in order. 571, b.; jedoch reimt auch ly ohne angefügtes e, z. B. wytterly: skye, Halliw. 935, b. Daß übrigens, wie wir oben ſagten, ch wirklich früher denſelben Laut mit k hatte, geht nicht allein aus den Formen mit -like neben -liche hervor, ſondern auch im Beſonderen aus Reimen wie -like: riche, Haveloc. 128. bei Halliw. 477. a. Wenn in einer Stelle bei Halliw. 806, b. stilleche auf muche reimt, ſo braucht much (cf. an. miŏk und das verwandte agſ. micel) deßhalb noch nicht die heutige Ausſprache gehabt zu haben.

§. 57.

Eine Vergleichung der §. 55. gegebenen Beiſpielſammlung mit den früher gegebenen Verzeichniſſen von Adjectiven auf lic giebt zu mancher Bemerkung Anlaß. Wie wir oben die Adjectiva gemäß ihrem Urſprunge aus Subſtantiven, Adjectiven, Participien und Partikeln in vier Klaſſen behandelten, ſo verfahren wir ebenſo mit den aus ihnen gebildeten Adverbien. Wir beſprechen demnach

1) die Adverbia, welchen ein aus einem Substantivum gebildetes Adjectivum zu Grunde liegt. Im Agſ. ist das Adjectivum in den meisten Fällen neben dem Adverbium zu belegen; es fehlt aber z. B. bei êstlice, esnelîce, forethanclîce, gâmenlice, genyhtlîce, gesceádlyce, sidelice, môdlîce, smidhlîce, sorhlîce, strîdhlîce, stulorlîce, tîmlîce, tweolice, willîce u. aa. Von manchen der so eben aufgezählten Formen mag das Adjectivum in der Sprache wirklich vorhanden gewesen sein (möglich war es bei allen); jedoch bei der geringen Anzahl der Quellen haben sie sich bis jetzt unseren Blicken entzogen. Bei mehreren mochte das Adjectivum seiner Natur nach weit seltener erscheinen, als das Adverb, wie sich ja selbst aus unserem oben gegebenen Verzeichnisse entnehmen läßt. Die Adjective lustlîc, earfodhlic, ôfostlîc, thrymlîc kommen zwar vor, aber bei weitem nicht so häufig als die Adverbia lustlîce, earfodhlîce, ôfostlîce, thrymlîce. Im Engl. werden sich Adverbia mit substantivischer Grundlage fast nur dann finden können, wenn auch ein Adjectivum auf ly daneben existirt, z. B. kingly, adv. neben kingly, adj.; wenn jedoch einzelne Fälle ohne Adjectivum gefunden werden und diese dann scheinbar unmittelbar aus Substantiven durch das Adverbialsuffix ly gebildet sind, so ist dieses eben nur scheinbar, da gewöhnlich jetzt nur das Adjectivum untergegangen und allein das Adverbium übrig geblieben ist. In einzelnen Fällen jedoch mag die Analogie gewirkt haben. Obgleich man bei Bosworth ein agſ. Adj. grundlîc vergeblich sucht, so war es doch hier wohl eben so gut vorhanden, wie in den übrigen germanischen Mundarten, im Engl. dagegen findet sich nur das Adverb. groundly, gründlich (jetzt wenig üblich), früher groundely, profoundly, Halliw. p. 421, a. grundlike, heartily, deeply, ib. p. 422, a. Unzweifelhaft spricht für unsere Behauptung das engl. adv. behovely, einträglich, nützlich; im AE. ist es noch adj. mit der Bedeutung profitable, Halliw. p. 160, a.; ebenso wie im Agſ. behôflîc. Bei Flügel s. v. findet sich stewardly nur als adv. in der Bedeutung: haushälterisch; dagegen im Dialekt von Devonshire ist es adj. mit der Bedeutung von careful, menaging, Halliw. p. 804, b. Bei namely, adv. nämlich, ae. especially, Halliw. p. 570, b. verhält es sich wie bei groundly. Das adv. gainly, gewandt, behende, leicht, (nach Flügel s. v. auch jetzt veraltet) ist im AE. noch adj. gainly, suitable, Halliw. 389, a. ganely, adv. readily, Weber.

metr. Rom. II, p. 160. easily, Dial. of Craven, I, p. 173. Einige freilich finden sich auch schon im Agſ. bloß als Adverbia, z. B. thefely, like a thief, Halliw. 862, b. theofliche, id. K. Alis. 4002. Halliw. 863, a.; ein agſ. theoflîc fehlt ebenso wie das Bedeutungsverwandte stulorlîc. Auch zu gameliche, gamely, joyfully, Halliw. 391, a. Rell. Antt. II, p. 8. findet sich nur das agſ. adv. gamenlîce. Das engl. needly, adv. bei Shakesp.: nothwendiger Weise, ist nur scheinbar vom Subst. need abgeleitet; denn es stammt vom agſ. adj. neódlîc, necessarius (vom adj. neód); das agſ. adv. neodlîce, studiose gehört zum Subst. neód, studium, opus (Grimm. 2, p. 50. nr. 534.), ein adj. neódlîc, studiosus (welches dann nach §. 39. zu beurtheilen wäre), vgl. noch ae. nedely, necessarily, Halliw. 573, a. Das engl. adv. warely, vorsichtig, geht auf ein agſ. waerlîce, caute, tuto zurück; das adj. waerlîc gehört zum adj. waer, cautus. Das agſ. Substantivum waer dauert fort im engl. wareful, wareless. Das adv. warely geht aber direct auf agſ. vaerlîce zurück und bildet das Adverb zu dem untergegangenen ae. adj. ware = ne. wary, cunning, Halliw. 916, b. Das ne. warily ist Adverb zu dem adj. weary, welches jetzt die Stelle des agſ. waer vertritt, gleichwie engl. ready die des agſ. hrädhe. Ueber angerly und angrily ſ. Anmerkg. 19.

§. 58.

Was nun die Bedeutung anlangt, so schließen sich die Adverbia natürlich genau an ihre Adjectiva an. Wir wiesen oben §. 30 eine dreifache Schattirung derselben nach, welche sich auch auf das Adverbium verpflanzt hat; jedoch meist nur in der ersten und dritten Schattirung, seltener in der zweiten. Im ersteren Falle lassen sich die Adverbia im Deutschen gewöhnlich durch „wie" umschreiben, z. B. manly, adv. wie ein Mann; clerkly, wie ein Gelehrter, Geistlicher; beggarly, wie ein Bettler; kingly, wie ein König; masterly, wie ein Meister, ferner neighbourly, princely, workmanly, lordly, saintly, ruffianly, slovenly, friendly, lubberly, soldierly, fatherly, womanly, clouterly, maidenly, godly, motherly etc. Nicht von allen Adjectiven ist ein Adverbium wirklich in Gebrauch. In der zweiten relativen Bedeutung können jene Adjectiva ihrer Natur nach nur seltener als Adverbia vorkommen; hierher gehört etwa nur nightly, adv. bei Nacht. Sehr häufig jedoch erscheinen sie in

der dritten Bedeutung; sie lassen sich meist durch ein Substantiv mit einer instrumentalen Präposition wiedergeben, z. B. timely, mit der Zeit, zur Zeit; mannerly, mit Anstand, mit Manier; lively, mit Lebhaftigkeit, mit Leben u. s. w. Hierher gehören auch die agſ. lustlîce, mit Lust, mit Vergnügen, gern; ôfostlîce, mit Eile, schnell; wundorlîce, mit einem Wunder, wunderbar; gryrelîce, mit Grausen u. s. w. Letztere wechseln daher leicht mit adverbialisch gebrauchten Dativen der zu Grunde liegenden Substantiva, z. B. lustum secgan lôf, Cädm. 2, 8. vundrum, listum, gryrum etc. (s. Grimm 3, p. 137.). Eigenthümlich, wie es scheint, ist dem Englischen die Verwendung des adverbialen ly bei Substantiven im Sinne unseres „weise" und des lat. -tim. Es vertritt etwa die Stelle der agſ. Adverbia auf maelum (s. Grimm 3, p. 137. 774.), z. B. das adv. flockly, in Haufen, haufenweise, schaarenweise, agſ. flocmaelum, gregatim, Num. 2, 34.; ae. flockinglyche, in flocks, Halliw. 364. b. gregatim, gl. Rell. Antt. I. p. 9, 16. Veraltet ist heaply, 1) in Haufen, 2) unordentlich, agſ. heápum, catervatim, heápmaelum, cumulatim, s. Bosw. s. v. p. 175, b.

§. 59.

Wir wenden uns 2) zu den Adverbien, welchen aus Adjectiven gebildete Adjectiva zu Grunde liegen. Schon aus den oben gegebenen Verzeichnissen, welche nur einen Theil der vorhandenen Beispiele liefern, geht deutlich hervor, daß hier viele Adverbia mit lîce erscheinen, ohne daß ein Adjectivum auf lîc angeführt wäre. Es treten jedoch hier dieselben Möglichkeiten ein, welche wir schon im §. 57. erwähnten. Nämlich bei einer Anzahl dieser Adverbien mögen die Adjectiva wirklich vorhanden gewesen sein, sie werden aber in unsern mangelhaften Wörterbüchern nicht aufgeführt, oder lassen sich aus den allgemein zugänglichen Sprachdenkmälern nicht nachweisen. So erwähnen wir hier, daß Grimm 2, p. 658. ꝛc. mehrere Adjectiva, wie bealdlîc, beorhtlîc, blîdhlîc, fullîc, holdlîc, longlîc, spärlîc, sôthlîc, sväslîc, sveotollîc, swêtlîc, namhaft macht, von denen sich bei Bosworth nur das Adverbium findet. Jedoch bei weitem der größte Theil dieser Adverbia hat sich selbstständig aus dem zusammengesetzten Adjectiv durch Zutritt des lîce gebildet, ohne daß daneben ein Adjectivum je in Gebrauch war. Es wird daher im Agſ. (wie im Isländ.) von einem Adverbium auf lîce auch auf ein Adjectivum

auf lîc nicht geschlossen werden können. In solchen Fällen, wo das Primitiv ein einfaches unabgeleitetes oder unzusammengesetztes Adjectiv sinnlicher Bedeutung ist, findet sich gewöhnlich das Adjectivum neben dem Adverbium vor; jedoch läßt sich ein Adj. bitterlîc, blindlîc, cênlîc, deogollîc, deórlîc, fägerlîc, gearolîc, gleávlîc, heatollîc, latelîc, meagollîc, thrîstlîc, nicht belegen, obgleich sie wohl vereinzelt vorkommen mögen. Denn auch bei anderen ist das Adverbium sehr häufig in Gebrauch, während das Adjectiv nur selten erscheint, z. B. fästlîce, fromlîce, geornlîce, holdlîce, hrädhlîce, openlîce, sväslîce, sweotollîce, swêtlîce, synderlîce, värlîce u. s. w. Da nun, wie schon oben ausgeführt wurde, im Agſ. von zusammengesetzten und abgeleiteten Adjectiven keine Adverbia auf e gebildet zu werden pflegen, so bedient man sich an ihrer Statt der weiter abgeleiteten Adjectiva auf lîc und bildet dann von diesen das Adverb, oder um es kurz auszudrücken, alle abgeleiteten und zusammengesetzten Adjectiva bilden im Agſ. bereits ihr Adverbium durch Anfügung des lîce. Man kann diese Behauptung getrost aussprechen, da nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen auch die Adjectiva auf lîc daneben existiren. Hierher gehören die Adjectiva auf ig, fäst, sum, leás, full und die Composita. Wie wir schon oben sahen, wurde durch Hinzutritt des lîc der Sinn im Wesentlichen gar nicht verändert, er wurde nur abstracter und somit auch für eine adverbiale Ableitung geschickter gemacht, da ein Adverbium eine größere Abstraction des Begriffs voraussetzt. Ein wynsum ist kaum verschieden von wynsumlîc, deßhalb konnte man auch zu wynsum, von welchem ein adv. wynsume nicht abgeleitet werden darf, auch ein Adverbium wynsumlîce stellen. Diese Schwäche und Farblosigkeit des lîc bei solchen Adjectiven geht unter andern auch daraus hervor, daß im Engl. alle Bildungen mit lîc völlig untergegangen sind und durch die einfachen Adjectiva (z. B. engl. wonderful ist gleich agſ. wundorfull und wundorfullîc) mit vertreten werden können, während ly allein für das Adverbium gebraucht wird. Im Engl. ist vollständig durchgeführt worden, was im Agſ. erst im Entstehen begriffen war; was hier nur eine Möglichkeit war, hat sich dort zur Nothwendigkeit und zum Gesetz erhoben. Bekanntlich läßt sich im Engl. von einem jeden Adjectivum ohne Ausnahme durch eine bloß mechanische Anfügung des ly ein Adverbium bilden. Es hat dadurch das Engl. einen Vorzug vor dem Nhd. erhalten. In letzterem fallen Adjectiva

und Adverbia in der Form vollständig zusammen, das Gefühl für den adverbialen Ausdruck hat sich geschwächt und abgestumpft; im Engl. dagegen ist dasselbe äußerst lebendig; nachdem es die alten Ableitungsformen mit der Zeit eingebüßt hatte, suchte die Sprache diesen Verlust nach Art aller jüngeren abstracteren Sprachen durch Composition zu ersetzen. Die Anfügung des ly entspricht der romanischen durch mente, frz. ment. Der Deutsche hat diesem nichts Aehnliches an die Seite zu setzen. Denn unsere schleppenden Zusammensetzungen mit „weise" entsprechen nicht vollständig, weil sie sich nicht von jedem Adjectivum bilden lassen, und auch nur dann stehen können, wenn der adverbiale Begriff besonders scharf hervorgehoben werden soll (s. Grimm 3, p. 893.). Sie verhalten sich zu den englischen Adverbien auf -ly ebenso, wie sich diese zu den engl. Umschreibungen durch wise und manner verhalten.

§. 60.

Nicht gerade alle englischen Adjectiva auf ly (sobald ihnen ein Adjectivum zu Grunde liegt) bilden auch ein Adverbium. Wo es geschieht, so ist es 1) entweder gleichlautend mit dem Adjectiv, z. B. kindly, weakly, sickly, chilly, grimly, comely (rawly, rude, nuskilful, Halliw. p. 670, b. ist im AE. nur Adverb) u. s. w. wie oben bei den Adjectiven und ihren Adverbien, welche sich aus Substantiven erzeugen, oder 2) gebildet durch Hinzutritt des adverbialen ly, z. B. homelily von homely, seemlily, comelily, godlily, livelily, lowlily, lovelily, dazu die ae. Formen halelely, wholly, Halliw. 429, a.; derlily, dearly, sumptuously, ib. p. 299, a.; ferlyly (fairly?) adv. Gawain and the grene knight, v. 797. citirt von A. Way zu Prompt. P. p. 92.; freslily, fiercely, Halliw. p. 380, b.; wilily zu willy bei Chaucer; Flügel erwähnt ein veraltetes follily, adv. thöricht, vgl. folylyche, Halliw. p. 368, a. und das Adj. foly, foolish, Perceval 1572. Aus euphonischem Grunde sind diese Formen meist wenig üblich, obgleich sich auf diese Weise in einzelnen Fällen das Adverb des Derivats (auf ly) vortheilhaft von dem Adverb des Primitivs unterscheidet, welche beide sonst formell zusammenfallen würden. So ist es z. B. bei seemly. Hier bedeutet das adj. seemly wohlanständig, artig, ebenso das dazugehörige adv. seemlily, während das adv. seemly, (zum Adj. seem) von Flügel s. v. nur in der Bedeutung: ein gutes Aussehen

20*

habend, scheinbar aufgeführt wird. Es geht hieraus übrigens hervor, daß das ly solcher Adjectiva welche von Adjectiven abgeleitet sind, im Engl. nicht mehr als lebendige Ableitung gefühlt wird, und daß zu gleicher Zeit das adverbiale ly eben nur ein ganz äußerliches und mechanisch antretendes Zeichen der Adverbia geworden ist.

§. 61.

Da nun von einfachen Adjectiven im Englischen durch ly theils Adjectiva theils Adverbia gebildet werden, so entstehen für den ersten Blick gewisse Collisionen in den Bedeutungen, welche durch den Gleichlaut der Form herbeigeführt werden. Nämlich das Adverb kann entweder Adverbium zu dem einfachen Adjectivum sein oder Adverb zu einem durch ly von demselben Primitive gebildeten Adjective (siehe §. 60.) oder zu gleicher Zeit Adverbium theils zum Primitiv theils zum Derivat sein. Beispiele mögen dies rechtfertigen. Das Adj. kindly bedeutet in Folge seines oben §. 40. besprochenen doppelten Ursprungs 1) natürlich, 2) freundlich. Demnach auch das adv. k i n d l y, 1) auf eine natürliche Art und Weise, und 2) mit Güte, auf freundliche Weise. Daneben gebraucht es Shakspeare auch in der Bedeutung von: in Natura, in gleicher Weise; es ist demnach gewissermaßen aus dem zu Grunde liegenden Substantiv in dieser Bedeutung neu abgeleitet. Doch dieses ist ein besonderer Fall, welchen wir hier nur beiläufig erwähnen. Jedoch g r e e n l y ist Adverb zu dem adj. green in allen seinen Bedeutungen, s. Flügel. p. 610.; desgleichen ist roundly Adverb zu round, smally zu small (zumal da das adj. smally jetzt veraltet ist und nur dialektisch fortlebt, z. B. in Yorkshire, Halliw. p. 761, a.) poorly zu poor (hier fällt wegen der Bedeutungsverschiedenheit des adj. poorly von poor, die Differenz bedeutend in die Augen); nicht aber zu den Adjectiven greenly, roundly, smally, poorly. Auch goodly, adv. gehört zu good; loathly zu loath. Wenn y o u n g l y, adv. 1) jung, in der Jugend (w. ü.), und 2) neu, unwissend, schwach bedeutet, so schließt es sich an das Primitiv young an, welches dieselben Bedeutungen aufweist. Ebenso gehört likely in der Bedeutung von: wahrscheinlich, vermuthlich, als adv. zu dem einfachen like. Ein anderer Fall ist der, wenn eine Differenz der Bedeutung zwischen Adj. und Adverb erst dadurch entsteht, daß sich die Bedeutung des Adverbs weiter bewegt hat, und abstracter geworden ist (s. nachher

§. 66.); hierher gehört z. B. deadly, welches theils adv. zu dem adj. deadly in allen seinen Bedeutungen (1. todtenähnlich, leichenhaft, 2. tödlich, todtbringend und unversöhnlich) ist, theils auch sehr häufig wie unser volksthümliches: mörderisch, ungeheuer zur Steigerung des Begriffes von Adjectiven und andern Adverbien der Qualität gebraucht wird.

§. 62.

Wir haben 3) in der Kürze auch derjenigen Adverbien zu gedenken, denen ein Participium zur Grundlage dient. Wie wir schon oben §. 40. andeuteten, sind die Bildungen aus Participien der späteren agſ. Schriftsprache sehr geläufig, ganz vorzüglich oft bilden sich aber Adverbia unmittelbar aus dem Particip durch Anfügung von lîce. Bei Bosworth werden als bloße Adverbia z. B. folgende angeführt: welwillendlîce, benevolenter; forwernedlîce, aegre, anguste; gesceádenlîce, separatim; gedaeledlîce, separatim; witendlîce, scienter; gedafenigendlîce, consequenter; willendlîce, libenter; twaemendlîce, alternatim, Mone B. 1394.; unforesceávodlîce, inconsiderate, Egb. Conf. 39. not. 7, p. 359. Aelfr. dial. p. 8, 15. Leo.; unâlîfedlîce, illicite, Egb. Conf. c. 25, p. 353.; gevemmodlîce, corrupte, Aelfr. dial. p. 6. (Leo.) u. s. w. Die hierhergehörigen wenigen ae. Formen haben wir schon oben (§. 43.) erwähnt. Das Gothische (jetzt durch unfáirinôdaba, 1. Thess. 2, 10. belegt) so wie das Ahd. und selbst noch das Mittelhochdeutsche waren fähig, von Participien praes. und praet. Adverbia unmittelbar zu bilden, s. die Beisp. bei Grimm 3, 118. cf. 4. p. 921. ꝛc. Diese Participia waren weniger verbal oder das Bildungsmittel kräftiger und wirksamer als im Agſ. Denn hier werden nur durch lîc und lîce Adjectiva und Adverbia der Qualität von abstracter Bedeutung aus den Participien erzeugt. Im Engl. kann natürlich ein jedes partic. praes. oder praet., sobald sein adjectivisches Elementin den Vordergrund tritt, durch Anfügung eines ly Adverbium werden.

(Fortsetzung folgt.)

O. Piltz.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Histoire de la poésie provençale. Cours fait à la faculté des lettres de Paris par C. Fauriel, Membre de l'Institut. 3 vols. Paris et Leipzig.

Die erhöhte Theilnahme, welche in neuerer Zeit sowohl in Frankreich und Italien wie unter uns dem Studium der alt-provenzalischen Dichtung zugewandt worden ist, findet ihre Rechtfertigung ebenso sehr in dem eigenthümlichen Charakter und selbstständigen Werthe dieser Poesie, wie in der einflußreichen Stellung, die sie in der geschichtlichen Entwicklung des poetischen Geistes überhaupt einnimmt. Als die der Zeit nach älteste unter den Literaturen des neuern Europa ist sie zugleich diejenige, welche auf die materielle wie auf die formelle Ausbildung ihrer jüngeren Schwestern den stärksten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat. Man kann die Geschichte der Poesie weder bei den übrigen romanischen noch auch bei den germanischen Völkern in ihrem zeitlichen Fortschritte verfolgen, ohne auf einen Punkt zu treffen, wo sie von der südfranzösischen Dichtung mehr oder minder durchgreifend bestimmt wird. Die hohe Vollendung, zu welcher die letztere in Rücksicht auf künstlerische Form schon zu einer Zeit gelangt war, wo in allen anderen Theilen des christlichen Europa die poetische Cultur noch in ihren ersten rohen Anfängen stand, erhob sie zum allgemein gültigen Muster und Vorbilde, dem überall mit größerer oder geringerer Selbstständigkeit nachgestrebt wurde.

Doch abgesehen von dieser mächtigen und weitgreifenden Einwirkung, welche sie auf den allgemeinen Entwicklungsgang der modernen Poesie gehabt hat, bietet die Dichtung der Provenzalen auch für sich selber betrachtet eine höchst bedeutsame und interessante Erscheinung dar. Denn sie ist der treue und lebendige Ausdruck einer weit vorgeschrittenen Civilisation von ebenso eigenthümlichem wie scharf markirtem Gepräge. Es gewährt ein nicht geringes Interesse, sich die verschiedenen Elemente, aus deren Zusammenwirken diese südfranzösische Bildung emporwuchs, zu vergegenwärtigen. Die allgemeinen Ideen und Strebungen, von welchen die mittelalterliche Welt geleitet und beherrscht wird, bilden auch hier die Grundlage und den wesentlichen Inhalt. Die besondere Form aber, in der sie uns entgegentreten, das Maß und die Weise der Ausbildung, zu welcher sie gelangen, steht unter dem unmittelbaren Einflusse des classischen Alterthums, dessen Geist und Sinn sich in Folge mannigfacher günstiger Umstände in den Landstrichen des südlichen Frankreichs reiner und vollständiger hatte erhalten können, wie in irgend einem anderen Theile der römischen Welt. Die lebendigen Traditionen einer durch geistige und künstlerische Bildung ausgezeichneten Vorzeit waren es eben, welche in Verbindung mit den glücklichen Naturanlagen eines reich begabten, nach der geistigen wie nach der sinnlichen Seite hin leicht erregbaren Volkes jene rasche und glänzende Culturentfaltung möglich machten, deren Ergebnisse uns die provenzalischen Dichtungen in einem klaren und anschaulichen Bilde vorführen.

Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, den Charakter der Zeit und der Bildung, die in der in Rede stehenden Literatur ihre reinste und farbenreichste Blüthe treibt, in seinen Hauptzügen genauer zu schildern. Hier machen wir darauf aufmerksam, daß, wenn sich dieselbe in ihr so treu und vollständig, wie dies in der That der Fall ist, reflectirt, der Grund dieser Erscheinung in dem innigen Zusammenhange liegt, in welchem die provenzalische Poesie durchgängig mit dem Leben des

Volkes steht, dem sie angehört. In keiner Zeit waren Leben und Dichtung so genau mit einander verbunden, ihre Uebereinstimmung so groß und ihre gegenseitige Wechselbeziehung so durchgreifend wie in der Periode, welcher die Werke der provenzalischen Dichter ihre Entstehung verdanken. Die Dichtungen jener Tage gehen nicht aus den persönlichen Stimmungen einzelner Individuen hervor, die vermöge einer besonderen poetischen Begabung aus der Masse des Volkes heraus- und diesem gleichsam als Wesen eigenthümlicher Art gegenübertreten. Sie sind vielmehr der Ausdruck der durch alle Classen der Gesellschaft verbreiteten, wenngleich nicht überall in gleicher Reinheit hervortretenden idealen Richtung und eben deßhalb nicht für die einsame Lectüre, sondern für den öffentlichen, durch Gesang und Musik unterstützten Vortrag bestimmt. Durch diese ihre unmittelbare Beziehung zum wirklichen Leben der Gesammtheit gewinnt die provenzalische Poesie einen ganz besonderen Reiz, welcher ihr auch dann ein lebendigeres Interesse sichern würde, wenn dasselbe durch die vorhin angegebenen Motive nicht schon hinlänglich begründet wäre.

Man hat bisher, wo von der südfranzösischen Literatur die Rede war, in der Regel nur einen einzelnen Zweig derselben, welcher allerdings der wichtigste und am meisten in die Augen fallende, aber doch keineswegs der einzige ist, zur Sprache gebracht. Jedermann hat heut zu Tage eine mehr oder minder klare Vorstellung von der provenzalischen Lyrik und ist wenigstens in etwas mit den kunstreichen Formen vertraut, in welchen sie das äußere und innere Leben des Ritterthums zur Darstellung bringt. Nicht ebenso allgemein weiß man, daß neben der lyrischen auch die epische Gattung der Poesie in großem Umfange und mit nicht geringem Erfolge angebaut wurde und nur Wenigen dürfte es bekannt sein, daß der ausschließlich den höheren Classen der Gesellschaft angehörigen Dichtung eine mehr volksthümliche zur Seite stand, die sich zwar in formell-künstlerischer Hinsicht mit jener nicht messen kann, ihr aber durch Mannigfaltigkeit und Originalität des Inhalts vielfach den Rang abläuft. Es ist ein Hauptverdienst des vorliegenden Werkes, daß es sich gerade mit diesen, bis dahin fast ganz außer Acht gelassenen Richtungen der provenzalischen Literatur vorzugsweise beschäftigt. Die früheren Darstellungen derselben erhalten damit eine wesentliche Ergänzung, die es erst möglich macht, ein völlig entsprechendes Gesammtbild von ihr zu gewinnen.

Die umfassende, auf alle seine Theile, wenn auch nicht eine ganz gleichmäßig eingehende Behandlung des in ihr erörterten Gegenstandes, ist ohne Frage einer der wichtigsten Vorzüge, durch welche sich die Arbeit Fauriels vor anderen Schriften desselben Inhalts auszeichnet. Was ihr aber einen noch weit höheren Werth verleiht, ist der Umstand, daß bei ihrer Abfassung nicht blos der ästhetische oder literarische, sondern zugleich der historische Gesichtspunkt, theilweise vielleicht mit einer zu entschiedenen Vorliebe, geltend gemacht worden ist. Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, den poetischen Werth der zur Sprache gebrachten Dichtwerke zu ermitteln und die Stelle zu bestimmen, die sie in der geschichtlichen Entwicklung der Poesie als solcher einnehmen. Er läßt es sich vielmehr vor Allem angelegen sein, das Verhältniß der Poesie zum historischen und gesellschaftlichen Leben der Zeit, in welcher sie entsteht und sich ausbildet, nach allen Seiten in's Licht zu setzen. Zu dem Ende erörtert er in einer Reihe von ebenso gehaltreichen wie interessanten Abhandlungen sowohl den Inhalt und die Wirksamkeit der vorherrschenden Zeitideen wie den Charakter und die Beschaffenheit der öffentlichen Institutionen, insofern die einen und die anderen auf die Entwicklung der gleichzeitigen Literatur influirt oder von dieser mehr oder minder nachhaltige Einwirkungen erfahren haben. Zugleich ist er bestrebt, diese Entwicklung selbst bis zu ihren ersten Anfängen und letzten Quellen zu verfolgen und die verschiedenen Phasen, die sie auf ihrem fortschreitenden Gange durchlaufen hat, aus der Gesammtheit der geschichtlichen Momente, durch welche sie begründet und bestimmt werden, zu erklären.

Herr Fauriel liebt es, bei den ersten Ursprüngen der historischen Erscheinungen zu verweilen, die Weise und den Prozeß ihrer Entstehung möglichst genau und allseitig zu erforschen. Doch kann man ihm deßhalb nicht vorwerfen, daß er über dem Werden der Dinge die reale Beschaffenheit derselben aus den Augen verliere oder die letztere auch nur mit geringerer Sorgfalt behandele wie das erstere. Die

Aufschlüsse, die in seinem Werke über die verschiedenen Zweige und Richtungen der Literatur, über das Leben und die Wirksamkeit der hervorragendsten Schriftsteller, sowie über Inhalt und Charakter ihrer Hauptwerke gegeben werden, sind im Allgemeinen so klar und umfassend, daß sie zur Vermittlung einer gründlichen und zusammenhängenden Kenntniß des Gegenstandes vollkommen ausreichen. Fügen wir hinzu, daß die Darstellung auch in formeller Beziehung alle die anziehenden Eigenschaften besitzt, durch welche sich die historischen Schilderungen der Franzosen in der Regel und zwar sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen, daß sie selbst da, wo sie in mehr gelehrte Erörterungen über an sich ziemlich trockne Materien einzugehen hat, das Interesse des Lesers durch eine gewandte und geistreiche Diction an sich zu fesseln weiß, so wird es keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen, wenn wir dem vorliegenden Werke unter allen, welche bisher über die Geschichte der älteren südfranzösischen Poesie erschienen sind, die unbedingt erste Stelle zuweisen.

Uebrigens wird es, bevor wir auf den Inhalt unserer Schrift näher eingehen, am Orte sein, über die Entstehung und äußere Beschaffenheit derselben eine kurze Notiz vorauszuschicken. Der berühmte Gelehrte, dessen Namen sie an der Stirne trägt, ist leider durch einen zu frühen Tod gehindert worden, die Ergebnisse eines mehr als 40jährigen Studiums, das er auf die Erforschung der allgemeinen Cultur- und Literaturgeschichte des mittägigen Frankreichs verwandt hat, wie es seine Absicht war, selbst vollständig dem Publicum vorzulegen. Nur zur Herausgabe des zweiten von den drei Theilen, aus welchen das von ihm projectirte umfassende Werk bestehen sollte, der ausgezeichneten Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants Germains (Paris 1836, 4 vols.) hat er Zeit gefunden; bei der definitiven Redaction des dritten, in welchem er die Geschichte des südlichen Frankreichs bis zum Kreuzzuge gegen die Albigenser hinabzuführen gedachte, wurde er vom Tode überrascht. Ein langjähriger Freund des Verstorbenen, Herr Jul. Wohl, Mitglied des französischen Instituts, hat sich, durch dessen Erbin dazu aufgefordert, der Mühe unterzogen, den Nachlaß Fauriel's, soweit derselbe zur Veröffentlichung geeignet ist, dem Druck zu übergeben. Das vorliegende Werk ist die erste dieser Publicationen; es besteht aus einer Reihe von Vorlesungen, die von Herrn Fauriel in einem zweijährigen Cursus an der Sorbonne und später an der Pariser Universität über die provenzalische Poesie gehalten worden sind. Wir erhalten diese Vorträge, nach der Versicherung des Herausgebers, genau in derselben Gestalt, in welcher sie sich in den Heften des Verfassers vorgefunden haben. Nur an einer einzigen Stelle, wo das Manuscript eine Lücke zeigte, hat sich Herr W. eine Ergänzung erlaubt. Im Uebrigen ist, abgesehen von dem Wegfalle der directen Anrede an die Zuhörer und den dadurch nöthig gewordenen leichten Aenderungen, dem ursprünglichen Texte weder etwas genommen noch hinzugefügt worden. Wir haben ohne Zweifel allen Grund, dem geehrten Herausgeber für die große und gewissenhafte Sorgfalt, die er auf die Veröffentlichung der nachgelassenen Arbeiten seines Freundes gewendet, dankbar zu sein. Zugleich liegt der Wunsch nahe, daß es ihm gestattet sein möge, die Vorträge desselben über die spanische und italienische Literatur, deren Mittheilung er zunächst in Aussicht stellt, recht bald folgen zu lassen.

Wenn die provenzalische Literatur, wie dies gewöhnlich geschieht, mit der lyrischen Dichtung der Troubadours identificirt wird, so umfaßt sie im Ganzen einen Zeitraum von nur etwa 250 Jahren, indem dann ihre Anfänge an den Schluß des 11ten und ihr Ausgang in die Mitte des 14ten Jahrhunderts gesetzt werden muß. Herr Fauriel hat indeß die Ueberzeugung gewonnen, daß der Ursprung und die ersten Erzeugnisse dieser Literatur einer viel früheren Epoche angehören und hält sich deßhalb für berechtigt, der soeben nach ihren Endpunkten bestimmten Periode eine ältere voraufgehen zu lassen, die um die Mitte des 8ten Jahrhunderts d. h. zu der Zeit beginnt, wo seiner Ansicht nach die bis dahin herrschende lateinische Sprache den romanischen Idiomen des Südens weichen muß. Ueber diese früheste Epoche der südfranzösischen Literatur sind in den historischen Quellen nur sehr sparsame und wenig zusammenhängende Nachrichten enthalten. Auch ist die Zahl der literarischen Denkmale, die uns aus ihr erhalten worden sind, eine sehr

beschränkte. Man kann es daher nicht auffallend finden, wenn sie in ein gewisses Dunkel gehüllt erscheint, das sich trotz aller dahin abzielenden Bemühungen nicht aufhellen läßt. Inzwischen tritt doch im Verlaufe des in Rede stehenden Zeitraums eine Reihe von historischen Thatsachen erkennbar heraus, die namentlich deßhalb höchst wichtig und von besonderem Interesse sind, weil sie, wie Herr F. es treffend bezeichnet, „die Literatur des Südens einerseits mit der antiken griechisch-römischen Bildung, und andererseits mit der schönen Zeit des zu seiner vollen Blüthe gelangten Mittelalters verknüpfen".

Wir wollen dem Verfasser in das Detail der allgemeinen Skizze, die er im 1sten Capitel von dem Entwicklungsgange der provenzalischen Literatur und damit zugleich von dem Plane und Inhalte seines Werkes entwirft, hier um so weniger folgen, da unser an den Fortgang der Darstellung sich eng anschließender Bericht die wesentlichen Abschnitte derselben von selbst erkennen lassen wird. Auch den zweiten Vortrag, welcher sich die Aufgabe stellt, den Einfluß der provenzalischen Poesie auf den Fortschritt der allgemeinen und dichterischen Cultur in den übrigen Ländern Europa's in großen Zügen zu schildern, können wir hier füglich übergehen. Wichtiger wie diese beiden einleitenden Abschnitte ist ohne Zweifel der dritte: „Einfluß der griechischen Civilisation auf das mittägige Gallien", mit welchem die Entwicklungsgeschichte der südfranzösischen Cultur eröffnet wird. Denn Herr F. bemerkt mit vollem Rechte, daß der Antheil, welchen die griechische Bildung an der Begründung der altgallischen Cultur gehabt hat, im Allgemeinen kaum „geahnt", geschweige denn nach Verdienst gewürdigt wird. (S. 60.)

Die mannigfachen Keime einer höheren geistigen und sozialen Cultur, welche die überlegene Civilisation der griechischen Colonisten besonders in den südlichen Theilen Galliens gepflanzt hatte, fanden in der späteren Epoche der römischen Herrschaft Zeit und Raum, sich auszubreiten und allseitig zu entwickeln. Das 4te Capitel unseres Werkes: „Die griechisch-römische Literatur in Gallien" ist dazu bestimmt, den allmäligen Fortschritt dieser Entwicklung zu schildern, während das nächstfolgende 5te: „Der Süden Frankreichs unter den Barbaren" die Veränderungen erörtert, welche die Besitznahme der römischen Provinzen durch die Germanen in den politischen und gesellschaftlichen Zuständen Galliens herbeiführte. Wenn wir uns bei diesen beiden Abschnitten, welche sich ebenso sehr durch eine reiche Fülle von höchst interessanten historischen Details wie durch eine geistvolle, zu manchen neuen Ergebnissen führende Auffassung der in ihnen zur Sprache kommenden Zeiten und Verhältnisse auszeichnen, nicht länger aufhalten, so unterlassen wir das nur, um für die Besprechung der Hauptttheile unserer Schrift etwas mehr Raum zu gewinnen. Aus demselben Grunde gehen wir über die beiden nächsten Capitel (6 u. 7), in welchen über „den Ursprung" und „den grammatischen Bau der provenzalischen Sprache" gehandelt wird, mit der Bemerkung hinweg, daß dieselben keineswegs, wie es ihre Ueberschrift wohl vermuthen lassen könnte, nur für den Linguisten von Interesse sind.

Der Sturz der römischen Herrschaft hatte, wie anderwärts, so auch in Gallien zur nothwendigen Folge, daß die lateinische Sprache, welche bis dahin im öffentlichen und auch im Privatleben, wenigstens der gebildeten Kreise des Volkes, ausschließlich im Gebrauche gewesen war, ihre frühere Geltung allmälig verlor. An ihre Stelle traten die Volksdialecte, die als mehr oder minder trümmerhafte Reste der ursprünglichen Idiome des Landes zwar unausgesetzt in den niederen Schichten der Gesellschaft fortbestanden hatten, hier aber begreiflicher Weise in einem rohen und unvollkommenen Zustande verblieben waren. Kaum genügend für den Gebrauch des gewöhnlichen Lebens erwiesen sie sich völlig unzureichend, als sie nun dazu berufen wurden, den Bedürfnissen einer höheren Bildung zum Ausdruck zu dienen. Diese Unzulänglichkeit veranlaßte natürlich das Bestreben, sie allmälig in dem Grade zu vervollkommnen, daß sie befähigt würden, den Anforderungen zu entsprechen, welche die gebildeten Classen der Gesellschaft an das allgemeine Vehikel des Gedankenaustausches zu stellen haben. In Frankreich war es, wie Herr F. im 8ten Capitel („Erste Anwendung des provenzalischen Idioms in der Mönchsliteratur") näher ausführt, die Kirche, welche die Lösung dieser schwierigen Aufgabe zuerst und

mit nicht geringem Erfolge anbahnte. Was sie dazu bestimmte, auf diesem Gebiete die Initiative zu ergreifen und in welcher Weise sie hier ihren Einfluß geltend machte, darüber giebt der Verfasser in dem bezeichneten Abschnitte sehr interessante Aufschlüsse, die wir wenigstens zum Theile hier ausheben wollen.

Die Kirche des Occidents hatte den Gebrauch der lateinischen Sprache auch nach der Auflösung des römischen Reichs sowohl in ihrer Liturgie wie zum Zwecke der religiösen Unterweisung des Volkes beibehalten. Als sie aber im Anfange des 9ten Jahrhunderts inne ward, daß diese Sprache von der Mehrzahl der Gläubigen nicht mehr verstanden werde, traf sie alsbald Vorkehrungen, um den dadurch herbeigeführten Uebelständen abzuhelfen. Die ersten Maßregeln, die zu dem Ende ergriffen wurden, gingen von den Concilien aus, die auf den Wunsch Carl's des Großen im Jahre 813 an fünf verschiedenen Orten des Reichs zusammentraten. Wir wissen nämlich, daß wenigstens drei dieser Versammlungen in besonderen Canones den Bischöfen einschärften, dafür Sorge zu tragen, daß der religiöse Unterricht dem Volke überall in der üblichen (romanischen oder germanischen) Landessprache ertheilt werde, eine Vorschrift, die dann vom Kaiser zu einem für das gesammte Reich gültigen Staatsgesetz erhoben wurde. Herr F. glaubt nicht ohne Grund, daß durch diese Anordnung die Entwicklung und Feststellung der Volksidiome wesentlich gefördert worden sei. Die Mehrzahl der Geistlichen war damals noch im Besitze einer, wenn auch im Allgemeinen höchst dürftigen Kenntniß der lateinischen Sprache und Grammatik. Auch bildeten sie die einzige Classe der Gesellschaft, in welcher ein höherer Grad von Intelligenz und ein gewisser, wenngleich sehr beschränkter Umfang des Wissens anzutreffen war. Indem man daher gerade ihnen die Verpflichtung auferlegte, sich mit der herrschenden Volkssprache vertraut zu machen, wurde die Pflege derselben in die Hände eben derer gelegt, die am meisten befähigt waren, auf ihre Ausbildung fördernd einzuwirken.

Was speziell das südliche Frankreich angeht, so gab es hier noch manche andere Umstände, durch welche der Clerus veranlaßt wurde, zur Entwicklung der Volksmundarten thätig mitzuwirken. Vor Allen führte dahin die unglaubliche Ignoranz der Geistlichkeit, welche nirgendwo sonst auf einer niedrigeren Stufe der Bildung stand wie eben dort. Schon war die Kenntniß des reinen und classischen Latein unter ihren Mitgliedern nur noch ausnahmsweise vorhanden. Im Allgemeinen bedienten sie sich der römischen Sprache in einer Form, in welcher diese durch die aus den Landesdialecten aufgenommenen Ausdrücke und Wendungen fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt erscheint. Wir besitzen eine Anzahl von kirchlichen Hymnen, die wahrscheinlich dem Anfange des 9ten Jahrhunderts ihre Entstehung verdanken und höchst merkwürdige Proben dieser „mehr als halbbarbarischen" Mönchssprache" enthalten. Sie sind zugleich deßhalb von besonderem Interesse, weil sie zeigen, wie damals die Liturgie der christlichen Kirche mit Gesängen angefüllt wurde, deren durchaus profaner Inhalt mit dem Charakter und Zwecke der religiösen Feier, für welche sie bestimmt waren, im schroffsten Widerspruche stand.

Die liturgischen Gesänge sind übrigens nicht die einzigen literarischen Denkmale, in welchen wir ein schon mehr oder weniger romanisirtes Latein zur Anwendung kommen sehen. Es existirt neben ihnen eine große Anzahl von Legenden und fabelhaften Erzählungen in Versen und Prosa, die gleichfalls in jener Mischsprache abgefaßt sind. Hatten aber einmal die romanischen Idiome eine solche Geltung gewonnen, daß sie als wesentliche und nothwendige Bestandtheile der herrschenden Schriftsprache angesehen werden konnten, so lag es sehr nahe, sie nun auch in ihrer reinen und ungemischten Gestalt zu literarischen Zwecken zu verwenden. Auch hier ist es die Kirche, welche mit ihrem Beispiele voranging. „In der That", sagt der Verfasser, „ist der Moment, wo die romanische Volkssprache in die christliche Liturgie zugelassen wurde, derjenige, von welchem die Anfänge ihrer Ausbildung datirt werden können. Auch sind die frühesten literarischen Versuche, in welchen man sie zur Anwendung brachte, allem Anscheine nach religiöse Lieder, die von Geistlichen zu dem Zwecke abgefaßt wurden, um vom Volke in der Kirche gesungen zu werden." (S. 253.)

Wir müssen es dem Leser überlassen, die näheren Angaben über den Inhalt

dieser Gesänge beim Verfasser selbst einzusehen. Es sind meist Hymnen zu Ehren der heiligen Jungfrau, der Person Christi, theilweise auch Uebersetzungen alttestamentlicher Psalmen u. A. d. A. Neben ihnen giebt es dann auch Compositionen in dramatischer Form, wie sie damals von Mitgliedern des Clerus für die unter dem Namen der Mysterien bekannten szenischen Darstellungen verfaßt wurden. Eins dieser Stücke, welches aus dem Ende des 10ten Jahrhunderts stammt und die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen zum Gegenstande hat, wird uns von Herrn F. genauer beschrieben. „Es treten darin außer den Jungfrauen selber, Jesus Christus, Maria, der Erzengel Gabriel, ein Oelhändler, ferner mehrere der hervorragendsten Persönlichkeiten des A. und N. Testaments, unter ihnen Nabuchodonosor und Virgil auf." Auffallend ist, daß die Jungfrauen und der Kaufmann durchgängig provenzalisch, Christus dagegen und der Erzengel Gabriel bald provenzalisch, bald lateinisch sprechen. (S. 259.)

Die ältesten Legenden und Wundergeschichten, welche uns in provenzalischer Sprache erhalten sind, gehören einer etwas späteren Zeit an, wie die so eben erwähnten lyrischen und dramatischen Dichtungen. Zu den frühesten Resten dieser Gattung rechnet der Verfasser den versifizirten Prolog einer Legende, die ihren Inhalt aus dem Leben der heiligen Foy von Agen entnimmt. Diese wahrscheinlich gegen Ende des 11ten Jahrhunderts entstandene Production verdient besonders deßhalb Beachtung, weil aus ihr hervorgeht, daß die in Rede stehenden Erzählungen in den Straßen der Städte und an anderen Orten, wo sich das Volk in größeren Massen zu versammeln pflegte, von fahrenden Sängern rezitirt wurden. Zugleich kann sie zum Beweise dafür dienen, daß die provenzalische Poesie schon in dieser ersten Periode ihrer Geschichte und geraume Zeit vor der Epoche der Troubadours jenseits der Pyrenäen und in den umliegenden Ländern eine gewisse Berühmtheit und Popularität erlangt hatte.

Was den allgemeinen Charakter der zuletzt besprochenen Dichtungen angeht, so ist neben der nicht selten bizarren und kühnen Phantasie, die sich in ihnen geltend macht, die außerordentliche Leichtigkeit bemerkenswerth, mit welcher ihre Verfasser den allgemein anerkannten Glaubensmeinungen der Kirche Fabeln von eigener Erfindung substituiren. Herr F. theilt, um diese Eigenthümlichkeit näher nachzuweisen, den Inhalt zweier kürzeren Legenden aus etwas späterer Zeit, meist in wörtlicher Uebersetzung, mit. Die eine von ihnen enthält „eine Art Erweiterung oder fantastischer Umschreibung" der Vision des Apostels Paulus, welcher bekanntlich noch während seines irdischen Lebens vermöge einer geistigen Verzückung zur Anschauung der himmlischen Freuden gelangte, in dieser Fiction aber außerdem zur Hölle hinabsteigt, um deren Qualen in Augenschein zu nehmen. Die andere, ebenso wie die erstgedachte in Prosa, aber von größerem Umfange, hat einen durchaus mystischen Charakter. Sie beschäftigt sich nämlich mit dem Baume, aus welchem das Kreuz des Erlösers gemacht wurde, indem sie die Geschichte desselben bis zu den ersten Tagen der Welt hinaufführt und mit allen wichtigen historischen Begebenheiten, welche in einer näheren Beziehung zur Religion stehen, in Zusammenhang bringt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die religiösen Poesien des 8ten und 9ten Jahrhunderts zur Vervollkommnung und Fixirung der bis dahin noch äußerst rohen und völlig unbestimmten romanischen Volkssprache wesentlich beigetragen haben. Es ist nicht minder gewiß, daß sie bei den Bewohnern des südlichen Frankreichs großen Anklang fanden und deren leicht erregte, höchst lebendige Phantasie lange und angelegentlich beschäftigten. Indeß waren sie doch auf die Dauer nicht im Stande, dem poetischen Bedürfnisse des Volkes für sich allein zu genügen. Man suchte nach anderen Stoffen von einem weniger strengen, mehr weltlichen Charakter, nach Gegenständen, die zu dem Inhalte und den Interessen des nationalen Lebens eine unmittelbare Beziehung hätten. Und an solchen fehlte es in der vorhin bezeichneten Periode keineswegs. Das 8te und 9te Jahrhundert sind gerade im Süden reich an großen und wichtigen historischen Begebenheiten; sie umschließen eine jener Epochen der Thatkraft und des Heldensinns, die zur Weckung und Belebung des dichterischen Geistes vorzugsweise geeignet sind. Diese Ereignisse lassen sich trotz des stetigen und durchgreifenden Zusammenhanges, welcher sie mit einander verknüpft,

in zwei verschiedene Gruppen sondern, von welchen die eine die Kriege der Süd-Franzosen mit den spanischen Arabern umfaßt, während die andere die vielfach wechselnden Geschicke des langen und erbitterten Kampfes in sich begreift, welcher von den Fürsten und Herren des südlichen Frankreichs gegen die in den nördlichen Theilen des Landes bereits fest begründete Herrschaft des fränkischen Königsstammes unternommen und endlich siegreich durchgeführt wurde.

Dem zweiten dieser Kreise gehört, wie Herr F. glaubt, eine an mannigfachen Schönheiten reiche Dichtung an, die uns leider nur noch in einer sehr schlechten lateinischen Uebersetzung vorliegt. Dieses Gedicht, welches nach seinem eigentlichen Helden, dem aquitanischen Fürsten Walther, benannt zu werden pflegt, hat die Aufmerksamkeit der literarischen Forschung besonders aus dem Grunde auf sich gezogen, weil es durch seinen Inhalt mit den ältesten Erzeugnissen der deutsch-nationalen Poesie in einem sehr genauen Zusammenhange steht. „Die in ihm dargestellte Handlung ist mit der des deutschen Nibelungenliedes durch so vielfache Fäden verknüpft und diese Verbindung so enge, daß, wenn man, wie es eben nicht anders möglich ist, diese Gedichte zwei verschiedenen Literaturen zuweist, nothwendig angenommen werden muß, daß zwischen diesen schon vor dem 9ten Jahrhundert eine fortgesetzte Berührung und gegenseitige Wechselbeziehung stattgefunden habe.“ (S. 271.) Um diesen uralten Zusammenhang der südfranzösischen und deutschen Poesie in's Licht zu stellen, giebt Herr F. zunächst eine genaue Analyse der genannten deutschen Heldendichtung nach den beiden Versionen, in welchen dieselbe einerseits in den (Volsunga und Wilkina) Sagas des skandinavischen Nordens und andererseits in den bekannten Compositionen des germanischen Mittelalters, dem Nibelungenliede und dem Heldenbuche, überliefert worden ist (Cap. 9 u. 10). Hieran schließt sich im Capitel 11 ein sehr detaillirter, meist wörtlich übersetzender Bericht über den Inhalt des Walther, dem dann im 12ten Abschnitte die Erörterung der Beziehungen folgt, die zwischen dieser und der germanischen Dichtung stattfinden. Es ist hier nicht der Ort, auf die einzelnen Momente dieser ziemlich complicirten Untersuchung, die ebensowohl von dem Scharfsinn wie von der ausgebreiteten Literaturkenntniß des Verfassers ein glänzendes Zeugniß ablegt, prüfend einzugehen. Nur soviel glauben wir bemerken zu müssen, daß, wenn Herr F. durch sie erwiesen zu haben meint, daß das Gedicht Walther in seiner ältesten und ursprünglichen Gestalt nicht, wie von anderen Gelehrten behauptet worden ist, der deutschen oder italienischen, sondern der südfranzösischen Literatur angehöre, wir diesen Beweis nicht als ausreichend anerkennen können. Vielmehr scheint es uns der Inhalt des in Rede stehenden Werkes außer allen Zweifel zu stellen, daß dasselbe seine eigentliche und wahre Heimath auf deutschem Boden hat, wodurch indeß natürlich nicht ausgeschlossen wird, daß die ursprünglich deutschen Grundzüge der in ihm enthaltenen Sagen in den Süden verpflanzt und hier zu einer eigenthümlichen, in Tendenz und Charakter dem romanischen Sinne und Wesen entsprechenden Composition verarbeitet werden konnten.

Wie es sich damit aber auch verhalte, daß die wiederholten Kriege und Empörungen, „in Folge deren die Heerführer, welche unter dem Namen von Herzogen, Markgrafen (marquis) und Grafen die südlichen Provinzen Frankreichs verwalteten, die ihnen anvertrauten Bezirke schließlich in unabhängige Fürstenthümer umwandelten,“ einen reichen, zur dichterischen Gestaltung in hohem Grade geeigneten Stoff darboten und dieser Stoff auch wirklich zu einer Menge epischer Erzählungen von größerem oder geringerem Umfange benutzt wurde, das sind Thatsachen, die nach den Auseinandersetzungen des Verfassers nicht füglich mehr bestritten werden können. Uebrigens finden sich die näheren Angaben über die in diesen Kreis gehörigen Erzeugnisse der provenzalischen Poesie erst in einem der späteren Capitel unseres Werkes. Der 13te Abschnitt, dem wir zunächst begegnen, handelt von „dem Einflusse der Araber“ oder vielmehr der 300jährigen Kämpfe, die (von 715 — 1019, wo die Araber zum ersten und zum letzten Male den französischen Boden betraten) fast ohne alle Unterbrechung zwischen den mahomedanischen Beherrschern Spaniens und den diesseits der Pyrenäen wohnenden Christen geführt wurden. Die Wirkung dieser Kriege auf Geist und Bildung des südfranzösischen Volkes war ohne Zweifel

ebenso mächtig wie umfassend. Herr F. bemerkt sehr richtig (S. 323): „Es fehlte diesem Kampfe nichts von dem, was den im mittägigen Gallien bereits erwachten poetischen Trieb entwickeln und veredeln konnte. Vielmehr traf Alles zusammen, um die Bedeutung desselben zu erhöhen: die religiöse Begeisterung und der durch den Ruhm erweckte Enthusiasmus, der rasche Wechsel von Sieg und Niederlage, die unerwarteten oder seltsamen Zwischenfälle des Krieges, die man in Zeiten, wo der Glaube, die Unwissenheit und die Einfalt herrschten, leicht für Wunder nahm, ja selbst die classische Berühmtheit der Länder, Berge, Flüsse und Städte, die den habituellen Schauplatz des Kriegs bildeten, trug dazu bei, ihm ein ganz besonderes Interesse und einen eigenthümlichen poetischen Reiz zu verleihen."

Von den dichterischen Compositionen, zu welchen die eben erwähnten Kriege die Anregung und den Stoff darboten, ist freilich keine auf uns gekommen. Doch steht die Existenz derselben darum nicht minder fest; die Zeugnisse aus späterer Zeit und die indirecten Beweise, welche Herr F. für sie beibringt, sind vollkommen ausreichend. Auch wird man keinen Anstand nehmen dürfen, der Ansicht dieses Forschers von der ursprünglichen Beschaffenheit jener Dichtungen unbedingt beizutreten. „Es waren", sagt er, „durchgängig einfache Volksgesänge von mäßigem Umfange, von welchen jeder irgend eine einzelne, isolirte Begebenheit zum Gegenstande hatte und die sämmtlich dazu bestimmt waren, in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen vor zahlreich versammelten Zuhörern aus den unteren Ständen vorgetragen zu werden". Wie aus diesen kurzen kunstlosen Liedern, die sich durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzten und im Laufe der Zeit durch mannigfache Zusätze, welche mehr und mehr von der geschichtlichen Wahrheit abwichen und in gleichem Verhältnisse den Charakter des Wunderbaren und Fabelhaften annahmen, erweitert wurden, allmälig die umfassenden Epen des 11ten Jahrhunderts hervorgingen, wird vom Verfasser in einem späteren Abschnitte seines Werkes näher erläutert. Der Gang seiner Darstellung führt ihn zur Betrachtung der Anfänge jener lyrischen Gattung der provenzalischen Poesie, die sich vorzugsweise an den berühmten Namen der Troubadours knüpft.

Diese zweite Gattung der südfranzösischen Poesie ist von der bisher besprochenen in jeder Rücksicht verschieden. Die eine, welche sich ursprünglich aus den poetischen Traditionen und Reminiscenzen des Alterthums herausbildete, dann aber, weil sie fast ausschließlich der Pflege von Mönchen und Geistlichen anheimfiel, ein spezifisch christliches Gepräge erhielt, ist durchaus formlos, roh, und wenn auch meist das Erzeugniß unmittelbarer Inspiration, doch andererseits ohne einen irgendwie bestimmten Charakter. Die andere dagegen, für die Zeit, wo sie zuerst in's Leben trat, eine ganz neue Erscheinung, ist eine systematisch bearbeitete, kunstreich entwickelte Poesie von exclusiver Tendenz, eine Poesie der Schlösser und Höfe, die zu ihrem einzigen oder doch vornehmsten Gegenstande die Liebe hat, wie dieselbe von der Ritterschaft des südlichen Frankreichs verstanden und geübt wurde. (S. 476.) In späterer Zeit gewann diese jüngere Kunstpoesie über die ältere mehr volksthümliche so entschieden das Uebergewicht, daß sie die letztere fast vollständig verdrängte und absorbirte. Um den Anfang des 12ten Jahrhunderts laufen indeß noch beide Gattungen neben einander her, wie dies namentlich aus den erhaltenen Gedichten des Grafen Wilhelm von Poitou ersichtlich ist, die theils der einen und theils der anderen angehören.

Wilhelm von Poitou (1071—1127), mit dessen Leben und Dichtungen sich der Verfasser im 14ten Capitel eingehend beschäftigt, pflegt in den Verzeichnissen der Troubadours, die wir aus älterer Zeit besitzen, die erste Stelle einzunehmen. Und insofern allerdings mit Recht, als er in der That unter jenen Dichtern der erste und älteste ist, von dessen Productionen wenigstens einige auf uns gekommen sind. Daß er aber darum keineswegs als der Begründer der nach ihnen benannten Poesie anzusehen sei, ist von Herrn F. in dem bezeichneten Abschnitte zur vollen Evidenz nachgewiesen worden. Es liegen historische Zeugnisse vor, aus welchen unzweideutig erhellt, daß diese neue Gattung der Poesie nicht blos von älteren und jüngeren Zeitgenossen des Grafen gepflegt, sondern schon damals vermittelst traditioneller Unterweisung, gewissermaßen in Schulen fortgepflanzt wurde. Ueberdem

ist das Leben und der Charakter Wilhelm's nicht von der Art, daß man ihm eine geniale, wahrhaft schöpferische Kraft oder die Befähigung zuschreiben könnte, auf dem Gebiete der Poesie neue Bahnen zu eröffnen. Endlich lassen die von ihm erhaltenen Dichtungen keinen Zweifel darüber, daß zur Zeit, wo sie verfaßt wurden, die Poesie der Troubadours sowohl in einigen ihrer Hauptgattungen wie in ihrer materiellen Organisation bereits einen festen, auf allgemeiner Anerkennung basirenden Bestand gewonnen hatte.

Der poetische Werth der Dichtungen, die uns vom Grafen von Poitou erhalten worden sind, ist nach dem Urtheile des Herrn F. nicht eben hoch anzuschlagen; dagegen sind sie, aus dem historischen Gesichtspuncte betrachtet, von größter Wichtigkeit. Wir besitzen ihrer im Ganzen 10, die zusammen etwa 500 Verse enthalten; doch ist es kaum zweifelhaft, daß 2 der Gedichte, die unter dem Namen Wilhelm's umlaufen, einem anderen Verfasser angehören. Von den übrigen 8 haben 6 die Liebe zum Inhalte; nur 2 beschäftigen sich mit anderen Dingen. Und zwar ist das eine von diesen in dem Augenblicke concipirt worden, wo Wilhelm seinen oben erwähnten Kreuzzug antrat; der Dichter spricht in ihm in naiver, ungezwungener Weise die Empfindungen aus, von welchen er beim Abschiede von seinem Sohne und seiner Heimath erfüllt war. — Das andere besteht aus 9 Stanzen, deren einziger Inhalt eine Reihe von einander widersprechenden Wendungen ist, die lediglich zu dem Zwecke zusammengestellt sind, um dem Geiste eine Folge von disparaten Vorstellungen und Bildern vorzuführen, welche durch ihre unter einem scheinbaren äußeren Ernste verhüllte Wunderlichkeit geeignet sind, ihn zu überraschen und für einen Augenblick angenehm zu beschäftigen. Man wird sich von dem eigenthümlichen Charakter dieser lustigen Compositionen, an welchen die Sammlungen der provenzalischen Poesie ziemlich reich sind, am Besten eine entsprechende Vorstellung bilden können, wenn wir die erste Stanze des in Rede stehenden Gedichtes nach der Uebersetzung F.s hier ausheben.

> „Ich habe die Absicht, ein Gedicht über ein reines Nichts zu machen. Es soll darin weder von mir, noch von einem Anderen, weder von Liebe, noch von Jugend, noch von irgend Etwas die Rede sein. Denn es ist schon lange her, daß ich es gemacht habe, während ich (auf dem Berge Chenal) im Schlafe lag."

Von den 6 Gedichten, die auf die Liebe Bezug haben, sind 4 in einem so wenig anständigen Tone abgefaßt, daß Herr F. es nicht hat über sich gewinnen können, sie mitzutheilen. Mit diesen stehen die beiden anderen, sowohl was Form und Haltung angeht, wie in Betreff der in ihnen ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen im schärfsten Gegensatze. Die Liebe, wie sie in jenen behandelt wird, hat mit der Liebe, welche in diesen zur Darstellung kömmt, auch nicht das Mindeste gemein. Hier ist sie „eine begeisterte, zarte, ehrfurchtsvolle Empfindung, die ihren Gegenstand hebt und verklärt", während sie dort als die wüste Neigung eines schamlosen Libertins auftritt.

Der Graf von Poitou ist unter den provenzalischen Dichtern derjenige, mit welchem die zweite Periode der südfranzösischen Dichtung beginnt, während zugleich die erste in ihm ihren Abschluß findet. Diese zweite Periode umfaßt die Poesie der Troubadours, die zwar ihrem vorwiegenden Inhalte nach der lyrischen Gattung angehört, aber doch auch einen großen Reichthum von epischen Compositionen in sich schließt. Es wurde schon früher bemerkt, daß Herr F. den letzteren als dem minder bekannten Zweige der provenzalischen Literatur seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat. Doch ist in seinem Werke auch der lyrischen Dichtung eine überaus klare und lichtvolle, wenn auch verhältnißmäßig kurze Erörterung zu Theil geworden. Wir wollen, da der uns zugemessene Raum nicht ferner gestattet, auf Einzelheiten einzugehen, wenigstens den Hauptinhalt der in Rede stehenden Abschnitte in einer summarischen Uebersicht angeben.

„Die gesammte Poesie der Troubadours ist nach Herrn F. nichts als der mehr oder minder ideale Ausdruck des Ritterthums;" das Verständniß der einen setzt daher die Kenntniß des andern voraus. Um diese zu vermitteln, giebt der Verfasser im 15ten Capitel eine gedrängte Skizze der allgemeinen Geschichte jener

Institution, die, wie er glaubt, ursprünglich und in ihrer ältesten Form als „ein Versuch der Geistlichkeit anzusehen ist, die rohe und zügellose Kraft des feudalen Kriegerstandes in eine dem Schutze der Kirche und der Gesellschaft sich weihende, disciplinirte Gewalt umzuwandeln.“ (S. 482) — Wichtiger wie die übrigens sehr gehaltreichen Bemerkungen über die Entstehung und allmälige Entwicklung, sowie über die leitenden Ideen und die praktische Wirksamkeit des Ritterthums, sind die detaillirten Angaben über den Ursprung, die künstlichen Formen und die ethischen Einflüsse jenes eigenthümlichen Cultus der Frauen, welcher sich im Schooße desselben — gewisser Maßen als „ein Ersatz für die unwürdige und prekäre Stellung, welche dem Weibe in den ehelichen Verbindungen der Adelskaste durchgängig angewiesen war“ (S. 499) — herausbildete. Von nicht geringerem Interesse ist die Erörterung des Unterschiedes, welcher in Bezug auf das Verhältniß des Ritterstandes zu dem geschlossenen Kreise des Feudaladels zwischen dem südlichen Frankreich und den übrigen europäischen Ländern stattfand. Während hier der Regel und dem Gesetze nach Feudalität und Ritterthum zusammenfielen, mithin die charakteristischen Anschauungen und Maximen des letzteren ausschließliches Eigenthum der Adelskaste blieben, war dort der Ritterstand keineswegs an den der Lehnsträger gebunden und noch viel weniger die ihm eigenthümliche Denk- und Lebensweise auf eine bestimmte Volksclasse beschränkt. „Das Ritterthum ist im mittägigen Frankreich weit mehr die allgemeine Daseinsform der ganzen Gesellschaft wie der besondere Lebensausdruck einer einzelnen Abtheilung derselben.“ (S. 517.) Die Begründung dieses Satzes führt den Verfasser u. A. zu einer sehr anziehenden Charakteristik der sogenannten „fahrenden Ritter“ (chevaliers errans) und ihrer gesellschaftlichen Stellung, woran sich dann der nicht minder interessante Nachweis des innigen Zusammenhanges, welcher Poesie und Ritterthum in diesen Gegenden mit einander verknüpft, anschließt.

Nachdem Herr F. die historische und soziale Grundlage der nach den Troubadours benannten Poesie aufgedeckt hat, wendet er sich im folgenden (16ten) Abschnitte (dem 1sten des 2ten Bandes) zur näheren Betrachtung dieser Poesie selbst. Und zwar ist es zunächst die lyrische Gattung, die er uns in ihren drei Hauptabtheilungen — dem Liebesliede, dem Kriegsgesange und der satyrischen Dichtung — vorführt. Die Darstellung der erotischen Poesie (Cap. 16—18) geht vorzugsweise darauf aus, die verschiedenen Phasen ihrer geschichtlichen Entwicklung und die charakteristischen Unterschiede ihrer mannigfachen Formen deutlich und bestimmt hervortreten zu lassen. Wir machen besonders auf die beiden Abschnitte aufmerksam, in welchen einerseits die volksthümlicheren Formen der provenzalischen Liebesdichtung (die Pastoralen, Balladen und Aubaden; S. 87) und andererseits die am wenigsten poetische Gattung derselben, die tensons (frz. jeux partis; S. 101), zur Sprache gebracht werden. — Die Erörterung der Kriegs- und Kampfgesänge („nach der Liebe war es vor Allem die kriegerische Tapferkeit, welche in den Liedern der Troubadours gefeiert wurde“ S. 110) sondert die hierhin gehörigen Dichtungen in zwei Classen, deren erste diejenigen umfaßt, welche ihren Inhalt aus den Begebenheiten der Kreuzzüge entnehmen (Cap. 19), während die zweite solche enthält, die irgend ein Ereigniß aus den Kämpfen mit den spanischen Arabern behandeln (Cap. 20). — Auch die satyrische Poesie wird von Herrn F. in zwei Hauptgattungen, die „ideale oder moralische“ und die „historische“ geschieden. „Die moralische Satyre (Cap. 21) hat wieder zwei Unterarten; sie ist entweder gegen die allgemein-menschlichen Fehler und Gebrechen oder aber gegen diejenigen gerichtet, welche mit dem damals im Süden vorherrschenden, besonderen ethischen Systeme d. h. mit den Ideen und Grundsätzen des Ritterthums im Widerspruche stehen.“ Die historische Satyre bezieht sich entweder auf bestimmte einzelne Personen, theils hat sie die mannigfachen Thatsachen der wichtigsten Zeitereignisse zu ihrem Gegenstande (S. 198). Ueber die rein persönliche Satyre geht der Verfasser mit wenigen Worten hinweg; die faktische dagegen behandelt er mit gewohnter Umsicht und Sorgfalt, indem er die ihr angehörigen Compositionen nach den vier Hauptbegebenheiten, um welche sie sich vorzugsweise bewegt — es sind dies die italienischen Kriege der deutschen Kaiser, die Kämpfe der franz. und engl. Könige, der Kreuzzug gegen die Albigenser und

die Begründung der Herrschaft Carl's von Anjou über die Provence — in ebensoviele getrennte Massen abtheilt.

Die sehr ausführliche und höchst complizirte Untersuchung, welche Herr F. der epischen Poesie der Provenzalen widmet, hat nicht blos den Zweck, den Reichthum und die Bedeutung dieser bis dahin wenig beachteten Gattung in's Licht zu stellen. Sie zielt vielmehr vorzugsweise darauf ab, die Beziehungen aufzuklären, durch welche sie mit dem Epos des Mittelalters überhaupt verknüpft ist. Das Resultat, zu welchem der Verfasser in Betreff dieses letzteren Punctes gelangt, ist ohne Zweifel von der größten Wichtigkeit. Es ergiebt sich ihm nämlich, daß jene umfassenden epischen Dichtungen, die wir bei fast allen literarisch-gebildeten Völkern des Mittelalters, wenn auch in mannigfach abweichender Gestalt, antreffen, ihre früheste Redaction nicht, wie man bisher angenommen hat, der nord-französischen (oder anglonormannischen), sondern der provenzalischen Literatur verdanken. Ob der mit einem großen Aufwande von Geist und Gelehrsamkeit durchgeführte Beweis ausreicht, müssen wir dahingestellt sein lassen; wir können nur in aller Kürze angeben, wie er geführt wird.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die beiden Hauptgruppen des mittelalterlichen Epos, von welchen bekanntlich die eine Carl den Großen, die andere Arthur und die Tafelrunde zum Mittelpuncte hat (Cap. 23), unterwirft Herr F. jeden dieser Kreise einer besonderen Betrachtung, die nicht blos den stofflichen Inhalt, sondern auch die formelle Composition der in sie fallenden Romane umfaßt (Cap. 24—27). Indem er sich sodann zur provenzalischen Poesie zurückwendet, zeigt er zunächst, anknüpfend an das, was über diesen Gegenstand bereits in einem früheren Abschnitte beigebracht worden, wie auch in der späteren Epoche derselben (d. h. also von den Troubadours), die erzählende oder epische Dichtgattung in großem Umfange angebaut wurde (Cap. 28). In den beiden folgenden Capiteln (29—30) werden dann endlich die directen und indirecten Zeugnisse aufgeführt, aus denen hervorgehen soll, daß die provenzalischen Dichter den wesentlichen Inhalt, sowohl des karolingischen wie des brittischen, an Arthur und den Graal sich anlehnenden Sagenkreises zu selbstständigen epischen Compositionen verarbeitet haben. Diese Dichtungen verbreiteten sich später (in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrh.), ebenso wie die lyrischen Poesien, in den verschiedenen Ländern Europa's, wo sie überall, besonders aber im nördlichen Frankreich, bereitwillig aufgenommen, übersetzt, nachgeahmt und unter steter Einwirkung der örtlichen Sagen und Traditionen mannigfach modifizirt wurden. (S. 448.)

Uebrigens ist die Mehrzahl der älteren provenzalischen Romane, von welchen wir Kunde haben, für uns verloren*); nur wenige sind, theils in ihrem ursprünglichen Texte, theils in Uebersetzungen und Nachahmungen erhalten worden. Von den wichtigsten unter diesen giebt der Verfasser im 3ten und letzten Theile seines Werkes mehr oder minder eingehende Analysen. Es werden hier der Reihe nach zur Sprache gebracht: Ferabras (Cap. 31), Gerard von Roussillon (Cap. 32), Wilhelm Kurznase (Guillaume au Court-nez, Cap. 33), sämmtlich dem karolingischen Sagencyklus angehörig und mit Ausnahme des letzterwähnten Romans, noch im provenzalischen Urtexte vorhanden. Dasselbe gilt von „Blandin von Cornouailles" und „Jauffre und Brunissende" (Cap. 34), beide aus dem bretonischen Kreise, während „Parceval" (Cap. 35) nur noch aus der deutschen Bearbeitung Wolfram's reconstruirt werden kann. — An diese Erörterung der provenzalischen Epen schließt sich (Cap. 36) der höchst interessante Bericht über eine der Form nach mit jenen Dichtungen nahe verwandte „Geschichte des Albigenser-Kriegs", die uns, von einem Zeitgenossen verfaßt, in provenzalischer Sprache vorliegt.**) — Um aber auch die-

*) Ein von Herrn F. entworfenes Verzeichniß derselben, welches außer den Titeln der betreffenden Dichtungen auch die ihre Existenz erweisenden Zeugnisse enthält, findet sich im Anhange zu unserem Werke (S. 453—515).

**) Herr F. hat eine Ausgabe dieser poetischen Chronik für die Collection des documents inédits sur l'histoire de France besorgt; die umfassende Einleitung, welche er derselben vorausschickte, ist im „Anhange" vollständig abgedruckt worden. (S. 343—453.)

jenigen Productionen der erzählenden Gattung, welche ihren Stoff aus den localen Traditionen oder aus der Spezialgeschichte des provenzalischen Landes entnehmen, nicht ganz zu übergehen, hebt der Verfasser im 37sten Capitel zwei derselben, die freilich, wie alle übrigen Reste dieser Classe nur noch in Uebersetzungen existiren, die „Geschichte von der schönen Magelone" und „Aucassin und Nicolette" heraus. Mit dem meist wörtlich wiederholenden Auszuge, in welchem Herr F. die letztgedachte überaus anziehende Erzählung gebracht hat, schließt seine Darstellung der epischen Poesie.

In Betreff der vier letzten Abschnitte unseres Werkes (Cap. 38 — 41), welche den reichen Inhalt desselben nach mehr als einer Seite hin in erfreulicher Weise ergänzen, müssen wenige Worte genügen. Unter ihnen ist der erste: „Von der materiellen Organisation der provenzalischen Literatur", ohne Zweifel auch der interessanteste; er enthält so ziemlich Alles, was sich über die Lebensweise, die Wirksamkeit und die gegenseitigen Beziehungen der Troubadours und Jongleurs, dieser eigentlichen Schöpfer und Träger der provenzalischen Literatur, aus den überlieferten Nachrichten ermitteln läßt. — Weniger fesselnd, wenn auch nicht von geringerem Werthe ist die Erörterung der „Poetik der Troubadours", die sich namentlich mit dem Reime und dem metrischen Systeme dieser Dichter beschäftigt. — Der dritte Abschnitt: „Troubadours und Trouvères" faßt in einer einheitlichen Darstellung zusammen, was vom Verfasser schon früher über den Einfluß, welchen die provenzalische Literatur auf die nordfranzösische ausgeübt hat, gelegentlich bemerkt worden ist. — Der vierte endlich behandelt die nicht leicht zu lösende Frage, in wiefern die Poesie der spanischen Araber auf den Ursprung und den eigenthümlichen Charakter der südfranzösischen Dichtung bestimmend eingewirkt hat.

F. Brockerhoff.

Denkmäler der deutschen Sprache von F. A. Pischon. Sechster Theil. 1ste Abtheilung 1850. 2te Abtheilung 1851. Berlin, Verlag von Duncker u. Humblot. 8.

Mit diesem 6ten Theile ist das Werk, das dem Publicum in einer Reihe von Jahren allmälig vorgeführt worden ist, geschlossen. Die 1ste Abtheilung umfaßt die Dichter vom Jahre 1813 bis jetzt, die 2te Abtheilung aber die Prosaiker vom Jahre 1750 bis auf die heutige Zeit. Was die Vertheilung des Stoffes betrifft, so hat sich der Verfasser durchaus an seinen Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur gehalten (der jetzt bereits in der 10ten Auflage erschienen ist). Er hat deshalb die Dichter nach folgenden Gruppen geordnet: 1) Vaterlandsdichter im großen Freiheitskampfe (Schenkendorf, Körner, Rückert, Stägemann). 2) Dramatiker der sogenannten Schicksalstragödien (Zach. Werner, Müllner, Grillparzer). 3) Einzelne ausgezeichnete Dichter der besonderen Gattungen, nämlich a) epische: E. Schulze, Egon Ebert, Auersperg, Lenau, Pyrker; b) lyrische: Uhland, Wilh. Müller, G. Schwab, Just. Kerner, König Ludwig von Baiern, v. Eichendorff, L. Schefer, H. Heine, A. Knapp; c) didaktische: E. Raupach, Immermann, Platen, Grabbe. Die prosaische Abtheilung enthält in vier Abschnitten Proben a) aus Romanen, b) aus geschichtlichen Werken, c) aus der didaktischen Prosa, d) aus rednerischen Schriften. Der 1ste Abschnitt behandelt 1) den humoristischen Roman (Thümmel, Hippel, Jean Paul, E. T. A. Hoffmann, E. Wagner); 2) den empfindsamen Roman (J. M. Miller); 3) den komischen Roman (J. G. Müller); 4) den philosophischen Roman (Klinger, Benzel-Sternau); 5) den Kunstroman (J. J. W. Heinse) und 6) den Familien-Roman (Jung-Stilling, Lafontaine). Der 2te Abschnitt, der die geschichtliche Prosa behandelt, theilt Proben 1) aus geschichtlichen Werken im engeren Sinne (Joh. v. Müller, Archenholz, Woltmann, Manso, Planck, Niebuhr, E. M. Arndt, Raumer, Ranke); 2) aus Biographien (Varnhagen von Ense und Rahel); 3) aus Reisebeschreibungen mit (J. G. A. Forster, K. P. Moritz, Seume, A. v. Humboldt, Pückler-Muskau). In dem 3ten Abschnitte, der

die didaktische Prosa umfaßt, werden die Satiriker (Lichtenberg) die Physiognomen (Lavater) und die Philosophen und Aesthetiker (Kant, F. H. Jacobi, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Solger, K. C. F. Krause, W. v. Humboldt und Theremin) behandelt. Von den Rednern sind Zollikofer, Reinhard und Schleiermacher erwähnt worden.

Was die vorliegende Beispielsammlung vor vielen ähnlichen Werken auszeichnet, ist zunächst die diplomatische Genauigkeit, mit welcher der Verf. jedes einzelne mitgetheilte Bruchstück behandelt hat. Derselbe ist in dieser Beziehung so peinlich gewesen, daß er das, was er aus Herbart's, aus Krause's und aus Fichte's Schriften mittheilt, mit lateinischen Lettern hat drucken lassen, weil die Originale so gedruckt waren. Von Fichte ist ein Bruchstück aus der „Anweisung zum seligen Leben" mit lateinischen Lettern, die übrigen Beispiele aus Fichte's Schriften dagegen sind mit deutschen Lettern gedruckt. Der Verf. wollte offenbar dadurch dem Leser ein möglichst treues Bild des Originals liefern. Ein zweiter Vorzug der Pischon'schen Sammlung besteht darin, daß der Verf. entweder Stücke gewählt hat, die durch sich selbst verständlich waren, oder, wo dies nicht möglich war, den Inhalt des ganzen Werkes kurz angiebt, so daß der Leser das mitgetheilte Bruchstück im richtigen Zusammenhange auffassen kann. Dies ist namentlich mit der Cäcilie von Schulze (S. 104), mit der Wlasta von Ebert (S. 146), dem Savonarola von Lenau (S. 174) ꝛc. geschehen. Ein dritter Vorzug endlich, der rühmend erwähnt zu werden verdient, besteht darin, daß viele Bruchstücke mitgetheilt sind, die man in ähnlichen Sammlungen nicht findet. Dies gilt namentlich von dem Abschnitt, der die Philosophen und Aesthetiker behandelt. So ist von Kant ein Abschnitt (aus der Schrift: die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft) mit der Ueberschrift: „Gottseligkeit," ein anderer mit der Ueberschrift: „von den Bewohnern der Gestirne" (aus der allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels), von Schelling eine Stelle aus Bruno, von Hegel eine Stelle aus seiner Religionsphilosophie und eine andere aus seiner Aesthetik, von Herbart eine Stelle über den Hang des Menschen zum Wunderbaren, eine Rede zum Gedächtniß Kant's, und eine Stelle über das Verhältniß der Schule zur Kirche mitgetheilt.

Von jedem Schriftsteller, aus dessen Werken Stellen mitgetheilt sind, giebt der Verf. die Lebensumstände und die Werke genau und vollständig an, und das Buch wird darum solchen Lesern eine willkommne Gabe sein, welchen nicht eine große Bibliothek zur Verfügung steht.

Lehrern der deutschen Literaturgeschichte namentlich können wir das Werk um so mehr empfehlen, als alle Beispiele so gewählt sind, daß sie Schülern vorgelesen werden können. Nur in Beziehung auf eine Stelle aus dem goldenen Kalbe von Benzel-Sternau (S. 501 Z. 13 von oben) würden wir Bedenken tragen.

Von Druckfehlern ist das Werk nicht ganz frei. So steht in der Vorrede zur 1ten Abtheilung S. VI. Schulz statt Schulze, in der zweiten Abtheilung S. VIII. Joh. Martin Müller, statt Miller, und Friedr. Heinr. Jakobi statt Jacobi ꝛc. In dem Gedicht von H. Heine, das „Im Hafen" überschrieben und S. 304 mitgetheilt ist, fehlt nach den Worten: „Für alle Völker," eine halbe Zeile: „Das sind Männer!"

Der Verf. beabsichtigt noch einen Supplementband erscheinen zu lassen, der die neuesten lyrischen Dichter behandeln soll. Wir wünschen, daß er seinen Plan ausführen möge, weil sein Werk dadurch einen vollständigen Abschluß erhalten würde.

Berlin. Dr. **Kleiber.**

Viertes Sprach- und Lesebuch. Ein Sprach- und Lesebuch für höhere Lehranstalten und Familien. Von G. Fr. Heinisch und J. L. Ludwig. Bamberg, 1852. Buchner'sche Buchhandlung.

Schon seit geraumer Zeit sendet der Buchhandel helle Haufen von deutschen Lesebüchern, Mustersammlungen, Albums, kurz Sammelwerke classischer Prosa und

Poesie in die Welt und noch immer scheint weder das Bedürfniß noch die Lust der Verleger erloschen zu sein. Natürlich; haben doch die meisten dieser Werke nähere oder entferntere Beziehung auf die Schule und die Schule ist eine vortreffliche Kundin der Buchhändler. Wenn daher die Menge solcher Bücher ein erfreuliches Zeugniß ablegt von dem Eingang, den auch vaterländisches Wort und Lied mehr und mehr in unsern Schulen findet, so bleibt doch die Anwendung dieser Lehrmittel namentlich auf der höhern Bildungsstufe nicht ohne mannigfaches Bedenken. Um diese ins Licht zu setzen. unterscheide ich die zu besprechenden Bücher, a. in solche, welche die Literaturgeschichte, b. in solche, welche Stilistik, Rhetorik oder Poetik und c. in solche, welche nichts zum Princip haben, als das Streben Gutes und wahrhaft Mustergültiges zu bieten.

Was zunächst an den literarhistorischen Lesebüchern bedenklich erscheint, ist die Begünstigung und Förderung eines breiten flatternden Wissens, dem der Kern und Mittelpunkt fehlt. Die Literatur hat die Bestimmung, Gemeingut des Volks zu sein, und es entspricht dieser Bestimmung, daß sowohl äußerlich ein Jeder an die Werke derselben kommen, als auch innerlich jede Geisteskraft diese von einer oder der anderen Seite erfassen kann. Darum ist nächst der Musik die Literatur das gewöhnlichste Opfer jener anspruchsvollen Halbheit, die sich über den unbefangenen naiven Genuß zum Wissen, oder zur Beurtheilung erheben, oder wenigstens um alles in der Welt den schöngeistigen Schein dieser Erhabenheit gewinnen möchte. Nun scheinen die literarhistorischen Lesebücher den beiden Seiten jenes Dilettantismus einen gewissen Vorschub zu leisten, der Aeußerlichkeit des Wissens, wie dem Vorwitz des Urtheils, je nachdem die eine oder die andere Kraft im dilettirenden Geiste vorwiegt. Dem einen werden die beigebrachten Proben, vielleicht die reinsten und tiefsten Ergüsse einer durch und durch künstlerischen Seele, zum abstracten Gedächtnißhaft für den Namen des Dichters: „aber Namen sind uns Dunst,“ sagt Uhland. Der andere meint in dem einzelnen Stücke den ganzen dichtenden Geist zu haben und urtheilt frisch darauf los, gut oder schlecht, jenachdem das zufällig Gebotene seiner zufälligen Stimmung entsprochen hat.

Gewiß ist es wünschenswerth, die Literatur vor der Erniedrigung zu wahren, die ihr in jenem ersteren Falle geschah, da sie, die Königin, zu gemeiner bürgerlicher Magd heruntergesetzt wurde, etwa wie in den lateinischen Elementargrammatiken der Vers, oder wir wollen sagen, Sylbenfall und Reim dem kindlichen Gedächtniß dient. Mehr aber und ernstlicher ist unserer Jugend zu wehren, daß sie nicht durch den genannten Vorwitz des Urtheils, durch vorgefaßte Neigung und Abneigung, durch diese Negativität des subjectiven Urtheils sich dem Genusse und der segensreichen Einwirkung der Literatur verschließt; eine Gefahr, die nur vergrößert wird, wenn das Buch selbst fertige Urtheile, oder Winke zur Beurtheilung giebt, die dem haltlosen Kunstgeschmack des jungen Menschen als unumstößliche Gesetze erscheinen, in die sich sein natürliches Gefühl hineingewöhnen muß. Bekanntlich ist dies dasselbe Bedenken, welches sich vielfach auch im literargeschichtlichen Unterrichte fühlbar macht, obgleich das lebendige Wort des Lehrers weit mehr jene starre Gesetzesform vermeiden und sich mit Unterscheidung an die verschiedenen Individualitäten der Schüler wenden kann.

Literaturgeschichte ohne Literatur ist ein Unding, jedenfalls kann es nichts Hohleres geben als sie. Die Proben aber, die ein literarhistorisches Lesebuch selbst bei ungewöhnlichem Umfange und bei verständiger Begrenzung des Zeitraums zu geben im Stande ist, können schwerlich ausreichen, die Individualität des Talentes und die besondere Lebensstellung des Dichters zu klarer Anschauung zu bringen. Und daß dies nöthig ist, wird man gerade in unserm lyrischen Zeitalter nicht leugnen wollen. Den Homer, die Nibelungen und alle wahrhafte Volksdichtung mag man lesen ohne das Bedürfniß, durch das Product auf den Grund der producirenden Seele hinabzuschauen; wenn nur die Kenntniß des Volksganzen, seines Gemüths und seiner Sitten nicht fehlt. Seitdem es aber Dichter giebt, seitdem die Dichtung nicht mehr Gesammtausdruck des in sich eigenen Volksgemüths ist: seitdem ist es nicht bloß zur Würdigung, sondern auch zum vollen Genusse der literarischen Leistung nöthig, daß man in der Mannigfaltigkeit der Schöpfungen den Schöpfer als deren

Einheit finde. Nur so ist es möglich, daß der jugendliche Geist in freier Wahl, in sympathetischem Zuge sich einen Lieblingsschriftsteller unter den Dichtern seines Vaterlandes suchen kann, wie dies im Lateinischen und Griechischen schon immer von unsern reiferen Schülern verlangt ist. Und wiederum wird nur der, dem es gelungen ist auf diese Weise einen Mittelpunkt seiner Studien zu finden, den rechten Halt gewinnen, sowohl für die Geschichte, als auch für die Würdigung der Literatur; die Würdigung ist aber eben der Genuß, der sich selbst begreift. Ludwig Uhland sagt in dem Vorwort zu seinen Gedichten, die dem frischen Geist unserer Jugend nicht genug empfohlen werden können:

— vielleicht wer stillem Deuten
Nachzugehen sich bemüht,
Ahnt in einzelnen Gestaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen,
Unsers Dichters ganz Gemüth.

In diesen Versen ist schön und klar ausgesprochen, was unserer jetzigen Dichtung gegenüber noth thut; das Element der Bildung, das in ihnen liegt, wird nicht eher flüssig und ethisch wie ästhetisch wirksam, als bis man anfängt in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Einzelnen die Einheit zu suchen; und diese Einheit kann nichts anderes sein, als „des Dichters ganz Gemüth", von dem aus man rückwärts wiederum das Einzelne um so tiefer und inniger begreifen wird. Als noch Rhapsoden und Volkssänger hier die Lieder von Troja, von Achilleus u. s. w., dort von Worms, von Siegfried und Dietrich durch das Land trugen, damals hatte man freilich in dem Kerne des Epos noch die ganze unaufgeschlossene Fülle der Poesie zusammen, und das Gemüth eines Dichters, das nur eine oder die andere Seite des auseinandergegangenen Lebens hat erfassen können, ist nur ein schwacher Ersatz, aber es ist der einzige, den wir der Jugend bieten können. Statt der objectiven Einheit müssen wir mit der subjectiven zufrieden sein; ist es doch sicherlich schwerer, den einzelnen Geist eines Dichters zu erfassen, als zur Zeit des Epos den Geist des ganzen dichtenden Volkes.

Dieses Ahnen und allmähliche Finden des einheitlichen Grundes verschiedener Dichtungen, das für die Ausbildung des ästhetischen wie des poetischen Gefühls überhaupt so nöthig erscheint, wird offenbar durch die literar-historischen Lesebücher nicht gefördert, die durch ihr Princip gezwungen sind, eine Masse des in Auffassung, Gegenstand und zeitlicher Entwicklung Verschiedenen vor die jugendliche Seele zu bringen; wobei es zugleich auf der Hand liegt, daß Manches mit unterlaufen muß, das der Geistesrichtung und dem Geschmack der Gegenwart zu fern steht, um noch einen andern als geschichtlichen Werth zu haben, und das daher unsere Jugend nicht durch sich selbst, nicht durch seinen Inhalt ansprechen und ergreifen kann.

Dies ist nun ein Uebelstand, den das formelle, oder wie ich es oben genannt habe, das stilistisch-rhetorische Princip mit dem literar-historischen theilt; wenn dort die literarischen Erzeugnisse zum Gedächtnißhaft wurden, so werden sie hier zu Beispielen, zu Beispielen irgend einer Form des Stils, bei denen wenigstens principiell der Inhalt gleichgültig ist. Freilich kann hier ein emsiges Suchen und verständiges Wählen Vieles gutmachen, aber das System ist da, es will ausgeführt werden, — es kann kaum vermieden werden, daß auch Stücke von geringerem Interesse der Form wegen Eingang finden. Darf man die Rechnung nicht ohne den Wirth, so soll man auch die Mahlzeit nicht ohne den Gast machen, der dieselbe genießen und bezahlen soll; der Gast ist aber hier die Jugend, und soweit ich sie kenne, kommt es der nicht auf abstracte Formen, nicht auf hohle Schalen, sondern auf die kräftigen Gerichte an, die man mitunter in den ausgesuchtesten Schalen vergebens sucht. Sind aber die Gerichte gut, sind die Proben der Lesebücher, von denen wir jetzt sprechen, wirklich auch ihrem Inhalte nach probat, so ist es wiederum schade, daß sie nur der Form nach betrachtet und gleichsam mit der Schale in das Auffassungsvermögen gebracht werden.

Zu dieser Klasse der deutschen Lesebücher gehört nun auch das vorliegende der Herren Heinisch und Ludwig, das auf 764 Seiten eine große Menge prosaischer

Stilproben und poetischer Formen darbietet. Die Charakteristik der Stilart oder der poet. Form geht in kleinem Druck den Beispielen voran und ist bei allem Streben nach Kürze und Präcision bisweilen fast zu eingehend, besonders mit großem Wohlgefallen am Distribuiren und Rubriciren angelegt. So wird, um gleich am Anfange zu beginnen, innerhalb der Correctheit, die, obwohl das Buch laut Titel „für höhere Lehranstalten und Familien" bestimmt ist, etymologisch erklärt wird, unterschieden: a. Klarheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, b. Reinheit, c. Ordnung, d. Treue, e. Vollständigkeit, f. Kürze. Weiter wird dann die Deutlichkeit von der Klarheit unterschieden, und sub rubro Ordnung finden wir Analyse und Synthese, Definition, Description, Distinction, Deduction oder Exposition, Partition, Division, ein jegliches nach Kräften definirt. Nun weiß man, was man von Definitionen zu halten hat; sie tasten und stückeln am Gegenstande herum, ohne ihn in seiner lebendigen Totalität zu ergreifen; vor Allem aber sind sie eine schlechte Lehrform, weil sie, ohne alle Genesis, ohne alle Entwicklung, des besten Mittels zur Anschaulichkeit entbehren. Wer auf diese Weise seinen Stil lernen soll, den bedauern wir aufrichtig, weil es dem Lernenden gewiß nicht möglich ist, diese abstracten Eigenschaften des Stils und deren zum Theil subtile Unterschiede a priori zu fassen, und weil es viel leichter ist, durch Uebung und Weckung des Sprachgefühls Jemanden zur unbewußten Ausübung eines correcten Stils zu bringen, als durch Definitionen u. dergl. zur theoretischen Erkenntniß der Regeln, welche das gegen den Mittag des Lebens hin sich klärende Gefühl ist.

Bei aller Theorie und bei allem Systematismus klebt aber jenen Definitionen und Erläuterungen ein gewisser elementarer Charakter an, der zu der Höhe der Verstandesbildung, die anderweitig in diesem Buche gefordert scheint, in scharfem Gegensatz steht. Wir haben beiläufig schon erwähnt, wie es für nöthig gehalten wurde, zu dem Worte Correctheit in einer Anmerkung hinzuzufügen „von corrigere = verbessern," da sich doch die Kenntniß dieses Wortes selbst auf ganz unlateinischen „höheren Lehranstalten" schon aus dem alten Schulterminus „corrigiren" voraussetzen ließ. Weniger unnöthig als unbegreiflich ist die Erklärung von „Vers", wo es heißt (S. 81.) „von versus = rückwärts stammend." Man weiß in der That nicht, was man davon denken soll. Freilich gingen die Ochsen wieder zurück, wenn die Furche zu Ende gepflügt war, um eine neue zu beginnen, und die Hand, die noch *βουστροφηδόν* schrieb, that desgleichen, aber ein „rückwärts" findet sich in der ganzen Geschichte des Wortes Vers nicht. Verdächtig erscheint auch die Orthographie in „Gramatisch" (S. 7.) und in „Tyrade" (S. 21.) wenn das nicht Druckfehler sind, wie deren sich mehr finden.

Unter den „untergeordneten Eigenschaften des schönen Stils" finden wir S. 33 „das Romantische." Mag nun der Sprachgebrauch des ganz gewöhnlichen Lebens aus dem Worte „romantisch" alles Mögliche und Unmögliche gemacht haben, so sollte doch in einem Lehrbuche, zumal für höhere Lehranstalten, eine Unklarheit nicht, so zu sagen, sanctionirt sein, die schon Vilmar in seiner Literaturgeschichte so nachdrücklich zurückgewiesen hat. Die Erklärung des Romantischen beginnt: „Dieser Begriff wird noch sehr willkürlich gebraucht;" ich meine, der Begriff fehlt, wo das Wort willkürlich gebraucht wird. Weiter! „Doch scheint das Romantische hauptsächlich in dem mit Lieblichkeit gemischten Großen und Edlen zu bestehen, weswegen der Stoff des Romantischen das Neue, das Unerwartete, das Wunderbare, selbst das Abenteuerliche in der stylistischen Form vergegenwärtigen kann, wenn es nur mit dem Lieblichen und Milden gemischt erscheint." Ich verstehe das nicht. Wie kann der Stoff des Romantischen das Neue u. s. w. in der stilistischen Form vergegenwärtigen? Der Stoff, denk ich, ist das Regungslose, Leidende, das durch die Form erst lebendig und vergegenwärtigt wird. Sollte indessen einem Andern dies Verständniß besser gelingen, so wird er kaum etwas Anderes herausbringen, als daß das Romantische ein Gemisch von Erhabenem und Lieblichem sei. Wo man also eine „untergeordnete Eigenschaft" des schönen Stils erwartet, erhält man ein Gemisch, und ein Gemisch kann nie eine Eigenschaft sein. Die Eigenschaften haben nun einmal die Marotte abstract zu sein, während ein Gemisch nur concret sein kann, in sofern es nur durch die Verschiedenheit seiner

Elemente besteht. Dieser Mißstand kommt aber naturgemäß davon her, daß eine literarhistorische Bezeichnung auf ein fremdes, ein abstractes Gebiet verschleppt ist, wo es nun vor Unruhe nicht zu bleiben weiß.

Ueberhaupt ist es ein durchgängiger Fehler des Buchs, daß Form und Inhalt nicht so auseinandergehalten werden, wie man es nach der systematischen Anlage wohl erwarten darf. Wenn z. B. die Vollständigkeit, als eine Bedingung der Correctheit des Stils, an Matthissons „Ideal eines Hauslehrers“ angeschaut werden soll, so liegt es auf der Hand, daß diese „Vollständigkeit“ nicht ein Verdienst des Stils, der Ausdrucksweise, sondern vielmehr der Inhalt selbst ist. Könnten nicht alle diese lächerlichen Forderungen, die hier an einen Hauslehrer gestellt werden, etwa um die leidigen Insertionsgebühren zu sparen, in allen möglichen Breviloquenzen ausgesprochen sein, ohne daß dieser Vollständigkeit, weil sie am Inhalt, nicht an der Form haftet, der geringste Eintrag geschähe? Dies ist übrigens den Herren Verff. selbst fühlbar geworden, denn sie unterscheiden gleich nachher noch eine zweite Vollständigkeit, „eine Vollständigkeit in Beziehung auf Sätze,“ die als Forderung der Correctheit des Stils alle fehlerhafte Breviloquenzen ausschließen soll.

Doch genug der Ausstellungen, zu denen ich meist auf den ersten Seiten des Buchs die Anlässe gefunden habe. Ein summarisches Urtheil ist nach dem gleich anfangs Gesagten kaum mehr nöthig, ja ich möchte sagen: die Anlage, das Princip selbst spricht dem Buche sein Urtheil. Nach meiner Ansicht heißt es sich an der Literatur und an der Jugend vergehen, wenn man dieser die Erzeugnisse unserer Dichter unter dem Gesichtspunkte stilistischer Regeln und Formen vor Augen bringt, wodurch die versittlichende Wirkung selbst des reinsten Kunstwerkes gebrochen werden muß. Das Unwesentliche ist zum Wesentlichen gemacht, und das Interesse der Schönheit hier auf dem Gebiete der Dichtung so weit aus den Augen gesetzt, daß der lieben Vollständigkeit wegen, auch Parodien und Travestien mitgetheilt werden, deren Reiz nur in der Besudelung des reinen Kunstbildes besteht. Und die Gefahr, die durch dergleichen dem ungeläuterten, noch nicht gefestigten Geschmack der Jugend erwächst, scheint keineswegs beseitigt durch die voranstehende Warnung, daß „beide Dichtungsarten (Parodie und Travestie) durch die Herabwürdigung schöner und erhabener Dichtungen leicht ein sehr tadelndes (?) Spiel des Verstandes würden.

Der tüchtige Fleiß, den die Herrn Verff. an dies Buch gewandt haben, kann den Mangel an poetischem Sinn nicht ersetzen; ihr Werk ist einem sorgfältigen Herbarium voll gepreßter Blumen vergleichbar; da ist kein Duft mehr, kein Farbenglanz, nur genus und species sind noch zu erkennen, zumal da sie dabeigeschrieben stehen. Da lobe ich mir Gedichtsammlungen, wie ich sie oben unter c. bezeichnet habe, vor allen die Echtermeyer-Hieckesche; sie ist eine Fülle frischer, glänzender Blumen, und das Band, das diese zum Ganzen, zum Strauß zusammenwindet, ist der glückliche poetische Sinn der Herren Herausgeber; durch diesen geschieht das Wunder, daß bei aller Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit des Inhalts, ein Geist der Einheit und der Harmonie durch das Buch weht, der an die unmittelbare Verwandtschaft von Erzeugnissen eines und desselben Geistes erinnert. Dieses je nach ihrer Weise anzustreben, möchten wir schließlich allen denen rathen, die den Wald von deutschen Dichterwäldern noch zu vermehren gedenken.

Kaum hatte ich die vorstehende Beurtheilung bei Seite gelegt, als mir ein anderes Lesebuch zu Gesicht kam, das schon seines Herausgebers wegen in diesen Blättern verdient erwähnt zu werden:

Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen. Eine Auswahl von Prosastücken und Dramen von Max. W. Götzinger. Erster Theil. Für die unteren Klassen. Schaffhausen, Hurtersche Buchhandlung, 1852.

Im Gegensatz zu dem vorbesprochenen ist dies Buch ausschließlich für die Schule und zwar für deren untere Klassen berechnet. Ueber die Art der Verwen-

dung in dieser Sphäre giebt die Vorrede einige Winke. Der Herr Herausgeber hat sich nämlich durch zwei Gesichtspunkte bei der Wahl der Lesestücke leiten lassen; einerseits hat er Gelegenheit bieten wollen zur Uebung des ausdrucksvollen Lesens, zum andern aber sollen die gelesenen Stücke auch Stoffe zu schriftlichen Arbeiten herleihen. Letzterer Punkt, so verheißt die Vorrede, soll später in einer Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen, die besonders auf dieses Lesebuch Bezug nehmen wird, näher erörtert werden. Demnach ist eine eingehende Beurtheilung für jetzt noch nicht möglich; man kann den beiden Gesichtspunkten des Verf. nur alle Anerkennung zollen, bei denen dem Inhalt wie der Form ihr Recht geschieht. Denn während jener in veränderter Gestalt und anderen Worten sich aus den Geiste des Schülers wiedergebären soll, wird durch das „ausdrucksvolle Lesen" das Formgefühl geläutert und gebildet. Fragen läßt sich nur, ob nicht jene beiden Gesichtspunkte sich hätten näher rücken, ob nicht beide Zwecke sich mehr an denselben Lesestücken hätten erreichen lassen. Manche Stücke, wie Pfeffels Lebensgeschichte eines Pudels, sind laut Vorrede nur als Aufsatzstoffe aufgenommen, und von den Gesprächen, Dramen und rhetorischen Stücken hat Manches wohl nicht bloß besonders, wie die Vorrede sagt, sondern ausschließlich die Bestimmung, Leseübung zu sein. Ich nenne nur „das Mohnblatt" von F. L. Schröder und die Standrede über das glückliche Loos des Schneiders von Hebel, deren wahrer Gehalt dem Schüler der unteren Klassen zum Theil kaum faßbar sein dürfte. In den Erzählungen ist die Auswahl im Uebrigen vortrefflich; Grimmsche Sagen, der Pfarrer von Mainau, der rheinische Hausfreund, — man braucht nur die Namen zu hören, da freut man sich schon.

Hie und da hat sich Herr Götzinger in den gegebenen Texten Correcturen erlaubt, um fehlerhafte Ausdrücke, Zweideutigkeiten, Mißklänge und Barbarismen zu vermeiden. Wir wollen hier nicht darüber rechten, erklären uns aber für zu pedantisch, um von den Werken unserer guten Schriftsteller auch nur eine Sonderbarkeit gern zu missen.

Roßleben. **A. Steudener.**

Zeittafeln der vaterländischen Literatur, unter Vergleichung mit den gleichlaufenden Regenten, Künstlern, ausländischen Schriftstellern und Weltbegebenheiten, für Schulen und zum Privatgebrauch entworfen von Dr. Traugott Ferdinand Scholl. Schwäbisch Hall. 1852. Nitzschke. gr. 4. geh. 27 Sgr.

Die deutsche Literaturgeschichte erfährt in jetziger Zeit so viele Bearbeitungen, daß es dem Lehrer Mühe macht, mit allen bekannt zu werden. Doch muß er die Sachen ansehen, zumal wenn sie dem speciellen Zweck der Schule zu dienen versprechen; vielleicht findet sich in jeder etwas methodisch Gutes. Auch die genannten Zeittafeln sind für die Schule bestimmt; welchen Nutzen sie aber haben, was diese unzähligen Zahlen und Nebendata alle für die Schüler sollen, das bleibt ein Räthsel. Die Einrichtung ist nämlich diese: die erste Columne enthält die Jahreszahlen, die zweite die Regenten und Künstler, die dritte ausländische Schriftsteller, die vierte deutsche Schriftsteller, die fünfte deutsche Schriften, die sechste Weltbegebenheiten, die siebente wieder dieselben Zahlen wie die erste Columne. Die meisten dieser Tafeln bieten vom Standpunkte der Methode aus betrachtet wahre Curiosa dar. Die zweite Tafel z. B., überschrieben: 6. und 7. Jahrhundert, enthält auf Col. I. folgende Zahlen: 515, 526, 534, 550, 561, 580, 590, 595, 601, 613, 627, 650; in Col. II: Theoderich d. G., Chlotar, Gregor d. G. Chlotar II; in Col. III: Benedicts Ordensregel, Boethius, Jornandes, Isidor von Sevilla; Col. IV (deutsche Schriftst.) vacat; Col. V (deutsche Schriften) vacat, bis auf: deutsche Uebersetzung von Isidor. de nativ. dom., Zaubersprüche; Col. VI. dagegen: „Burgund kommt zum Frankenreich; Cheribert, Guntram, Siegbert, Chilperich theilen das fränkische Reich. Die Greuel Brunehildens und Fredegun-

dens. Columban verbreitet das Christenthum in Deutschland und Schweiz; Gallus setzt sein Werk fort; Gallus stirbt, das Kloster St. Gallen!" Das sind Zeittafeln der deutschen Literaturgeschichte! Da wird man doch das allerdings wüste, aber vielfach brauchbare Buch von Guden vorziehen. —

Je näher wir dann der Gegenwart kommen, desto mehr drängt sich der Stoff zusammen, Jahr steht bei Jahr, und es muß einem angst und bange werden, wenn man glauben soll, diese Namen bei Namen, Zahlen bei Zahlen solle sich der Schüler merken. Denn diese Anhäufung geht so weit, daß z. B. auf Einer Tafel angeführt wird: 1660 Rist's Seelenparadies, 1663 Buchners Wegweiser zur Dichtkunst, 1665 Filidor's Trauerspiele, 1670 dichterisches Rosen- und Lilienthal, während die vierte Kolumne nur noch immer mehr anschwillt und z. B. unter dem Jahre 1771 es heißt: Lange † zu Laublingen als Pfarrer, Rabener † als Steuerrath zu Dresden, Klotz † als Professor zu Halle; Heinrich Zschokke geb. zu Magdeburg, Karl Gottlieb Samuel Heun (Heinrich Clauren) geb. zu Dobrilugk; Rahel (Levin Marcus) geb. zu Berlin. Wenn Claurens u. s. w. Geburts- und Todesjahr aufgeführt sind, da wird uns allerdings kein Name mehr erschrecken können, da wird es uns nicht wundern, daß bei dem Jahre 1813 bemerkt wird: Johannes Ronge geb. zu Bischofswalde bei Neiße, daß das Ganze mit dem Jahre 1852 schließt Col. IV: Raupach stirbt zu Berlin, Col. V. „Menzel gibt wieder ein Literaturblatt heraus." Einzelner Versehen, wie der Geburtsort Bürgers Molmerswende, nicht Wolmerswende, Schillers Geburtstag der 11., nicht 10. November, Prutz' Vornamen Robert ist, mögen mehrere vorkommen. —

Hölscher.

Vorlesungen über Goethes Torquato Tasso. Vorgetragen in der Aula der Bremer Hochschule von Ludwig Eckardt. Versuch eines litterarisch-ästhetischen Commentars für Freunde des Dichters und höhere Lehranstalten. gr. 8. Bern, 1852. Chr. Fischer. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

I. Wir haben über den Tasso in neuerer Zeit viele tüchtige Schriften erhalten, die eben beweisen, daß dies herrliche Kunstwerk noch immer nicht in seinen Tiefen ganz erfaßt zu sein scheint. Vorliegender ausführlicher Commentar wird von Prof. Troxler mit den Worten eingeleitet, daß er ein anerkennenswerther Beitrag zum endlichen Abschluß der vielen und ernsten Studien über den Tasso sei. Als einen solchen dürfen wir ihn denn auch mit Recht empfehlen. Die ganze Schrift zeigt, und das gibt ihr schon einen hohen Werth, daß sie aus einer tiefen Begeisterung für das herrliche Gedicht hervorgegangen ist; die Liebe des Verfassers zu seinem Stoffe spiegelt sich überall auf eine erfreuliche Weise wieder. Er bemüht sich tief in die Sache einzudringen, und hat sicherlich die Idee des Gedichts richtig erfaßt, wenn er S. 203. seine Gedanken dahin zusammenfaßt: Erkenne deinen Beruf als Dichter und erfülle ihn in den von der Welt dir gesetzten Schranken, oder allgemeiner: „Der Weise soll sich von dem unklaren und ungebundenen Streben befreien, nach Erkenntniß seines wahren Berufs streben und sich in die sittlichen Kreise der Gesellschaft einfügen." Es ist dieselbe Ansicht, die deutlich in den Schlußworten des Drama's ausgesprochen ist, wenn Antonio zu Tasso spricht: „Vergleiche dich! Erkenne was du bist!"

Diese Liebe zu seinem Gegenstande hat aber, und damit kommen wir zu den Schattenseiten des Buches, den Verf. zu einer ungemessenen Breite verführt. Ja, derjenige, welcher mit der neueren Göthe-Literatur einigermaßen vertraut ist, muß gestehen, daß ziemlich das ganze Buch eine überflüssige Erscheinung ist.

Das Ganze ist in 10 Abschnitte eingetheilt. Der erste schildert Göthe vor und während des Tasso. Dieser ganze Abschnitt bietet nichts was nicht bekannt wäre; klarer ist die Entwicklung Göthes schon von Breitenbach im Wittenberger

Programm von 1849 dargelegt. Dankenswerth wäre eine Geschichte des Drama's gewesen; diese hat der Verf. ganz übergangen; beiläufig meint er S. 15, die Anfänge des Tasso fielen in das J. 1777, das ist entschieden irrig, sie fallen in 1780. S. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 325. — Der zweite Abschnitt ist eine historische Skizze: Torquato Tasso. Diese Skizze stützt sich auf Ruth's Geschichte der italienischen Poesie, gibt die ganze Lebensgeschichte Tasso's, ist also in einem andern Plane angelegt als der treffliche Aufsatz Jacobi's in Prutz' literarhist. Taschenbuch für 1848. Da auf das Leben Tasso's einmal so ausführlich eingegangen ist, so verdiente auch wohl die schöne Darstellung der Jugendjahre Tasso's im Scipio Cicala, besonders auch der Urtheile seiner Zeitgenossen über ihn in Tieck's Vittoria Accorombona erwähnt zu werden. Die Grabschrift des unglücklichen Dichters, wonach er 1596 starb, in der Kirche zu Trastevere hat A. Stahr: Ein Jahr in Italien I, 250. mitgetheilt. — Als dritter Abschnitt folgt S. 41 — 47. eine kurze Skizze des Drama's, dann S. 48 — 118 eine psychologische Entwicklung der Charaktere, und zwar zuerst des Tasso, dann der Leonore von Este, des Antonio, der Gräfin von Sanvitala, des Herzogs. Es ist der umfangreichste, aber nichts Neues bietende Abschnitt. Die Gedanken sind viel zu breit getreten, dazu hat sich der Verf. die Sache auch leicht gemacht, indem er nämlich gegen die falschen Charakteristiken von Lewitz fortwährend polemisirt, die schon längst durch Rötscher, Hiecke und besonders durch Eysell in seiner gehaltvollen Abhandlung zu Grabe getragen sind. Diese letztgenannte Schrift enthält alles was der Verf. gibt, aber klarer, übersichtlicher und eleganter, obgleich der Verf. sie nicht anführt; sie hat auch dem Verf. die Parallelstellen aus Göthe's andern Werken geliefert, obgleich der Verf. diese Entlehnung (die so weit geht, daß selbst nach der Ausgabe von 1827 citirt wird, die Eysell benutzt hat) nicht erwähnt. Der Mangel an Eleganz tritt, wie gesagt, schon in diesem Abschnitt hervor, noch mehr freilich in den späteren, namentlich in dem letzten; der Mangel an Uebersichtlichkeit aber besonders in diesem Abschnitt, wo man vergeblich nach einer gründlichen Disposition sucht. Hat der Schüler, denn für diesen soll auch das Buch berechnet sein, bis zu Ende gelesen, so hat er so wenig ein klares Charakterbild wie im Anfange. Solche Parallelstellen, wie sie Eysell aus Göthe beigebracht hat, sind sehr interessant; hätte gerade auf sie der Verf. seinen Blick gewendet, so hätte er noch manche passende Stelle zufügen können. So passen zu der von Eysell und ihm citirten Parallelstelle bei der Charakteristik Tasso's aus Wilhelm Meister: „Ich habe den Menschen bis auf einen gewissen Grad kennen lernen, ohne die Menschen im mindesten zu verstehen" die Worte aus des Verf. Lieblingsschriftsteller Jean Paul XI, 299: „Firmian hatte Kenntniß des Menschen, nicht der Menschen," und VI, 173: „Ich kannte einen großen Dichter, er hatte wenig Welt, aber viel Welten im Kopfe"; und ähnlich wie Meister sagt More in Zschokkes Novelle: der Millionär (Novellen 3. Bd. S. 381): „Ich liebe den Menschen, aber ich verachte von ganzem Herzen die Menschen." Und ist nicht in einer andern Stelle Jean Pauls (VI, 172) das Verhältniß zwischen Antonio und Tasso in diesen Worten wiedergegeben: „Der Minister sagte: Dichter bekümmern sich, wie die Heiligen, wenig um die Welt und ihr Wissen; sie können den Staat besingen, aber nicht belehren. O, du grinzende Mumie, dachte Victor, ein Edelstein den du nicht als einen Staatsbaustein vermauern kannst, ist dir weniger als ein Sandblock." — In der Charakteristik der Prinzessin ist die philosophische Bildung zu wenig beachtet, sie ist es, die ihr gerade den ernsten Anstrich gibt. Ihre Schuld setzt der Verf. darin, daß sie die ein ganzes Jugendleben in Entsagung zugebracht, jetzt nicht mehr resigniren zu müssen geglaubt habe; richtiger setzt sie Eysell in die Verkennung des Wesens Tasso's. Uebrigens läßt sich mit wenigen Worten ihr Wesen nicht schöner deuten, als es Jean Paul im Titan gesungen hat. Bei der Charakteristik Antonio's ist die überflüssige Polemik gegen Lewitz besonders weit getrieben; unrichtig ist auch der allgemeine Ausspruch, daß Antonio einen auf falscher Bahn Gehenden nicht zu leiten verstehe; gibt sich doch ihm endlich Tasso zur Führung hin. Hinsichtlich der Zeichnung der Gräfin verweisen wir den Verf. auf die klare und elegante Darstellung von Kurnik. — Im 5. Abschnitt (S. 119 — 123) gibt der Verf. eine

kurze Vergleichung der Charaktere, im 6. (S. 124 — 192) die dramatische Entfaltung des Kunstwerks, der wir die Darstellung von Eysell vorziehen. Der 7. Abschnitt (S. 193 — 208) handelt über die Idee des Gedichts, der 8. (S. 209 — 214) über die ziemlich müßige Frage, ob Tasso ein Schauspiel oder eine Tragödie sei. Der 9. Abschnitt, betitelt „das Eigene in Tasso", soll die Anspielungen auf Göthe's eigene Gedichte auseinandersetzen. Es ist nun allerdings genug Göthesches Leben im Tasso (vgl. die bezeichnendste Stelle im Briefe an Staatsrath Schultz bei Döring S. 427), es ist aber nicht herausgefunden. Die Annahme, daß Herder zum Antonio gesessen habe, hat wenig für sich. Auffallend ist auch die Meinung, daß Fräulein von Klettenberg dem Dichter viele Züge zur Prinzessin gegeben habe; man muß diese Ansicht verwerfen, wenn man die Schrift von Lappenberg gelesen hat. Dagegen wird der Frau von Stein nur nebenbei gedacht, obgleich jetzt wohl nicht mehr zu zweifeln ist, daß gerade sie Göthe vorgeschwebt hat, vgl. bes. II, 65, 1781, 19. April: „Da Sie sich alles zueignen wollen was Tasso sagt, so hab ich heut schon so viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann." Am 20. April: „Ich habe gleich am Tasso schreibend Dich angebetet. Meine ganze Seele ist bei Dir." S. 66, 23. April: „Diesen Morgen ward mir's so wohl, daß mich ein Regen zum Tasso weckte. Als Anrufung an Dich ist gewiß gut was ich geschrieben habe. Obs als Scene und an dem Orte gut ist, weiß ich nicht." Vgl. damit das Epigramm an Frau von Stein III, 66: Was ich leugnend gestehe und offenbarend verberge u. s. w., das Göthe in einen Felsen einhauen zu lassen Lust hatte, gleichwie Tasso seine Liebeselegieen an die Bäume heftet. Vgl. überhaupt Schöll zu den Briefen I, 206 — 209. — Der 10. Abschnitt: die Fortsetzungen des Tasso (S. 225 — 240) handelt über die Fortsetzungen von Zedlitz und Raupach, ohne ein eigenes Urtheil auszusprechen; übersehen ist das Trauerspiel von J. D. Hoffmann „Tasso's Tod" 1834. — Der folgende Abschnitt „über die Sprüche und Sprache des Drama's S. 231 — 240) ist unbedeutend. Der letzte endlich S. 141 — 313) gibt eine Paraphrase ausgewählter, nach den Charakteren geordneter Sprüche, ein werthloses Geplauder; hier weht uns aber, abgesehen von den mit lateinischen Lettern gedruckten Sentenzen, die Luft des Tasso nicht mehr an, Vieles ist überaus spielend und matt, so besonders die Stelle S. 272 über das Frauenherz, die Sprache oft trivial, und wenn hier und da ein Anlauf zu einem nennenswerthen Excurs genommen wird, wie z. B. bei dem Worte: „wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht u. s. w.," Göthe's Verhältniß zu seinen Freunden, namentlich zu Schiller, auseinanderzusetzen versprochen wird, so bleibt es bei dem Anlauf, denn das hier Gegebene ist dürftig gegen das, was die zugänglichen Quellen reichlich bieten, z. B. der Göthe-Schillersche Briefwechsel, Göthe's Briefe an Knebel, Frau von Stein, an die Leipziger Freunde, H. Voß's Briefe über Göthe, Düntzers neueste Schrift u. A. Da wäre es besser gewesen, wenn doch einmal die Schule berücksichtigt sein soll, vor falschen Ansichten zu warnen, z. B. hier, daß Mancher die Welt nur in seinen Freunden sieht, oder Parellelen beizufügen, z. B. zu dem Satze: „Welch ein Band ist sichrer als der Guten" das schöne Wort Herders: „Wie ein Schatten früh am Morgen u. s. w." Das Aeußere des Buches ist anständig, der Corrector hat aber seine Pflicht nicht gethan. —

Hölscher.

II. Nach so manchen scharfsinnig eindringenden Betrachtungen und Erörterungen des die bittern Qualen des entsagenden Dichterherzens in wundervoller Innigkeit und leuchtender Reinheit wiederspiegelnden Göthe'schen Tasso kommt uns jetzt von den äußersten Grenzmarken deutscher Bildung eine neue, geistvolle Gabe zu, die wir nicht allein deshalb, weil sie vielfach neue, sehr lohnende Blicke in die unergründliche Tiefe dieser mit Göthe's Herzblut getränkten Dichtung eröffnet, freudig begrüßen, sondern auch als eine der ersten derartigen Erscheinungen aus den deutschen Schweizerlanden freundlichst willkommen heißen.

Herr Ludwig Eckardt, ein geborener Wiener, Privatdozent an der Hochschule zu Bern, hat sich durch seine vor einem großen und ansehnlichen Zuhörerkreise in Bern, Solothurn und Burgdorf gehaltenen Vorträge über Göthe ein höchst anerkennungswerthes Verdienst um die Verbreitung einer lebendigen Kenntniß unsers größten, in der Schweiz verhältnißmäßig sehr wenig gekannten und gewürdigten Dichters erworben. Gehört in Deutschland selbst ein liebevoll eindringendes Verständniß Göthe's noch immer zu den Seltenheiten, wie denn sogar unsere Hochschulen eine würdige Vertretung desselben mit der ganzen neuern deutschen Literatur vornehm von sich ablehnen, so kann es nicht in Verwunderung setzen, wenn wir die Kenntniß von Göthe's dichterischem, wissenschaftlichem und menschlichem Schaffen, Forschen, Sein und Wirken in der Schweiz auf einer sehr niedrigen Stufe sehen. Um so erfreulicher muß es uns überraschen, daß uns in Herrn Eckardt, der sich die Verbreitung einer genauern Kenntniß der Meister unserer neuern deutschen Literatur in der Schweiz zur Aufgabe gestellt hat, gleich ein geistvoller mit lebendigem Sinne für dichterische Schönheit begabter, in die Tiefe dringender Erklärer entgegentritt.

In den uns vorliegenden Vorlesungen über den Tasso geht der Verfasser zunächst von einer Schilderung Göthe's vor und während dieser Dichtung aus, da nur eine klare Einsicht in die innern Zustände des Dichters selbst uns den wahren Schlüssel zum Verständniß derselben bietet. Wir müssen gestehn, daß uns dieser Abschnitt, wie auch die beiden folgenden, welche Skizzen von Torquato Tasso's Leben und dem Gange unseres Drama's liefern, weniger durchgearbeitet und vollendet abgeschlossen scheinen. Besonders hätten wir eine genaue Darlegung der Entstehung des Drama's gewünscht, wobei sich herausgestellt haben würde, daß das Gedicht eigentlich in dem Kampfe wurzelt, den Göthe in den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthaltes mit sich selbst rang, daß er die Bearbeitung desselben bald nach der für seine Entwicklung so bedeutsamen zweiten Schweizerreise unternahm, diese ihm aber damals, wo er sich noch nicht ganz durchgekämpft hatte, noch nicht zu klarster Uebereinstimmung mit sich selbst durchgedrungen war, unmöglich gelingen konnte. Dazu bedurfte es jener wundervollen Reinigung und Läuterung seines ganzen Wesens, die ihm unter Italiens Himmmel im Genusse dieser zauberischen Natur und des reichen Segens unvergänglicher Kunstwerke endlich zu Theil werden sollte. Gestehen wir dem Verfasser auch gern zu, daß die jetzige Ausführung des Tasso von der wehmüthigen Stimmung, die unsern Dichter beim Abschied von Italien ergriff und nach seiner Rückkehr noch eine Zeitlang vorhielt, ihre wesentlichsten Töne erhalten habe, so können wir uns doch damit nicht einverstanden erklären, daß die in Italien erfahrene Läuterung den eigentlichen Grund und Boden der ganzen Dichtung bilde, die in ihrer ursprünglichen, vor die italienische Reise fallenden Anlage ohne Zweifel denselben Hauptkern enthielt, welchen wir in der spätern Ausführung finden. Denn wenn Göthe in einem Briefe aus Italien schreibt, er müsse das Vorhandene zerstören, weder die Personen noch der Plan, noch der Ton desselben hätten die mindeste Verwandtschaft mit seiner jetzigen Ansicht, so darf diese Aeußerung nicht dahin verstanden werden, daß die Entwicklung ursprünglich eine ganz andere hätte sein sollen. Als der Dichter den Tasso begann, war er bereits längst zu der Ueberzeugung gelangt, daß er seinen dichterischen Idealen nicht nachhängen dürfe, daß er sich mit den Anforderungen des vielfach hemmenden und beschränkenden wirklichen Lebens abfinden müsse, er war zur Einsicht gekommen, daß er Frau von Stein entsagen müsse — und wie hätte seinem Tasso eine andere, wohl gar die entgegengesetzte Lebensanschauung zu Grunde liegen können? Aber er hatte sich am Anfange in der Schilderung der seligen Liebe Tasso's zur Prinzessin in wonniger Breite ergangen und so manches aus seinem eigenen Verhältnisse zu Frau von Stein herübergenommen, daß Knebel ihn darüber wunderliche Bemerkungen machen mußte, und die eigentliche Darstellung der tragischen Verwicklung wollte ihm so wenig gelingen, daß er es damals nicht über die beiden ersten Akte bringen konnte. Jammerschade, daß diese erste „nebelhafte“ Behandlung uns, wie es scheint, ganz verloren gegangen ist! Es würde schwer halten, eine andere, als die jetzt gewählte Entwicklung des Gedichtes zu denken,

wenn man sich den damaligen Zustand des Dichters vergegenwärtigt, der ganz auf Entsagung und lebendiges Wirken gestellt war. Daß Eckardt den Tasso zu dem Werther in einen entschiedenen Gegensatz stellt, scheint uns sehr richtig; dagegen glauben wir denselben keineswegs dadurch richtig bestimmt, daß im erstern der Mensch, im andern der Dichter gerettet werde. Werther geht daran zu Grunde, daß er seinem Herzen die schrankenloseste Willkür gestattet, dessen Forderungen und Begierden er keinen sittlichen Halt entgegenzustellen vermag. Tasso rettet sich dadurch, daß er von seinen träumerischen Idealen erwacht, zur Erkenntniß der wirklichen Welt und ihrer nothwendigen Beschränkungen gelangt. Stellt sich Werther das heilige Band entgegen, welches Lotten unzertrennlich an Albert knüpft, also eine sittliche Macht, so hält dagegen den Tasso die Kluft der Stände vom Besitze der Prinzessin zurück, also eine übereingekommene Satzung des bürgerlichen Lebens. In Werther sehen wir eine zerfließende dichterische und künstlerische Natur, die untergehn muß, weil sie sich nicht zu einem kräftigen Entschlusse aufzuraffen und ihn durchzusetzen vermag, und der Mangel dieser ureigenen Kraft läßt ihn auch nicht zu wahrhaften dichterischen und künstlerischen Schöpfungen gelangen; Tasso ist von schwärmerischen Idealen umstrickt, die ihm keinen Blick auf das wirkliche Leben erlauben, aber die selbstständige Kraft, die Macht der Entelechie, wie Göthe zu sagen pflegte, welche ihn zur Vollendung seines großen, eine halbe Welt umfassenden Gedichtes trieb, befähigte ihn, auch den Schmerz der Enttäuschung zu ertragen und zur richtigen Erkenntniß und Würdigung des wirklichen Lebens als des nothwendigen Bodens unseres Daseins und Wirkens zu gelangen. Werther ist ein entschiedener Naturalist, Tasso ein Phantast: tiefe sittliche Kraft würde den einen retten, wie sie Göthe selbst aufrecht gehalten; besonnenes Gewahren der Wirklichkeit in ihrer nothwendigen Beschränkung gibt den Tasso sich selbst wieder. Tasso, wie er uns am Anfange entgegentritt, sucht das Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, wie Merck von den Stolbergen treffend bemerkte; der gesundete zur wahren Erkenntniß durchgedrungene Tasso des Schlusses fühlt die Nothwendigkeit, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, was Merck als Göthe's unablenkbare Richtung bezeichnete.

Zu den gelungensten Abschnitten des Buches gehört die Entwicklung der Charaktere und des Ganges des Drama's, welche eine ganz besondere Begabung des Verfassers zu derartigen in das Wesen dramatischer Kunstwerke dringenden Darstellungen bekundet. Eckardt läßt die Charaktere vor unsern Augen sich entwickeln und verfolgt sie bis in die entferntesten Ausstrahlungen ihres Wesens, das er mit scharfem psychologischen Blick entwickelt; er führt die vom Dichter nur angedeuteten Züge weiter aus, fügt neue, wesentlich damit verbundene hinzu, wodurch jene erst in ihr rechtes Licht treten. Daß er hierbei zuweilen die schmale, schwer inne zu haltende Grenzlinie überschritten habe, möchte kaum zu leugnen stehn, doch wirken diese Darstellungen im Allgemeinen sehr befruchtend auf das Verständniß des wundervollen, im tiefsten Innern der Menschennatur spielenden Drama's. Auch die Nachweisung der „dramatischen Entfaltung des Kunstwerks“ zeugt von feiner und reiner Beobachtungsgabe, und führt uns leicht und sicher in die Tiefe desselben und seine künstlerische Vollendung ein; ist sie doch eigentlich nur die Fortsetzung jener „psychologischen Entwicklung der Charaktere,“ welche diese nur bis zum Anfang der dramatischen Handlung verfolgt.

Als Probe der Darstellung wählen wir folgende Entwicklung des Schlusses des Drama's: „Ganz psychologisch ist es, daß Tasso, der in der Leidenschaft stets die Ursache seiner Fehler außer ihm sieht, gegen Antonio, ja selbst gegen den Fürsten wüthet, wobei er ganz übersieht, daß dieser ihn mild, aus Schonung für seine Schwester als einen Kranken behandelt, wo er ihn verderben könnte — ersterer aber jetzt, statt als Feind zu triumphiren, als Freund bekümmert neben ihm steht. Der Aufregung des Unglücklichen setzt Antonio die stille Gegenwart einer aufrichtigen, reinen Theilnehmung (wie Werner im Wilhelm Meister 18, 133) entgegen. Nach einer Pause weicht diese Wuth einem gänzlichen Verzagen: er sieht sich als Opfer einer Verschwörung, die ihm sein Lied genommen, seinen Dichternamen vernichten, ihn mit scheinbarer Schonung dem Müssiggang überantworten will, — die bis zu dem Augenblick zurückgeht, wo man ihn bekränzte — wie er phantastisch meint,

zum Opfer bekränzte. Zu neuem Zorn aufwallend sieht er nun in Eleonoren das Bild der Armida, aber ohne deren Reize, und in der Gräfin eine verschmitzte kleine Mittlerin. Er preist sein Elend, das ihn Wahrheit lehrt. Er hat Recht, aber die Wahrheit, die er erkennen soll, ist etwas anderes als was er jetzt dafür nimmt. Vergebens ermahnt ihn Antonio; Tasso will aus seinem „dumpfen Glücke" nicht aufgeweckt werden; denn würde er aufwachen — er fühlt es wohl —, dann könnte er nicht mehr die Umgebung beschuldigen, worin sein letztes dumpfes Glück besteht, sondern müßte die Schuld im eigenen Busen finden. Endlich rafft er sich auf und will hinweg, mit Antonio's Beistand hinweg. Nicht bildlich, in aller Wahrheit soll es an Tasso klar werden, wie wir erst das sich entfernende Glück erkennen. Der Wagen, der ihm das Fürstenpaar nach Ferrara ohne Abschied und Vergebung entführt, führt ihm die Erkenntniß seines Verlustes zu. Der Wagen eilt auf demselben Pfade dahin, wo er selbst einst daher kam. Jetzt kann er rufen: Hinweg! Er sieht sich nun als Bettler. Da muß durch eine seltsame Wendung des Geschickes Antonio es sein, der ihm zuruft: Erkenne, was du bist! Wie beredt ist Antonio, wo er ihm schweigend die Hand gibt! Nunmehr stehen wir am Ende des Schauspiels. In dem Momente, wo Tasso, freilich zu spät, um das verlorene Glück zurückerobern zu können, aber doch klar den Beruf der Kunst und diesen als den seinen erkennt, ist sein Entwicklungsprozeß geschlossen: er ist zu der Erkenntniß durchgedrungen. Zwar reicht ihm Antonio vergebens die Hand, freilich klammert er sich am Felsen zu spät an; (?) denn sein ferneres Schicksal, von Göthe selbst vorangedeutet, ist verhängnißvoll; (?) aber ihm bleibt die Gabe eines Gottes, zu sagen, was er leide, uns hingegen der Trost, daß alle die Leiden, denen er entgegengeht, die Läuterung seines Wesens vollenden werden. Ueber ihn, wie über uns schwebt als Gewähr eines endlich versöhnenden Abschlusses die Hoffnung der Krone auf dem Kapitol. Geht daher auch Tasso unter, (?) die Idee bleibt gerettet; er fällt, indem er das Fahnentuch der Poesie, das er endlich klar als sein Panier erkannt, (?) in die Lüfte flattern läßt."

Diese Stelle führt uns von selbst zu der folgenden Betrachtung über die Idee des Kunstwerks. Eckardt betrachtet als Grundidee des Gedichtes den Gedanken: Erkenne deinen Beruf als Dichter und erfülle ihn in den von der Welt dir gesetzten Schranken." Das Drama stelle den unausbleiblichen Kampf einer Dichterseele dar, welche diese Nothwendigkeit verkenne oder, wie Tasso, zu spät erkenne. Allgemeiner, auf die ganze Menschheit angewandt, könne man die Idee so fassen: „Der wahre Stein des Weisen sei, sich von einem unklaren und ungebundenen Streben zu befreien, nach Erkenntniß seines wahren Berufes zu streben und sich in die sittlichen Kreise der Gesellschaft einzufügen." Mit dieser in sich selbst nicht ganz einigen Bestimmung der Grundidee — unmöglich können beide Ideen dem Gedichte zu Grunde liegen — verbinde man folgende Stelle, am Schlusse der Verhandlung, über die Frage, ob Tasso ein Schauspiel oder eine Tragödie sei: „Unser Drama verdient den Namen einer Tragödie; denn ihr (sein) Stoff ist der drohende Untergang einer edlen Seele unter dem Uebergewicht einer, wenn nicht geleitet, gefährlichen Geistesanlage; die Folgen der dadurch eintretenden Verirrungen treffen den Helden mit schwerem Leide, mit der Verbannung von dem geliebtesten Wesen, aber in diesem Pathos erhebt sich die bisher unterdrückte bessere Natur — zu spät, um jenes Leid, jene Verbannung aufheben zu können, aber nicht zu spät, als daß wir nicht durch die Läuterung des Helden versöhnt scheiden. Der Schluß der Tragödie ist auch die beginnende Wiedergeburt. Mit der Erkenntniß des Berufes ist ja alles gegeben, mit ihr die Schrankenlosigkeit aufgehoben. Ein festes Ziel gibt dem Willen eine einheitliche Richtung, wie die Erfüllung der Sendung dann auch eine innere Harmonie des Daseins herbeiführt. Tasso hat dies zu spät erkannt, um das volle Glück eines solchen Daseins noch genießen zu können, aber nicht zu spät, um sich im Anblick des hohen Ziels mitten im Untergange irdischen Glücks aufrichten zu können. — Wir scheiden mit dem Troste, daß Tasso aus seinen Irrthümern als Dichter hervorgehe, sich als Dichter wiedergefunden habe. Auch die Leiden, denen er entgegengeht, stören diesen versöhnenden Abschluß nicht; denn abge-

sehen davon, daß er sie selbst herbeigezogen, daß er sich selbst verbannt, sühnen sie seine Vergangenheit und läutern sein Wesen. Ihm bleibt auch die Gabe, zu sagen, was er leide, es bleibt ihm Melodie und Rede; uns bleibt die Hoffnung, daß er im Leide wiederfinde jene angeborene Kraft, die ihn standhaft dem Unglücke, stolz dem Unrechte begegnen lehrte. Am Ende der Laufbahn glänzt die kapitolinische Krone, gleichsam das Symbol des Lohnes für jeden, der gerungen und bis an's Ende bestanden hat, zugleich Symbol des ewigen, unsterblichen Lohnes dessen, der seinen Dichterberuf erkannte und sich in Liedern verewigte.

Daß dem Tasso am Schlusse in der Erkenntniß seines Berufes alles gegeben sei, daß er hier erst den Beruf der Kunst klar als den seinen erkenne, und hiermit gerade sein Entwicklungsprozeß geschlossen sei, scheint aus dem Verlaufe der Handlung zu widersprechen. Tasso hat seinen Dichterberuf immerfort erkannt, er hat nicht zwischen zwei oder mehreren Berufen entscheidungslos geschwankt, vielmehr hat er sich stets als den von der Muse begeisterten Sänger gefühlt, in stolzer Selbstgenügsamkeit auf die Welt mit allen ihren sonstigen, noch so verschiedenartigen Bestrebungen herabgeblickt. Diese Erkenntniß kann demnach unmöglich als das Ergebniß der dramatischen Handlung gelten — die sicherste Probe seines Berufes hatte er ja schon in der vor dem Anfange der Handlung liegenden Vollendung seines meisterhaften Gedichtes geliefert, abgesehen von seiner allgemeinen Anerkennung, welche die Prinzessin, die Gräfin und der Fürst so schön aussprechen: — die Erkenntniß, die ihm am Schlusse zu Theil wird, ist keine andere, als die, daß das wirkliche Leben der nothwendige Grund und Boden unsers menschlichen Daseins ist, daß wir uns von diesem nicht ablösen dürfen, sondern auf ihm fußend die Zwecke, zu denen uns die Natur Anlagen und Kräfte verliehen, entschieden durchführen müssen. Der blutige Kampf, den der Idealist Tasso gekämpft, hat ihm nicht die Innigkeit und Wärme der Empfindung, nicht die reiche Gestaltungskraft seiner Einbildung geraubt, ihm aber die Einsicht in die Nothwendigkeit der Erkenntniß der wirklichen Welt und ihrer Beschränkung gebracht, wodurch es ihm in Zukunft gelingen wird, seinen Dichterberuf vollwürdig zu erfüllen. Das herrliche Lied, welches ihm gelungen ist, besingt eine große, längst vergangene Heldenzeit, in welcher begeisterter Glaube das heilige, jetzt wieder entrissene Land sich erstritt, aber die Gestalten desselben sind nur Gebilde der sommerfadenähnlich umherfliegenden Phantasie, sie stehen nicht auf festem Boden, sondern schweben ekstatischen gleich zwischen Erde und Himmel. Tasso wird in Zukunft das wirkliche Leben zu erkennen suchen, und in ihm eine feste Grundlage seiner dichterischen Gebilde sich gewinnen; er wird die Ideale schwärmerischen Dichtergeistes nicht mehr, wie bisher in's Leben übertragen wollen, sondern sich gern bescheiden, daß wir nicht mehr im goldenen Alter leben; der Ernst der Wirklichkeit, an welcher ein Charakter sich bilden, seinen wahren Halt gewinnen und bewähren muß, wird ihn erfassen, und wenn ihn dann auch nicht mehr der Rausch flitternder Schwärmerei überströmen wird, so wird er dagegen sich im Innern beruhigt und im sichern Verfolgen seines Zieles befriedigt finden, seine Dichtung jene markige Wahrheit erhalten, welche nur als gereifte Frucht lebendiger Erkenntniß des wirklichen Lebens uns in den Schooß fällt. Ein nur seinen Träumen hingegebener Dichter wird nothwendig zu Grunde gehn; nur wer im wirklichen Leben seine Anker festgeworfen hat, wird nicht auf der wogenden Fluth zerscheitern. Gedenken wir des begabten Lenz, den Göthe an jener haltlosen Schwärmerei zu Grunde gehn sah, so haben wir ein Bild jener Vernichtung, der Tasso entgegengeht, von der ihn aber die klare Erkenntniß rettet, daß er den Boden der Wirklichkeit nicht verächtlich von sich stoßen dürfe. Man wird hier unwillkürlich an die Worte erinnert, mit welchen Göthe im Jahre 1781 den Vortheil schildert, den ihm seine Versetzung von Frankfurt nach Weimar gebracht habe. Ohne diese, bemerkt er, würde er bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge, doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben sein, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und anderen unerträglich werde. Wie Göthe sich dadurch rettete, daß er sich in die Wirklichkeit versenkte, und nicht ohne bittern Kampf mit seiner Neigung, sich auf den Wogen der Einbildungskraft träumerisch zu schaukeln, sich einer

nüchtern prosaischen, aber ihres Zweckes wohlbewußten Thätigkeit hingab, so wird auch Tasso dadurch, daß er am wirklichen Leben sich betheiligt, völlig gesunden, dem Leben und der Dichtung, die sich gegenseitig heben und fördern, erhalten bleiben.

Daß der Kampf Tasso's bis zum endlichen Aufgeben seines idealischen Traumlebens ein äußerst schmerzlicher sei, was niemand schärfer und bezeichnender, als die tiefempfindende Rahel ausgesprochen, steht nicht zu läugnen, aber deshalb können wir doch unmöglich mit Eckardt den Ausgang des Stückes als einen unglücklichen bezeichnen; denn die schmerzlich gewonnene Erkenntniß ist gerade der Ausgangspunkt dauernder Beruhigung und einer neuen, fruchtreichen Blüthe seiner Dichtung, mag dieselbe auch zunächst auf kurze Zeit ruhen, seine Natur sich vorab zu kräftiger Gesammtwirkung ihrer Strahlen ansammeln müssen, wie ja auch bei unseren Dichterdioskuren Zeiten der Ruhe ihren großartigsten Schöpfungen vorausgingen. Die Frage, wie sich Göthe Tasso's weitere Lebensverhältnisse gedacht, scheint uns Eckardt nicht glücklich gelöst zu haben. Der Dichter hat uns am Schlusse auf den Standpunkt geführt, wo Tasso zur Erkenntniß gelangt, daß die wirkliche Welt die nothwendige Bedingung eines glücklichen Lebens, wie vollendeter Dichtung sei. Von dieser Einsicht getragen, wird er in Zukunft gegen alle Einbildungen gesichert sein, welche ihm bisher das Leben getrübt haben, vor allen jenen Irrgängen, welche der geschichtliche Tasso durchzumachen hatte. Daß Tasso, nachdem er einmal entsagen gelernt hat, jetzt Leiden entgegengehe, daß er leidvoll und einsam umherirre, wie dies Eckardt in Aussicht stellt, scheint uns nicht allein durch nichts angedeutet, sondern mit der Entwicklung der Handlung in völligem Widerspruch zu stehn. Tasso hat am Schlusse sich dem Antonio in die Arme geworfen, den er als edlen Mann kennen gelernt hat. Wird er sich der Leitung desselben und seinem gewiegten Rath entziehen, oder dieser sich nicht gern seiner annehmen, da er doch ihn „in dieser Noth“ nicht lassen zu wollen erklärt hat? Werden Alphons und die Prinzessin sich ganz von ihm abwenden? Freilich der kurze Traum höchsten Glückes an der Seite Leonorens ist verflogen, aber wir halten es keineswegs für unmöglich, daß Tasso, wenn er sich durch eine Reise ganz von seinem ihn noch gewaltig durchzitternden Schmerz hergestellt hat, an den Hof zu Ferrara zurückkehren könne. Was in Belriguardo sich begeben, ist ein Geheimniß der Nächsten, das der gewandte Diplomat Antonio nicht verrathen wird, und die kurze Entfernung Tasso's bedarf vor der Welt kaum einer Beschönigung, da sie aus dem Verlangen, nach der Beendigung seines großen Gedichtes die Freunde in Rom und an anderen bedeutenden Punkten Italiens wiederzusehn, sich von selbst erklärt! Die sieben Momente aus Tasso's Leben, welche nach Eckardt als Ereignisse der Zukunft von Göthe bestimmt angedeutet werden sollen, können wir nicht als solche anerkennen. Was Tasso im vierten Auftritt des vierten Aktes gegen Antonio und im vierten Auftritt des fünften Aktes gegen die Prinzessin nicht ohne Verstellung äußert, kann unmöglich für den wirklichen spätern Verlauf maßgebend sein. Daß Tasso einstweilen Ferrara verlassen, sich nach Rom begeben und dort mit den Freunden über sein Gedicht sich besprechen werde, ist an sich natürlich auch nicht unwahrscheinlich, daß er dort auf dem Kapitol gekrönt werde; dagegen ist es gar sehr die Frage, ob er es jetzt wagen wird, was er in einer Art Vision ausgesprochen, dem Banne zum Trotz die Schwester in Sorrent zu besuchen, wovon ihn Antonio zurückhalten wird, und eben so wenig glauben wir, daß der zur Erkenntniß durchgedrungene Tasso sein Werk immer verändern werde, nie vollenden, wie er selbst in trüber Verstimmung verkündet hat.

Auch der Abschnitt „das Eigene im Tasso“ bringt manche feine, zutreffende Bemerkungen, worauf wir hier nicht näher eingehen können. Nur sei uns die Bemerkung erlaubt, daß zum Diplomaten Antonio die Hauptzüge vom Grafen Görtz, dem Führer der Gegenpartei des Dichters am Weimarer Hofe, hergenommen sind, nicht von Herder, der freilich oft bitter kalt und herb Andere beurtheilte, aber doch nicht auf dem Standpunkte Antonio's stand, welcher die Dichtkunst nur als leichtes Spiel würdigt; doch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß im Einzelnen auch manche Züge Herder's strengem Wesen angehören mögen. Zu Leonore

Sanvitale glauben wir das Urbild nicht mit Eckardt in Korona Schröter, sondern in der unendlich liebenswürdigen Branconi zu finden, die Göthe in Lausanne kennen gelernt und deren Besuch zu Weimar ihn im Sommer desselben Jahres, in welchem er den Tasso begann, herzlich erfreut hatte, so daß er an Frau von Stein schrieb: „Sie ist immer schön, sehr schön; aber es ist, als wenn Sie, mein Liebstes, entfernt sein müßten, wenn mich ein anderes Wesen rühren soll."

Die kurze Betrachtung der Fortsetzungen von Göthe's Tasso, worunter wir das bekannte Drama von Smets vermissen, könnte eindringender sein, dagegen finden wir in den Andeutungen über die Sprüche und Sprache des Tasso und in der darauf folgenden Paraphrase der nach den Charakteren geordneten Hauptsprüche manche feinsinnige Bemerkungen, wenn wir auch in letzterer auf Ausführungen treffen, welche wir für fremdartig halten müssen und deshalb beim Drucke ausgeschieden wünschten, ohne läugnen zu wollen, daß sie bei den Vorlesungen selbst als unumgängliche Reizmittel für die Zuhörer an der Stelle gewesen sein dürften.

Möge der begabte Verfasser uns mit ähnlichen Früchten gereifter Studien über die Meister unsrer neuern deutschen Dichtung noch oft erfreuen! Wir werden ihn gern, wie heute, herzlich willkommen heißen, da die Zahl derjenigen, welche mit nachhaltiger Liebe und selbstständiger Einsicht in die Tiefe vollendeter Dichwerke zu dringen vermögen, noch keineswegs sehr bedeutend zu nennen ist. Vor allem würden wir es ihm Dank wissen, wenn er seine begonnene Entwicklung der Charaktere der Schillerschen Dramen mit derselben tiefen Erfassung und demselben lebendigen Durchschauen, welche diese Vorlesungen bewähren, bald zu Ende führen wollte.

H. Düntzer.

Élites des classiques français, publiées par Dr. R. Schwalb. Tome septième, Lucrèce, tragédie de Ponsard, avec des notes par Dr. H. Scheler. 8. 1852. Baedeker, Essen 4 Sgr.

Die von Herrn Schwalb veranstalteten Ausgaben französ. Schriftwerke haben das Eigenthümliche, daß die Einleitungen wie die Noten in der Sprache des Textes geschrieben sind. Es dürfte, glauben wir, wohl an der Zeit sein, die Frage aufzuwerfen, ob denn diese Einrichtung, an der, soweit sie uns bekannt geworden, keine der bis dahin erschienenen Kritiken Anstoß genommen hat, jene unbedingte Billigung verdient, die sie überall gefunden zu haben scheint. Unsres Erachtens trifft sie derselbe Vorwurf, welcher bis vor Kurzem gegen die verwandten Arbeiten der klassischen Philologen mit allem Rechte erhoben werden konnte und auch in der That oft und laut genug, namentlich von den Vertretern der neuern Sprachen, gegen sie erhoben worden ist. Die klassische Philologie hat sich diese wiederholten Angriffe zu Herzen genommen und gibt sich gegenwärtig alle Mühe, der zurückgesetzten Muttersprache das ihr gebührende Recht widerfahren zu lassen. Die lateinischen Floskeln verschwinden mehr und mehr, wie aus den Programmen der öffentlichen Lehranstalten, so auch aus den für die Schule bestimmten Bearbeitungen der römischen und griechischen Schriftsteller. Zum Beweise kann die vortreffliche Sammlung der Classiker mit deutschen Einleitungen und Anmerkungen dienen, zu deren Veröffentlichung sich die hervorragendsten Repräsentanten der alten Philologie, unter der Leitung von Haupt und Sauppe, vereinigt haben.

Es wird aber mit dieser Beseitigung eines verjährten Mißbrauchs nicht viel gewonnen, wenn er an anderer Stelle von Neuem aufgenommen wird. Und es scheint wirklich, daß die moderne Philologie auf dem besten Wege ist, in dieselbe Sünde zu verfallen, die sie an der älteren Schwester so scharf und rücksichtslos gerügt hat. Die französ. und englischen Abhandlungen werden nachgerade ebenso häufig, wie es vordem die lateinischen waren, und wenn man sich früher abmühte, seine Gedanken in ciceronianische Phrasen zu kleiden, so plagt man sich gegenwärtig nicht minder, sie auf einen Ausdruck zu bringen, der den Styl- und Sprachmu-

stern der benachbarten Völker einigermaßen entspricht. Schon ist es dahin gekommen, daß selbst die grammatischen Lehrbücher in fremder Sprache abgefaßt werden und kaum hat man die Einsicht gewonnen, daß es zweckmäßig sei, die Lektüre der ausländischen Schriftsteller durch beigegebene Erklärungen fruchtbar zu machen, so beeilt man sich, diese Erläuterungen in eine Form zu fassen, welche nicht blos mit dem Interesse des Vaterlands und ebenso mit dem der Wissenschaft unvereinbar ist, sondern auch die beabsichtigte Förderung des Unterrichts wieder in Frage stellt.

Wir geben recht gern zu, daß es dem Einen oder Andern unter besonders günstigen Umständen gelingt, der franz. oder engl. Schriftsprache so sehr mächtig zu werden, daß er sich in ihr mit einer gewissen Leichtigkeit und ohne erheblichen Zwang zu bewegen im Stande ist. Wie man in der langen Reihe der Latinisten wenigstens Einen Muret antrifft, und manchen andern begegnet, die ihm wenn auch nicht gleichen, so doch nahe kommen, so gibt es bekanntlich unter den französ. Classikern auch Einen Humboldt, der möglicher Weise seine mehr oder minder glücklichen Nacheiferer finden kann. Im Allgemeinen aber glauben wir, wird es unsern Französisten nicht eben anders ergehen, wie es zu ihrer Zeit den meisten und namentlich den deutschen Romanisten ergangen ist. Sie werden sich genöthigt sehen, den Inhalt des Gedankens dem sprachlichen Ausdrucke zum Opfer zu bringen, ohne daß darum der letztere jenen zwitterhaften Charakter verliert, welcher der gezwungenen Nachahmung des Fremden überall eigen ist. Wer auf deutschem Boden und mitten im deutschen Volke denkt und lebt, der glaube doch nicht, daß ihm Sinn und Geist einer fremden Sprache beliebig zu Gebote stehe. Er kann ihre Wortformen benutzen, auch ihre Wendungen mehr oder weniger treu copiren; in die Eigenthümlichkeit ihres innern Lebens wird er aber nicht oder doch nur in soweit eindringen, als er die seinige aufgibt. Man würde sich eine solche Resignation gefallen lassen müssen, wenn sie durch irgend welche Nothwendigkeit geboten wäre. Wir sehen aber durchaus keinen in der Sache selbst liegenden Grund, der — um auf unsern Ausgangspunkt zurückzukommen —, dazu zwänge, die Erläuterungen eines französ. Schriftwerkes in der Sprache des Verf. zu geben.

Man wird uns vielleicht einwenden, daß es zwar nicht gerade nothwendig sei, wohl aber im Interesse des Unterrichts liege, wenn die Erklärung der Schriftsteller das ihnen eigenthümliche Idiom beibehalte. Man wird das namentlich da für rathsam erachten, wo eine Sprache nicht blos um ihrer selbst willen oder als Trägerin einer reichen Literatur, sondern zugleich und vorzugsweise zu dem Zwecke erlernt wird, um sie als Mittel des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks zu verwenden. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Bedeutung, welche dem letztgedachten Ziele des Unterrichts vindizirt zu werden pflegt, nicht über das gebührende Maß hinausgeht; gewiß ist, daß die Erreichung desselben durch das in Rede stehende Verfahren weder bedingt, noch auch nur sonderlich gefördert, der Nutzen aber, den die Erklärung als solche gewähren kann, erheblich vermindert wird. Es versteht sich von selbst, daß der Lehrer, wenn er anders seiner Aufgabe gewachsen ist, den Inhalt der Anmerkungen schon selber in die fremde Sprache, falls er sich deren bei der mündlichen Interpretation bedient, zu übertragen wissen wird. Was aber die Schüler angeht, so zweifeln wir keinen Augenblick, daß die große Mehrzahl derselben die für sie bestimmten Erläuterungen gerade deßhalb ungelesen läßt, weil sie in einem ihnen nicht hinlänglich geläufigen Idiome abgefaßt sind. Es will uns demnach scheinen, daß der praktische Gewinn, den die in der vorliegenden Sammlung befolgte Methode etwa hoffen läßt, nicht groß und sicher genug ist, um die mit ihr verknüpften offenbaren Nachtheile aufzuwiegen.

Die Lucrèce ist unter den Erzeugnissen der n e u e r n französ. Literatur das erste, dem H. Schwalb in seiner Sammlung eine Stelle angewiesen hat; die früheren Hefte sind sämmtlich den ältern Classikern aus der Zeit Ludwigs XIV. gewidmet. Man wird es dem geehrten Herausgeber ohne Zweifel Dank wissen, daß er in dieser neuesten Lieferung seines vielbenutzten Werkes die engen Grenzen einer bestimmten Literaturepoche überschritten und gerade eine der jüngsten Vergangenheit angehörige Dichtung mitgetheilt hat. Dagegen scheint es uns mindestens fraglich,

ob die Wahl des Stücks, durch welches die neuere französ. Dramatik vertreten werden soll, unbedingt zu billigen ist. Handelte es sich freilich um eine Ausgabe, die für das Publikum im Allgemeinen und nicht speciell für den Unterricht bestimmt wäre, so würde von Bedenken dieser Art, bei einem Unternehmen, dem von vornherein keine festen Grenzen gesteckt sind, nicht füglich die Rede sein können. Anders stellt sich die Sache, wenn, wie das hier der Fall ist, der ausgesprochene Zweck dahin geht, der Schullektüre einen geeigneten Stoff darzubieten. Wir wollen nun zwar keineswegs behaupten, daß die Lucrèce in der gedachten Rücksicht schlechthin zu verwerfen sei; wohl aber glauben wir, daß es gar manche literarische Produkte gibt, die ihr für den in Rede stehenden Zweck entschieden vorzuziehen sind.

Es sind, dünkt uns, besonders zwei Gesichtspunkte, welche bei der Auswahl der für die Schule bestimmten Schriften als maßgebend anerkannt werden müssen. Zunächst und vor Allem kommt ihr innerer Werth in Betracht, sodaß streng genommen sich nur diejenigen dem Gebrauche empfehlen, welche wenigstens in ihrer Gattung als Muster gelten können. Sodann aber ist auf ihre historische Bedeutung Rücksicht zu nehmen, welche natürlich um so größer ist, je bestimmter sie den Geist und die Richtung einer wesentlichen Entwicklungsphase der Literatur zum Ausdrucke bringen. Wir glauben kaum, daß das oft besprochene Drama Ponsard's in der einen oder der andern der hervorgehobenen Beziehungen billigen Anforderungen Genüge leistet. Seitdem der Beifallsrausch, mit dem es bei seinem ersten Erscheinen aufgenommen wurde, verstummt und eine ruhige Prüfung an dessen Stelle getreten ist, hat sich das allgemeine Urtheil so ziemlich dahin festgestellt, daß es weder durch seinen dichterischen Gehalt noch auch durch seine künstlerische Form zu dem ausgezeichneten Range berechtigt war, den man ihm für eine Weile angewiesen hatte. Was aber seine geschichtliche Geltung betrifft, so kann diese freilich nicht geradezu in Abrede gestellt werden; eben der glänzende Empfang, der ihm von Seiten des Publikums zu Theil wurde, beweist hinlänglich, daß es die Stimmung und die Tendenzen der Zeit in sich aufgenommen hat.

Man darf indeß nicht übersehen, daß die ihm gewordene Anerkennung nur eine vorübergehende war, und dieser Umstand berechtigt zu dem weiteren Schlusse, daß man den Grund derselben nicht in einem nothwendigen Momente der geistigen und künstlerischen Entwicklung, sondern mehr nur in einer zufälligen Richtung, in der augenblicklichen Laune des Volksgeistes zu suchen hat. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Erneuerung der klassischen Formen, wie sie von Ponsard, freilich nicht ohne daß er den modifizirenden Einfluß der sogenannten Romantik vielfach verriethe, versucht werden, mit dem fortschreitenden Gange der französ. Civilisation in Widerspruch steht und lediglich als eine zeitgemäße Reaktion gegen die Extravaganzen der romantischen Schule, keineswegs aber als ein ernstgemeinter Protest gegen deren charakteristische Tendenzen mit Beifall begrüßt worden ist. Wenn demnach die Lucrèce allerdings eine gewisse historische Bedeutung in Anspruch nehmen kann, so erscheint uns diese doch nicht erheblich genug, um sie auf Grund derselben in die Schule einzuführen. Es würde dies wenigstens nur da statthaft sein, wo der Unterricht die Geschichte der Literatur in ihrer ganzen Ausdehnung umfaßt und darum auch ihre minder wichtigen Momente berücksichtigen kann. Wenn aber — und wir fürchten, daß das der bei Weitem häufigere Fall ist — der Lehrer sich darauf beschränken muß, die Hauptepochen der literarischen Entwicklung in ihren hervorragendsten Vertretern zu charakterisiren, so wird er sich vernünftiger Weise auch bei der Auswahl des Lesestoffes an die besten Werke dieser Koryphäen der Literatur zu halten haben.

Wenden wir uns nun zu der Bearbeitung des vorliegenden Dramas, die, wie schon angedeutet wurde, Herrn Scheler verdankt wird, so ist zunächst ein Wort über die Einleitung zu sagen. Wir sehen uns, was den Inhalt derselben angeht, nicht veranlaßt, dem Verfasser in irgend einem wesentlichen Punkte zu widersprechen. Dennoch können wir nicht versichern, daß sie uns vollkommen befriedigt hätte. Der Zweck solcher Arbeiten ist nach unserm Dafürhalten ein doppelter; sie sollen einerseits dem Leser ein lebendiges Interesse für den Gegenstand des ihm vorgelegten Werkes einflößen und ihn andrerseits in den Stand setzen, dasselbe in allen

seinen wesentlichen Beziehungen, nach seiner wahren und inneren Bedeutung zu verstehn. Diese Aufgabe ist in keinem Falle eine leichte und ihre Lösung namentlich dann mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, wenn die Leser, auf welche eingewirkt werden soll, vorzugsweise dem Schülerkreise angehören. Wir wissen nicht, ob Herr Scheler, als er seine Abhandlung schrieb, deren nächste Bestimmung im Auge behalten hat; soweit sich darüber aus Inhalt und Form derselben urtheilen läßt, möchten wir es bezweifeln. Indeß sehen wir auch von diesem freilich sehr wichtigen Punkte ab, und legen lediglich den allgemeinen Maßstab an, an welchem jede derartige Arbeit gemessen werden muß, die vorliegende, glauben wir, wird doch als unzureichend bezeichnet werden müssen.

Es lassen sich im Allgemeinen gar manche Punkte denken, die in der Einleitung zu einem Werke der Literatur oder der Poesie zur Sprache gebracht werden können. Das Verhältniß der Dichtung zu dem in ihm behandelten Stoffe, die Stelle, welche sie innerhalb der poetischen Gattung, der sie angehört, einnimmt, ihre Beziehung zu der Persönlichkeit dessen, der sie geschaffen hat, der Einfluß, den sie auf den Gang der Civilisation überhaupt oder auf die Entwicklung der Poesie in's Besondere ausübt, — das alles sind ebenso wichtige wie interessante Fragen, deren Erläuterung durchaus geeignet ist, für die richtige Würdigung und das tiefere Verständniß einer literarischen Erscheinung eine passende Grundlage abzugeben. Welche von ihnen in jedem besonderen Falle am Besten behandelt werde, das hängt natürlich von dem Inhalte und dem Charakter des Werkes ab, mit dem man sich eben beschäftigt.

Wir erkennen gern an, daß Herr Scheler in dieser Rücksicht nicht fehl gegriffen hat. Da die Bedeutung der Lucrèce fast ausschließlich in dem außerordentlichen Erfolge besteht, mit welchem sie für eine kurze Zeit gekrönt wurde, so war es ganz am Orte, auf die faktischen Verhältnisse, unter welchen diese enthusiastische Aufnahme stattfand, näher hinzuweisen und die entscheidenden Motive derselben genauer in's Licht zu stellen. Haben wir somit gegen den Stoff, welchen Herr Scheler in der Einleitung behandelt, nichts einzuwenden, so können wir dagegen die Art und Weise, in der er dort behandelt wird, keineswegs gutheißen. Sie ist unseres Erachtens mindestens ungenügend und darf, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, etwas oberflächlich genannt werden. Die Analyse oder vielmehr das Resumé des Inhaltes, mit dem der Verfasser nach einigen einleitenden Notizen beginnt, ist zwar an sich nicht übel und jedenfalls recht gut geschrieben. Wie aber durch diese Exposition die gleich nachher folgende Beurtheilung des Drama's erläutert oder gar motivirt werden könnte, sehen wir nicht ab. Auch durfte sich, scheint uns, Herr Scheler nicht darauf beschränken, die Ansichten der französ. Kritiker, an die er sich anschließen zu müssen glaubte, in ihrer abgerissenen Form einfach wiederzugeben. Ein paar Sätze aus einem Feuilletonartikel können die gediegene, zusammenhängende Entwicklung, die man billig erwarten durfte, nicht ersetzen. Wir zweifeln sehr, daß Jemand, dem die zur Sprache gebrachten Verhältnisse nicht schon anderweitig bekannt geworden sind, aus den Erörterungen des Verf. eine irgend zureichende Kenntniß derselben gewinnen werde. Wer sich aber mit der Geschichte der neuern französ. Literatur nur einigermaßen vertraut gemacht und nebenbei die Zeitungsberichte über die ersten Aufführungen der Lucrèce gelesen hat, wird aus der vorliegenden Einleitung kaum etwas erfahren, was er nicht schon wüßte.

Weit mehr wie die Einleitung haben uns die Anmerkungen, die wir indeß nur theilweise durchsehen konnten, zufriedengestellt. Sie sind, was ihren Inhalt angeht, theils zur Erläuterung der historischen und antiquarischen Verhältnisse bestimmt, in welchen sich die Handlung des Dramas bewegt, theils handeln sie in größerer oder geringerer Ausführlichkeit über einzelne Stellen, die in sprachlicher oder auch in ästhetischer Rücksicht zu besondern Bemerkungen Anlaß geben. Was der Verf. über die im Drama berührten Zustände und Eigenheiten des altrömischen Lebens mittheilt, ist aus den besten philologischen Werken entnommen und darf mithin als zuverlässig betrachtet werden. Sein Urtheil über Gegenstände, die in das Bereich der Grammatik oder der ästhetischen Kritik fallen, ist meist ebenso unbefangen wie begründet. Doch, glauben wir, würden die Noten ihrem Zwecke noch

weit besser entsprechen, wenn sie ihrem Charakter nach weniger negativ, nicht so vorherrschend kritisch wären, wie sie es gegenwärtig sind. Wir haben nichts dagegen, daß hin und wieder auf eine Incorrectheit des Ausdrucks, auf Mängel der poetischen Form und Behandlung, auf historische Qui pro Quos u. drgl. aufmerksam gemacht werden. Nur muß das nicht zu oft geschehen; die Kritik und die Erklärung eines Dichtwerkes sind zwei sehr verschiedene Dinge, die nicht miteinander verwechselt werden dürfen. Auch scheint es uns nutzlos und zweckwidrig, daß in den geschichtlich-antiquarischen Bemerkungen vielfach römische Schriftsteller ausdrücklich citirt und hin und wieder sogar der lateinische Text wörtlich mitgetheilt wird. Wir sind überzeugt, daß die Mehrzahl der Lehrer wie der Schüler von diesem gelehrten Apparate keinen Gebrauch machen kann und es lieber sehen würde, wenn der ihnen gewidmete Raum zu rein sachlichen Angaben verwandt worden wäre. **B.**

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische von Dr. A. Peucker. Breslau, 1852. J. Max & Comp. 160 S. 8. 15 Sgr.

Der Verfasser hat das Buch für die drei oberen Klassen der Realschule bestimmt, und giebt in demselben eine bunte Reihe von Anekdoten und belehrenden Abschnitten aus den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens, denen sich noch Geschäftsaufsätze aller Art anschließen. Der Stoff ist meistens anziehend und lehrreich, die angeführten Noten verrathen pädagogischen Tact, und Ref. hält nur die gegebenen Handelsbriefe für völlig überflüssig. Die Schrift ist überdies äußerst wohlfeil und verdient Empfehlung.

---

1. **Angelo, Tyrande Padoue, publié par J. Louis. 16. geh. 7 1/2 Sgr.**
2. **Le verre d'eau, publié par. J. Louis. 4. Edition. 16. geh. 7 1/2 Sgr. Leipzig. Friese.**

Diese neue Ausgabe von Hr. Louis giebt die beiden Stücke ganz vollständig und enthält in einem Anhange die Uebersetzung der schwierigeren Ausdrücke. Die Ausstattung ist vorzüglich und die Correctheit der beiden Hefte lobenswerth.

The Rivals. Herausgegeben von Dr. Reginald Miller. 8. Leipzig, bei Renger. geh.

Das vorliegende Stück ist sehr geeignet, in die Umgangssprache einzuführen und zeichnet sich zugleich durch die Reinheit, Ergötzlichkeit und die reiche Belehrung des Inhaltes rühmlichst aus. Die neue Ausgabe hat alle die Vorzüge, welche wir in Beziehung auf die oben besprochenen franz. Stücke geltend machten, und die unter dem Texte befindlichen Noten zeugen von pädagogischem Tacte und tüchtiger Kenntniß der Sprache.

Le nouveau Robinson, par J. Louis. Leipzig, R. Friese. 316 S. 8. broch. 10 Sgr.

Wir erhalten hier den Campe'schen Robinson in einer andern Form; der Held erzählt nämlich seine Schicksale und macht selbst über sich und seine Schicksale die verschiedenen Betrachtungen, welche Campe in seinem Buche als Erzähler über ihn angestellt hat. Die Erzählung wird in einer einfachen und — mit wenigen Ausnahmen — schönen Sprache vorgetragen, und Hr. Louis hat seinem Werke noch ein Wörterbuch

beigegeben, um den praktischen Werth desselben dadurch zu erhöhen. Wir finden in letzterem nun aber recht Vieles, was ein Schüler, der ein derartiges Buch zu seinem Vergnügen lies't — wie das Hr. L. doch will, — wohl wissen sollte und glauben, daß es für den beabsichtigten Zweck überhaupt wohl geeigneter gewesen wäre, einzelne Noten unter den Text zu setzen und das Vocabulaire dafür ganz fortzulassen. Das Buch lies't sich übrigens sehr gut und ist empfehlenswerth; nur das höchst mittelmäßige Papier hat dem Ref. sehr mißfallen.

Fables de Florian. Mit Wort- und Sacherklärungen von Dr. F. Hauthal. 8. Leipzig, bei Renger. geh. 10 Sgr.

Die Benutzung der Fabeln von Lafontaine und Florian bei dem Unterrichte im Französischen kann nicht dringend genug empfohlen werden, und es ist deshalb eine erfreuliche Erscheinung, daß fast jedes Jahr ein Paar neue Ausgaben derselben nöthig macht. Die uns hier vorliegende hat vor Allem den sehr wesentlichen Vorzug, daß sie sehr correct gedruckt ist, was man in den deutschen Ausgaben franz. Werke leider noch immer nur höchst selten findet. Bei der Abfassung der meistens recht guten Noten setzte der Verf. in Beziehung auf die Kenntniß der Grammatik und den Wortschatz seiner Leser nur wenig voraus und seine Erklärungen sind deshalb anfangs recht ausführlich, ohne daß er sich indessen dazu hätte verleiten lassen — was auch wieder gar zu oft geschieht — die ganze Grammatik auszuschreiben. Er giebt praktische Erklärungen und veranlaßt auch zugleich zur Selbstthätigkeit; allmählig wird der Umfang der Noten immer geringer und man darf wohl mit dem Verf. dieses empfehlenswerthen Buches voraussetzen, daß sich der Leser dann wird selbst helfen können. Die Ausstattung ist sehr gut und der Preis äußerst mäßig.

---

1. Italienische Grammatik von F. A. de Filippi. 4. Aufl. gr. 8. Wien, 1852, bei Fr. Manz. geh. 1 Thlr.

2. Fornasari's Anleitung zur Erlernung der ital. Sprache. 16. Aufl. gr. 8. Wien, 1852. bei Manz. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die beiden vorstehenden Werke sind mit Recht am weitesten verbreitet und Ref. kann sich deshalb in seinem Berichte über die beiden praktischen Lehrbücher kurz fassen. Bei der zunehmenden Vorliebe für die ital. Sprache war es gewiß nicht unzweckmäßig, daß man auch einmal den Versuch machte, die neueren Methoden bei dem Unterrichte im Italienischen in Anwendung zu bringen. Hr Filippi hat sich nun ganz genau auf die Grundsätze, welche Dr. Ahn in seinen Lehrbüchern befolgte, gestützt und bei dieser neuen Auflage durch viele Verbesserungen und besonders durch Vermehrung der Beispiele und Uebungsaufgaben die Brauchbarkeit seines Werkes erhöhet.

Eine Vergleichung der neuen 16ten Ausgabe des Fornasari'schen Werkes mit der vorhergehenden hat uns nicht eben wesentliche Veränderungen finden lassen; das Werk hat übrigens bereits soviel Freunde sich erworben, daß Ref. nur nöthig hat, es als einen alten werthen Bekannten bei den Lesern des Archivs einzuführen.

Lehrgang der italienischen Sprache nach der Robertson'schen Methode von D. Martelli di Siena. Deutsch bearbeitet von F. Booch-Arkossy. gr. 8. Leipzig, bei Arnold. broch. 1 Thlr.

Die englische Grammatik des Franzosen Robert — oder wie er sich in Paris nennt Robertson — ist in Deutschland zu wohl bekannt, als daß Ref. irgend nö-

thig hätte, sie irgend zu analysiren. Bekanntlich hat sich nun der Meister der neuen Methode mit verschiedenen Lehrern der wichtigsten neueren Sprachen umgeben, welche in seinem Hause ihre Curse halten, ganz nach seiner Weise unterrichten und mit genauester Benutzung seines engl. Handbuches Grammatiken der deutschen, italienischen und spanischen Sprache haben drucken lassen. Die Schriften haben in Frankreich reißenden Absatz gefunden, und das Handbuch der italienischen Sprache von Martelli di Siena ist wohl auch nach Deutschland gekommen; Hr. Booch-Arkossy hat das Werk nun für Deutsche bearbeitet und dasselbe, was Ref. gern zugesteht, durch manche gute Zusätze noch brauchbarer gemacht. Die Metrik erscheint hier ganz neu ausgearbeitet, und wir erhalten auch einen Briefsteller und in einer besondern Beigabe eine sogenannte bibliotheca italiana, welche aus dem Schatze der ital. Sprach- und Literaturwerke, das Wichtigste kurz und präcis charakterisirt, und dem Studirenden als guter Führer dienen kann.

Wir erwähnen hierbei auch der eben neu erschienenen Ausgabe von dem

Lehrbuch der engl. Sprache von T. Robertson, bearbeitet von W. Oelschläger. 3 Thlr. gr. 8. Stuttgart, bei Ebner und Seubert. broch. à 12 Sgr.

Es sind zwar in der neuesten Zeit eine ganze Menge von neuen deutschen Bearbeitungen der Robertson'schen engl. Gram. erschienen, die mit allerhand fremdartigen Zuthaten aufgeputzt waren; aber — vielleicht mit Ausnahme des Simon'schen Buches — war doch eigentlich gar keine Nöthigung dazu vorhanden und, geht man der Sache auf den Grund, so ist es eben nichts als bloße Büchermacherei ohne jeden besondern Werth. Ref. freut sich, daß die concurrirende Fabrikarbeit dem mit großen Fleiße ausgearbeiteten Werke des Herrn Oelschläger bisher keinen Eintrag gethan hat.

Handbuch zur Erlernung der holländischen Handelscorrespondenz von L. Ryneveld. gr. 8. Bremen, 1852, bei Geisler. broch. 15 Sgr.

Während es für die Handelscorrespondenz im Französischen und Englischen eine große Anzahl von Hilfsbüchern giebt, — (und sehr viele unserer Collegen sind ja genöthigt, auch hierein zu unterrichten) findet man für diesen Gegenstand im Holländischen keine sehr große Auswahl, und es ist deshalb erfreulich, daß sich das obengenannte Werk den besten Schriften auf diesem Felde anschließt. Der Verf. giebt eine reiche Sammlung von den verschiedenartigsten Briefen zum Uebersetzen aus dem Deutschen und liefert in einem Anhange einige sehr gute Musterbriefe in holländischer Sprache. Die gegebenen Noten sind recht zweckmäßig und wir können das Buch bestens empfehlen. Zweckmäßig dürfte es sein, wenn bei einer neuen Aufl. die Zahl der holländ. Musterbriefe noch sehr vermehrt würde, denn die Zöglinge lernen mehr und auch sicherer, wenn ihnen recht viel Gelegenheit geboten wird, auswendig zu lernen, als zu übersetzen, sie werden sich dadurch auch zugleich sehr leicht daran gewöhnen, nach dem gegebenen und memorirten Vorbilde eigne Briefe zu componiren, und das ist doch eigentlich die Hauptsache.

Programmenschau.

Tirols Antheil an der poetischen Nationalliteratur des Mittelalters. Vom Gymnasiallehrer Ignaz Zingerle. Progr. des Gymnasiums in Innsbruck, 1851.

Seit die österreichischen Gymnasien mit den preußischen in Programmentausch getreten sind, haben wir von dort schon eine ziemliche Anzahl von Programmen erhalten. Während aber die meisten derselben für uns ein geringes Interesse darbieten, verdient die vorliegende Abhandlung des sonst durch seine Sagensammlung und seine Aufsätze im Phönix rühmlich bekannten Hr. Z. auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Sie theilt uns mit, wie Tirol bis zum 15. Jahrhundert sich an der deutschen Nationalliteratur betheiligte. Sie erwähnt zuerst den Zeitgenossen und Geistesverwandten Walthers von der Vogelweide, Leutold von Seben, dessen Stammsitz bei Clausen liegt; von ihm haben wir 10 Lieder, er dichtete aber nach dem Zeugniß Reinmar des Fiedlers mehr. Um 1200 — 1230 dichtete Waltram von Gresten, Geltar, ein Wälschtyroler, in Nithart's Tone, Herr Reune, ein Dienstmann, dann Rubein, ein gewandter und gemüthlicher Dichter, dessen Stammburg in Mais bei Meran noch steht, ferner der Burggraf von Lienz, wahrscheinlich Heinrich von Lienz, von dem wir zwei Tageweisen haben, Herr Hawart aus der Zeit des Interregnums, wohl etwas später Walther von Metz, dessen Stammhaus am rechten Etschufer lag. Am Ende des 13. Jahrh. lebte Hartmann v. Starkenberg im Oberinnthale, aus einem mächtigen Geschlechte, von dem wir drei Lieder haben. In anderer Weise sang Friedrich von Sonnenberg, aus der Zeit Rudolf's I., er ist durch und durch religiöser und patriotischer Dichter. Erst weit später begegnen wir wieder einem Sänger, Oswald von Wolkenstein, dem vielgewanderten, der als Knabe von 10 Jahren nach Preußen zog, in Litthauen, Polen, Rußland, Norwegen, Niederland, England, Irland, der Krimm, Kleinasien, Armenien, Persien, Candia, Dalmatien umherwanderte, nach 15 Jahren heimkehrte, sich von Sabina Jäger von Tisens zu einer Kreuzfahrt bereden ließ, nach der zweiten Heimkehr wieder bald nach Italien zog, hierauf an bürgerlichen Unruhen sich betheiligte, endlich im J. 1445 starb auf seiner Burg Hauenstein. Seine Gedichte sind sehr reichhaltig weltlich und geistlich, leicht und ernst, er bildet den Uebergang zu den Meistersängern. Als Reimchronist begegnet uns 1394 Sendlinger von München, Kaplan des Niklaus von Vintler auf Runglstein bei Bozen. Seine Chronik ist eine freie Uebersetzung des Chronicon universale des Gottfried Viterbo, und befindet sich auf 305 Pergamentblättern im Besitz des Herrn Johann von Vintler auf Brunecken. — 1416 schrieb Priester Johann von Eßlingen zu Tramin an der Etsch eine Weltchronik. nach Rudolf von Ems, von der nur der zweite Theil, die christliche Geschichte, erhalten ist, auf der Universitätsbibliothek zu Gratz befindlich. Das eigentliche Lehrgedicht ist vertreten durch Conrad (nicht Hans) Vintler, der auf Runglstein 1411 das Tugendbuch vollendete, eine Anleitung zu einem tugendhaften Leben (heißt richtiger: Blume der Tugend, s. jetzt Zarncke in Haupts Zeitsch. 1852. 9. Bd. 1. Hft.), in der ersten Hälfte ist der Dichter übertrieben fromm und bescheiden, in dem zweiten Theil wird er heftig, besonders gegen den

Adel; er ist außerordentlich lehrreich über den mannigfachen Aberglauben der Zeit. Zum Theil nach Tyrol gehören endlich noch der Theuerdank und der Weißkunig. — Auch das Volkslied war in Tyrol eifrig gepflegt, wovon man sich aus Uhlands und Simrocks Sammlung überzeugen kann. Diese rege Gesangeslust wurde mit hervorgerufen durch die Lage Tyrols, wodurch es zu einem Durchgangspunkt nach Italien und dem Morgenlande wurde. Man legte Büchersammlungen an, am berühmtesten ist die Ambraser Sammlung. —

Hölscher.

Supplemente der französischen Grammatik, von Dr. A. Schmidt. Programm der Petrischule in Danzig. 1853.

Wir erhalten hier eine Reihe von grammatischen Bemerkungen, welche allgemeinerer Beachtung werth sind, als sie gewöhnlich den Programmen zu Theil wird. Der erste Abschnitt handelt von dem Optativ. Nach kurzer Kritik dessen, was von andern Grammatikern über diesen Punkt gelehrt worden, zeigt der Verf., daß sich der Optativ in ganz bestimmten und zum Theil unveränderlichen Formen ausgeprägt habe und bespricht sodann zuerst den Fall, wo ein selbstständiger Hauptsatz zum Ausdrucke eines Wunsches verwandt wird. Es heißt hier nun: „Da die französische Conjugation keine besondere Optativform hat, so dient bei der nahen Verwandtschaft des imperativen und optativen Gedankens zunächst der Subjonctif ebenso wohl zur Einkleidung eines Wunsches wie eines Befehls. Dies kann aber auf verschiedene Art geschehen, indem man entweder den einfachen Subjonctif, oder gewisse Hilfszeitwörter anwendet, welche in gewissen Formen und Verbindungen fast die Geltung optativer Partikeln erhalten haben". Dieser einfache Subjonctif tritt nun entweder mit oder ohne que auf, z. B. Que les factions disparaissent! Dieu protège la France! — Die Erfüllung des Wunsches wird hier immer als möglich gedacht. Der Gebrauch des que ist beliebig, bei einzelnen Wendungen dagegen (z. B. Vive le vin! Vive Napoléon!) stehend geworden bei denen die Hinzufügung des que dem Ganzen eine imperative Bedeutung geben würde. Es wird dann noch des häufig vorkommenden Gebrauchs der Inversion erwähnt und der Fortlassung des que in dem komischen Fluche: Peste, oder Peste soit de qu. ch. der regelmäßigen Inversion bei maudit soit und que maudit soit und der steten Auslassung des que bei dem Verbe préserver. — Zu den optativen Hilfsverben, von denen die Abhandlung hierauf spricht, werden folgende gezählt: 1) Puisse (Modification des Subjonctifs, in der Bedeutung dem optativen Subjonctif ganz gleich), welches gewöhnlich ohne que gebraucht wird; 2) Plaise à Dieu (erfüllbarer Wunsch) und à Dieu ne plaise (welches einen erfüllbaren Wunsch ausdrücken kann); 3) Plût à Dieu oder plût au ciel (die häufigste Einkleidung eines Wunsches, dessen Erfüllung unmöglich ist oder vom Sprechenden als unmöglich gedacht wird).

Außerdem gebraucht man sowohl bei erfüllbaren als auch bei unerfüllbaren Wünschen das Wort si, dessen optative Bedeutung aus einer Ellipse zu erklären ist. Das Présent und Imparfait folgen darauf nur im Indicatif das Plusqueparfait sowohl im Indicatif als im Subjonctif, und es ist endlich zuletzt noch zu bemerken, daß es die Sprache des gemeinen Lebens liebt, statt des einfachen Zeitwortes eine Umschreibung mit pouvais hier folgen zu lassen. Von anderen Wendungen, den Optativ auszudrücken, nennt der Verf. dann noch die negative mit que eingeleitete Frage, die Futurfrage mit quand und das Conditionnel in der Frageform ohne Fragewort.

Schließlich wird noch die Bemerkung hinzugefügt, daß der Optativ in abhängigen Sätzen nur in Beziehung auf den Relativsatz denkbar sei.

Der zweite Theil der Abhandlung enthält einige Bemerkungen über die reflexiven Verba. Nach den Verben faire, laisser, voir und sentir verliert der reflexive Infinitiv häufig sein Pronomen. Weshalb? „Das Verbum faire nämlich

verwächst in allen Fällen mit dem von ihm abhängigen Infinitiv so vollständig zu Einem Begriff, daß es davon nie durch sein Object getrennt werden darf, während dies bei laisser, voir und sentir sehr wohl der Fall sein kann". (Es ist hiervon natürlich auszunehmem: die Inversion des persönlichen Fürworts, z. B. faites-le sortir, oder wenn tout gebraucht wird, z. B. Il les fait tous ranger). Nachdem nun noch ausdrücklich auf die nahe Verwandtschaft des passiven und reflexiven Begriffs im Französischen aufmerksam gemacht ist, um die Auslassung des reflexiven Pronomens in ihrem natürlichen Verhältnisse zu den Gesetzen der französischen Sprache zu erklären, ergeben sich folgende Regeln:

1) Nach faire verliert der reflexive Infinitiv immer sein Pronomen, und das Object von faire darf nie zwischen faire und den Infinitiv, sondern, wenn es ein Nomen ist, immer nur hinter den Infinitiv treten.

2) Nach laisser, voir und sentir behält der reflexive Infinitiv sein Pronomen, wenn das Object zwischen jene Verba und den Infinitiv tritt, kann es aber verlieren, wenn beide nicht durch das Object getrennt sind.

Die bekannte Definition der Verbes pronominaux accidentels und essentiels veranlaßt Herrn Dr. Schmidt etwas näher auf die Sache einzugehen und zu zeigen, daß sich in der von fast allen Grammatikern angenommenen Unterscheidung keine strenge Grenze zwischen den v. e. und a. ziehen lasse. Geht man nur z. B. auf den Ursprung der Verba zurück, welche im modernen Sprachgebrauche als essentiels gelten, so findet man in den meisten ganz einfache Transitiva, deren ausschließlich reflexiver Gebrauch durch ihre Ableitung nicht bedingt, sondern durch den Usus gemacht, also rein accidentell ist. Herr Schmidt macht darauf aufmerksam, daß nur die Scheidung der einfach reflexiven Bedeutung von den anderen Begriffsbestimmungen, welche die Sprache durch das reflexive Pronomen erreicht, bei der Eintheilung leitend sein dürfe, und daß nur da wo das Subject der Handlung auch in einfacher Weise das Object bilde, die Bezeichnung accidentel zur Geltung kommen könne, nicht aber, wo eine solche Rückwirkung der Thätigkeit dem sprachlichen Bewußtsein völlig entschwunden sei. Der Verf. weis't dann darauf hin, daß sich in der Classe der verbes essentiels mehrere weitreichende Kategorien unterscheiden ließen, und deutet eine derselben folgendermaßen an:

Transitive Verba erhalten durch die Reflexion, worauf das Object nicht im Accusativ, sondern mit der Präposition de folgt, den Begriff der Innerlichkeit, oder der freiwilligen und interessirten Betheiligung an einer Handlung.

Louer qn. heißt „jemanden loben", d. h. sein Lob aussprechen, sei es nun aufrichtig gemeint oder nicht. Se louer de qn. dagegen: jemanden innerlich loben, mit ihm zufrieden sein.

Applaudir qn. oder qch. Beifall klatschen, äußerlich seinen Beifall bezeigen; s'applaudir de qch. etwas gutheißen, sich zu etwas Glück wünschen. Il n'y en eut pas un qui ne parût s'applaudir de mon alliance.

Cacher qch. etwas verbergen; se cacher de qch. eine persönliche Angelegenheit, eine innere Empfindung verbergen. De son étude enfin je veux qu'elle se cache, Et qu'elle ait du savoir sans vouloir qu'on le sache. — Quand tu vois que je t'aime; Je ne m'en cache plus. So auch se taire de qch. eine eigene Angelegenheit verschweigen. Quelle apparence qu'un homme qui ne travaille que pour la gloire se puisse taire d'une protection aussi glorieuse que la vôtre? — Je l'aime, et ne veux plus m'en taire.

S'ouvrir und se découvrir de qch. ein Herzensgeheimniß offenbaren. Je brûlais de vous parler, pour m'ouvrir à vous d'un secret. — Souffrez, pour vous parler, madame, qu'un amant prenne l'occasion de cet heureux moment, et se découvre à vous de la sincère flamme . . . .

Se sentir und se ressentir de qch. die Nachwirkung von etwas empfinden. Le vers se sent toujours des bassesses du coeur. — Le monde entier se sent de leurs vertus, ou de leurs vices (der Fürsten nämlich) Massillon, Purification. —

Die Bildung und der Gebrauch der mit en zusammengesetzten Verben führen schließlich den Verf. zu einem ganz eigenthümlichen Gesetze:

1) Durch einfache Zusammensetzung mit en (d. h. inde) bildete die französi-

sche Sprache nur transitive Verba (enlever, entraîner, emmener, emporter, und vielleicht emprunter); wenn en sich mit Intransitivis zu Einem Wort verband, so erhielten diese zugleich die Reflexion. (Vergleiche mit den obigen Zeitwörtern noch das veraltete s'en partir bei Hirzel, Altfranz. Gramm. S. 175; und il s'en fut triomphant für il s'en alla tr. bei Ponsard, Lucr. V, 3.)

2) In diesen mit en zusammengesetzten Reflexivverben behält en nur da durchweg die volle Kraft seiner ursprünglichen Bedeutung, wo eine vollständige Verschmelzung eingetreten ist (also in s'enfuir und s'envoler); s'en retourner, s'en venir und s'en revenir sind synonym mit retourner, venir und revenir; s'en aller ist wenigstens in Einem Fall gleichbedeutend mit aller; und in s'ensuivre ist der eigentliche Inhalt des Ausdruckes so ganz vergessen, daß man construiren muß: il s'ensuit delà, und sogar il s'en ensuit. —

Der dritte Abschnitt unserer Abhandlung bespricht den Gebrauch der Pronoms conjoints und disjoints und zeigt, daß häufig in dem deutschen Satze auf dem Pronom der Accent ruhe, wo derselbe im Französischen ganz weggelassen sei; dieses führt dann zu der sehr beachtungswerthen Bemerkung, daß der französische Gesprächston eine Abneigung gegen alle pathetische Gesticulation habe und man deshalb da, wo der logische Gegensatz sich durch die Periodengliederung hinreichend bemerklich mache, die Pronoms conjoints statt der disjoints setze u. s. w.

Wir werden uns nur freuen, wenn Herr Schmidt recht bald eine Fortsetzung dieser interessanten Bemerkungen giebt, und müssen zugleich den Wunsch aussprechen, daß sein Beispiel Nachahmung finden möge und lieber mehr einzelne bisher unberührte oder mißverstandene grammatische Fragen behandelt würden, anstatt der Unmasse von vollständigen Lehrbüchern, mit denen der Büchermarkt förmlich überfluthet ist.

Les tems et les modes du verbe français comparés à ceux du verbe latin. Von Dr. Schmiedt. Progr. der Klosterschule Roßleben. 1852.

Von dem Gedanken ausgehend, daß es bei allem Unterrichte wesentlich auf die formale Bildung ankomme, sucht der Verf. vorstehender Abhandlung nachzuweisen, wie gerade die französische Sprache ungeachtet aller dagegen gemachten Einwendungen ganz vorzüglich sich dazu eigne, als eine Geistesgymnastik mit benutzt zu werden. Er beklagt es deshalb, daß man diesem Unterrichtszweige auf den Gymnasien so wenig Zeit widme und findet darin den Grund, weshalb meistens so wenig geleistet werde (Ref. möchte hinzufügen, daß der Hauptgrund dieser Erscheinung in der Unfähigkeit vieler Lehrer zu suchen sein dürfte! Eine kurze Hinweisung auf den Wandel der Consonanten und den Wechsel der Bedeutung der einzelnen Wörter, wie dieselbe theils allgemeiner, theils auch beschränkter ward, als dieses im Lateinischen der Fall gewesen, eine Betrachtung der Art und Weise, in welcher die verloren gegangenen Formen ersetzt werden, diese und einige andere Punkte empfiehlt Herr Schmiedt denjenigen zu näherer Erwägung, welche (oft ohne die geringste Kenntniß!) so leicht über den pädagogischen Werth der französischen Sprache absprechen.

Für den Schulunterricht hält es der Verf. mit Recht für durchaus nöthig, daß die Behandlung der französischen Grammatik so viel als möglich das Lateinische berücksichtige und er zeigt uns nun im Besondern an dem Kapitel über die Moden und Zeiten des Verbums, wie nach seiner Ansicht die Grammatik mit den Schülern durchgearbeitet werden müsse. Die weitere Darlegung, obwohl ihr Ref. nicht in allen Punkten beistimmen möchte, hat uns sehr interessirt und wir bedauern es nur, daß es der Verf. nicht überhaupt vorgezogen hat, sich für die ganze Abhandlung seiner Muttersprache zu bedienen, in welcher er sich jedenfalls richtiger ausgedrückt und freier bewegt haben würde.

Sind nicht in Shakspeare noch manche Verse wiederherzustellen, welche alle Ausgaben des Dichters als Prosa geben. Von Prof. Hilgers. Progr. der höheren Bürger- und Gewerbschule in Aachen. 1852.

Jede selbstständige Forschung auf dem Felde der Shakspeare-Literatur muß man, wenn sie sich wie die vorliegende Arbeit des Herrn Prof. Hilgers auf tüchtige philologische Kritik stützt, freudig begrüßen und kann ihren Werth nicht leicht zu hoch anschlagen. Es ist in unseren Tagen zwar außerordentlich viel für die Textes-kritik Shakspeare's geleistet worden, aber es bleibt auch noch recht viel zu thun übrig, und unsere Abhandlung macht auf einen Punkt aufmerksam, welcher bisher fast ganz unbeachtet geblieben oder nur mit sehr wenig Talent und Erfolg behandelt worden ist. Herr Hilgers spricht nämlich die von ihm wohl begründete Ueberzeugung aus, daß die Ausgaben des englischen Dichters viele als schlichte Prosa gedruckte Stellen enthalten, deren ursprüngliche metrische Form man bisher nicht erkannt hat, und er knüpft daran nun eine Reihe von interessanten Vorschlägen, um den metrischen Text zu restituiren. Ref. kann zwar der Ansicht des Herrn Verf. nicht gerade über alle von ihm besprochenen Stellen ganz beipflichten, aber selbst da, wo er von ihm abweicht, hat er doch den Scharfsinn des Gegners in hohem Grade bewundern müssen, und wenn deshalb Herr Hilgers in seiner Bescheidenheit nur einige Streiflichter auf bisher dunkle Partieen geworfen zu haben vermeint, gesteht ihm Ref. vielmehr mit ganzer Freudigkeit zu, daß seine Arbeit ein unschätzbarer Beitrag für die Sch. Literatur ist, und ladet alle Freunde derselben dringend ein, sich die von Herrn Hilgers gemachten Vorschläge recht genau zu betrachten. Wir erhalten in der Abhandlung zuerst eine Geschichte der hauptsächlichsten Texte, woran sich dann eine sehr klare Darlegung der Gründe schließt, weshalb die Verse an manchen Stellen so lange ganz verkannt wurden und ganz zur Prosa herabsanken. Der Verf. beweis't, daß eine Menge Prosastellen, in allen unseren Ausgaben, ihre ursprüngliche metrische Form wiedererhalten müssen und daß einige derselben sich sogar durch Reim, Binnenreim, Schlagreim, durch Assonanz, Alliteration und den Shakspeare so charakterisirenden-poetischen Parallelismus des Gedankens und der Form uns als Verse aufdrängen. Die Richtigkeit der Eintheilung will er freilich nicht verbürgen.

Ref. kann leider auf die einzelnen von Herrn Hilgers besprochenen Stellen hier nicht näher eingehen, doch behält er es sich vor, nächstens in dem Archiv auf verschiedene dieser Punkte ausführlich zurückzukommen, und glaubt schon dadurch der Sache wesentlich genützt zu haben, wenn es ihm durch diese kurze Anzeige gelungen ist, das Interesse der Freunde Shakspeare's für die Schrift des Herrn Verf. anzuregen.

H.

Miscellen.

Articulationsstufen der deutschen Consonanten.

Die Stufen der consonantischen Articulation sind herkömmlich nach Anleitung der Tradition antiker Grammatiken auf eine Weise dargestellt, die unserm deutschen Idiom nicht genügt; ob dem griechischen und römischen, will ich dahin gestellt sein lassen. Da mir aber für das Verständniß der deutschen Dialecte, ja aus denselben heraustönend, die vorhandene und gebräuchliche Weise nicht genügend scheint, so will ich dieser die organische naturgemäße mit wenigen Worten gegenüberstellen.

Die übliche Eintheilung der stummen Consonanten ist:

	tenues	mediae	aspiratae
labiales	p	b	(f) ph
gutturales	k	g	ch
dentales	t	d	sz

Zu diesen treten gleichsam von Außen her hinzu die spirantes w, ſ, j, h. Die spirantes aber stehen in gleichem Verhältniß zu den aspiratis, wie die mediae zu den tenues, so daß wenigstens für das Deutsche folgende weitergehende Eintheilung sich empfiehlt:

		Lippen	Gaumen	Zunge
Stumpfe (hauchlose)	hart	p	k	t
	weich	b	g	d
Gehauchte	hart	f	ch	sz
	weich	w	j (h)	ſ (ſ)

Diese Eintheilung beweis't sich praktisch in dem wichtigen Gesetz der Lautverschiebung, welches nicht allein für die großen Sprachperioden, sondern auch für die kleinern Dialektunterschiede tiefe durchgreifende Bedeutung hat. Becker hat in der Lautlehre schön nachgewiesen, daß der weiche Ton vornämlich dem Anlaut, der harte dem Auslaut zugehöre. Diese Bemerkung bestätigt sich in den deutschen Mundarten: zunächst darin, daß der stumme Auslaut in allen Dialekten hart ist, von den Anlauten dagegen umgekehrt der weiche Anlaut unwandelbar durch alle Dialekte geht; der harte Anlaut nur ist wandelbar. Hierüber habe ich früher in einer kleinen Schrift: „Ueberſicht der heutigen plattdeutschen Sprache" (Emden 1843) vollständige Tabellen ausgeführt, aus deren Inhalt hier das Wichtigste mitzutheilen ist:

1. Der weiche Anlaut ist ohne Wandel in allen deutschen Mundarten, sowohl der stumpfe als der gehauchte.

a) Beispiele vom stumpfen Anlaut:

Oberhochdeutsch.	Niederdeutsch.
bruder	broder
band	band
grund	grund
gut	good
dein	dîn
dieb	deef

b) Beispiele von gehauchtem Anlaut:

Oberdeutsch.	Niederdeutsch.
wer	wer
wind	wind
ja	ja
jeder	jeder
sein (esse)	sîn
sehen	seen.

2. Der harte Auslaut findet in allen deutschen Mundarten statt, ist aber folgenden näheren Bestimmungen des Lautwechsels unterworfen:

a) der hochdeutsche stumpfe Auslaut ist im Niederdeutschen gehaucht bei Lippen- und Gaumenlauten, bleibt dagegen unverändert bei Zungenlauten:

Hochdeutsch (Oberd.)	Niederdeutsch.
leib (gesprochen leip), korb	lîf, körf
artig (" artik), (schwäbisch)	artich
hand (" hant)	hant

b) der hochdeutsche gehauchte Auslaut ist im Niederdeutschen jedesmal stumpf:

Hochdeutsch (Oberd.)	Niederdeutsch.
schaaf	schaap
auf	up
ich, fach	ick, fack
sich	sick (sück)
naß, was	natt, wat
fuß, weiß	foot, witt
katze	katte (katt)

3. Der harte Anlaut wandelt in den Mundarten dergestalt, daß von den hochdeutschen ein Theil im Niederdeutschen erweicht wird; doch scheint dieser Gang nicht so stetig geregelt zu sein wie die beiden erstgenannten:

	Hochdeutsch.	Niederdeutsch.
Stumpfe	pein	pîn
	korb, kranz	körf, krans
	thal, theil, tod	daal, deel, doot
	(Ausn. das tau	tau)
Gehauchte	fuß, vater	foot, fader
	pferd, pfand, pfund	perd, pant, punt
	kirche, schwäb. chilche	karke
	zu, zehn	to, tain
	zwingen	twingen, dwingen.

4. Weiche An-, Aus- und Inlaute wechseln scheinbar ohne festes Gesetz, zwischen Ober- und Niederdeutsch:

Oberdeutsch.	Niederdeutsch.
nachbar	nawer
schwefel	swewel u. swebel
briefe	breewe
gehn	jeen (berlin-brandenburgisch)
gegen	jegen
so	ßo (schleswig)

Uebrigens wird nur das anlautende g im brandenburgischen Dialekte gehaucht: gut — jut, niemals das inlautende; darin haben die Spaßmacher sich gröblich geirrt, wenn sie z. B. berlinisch schreiben wollen: sajen, jajen statt sagen und jagen: so spricht kein Berliner.

Irgendwo — ich weiß den Ort nicht — habe ich auch umgekehrt vernommen ein niederdeutsches ga statt ja.

Aus diesen Zusammenstellungen erhellt, daß die sogenannten Spiranten nicht eine besondere außer Zusammenhang stehende Art, sondern eine mit den übrigen gleichstehende Articulationsstufe ausmachen. Weiter erhellt daraus, daß zwischen f und v **kein** Unterschied besteht, obgleich einige Gelehrte ihn finden wollen: denn nirgend in Deutschland wird vater und faden, volk und folgen in verschiedenem Tone des f gesprochen, und nirgend machen die Mundarten einen Unterschied zwischen diesen beiden. — Endlich ist auch aus dem Obigen sichtbar, daß unter den aspirirten Dentalen nicht ß weich, tz hart ist (wie einige Grammatiker behaupten), da beide im Niederdeutschen gleiche Verschiebung in's t erfahren, sondern daß tz zu sz steht wie pf zu f, als doppeltharter Hauchlaut gegenüber den weichen s und w.

* * *

Weicher Auslaut findet streng genommen nicht statt, und ist selbst im englischen Idiom mehr scheinbar, obwohl allerdings in had, cab, beg der Auslaut etwas weicher klingt als bei uns in gleichen Fällen. — Die einzige wesentliche Ausnahme bildet das Genitiv-S, in welchem sich wiederum die Stetigkeit oder Unwandelbarkeit der weichen Hauchlaute (sog. spirantes) beweis't; denn das Niederdeutsche, das sonst alle auslautenden S beharrlich in T abstumpft, hat das Genitiv-S bewahrt: vaders hûs, wat gôds. Daß das letztgenannte Beispiel Genitiv ist, aliquid bo*ni*, nicht Nominativ, erhellt daraus, daß alle Neutral-Nominative t auslauten: wat, dat, het (holländisch), een kleenet (berlinisch).

Neben jener ersten wesentlichen Ausnahme findet sich eine zweite, die durch Hülfe der Geschichte eher als aus organischer Lautbildung zu erklären ist. Es sind nämlich die auslautenden S in glas, gras, haus unwandelbar auch im Plattdeutschen, während faß, schloß den Auslaut im Platten abstumpfen. Die Deutung aus dem verlängerten Stamme glases, gläser — faßes, fäßer — genügt hier um deshalb nicht ganz, weil überall im deutschen Munde und in allen Mundarten jene in gras etc. auslautenden s und sz hart gesprochen werden; denn wenn auch der Oberdeutsche das a in gras organisch dehnt, während es der Niederdeutsche unorganisch schärft: so ist die Aussprache des s und sz dennoch in beiderlei Nominativen dieselbe; und wir lassen uns gegen das Zeugniß des Gehörs nicht einreden, daß der Oberdeutsche gras mit weichem, faß mit hartem s ausspreche — eben so wenig als ein Klangunterschied des F und V stattfindet in faden und vater, fetter und vetter.

Jenes niederdeutsche auslautende s in gras etc. scheint vielmehr einerseits auf der deutschen Gewohnheit der Unwandelbarkeit der Stämme zu ruhen (also gras wegen grasen, gräser): anderseits auf dem Umstande, daß überhaupt die Nominativform meist die jüngere ist, während die obliquen Casus den älteren Stamm zeigen. Dieses Gesetz liegt im Griechischen offen vor. Man braucht nicht zu dem Auskunftsmittel zu greifen, als habe es eine ältere mehr stammgemäße Nominativform, die verloren sei, gegeben, etwa: *λεοντ. γενεσ.* grasu u. dgl., sondern ein anderes Gesetz scheint hier verborgen zu liegen.

Weder im Verbum das Präsens, noch im Nomen der Nominativ scheinen die ältesten Formen zu sein. Wie wären aber dann die ältesten Satzformen zu denken, da doch ein Subject nothwendig ist? Vielleicht fassen wir die älteste Satzform richtig, indem wir des ersten Bedürfnisses der Sprache gedenken, des epischen: *ἴδε λεοντα*, sah löwen. Das griechische starke Verb zeigt deutlich, daß der Aorist älter ist als das Präsens, das deutsche nicht überall eben so deutlich: doch ist gab einfacher, ursprünglicher als gibe, gëbe. Grimm behauptet, das Präsens sei das älteste.

Dr. **Krüger.**

Das deutsche Praeteritum

ist in den allermeisten Schulgrammatiken eine partie honteuse. Nach Anleitung der älteren, lediglich aus dem Latein übertragenen oder umschriebenen Grammatiken hat sich die Auffassung festgesetzt, es sei ursprünglich und wesentlich imperfectum. So nicht allein Heise und Heinsius, sondern auch, der es besser wissen konnte, Becker, und die es besser wissen mußten, Hoffmann und Bauer (Grundzüge der Nhd. Gramm. Nördlingen 1832). Daß die historischen Grammatiker sich am Historischen so versündigt, ist zu beklagen und eine große Warnung vor Uebermuth.

Also das praeteritum ist zuerst imperfect und **dann auch** — nebenbei, zufällig etwa? — aorist? Sonderbare Armuth, sonderbares Verhältniß, daß eine Familie der edelsten und ursprünglichsten Sprachen — denn alle deutsche Sprachen haben hier denselben Gebrauch! — des ursprünglichen Tempus ursprünglich sollten entbehrt haben: sollten ausgegangen sein von einer relativen Zeitbestimmung, und erst nachträglich die unmittelbare aus jener entlehnt haben! — Nein, jene Darstellung ist eben so unlogisch wie unhistorisch: dieses zeigt Grimm's Grammatik auf jeder Seite (ohne es eben hervorzuheben), und es zeigt dasselbe die älteste wie

die neueste deutsche Sprache. Und ehe die Grammatiken nicht von aoristus ausgehen, werden sie nicht gesund.

Der Aorist, d. h. die unbestimmt erzählende Zeit, ist in allen Sprachen das erste und ursprüngliche Bedürfniß des Satzes. Wem dieses eine gewagte Behauptung scheint, der sehe die Geschichte an. Es giebt Sprachen ohne relative, d. h. logisch bestimmte Zeiten; so hat das Hebräische kein gesondertes Perfect und Plusquamperfect. Es giebt keine Sprachen ohne absolute oder aoristische Zeiten: es widerspricht dem gesunden Sinne wie der thatsächlichen Beobachtung, daß irgend einer menschlichen Rede diese ursprünglich nothwendige Redeweise abgehe.

Homer braucht den Aorist unzähligemal, wo die schärfere Reflexion Perfecte und Plusquamperfecte erwartet; desgleichen Ulphilas, desgleichen die deutschen Volksmundarten bis heute, desgleichen das Englische sogar in klassischer Prosa, z. B. I never saw, never heard statt des nach neuhochdeutschem Begriff nothwendigen Perfects. An Ulphilas ist sichtbar, welches die Grundbedeutung des praeteritum ist. — „Im Anfange schuf Gott" = o finget ihr doch alle beim Anfange an; ihr würdet wissen, welches die Bedeutung der Zeiten ist.

Bis die Grammatiken nicht vom Aoristus und der Aoristbedeutung unseres Praeteritums ausgehen, werden sie nicht gesund. Die Imperfectbedeutung ist die secundäre, abgeleitete. Schlimm, daß sogar in Volksschulen vermittelst der Wurstmacherei und Sprachdenkelei die böse Uebersetzung: „Mitvergangenheit" eingedrungen ist. Was ist denn **mit**vergangen an dem Worte: „Im Anfange schuf Gott?"

Habe ich zu viel gesagt in unzeitigem Zorne — verzeihet es Einem, der seit zwanzig Jahren nach verdrehten deutschen Grammatiken hat dociren müssen, während jede griechische, lateinische und französische das Einfach-Richtige hat!

K.

Nach Goethe's Liede: Kennst du das Land.

Est locus in terris, ubi splendent aurea mala
Hesperidum dono fronde super nitida.
Pectora permulcet leni levis aura susurro,
Cum myrto laurus splendet ibi tacita.
Stat praeclara domus sublimibus alta columnis,
Lucidaque, en! signis atria marmoreis.
Alloquitur miseram matris quasi tristis imago,
Audire et videor: Quid, miseranda, taces?
Illuc confugiam, pater! o veniam dabis, illuc!
Quo rapit invitam spesque metusque animam.

K.

Frage.

Warum sind die gelehrten Germanisten so empfindlich gegen moderne schiller-goethische Reime, in denen etwa: „lehrt — hört; fragt — sagt; Freud — Leid; schön — sehen" ꝛc. gereimt wird, während sie ruhig ertragen, wo das Nibelungenlied spricht oder Wolfram reimt: „zôch — doch; mêr — her; frum — sûn; bit — Sivrît; dan — gezam; gerenôt — tuot" etc.? — Englische Reime wie spell — spinnacle; sun — Avon; crew — show etc. sind noch unerträglicher für das Auge des Gelehrten, und sind doch alt gleich jenen deutschen, und vom volksthümlichen Gehöre gebilligt gleichwie die vielgetadelten schillerschen.

Aurich. K.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

C. Marcel. Language as a means of mental culture and international communication. 2 vols. (Lond.) 16 s.
R. C. Trench. On the study of words. Six Lectures. (Lond.) 3 s. 6 d.
Welche Erfolge darf sich der Unterricht in der deutschen Sprache von der Anwendung der calculirenden Methode versprechen? Von Dr. E. Hauschild. (Leipzig, bei Coldit.)

Literatur.

W. Wackernagel; Geschichte der deutschen Literatur. 3tes Heft. (Schweighauser, Basel). 20 Sgr.
O. v. Redwitz und seine Dichteraufgabe. Ein Wort zur Frage über die deutsche Poesie der Gegenwart. (Kirchheim in Mainz.) 10 Sgr.
Angelus Silesius. Eine literar-histor. Untersuchung von Dr. A. Kahlert. (Gosohorsky's Buchhandlung in Breslau.)
H. Viehoff. Kommentar zu Goethe's Gedichten. 3. Thl. (A. Bötticher, Düsseldorf.)
A. Koberstein. Ueber die Sprache des österreichischen Dichters Suchennut. 3. Abth. Abhandlung der Conjugation. (Vogel, Leipzig.) $^2/_3$ Thlr.
J. A. Lisle. Essai sur les théories dramatiques de Corneille. (Durand, Paris.) 2 fr. 50 c.
L. C. Nunn. The American orator. (Boston & London.) 7 s.
W. H. Drummond. Ancient Irish Minstrelsy. (Dublin.) 9 s.
Shakespeare's Julius Cäsar metrisch übersetzt von Dr. Vollbehr. (Kiel, akademische Buchhandlung.)
Das Büchlein von Goethe. Andeutungen zum bessern Verständniß seines Lebens und Wirkens. (Jansen, Weimar.) 15 Sgr.
Julian Schmidt. Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert. 1. Bd. (Herbig, Leipzig.) $2^1/_2$ Thlr.
Die von J. Payne Collier entdeckten handschriftlichen Correcturen zum Shakspeare, gewürdigt von Dr. Nicolaus Delius. (Bonn, König.)

Grammatik.

K. Weinhold. Ueber deutsche Dialectforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. (Gerold, Wien.)
Réfutation de la grammaire de M. M. Noël et Chapsal et de toutes les grammaires adoptées par l'Université par M. M. Bescherelle frères. (Paris.) 3 fr. 75 c.
A Grammatical Dictionary of the English Language, by Ch. Albrecht. (G. Mayer in Leipzig.) $^2/_3$ Thlr.

Hilfsbücher.

J. C. Richter. Vollständige Anweisung zur gründlichen Erlernung des deutschen Styles. (Dürr'sche Buchhandlung, Leipzig. [Edelmann].) 25 Sgr.
Buch deutscher Lyrik von Ad. Böttger. (Dürr, Leipzig.) 1 Thlr. 25 Sgr.
G. M. Jung, vollständige theoret.-pract. Grammatik der englischen Sprache. (Stein in Nürnberg.) 1 Thlr. $7^1/_2$ Sgr.
H. Scharnberger. Lehrbuch der englischen Sprache nach dem Robertson'schen System. (Grau in Bayreuth.) $^2/_3$ Thlr.

Die englische Sprache und Literatur in Nord-America.

Beredtsamkeit.

Wie bei den Franzosen datirt sich auch in America die politische Beredtsamkeit aus den Zeiten der Revolution. Während indessen in Frankreich Niemand vorbereitet war, hatte sich in Nordamerica schon früher gleichwie in England vielfache Veranlassung zu öffentlichen Reden gefunden; jede Provincial-Versammlung war gleichsam eine Schule dafür, und schon die ersten Sitzungen und Beschlüsse des Congresses bezeugten in dieser Hinsicht das Vorhandensein einer tüchtigen Uebung und Ausbildung. Leider wurden aber in den ersten 20 Jahren die wichtigsten Verhandlungen bei verschlossenen Thüren erledigt, und es gab auch noch keine zuverlässigen Zeitungsberichte darüber.*)

Die politische Beredtsamkeit bildet einen der wesentlichsten und besten Theile der americanischen Nationalliteratur; hat auch der Zeitraum nach der Revolution noch nicht ganz genügt, um aus den bisherigen Leistungen einen ganz besondern Styl und eine eigentliche Kunstschule hervorgehen zu lassen, so kann man doch zu nicht geringer Ehre der Nation nachweisen, daß sie auf diesem Felde Glänzendes geleistet hat. Bedenkt man dabei, welch lebhaftes Interesse jeder

*) Unter den Hilfsmitteln, welche über diesen Gegenstand zu benutzen sind, müssen als die wichtigsten bezeichnet werden: Eloquence of the United States by Willison. Middletown Connect. 1827. Orations and Speeches on various occasions by Edw. Everett. Boston 1836. Sketches of the Life and character of Patrick Henry by William Wirt. Philadelphia 1838. Speeches and forensic arguments by Dan. Webster. Boston 1838. The Statesmen of America in 1846 by Sarah Mylton Maury. London p. f. Longman. Living orators in America by B. L. Magoon. New York 1851. und von demselben Verfasser Orators of the American Revolution. N. Y. 1848.

Americaner an der Politik nimmt, und daß gleich wie in Athen durch Wahlen, öffentliche Zusammenkünfte und Volksfeste die allgemeine Aufregung eigentlich stets wach erhalten wird, so sieht man, daß es in America zugleich nicht an Veranlassung fehlt, das vorhandene Talent zur Beredtsamkeit mehr und mehr auszubilden. In keiner Kunst haben die Americaner so viel Uebung gehabt und solch treffliche Fortschritte gemacht, als gerade in dieser. Die bisherigen Leistungen beweisen zugleich, daß sie dazu eine außerordentlich große natürliche Anlage besitzen, wenngleich man andrerseits die eigentliche Kunst und den rechten Geschmack oft bei ihnen vermißt. Man sieht, daß sie die Alten nicht studirt haben, daß es ihren weitschweifigen Reden oft an Abrundung fehlt und daß man das Mittelstück und das Ende einer Gedankenentwicklung oft vergebens bei ihnen sucht; aber dennoch sind die Vorträge weit gewandter, inhaltsvoller und wirksamer als man dergleichen bei den meisten neueren Völkern findet, und wir brauchen nur an die bekannten Staatsmänner der neueren Zeit in America zu erinnern, um damit auf Redner hinzuweisen, welche voll von fester, tiefbegründeter, wissenschaftlich und praktisch abgerundeter Ueberzeugung wahrhaft Großartiges auf diesem Felde geleistet haben.

Ein kindischer Geschmack, welcher leider in England ebensowohl als auch in America noch gegenwärtig seine Vertreter findet, beurtheilt die Reden freilich vorzugsweise nach ihrer Länge. Die wahre Ueberzeugung bedarf indessen keiner vielen Worte, in deren Gebrauche oft nur ein Kunstgriff und Unehrlichkeit zu finden ist; die Sprache großer innerer Bewegung ist meistens gedrängt und körnig, und am gewaltigsten wird stets die Wirkung sein, wenn die Rede gleich einem Strome oder Wasserfalle heranstürmt, und gleichwie in den Reden Cicero's gegen Catilina oder des Demosthenes gegen Aeschines dann jeden Widerstand vernichtet und Alles vor sich dahinjagt und gleichsam fortwischt.

Auch die im englischen Parlamente gehaltenen Reden lassen sich in extenso nur schwer lesen und hinterlassen meistens keinen sehr starken Eindruck, wenn der Gegenstand nicht etwa noch durch seine Neuheit oder Wichtigkeit ihnen besonderes Interesse verleiht. Wenige der jetzt lebenden Redner im englischen Parlamente werden mit solcher Sicherheit darauf rechnen, daß ihre Worte sie — wie das z. B. bei Burke oder Chatham der Fall war — lange überleben werden; sicherlich aber wird dieses bei dem kräftigen und eindrucksvollen

Webster, bei dem pathetischen und gewinnenden Clay und endlich bei dem philosophischen und tiefen Denker Calhoun geschehen, Männern, welche durch Talent und Bildung gleich ausgezeichnet waren.

Um die Bedeutung der americanischen Redner richtig beurtheilen zu können, muß man mit dem dortigen Parteiwesen einigermaßen bekannt sein; wir erinnern deshalb daran, daß, nachdem die V. Staaten von England anerkannt worden waren, eine bedeutende politische Spaltung eintrat. Auf der einen Seite wünschte man der Central-Behörde möglichst große Macht zu verleihen; eine Ansicht, welche von Jay, Madison und Hamilton vertheidigt und selbst von Washington unterstützt wurde. Die Führer dieser Partei, welche sich an die Aristokratie Englands anlehnten, sprachen ihre Grundsätze in einer Anzahl von Briefen aus, welche unter dem Titel The Federalist erschienen, und man gab danach der ganzen Partei den Beinamen Federalisten. Die Gegner dieser Ansicht, auch Anti-Federalisten genannt, welche sich die Demokratie Frankreichs zum Muster nahmen, verlangten für die Provincial-Regierungen eine möglichst ausgedehnte Machtvollkommenheit; wir finden unter ihnen vorzugsweise Leute, welche localen Einfluß ausübten und von der unteren Volksklasse getragen wurden. Ihr Sprecher war Patrick Henry, aber ihr eigentlicher Führer, die Seele der Partei, war Jefferson. Anfangs waren die Parteien der Zahl nach einander fast ganz gleich, und häufig wurden wichtige Fragen durch die Majorität von einer einzigen Stimme entschieden. Nach dem Tode Washingtons vergrößerte sich indessen die Partei der Antifederalisten, Jefferson wurde 1801 zum Präsidenten gewählt, und seine Anhänger nannten sich seit dieser Zeit Democrats oder Republicans. Die sogenannte aristokratische Partei behielt dagegen ihren alten Namen bis zum Jahre 1824 bei, wo sich ihre Anhänger bei dem Regierungsantritte des Präsidenten Quincy Adams den Namen National-Republicans beilegten, während sie ihre Gegner Jackson-men benannten. Seit dem Jahre 1834 kam für die demokratische Partei, welche die Wahl van Buren's unterstützte, merkwürdiger Weise der Name Tories auf, und diese beehrte zum Danke dafür die conservativen Gegner mit dem Schimpfnamen Whigs; aus Haß gegen das Mutterland hatte man sich lange gescheuet, diese beiden Namen in America zu gebrauchen, und seltsamer Weise legte man ihnen, als sie

nun endlich in Anwendung kamen, eine ganz umgekehrte Bedeutung bei.

In der neuesten Zeit haben die Tories durch ein zufälliges Ereigniß noch einen ganz neuen Beinamen erhalten. Einige dieser Ultra-Radicalen versammelten sich nämlich einst zu New-York in der Tammany Hall; ein Zufall veranlaßte das plötzliche Ausgehen der Lampen; man bemühte sich durch eine Masse von Schwefelhölzern (Locofoco-matches) das fehlende Licht wieder herbeizuschaffen, was nur mit großer Mühe gelang. Alles lachte über den Unfall, und in Folge desselben taufte man die Partei Locofocos.

Aus der früheren Zeit besitzen wir zwar einige allgemeine Beschreibungen von den Hauptleitern der Debatte, z. B. Adams, Lee, Dickenson und Hancock; aber der einzige Redner unter ihnen, dessen ganzes Wesen man sich noch recht lebendig zu vergegenwärtigen vermag, ein Mann, welcher Kraft und Feuer genug besaß, um sein Bild treu auf die Nachwelt zu bringen und dasselbe mit den wichtigsten Erlebnissen seines Vaterlandes zu vereinigen, war Henry.

Patrick Henry war der zweite Sohn des aus Schottland ausgewanderten Obersten John Henry, und wurde im Mai 1736 auf dem Familiensitze Studley in Virginia geboren. Er erhielt guten Unterricht, lernte aber nur wenig und zeichnete sich durch unordentliches Wesen und eine gewisse Unbeholfenheit in seinen Sitten so unvortheilhaft aus, daß die Seinen nur sehr geringe Hoffnungen in ihn setzten. Ein kaufmännisches Geschäft, welches er in Verbindung mit seinem Bruder William unternommen hatte, schlug völlig fehl; er wendete sich der Landwirthschaft zu, wurde hier leider aber ebensowenig vom Schicksale begünstigt, da es ihm an der nöthigen Einsicht und Erfahrung fehlte. Er hatte sich kurz vorher verheirathet und begab sich nun zu seinem Schwiegervater, den er in seiner Wirthschaft unterstützte, sich aber vorzugsweise mit Musik und ernsten Studien beschäftigte. Er studirte Lateinisch und Gesetzeskunde und beschloß, als Anwalt aufzutreten. In seinem vielbewegten Leben hatte er eine sehr genaue Menschenkenntniß erworben und seinen Scharfblick in wunderbarer Weise geübt und vervollkommnet. Da er nun zugleich durch die Schläge des Schicksals zur Einsicht gekommen und sehr fleißig geworden, so war es sehr natürlich, daß er in seiner praktischen Wirksamkeit bald Anerkennung fand. Man hatte an-

fangs zwar wenig von ihm erwartet, aber gleich bei seinem ersten Auftreten, wo er den Staat gegen die übermäßigen Ansprüche der Geistlichen vertheidigte, bewies er eine solche Schärfe und Kraft der Rede, daß man es noch lange nach seinen Lebzeiten für das größte Lob erachtete, welches man einem Redner machen konnte, wenn man von ihm — gleichsam sprichwörtlich — sagte: „He is almost equal to Patrick, when he plead against the parsons."

Henry's großartige Beredtsamkeit verschaffte ihm sehr bald eine politische Stellung, in welcher er sich durch die Festigkeit in seinen Grundsätzen und die Unerschütterlichkeit seines Muthes rühmlichst auszeichnete. Seine erste bedeutende politische Rede war gegen die Stempel-Acte gerichtet, und er zeigte sich darin zuerst als einen höchst gefährlichen Feind der aristokratischen Partei. 1774 trat er als Mitglied des ersten Congresses auf und soll sich auch hier durch seine großartigen Leistungen sehr hervorgethan haben. Leider sind aber seine Reden aus dieser Zeit ganz verloren gegangen, und das älteste Document, welches wir von seinem Talente besitzen, ist das Bruchstück der berühmten Rede, welche er 1785 am 20. März in der Sitzung des Convents in Virginia hielt, und von der wir auszugsweise Folgendes mittheilen wollen.

They tell us, sir, that we are weak — unable to cope with so formidable an adversary. But when shall we be stronger? Will it be the next week or the next year? Will it be when we are totally disarmed, and when a British guard shall be stationed in every house? Shall we gather strength by irresolution and inaction? Shall we acquire the means of effectual resistance by lying supinely on our backs, and hugging the delusive phantom of hope, until our enemies shall have bound us hand and foot? Sir, we are not weak, if we make a proper use of those means which the God of nature hath placed in our power. Three millions of people armed in the holy cause of liberty, and in such a country as that which we possess, are invincible by any force which our enemy can send against us. Besides, sir, we shall not fight our battles alone. There is a just God who presides over the destinies of nations, and who will raise up friends to fight our battles for us. The battle, sir, is not to the strong alone; it is to the vigilant, the active, the brave. Besides, sir, we have no election. If we

were base enough to desire it, it is now too late to retire from the contest. There is no retreat but in submission and slavery! Our chains are forged. Their clanking may be heard on the plains of Boston! The war is inevitable — and let it come!! I repeat it, sir, let it come!!!

It is vain, sir, to extenuate the matter. Gentlemen may cry, peace, peace — but there is no peace. The war is actually begun! The next gale that sweeps from the north will bring to our ears the clash of resounding arms! Our brethren are already in the field! Why stand we here idle? What is it that gentlemen wish? What would they have? Is life so dear, or peace so sweet, as to be purchased at the price of chains and slavery? Forbid it, Almighty God! — I know not what course others may take; but as for me — rief er begeistert mit weit vorgestreckten Händen und im lautesten Ton der Stimme — give me *liberty*, or give me *death!*

Nachdem er seinen Platz wieder eingenommen, folgte anfangs die lautloseste Stille; dann aber erhoben sich plötzlich Alle wie ein Mann und riefen: „Zu den Waffen!"

Die ganze Colonie bewaffnete sich hierauf und wählte Henry zu ihrem Feldherrn; da er indessen ein gerechtes Mißtrauen in seine militärischen Fähigkeiten setzte und auch keine Lust hatte, sich wie Demosthenes bei Chäronea zu zeigen, so verzichtete er freiwillig auf die ihm übertragene Ehre, blieb aber treu und standhaft bei den Fahnen. 1776 wurde er zum Gouverneur von Virginia gewählt und nahm als Mitglied des Convents im Jahre 1778 an den Berathungen über die Verfassung der Vereinigten Staaten den eifrigsten Antheil.

Nach seiner Rückkehr lebte er eine Zeitlang ruhig seinem Berufsgeschäfte und ward von seinen Mitbürgern verehrt und geliebt. Wir haben aus dieser Zeit eine interessante Vertheidigungsrede von ihm, auf welche wir noch ganz kurz eingehen wollen. Einem Schotten, Namens Hook, hatten nämlich die Truppen im Jahre 1781 zwei Ochsen weggenommen, weil es außerordentlich an Lebensmitteln fehlte und außerdem keine Gelder vorhanden waren, um für alle Bedürfnisse des Heeres zu zahlen. Nachdem nun der Friede eingetreten und Ruhe und Ordnung wieder hergestellt war, erhob der unpatriotische Hook, welcher seinen Verlust gar nicht verschmerzen

konnte, eine Civilklage gegen den Commissär der Truppen und verlangte von ihm Schadenersatz.

Henry hatte die Vertheidigung des Angeklagten übernommen und führte sie in solcher Weise, daß er den Kläger dem Hohne und Spotte seiner Landsleute aussetzte, und daß sich dieser tief beschämt zurückziehen mußte.

Er schilderte zuvörderst die Noth der americanischen Armee, der es fast an Allem fehlte, um sich gegen die furchtbare Kälte einigermaßen zu schirmen und deutete auf die blutigen Spuren dieses Marsches hin, welche die großentheils unbeschuhete Mannschaft auf dem Eise hinterließ. Dann sagte er: Where was the man who had an American heart in his bosom, who would not have thrown open his fields, his barns, his cellars, the doors of his house, the portals of his breast, to have received with open arms the meanest soldier in that little band of famished patriots? Where is the man? *There* he stands; but whether the heart of an American beats upon his bosom, you, gentlemen, are to judge. Er wandte sodann die ganze Kraft seiner Phantasie auf, um den Geschworenen eine lebhafte Erinnerung an die Einnahme von York zurückzurufen und schilderte Alles in den glühendsten und edelsten Farben seiner Beredtsamkeit. Man sah gleichsam den Triumph, der das Gesicht eines Jeden umstrahlte, man hörte das Geschrei: Washington and Liberty! wie es von den naheliegenden Bergen den muthigen Kriegern im Wiederhall ihrer Begeisterung wieder entgegenklang.

Niemand wußte sich vor Jubel zu lassen. „But hark!“ fuhr der Redner fort, „what notes of discord are these which disturb the general joy, and silence the acclamations of victory? they are the notes of *John Hook*, hoarsely bawling through the American camps *beef! beef! beef!*“

Im Jahre 1799 erschien er zum letzten Male auf der Bühne des öffentlichen Lebens, als Abgeordneter für Charlotte Country, um den beabsichtigten verderblichen Maßregeln der demokratischen Partei mit aller Kraft entgegenzutreten. Er wußte, daß hier seine Stimme nicht wirkungslos verklingen würde, und er hielt es deshalb für seine heilige Pflicht, sich dem gewaltigen Strome entgegenzustellen und das drohende Unheil von seinem theuren Vaterlande abzuwenden.

Bei seiner Anrede an die Wähler sagte er unter Anderm: „Where is the citizen of America who will dare to lift his hand

against the father of his country?“ Ein Betrunkener, welcher mitten unter der Zahl seiner Zuhörer stand, rief, daß er es unternehmen würde; da erwiderte Henry, indem er sich wahrhaft majestätisch erhob: „No, you dare not do it: in such a parricidal attempt, the steel would drop from your nerveless hand!“

Nach dieser letzten, fast übermäßigen, aber erfolgreichen Wirksamkeit war seine Gesundheit gebrochen, und er starb am 6. Juni 1799 allgemein und aufrichtig betrauert.

In seinem ganzen Auftreten als Redner hatte er sehr viel Aehnlichkeit mit Lord Chatham, und bei allen sonstigen Verschiedenheiten, welche sich zwischen diesen beiden großen Rednern auffinden lassen, zeigt sich doch auch wieder sehr viel Gleiches. Fast in allen leitenden Elementen finden wir bei ihnen die vollste Uebereinstimmung in dem Feuer, der Kraft, Stärke und Unerschrockenheit, in der Schärfe des Blickes, welcher in unmittelbarer Anschauung wirkte, in dem so seltenen Vermögen, oft mit einer einzigen Andeutung, zuweilen sogar mit einer bloßen Metapher eine ganze Frage vollständig zu beleuchten; wir finden endlich bei beiden Männern die gleiche Vorliebe zu dem Gebrauche der altsächsischen Ausdrücke, die gleiche Kühnheit in den Anreden, denselben Tact und dasselbe Glück, mit welchem sogar dramatische Wendungen und Züge in der Rede bei ihnen vorkommen.

Wie schon vorher gesagt wurde, galten Lee und Dickenson gewöhnlich für die Hauptkämpfer der beiden Parteien; die Macht ihrer Rede war sicherlich sehr groß, aber als der geschickteste Sprecher, als der eigentliche Koloß des Congresses muß John Adams genannt werden, welcher sich schon als Advocat durch die ausgezeichnete und erfolgreiche Vertheidigung des Capitains Preston*) hohen Ruhm erworben hatte. Aus der früheren Zeit werden auch noch John Rutledge und James Otis als bedeutende Redner genannt, die sich durch Feuer und classische Anspielungen auszeichneten; Jefferson's Stimme war sehr schwach, und sein undeutlich gesprochenes Wort konnte deshalb nicht eben sehr wirksam sein. Um so mächtiger wirkten dagegen seine schriftlichen Aufsätze, deren Gesammtausgabe (Posthumous works) von Mrs. Trollope, freilich als „a mighty mass of mischief“ verhöhnt und andrerseits in

*) Preston hatte im Jahre 1770 auf das Volk schießen lassen.

America etwas überschätzt wird, die indessen außerordentlich lehrreich ist und schon als Privatcorrespondenz eines Fürsten der Demokratie jeden Unbefangenen durch ihren abenteuerlichen Geist im höchsten Grade anziehen muß. Washington sprach nur selten, und dann auch immer nur in wenigen kurzen Sätzen; er glich darin Wellington und strebte auch nicht nach Gunst; aber der Inhalt seiner wenigen Worte war, wie bei dem großen Herzoge, gewöhnlich sehr bedeutungsvoll, und seine praktischen Vorschläge fanden ungeachtet der Beredtsamkeit seiner Gegner fast immer den Beifall und die Zustimmung der Volksvertreter. Als man Patrick Henry im Jahre 1774 fragte, wer der erste Mann im Congresse sei, da gab er jene denkwürdige Antwort: „If you speak of eloquence, Mr. Rutledge of South Carolina is by far the greatest orator; but if you speak of solid information and sound judgment, Colonel Washington is unquestionably the greatest man of that floor.“ —

Ehe wir nun die neuesten und bedeutungsvollsten Producte der americanischen Beredtsamkeit einer näheren Prüfung unterwerfen, müssen wir noch auf die früheren Redner in aller Kürze näher eingehen und unter ihnen namentlich Fisher Ames, J. Quincy Adams, W. Wirt, Jos. Quincy und Joseph Story einigermaßen zu würdigen suchen.

Fisher Ames, welcher von seinen Landsleuten den Beinamen des „Americanischen Burke“ erhielt, war eine lange Zeit der Führer der Federalisten, und man schätzte ihn allgemein wegen seiner Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit, wegen seines praktischen Sinnes und der Reinheit seines Charakters. Er war zu Dedham in Massachusetts am 9. April 1758 geboren, erhielt seine akademische Ausbildung in Harvard College, machte in Boston einen Cursus der Rechtswissenschaft und erwarb hierauf in seinem Geburtsorte eine ansehnliche Praxis. Nachdem er sich in seinem Berufe wie auch durch verschiedene politische Aufsätze und durch seine Wirksamkeit als Mitglied der Provincial-Versammlung rühmlich ausgezeichnet hatte, wählte ihn die Stadt Boston zu ihrem Vertreter für den ersten Congreß, wo er das in ihn gesetzte Vertrauen vollständig zu rechtfertigen wußte. Seine schwache Gesundheit nöthigte ihn indessen, sich nach einer achtjährigen Thätigkeit in dem Congresse ganz in das Privatleben zurückzuziehen, und seit dieser Zeit betheiligte er sich nur noch durch eine Reihe von interessanten Aufsätzen an dem politischen

Leben seines Vaterlandes. Charakteristisch in allen seinen Reden und Schriften ist die große Unerschrockenheit, mit welcher er sich der sogenannten öffentlichen Meinung entgegensetzte. Er verschmähete es, der großen Menge irgendwie zu schmeicheln; er betrachtete den Pöbel als die gefährlichen, stets unter den Waffen stehenden Truppen des erbärmlichsten Ehrgeizes, und sprach die Behauptung*) aus, daß nie Jemand wahrhafte Beredtsamkeit besessen habe, noch auch wahrhaft beredt werden könne, ohne ein beständiger Leser der Bibel und ein Bewunderer der Reinheit und Erhabenheit ihrer Sprache zu sein. Mit größter Besorgniß beobachtete er die zunehmende Macht der Demokratie und er besaß den Muth, es wiederholt öffentlich auszusprechen, daß die Herrschaft einer Ultra-Demokratie nicht viel besser als ein Zustand in der Hölle sein müsse. Die Freiheit, das Eigenthum und die Wohlfahrt schienen ihm gefährdet, und er warnte deshalb mit lauter, kräftiger Stimme. Seine Anschauungsweise werden folgende Zeilen genugsam erläutern, in denen er bei einer Betrachtung über die americanische Literatur ausführlich erwog, welches der Einfluß des Verstandes in einer reinen Demokratie sein könne. Intellectual superiority, sagte er, is so far from conciliating confidence, that it is the very spirit of a democracy, as in France, to proscribe the aristocracy of talents. To be the favourite of an ignorant multitude, a man must descend to their level; he must desire what they desire, and detest all they do not approve: he must yield to their prejudices, and substitute them for principles. Instead of enlightening their errors, he must adopt them; he must furnish the sophistry that will propagate and defend them.

Er starb im Jahre 1808, und sein Freund Dr. Kirkland veröffentlichte bald nachher eine Gesammtausgabe seiner Briefe und Aufsätze, welche sich alle durch Klarheit der Gedanken, Reinheit und Mannichfaltigkeit im Ausdrucke auszeichnen und ihm dauernden Ruhm verschafft haben. Seine berühmteste Rede hielt er 1796 zur Unterstützung eines Vertrages mit England, welcher zwar von dem Präsidenten genehmigt, aber auf einen bedeutenden Widerstand im Hause der Repräsentanten gestoßen war. Fisher Ames war ge-

*) „I will hazard the assertion that no man ever did or ever will become truly eloquent, without being a constant reader of the Bible and an admirer of the purity and sublimity of its language.“

rade in dieser Zeit körperlich sehr schwach, und man glaubte allgemein, als er sich erhob, daß er sich mit einem einfachen Proteste begnügen würde; aber er gerieth allmälig in eine solche Wärme, und alle seine Gedanken entströmten ihm in solch fieberhafter Kraft der Worte, die Wahrheit seiner Gefühle lag so offen und in solcher Gluth vor Aller Augen da, daß man allgemein hingerissen ward von der Macht der Begeisterung, und die Gegenpartei in ihrer Besorgniß nichts weiter thun konnte, als eine Vertagung der Abstimmung zu beantragen. Er schilderte anfangs den Segen und die Zweckmäßigkeit eines Vertrages mit der größten Klarheit und Anschaulichkeit, und entwarf dann mit der Kraft eines Burke ein schauererregendes, tiefergreifendes Bild von all dem Unheile, welches aus einer Ablehnung des Friedensvertrages folgen, und wie sich die gräßlichen Feuer der Wilden von Neuem entzünden und ihnen neue Schlachtopfer zugeführt werden würden.

Eine ähnliche Berühmtheit erlangte auch die von ihm im Jahre 1794 gehaltene Rede über den von Madison gemachten Vorschlag, dem fremden Handel größere Beschränkungen aufzulegen, um dadurch andere Völker zu Concessionen zu vermögen. In diesem Vortrage, worin er sich in der Theorie für unbegrenzte Handelsfreiheit aussprach, deren plötzliche Einführung aber für völlig unpraktisch erklärte, finden sich über Tarif-Erhöhungen u. dgl. eine Menge tiefdurchdachter Betrachtungen, welche auch noch in der jetzigen Zeit Beachtung verdienen.

Selten besaß wohl ein Staatsmann eine so umfassende und gründliche Bildung, als John Quincy Adams, welcher 1767 geboren ward, seinen Vater auf seinen vielen Reisen begleitete und endlich in Cambridge auf der Harvard-Universität einen akademischen Grad erwarb. Er bildete sich später in Newburyport für die Rechtswissenschaft aus und verfaßte dort unter dem Pseudonamen Publicola eine Gegenschrift gegen Payne's „Menschenrechte", welche viele Theilnahme fand. Bald nachher betrat er die diplomatische Laufbahn, bekleidete an den Höfen von den Niederlanden, Portugal, Preußen, Rußland und England eine lange Reihe von Jahren hindurch das Amt eines Gesandten in der ehrenvollsten Weise, stand 8 Jahre unter Monroe an der Spitze des Cabinets und wurde 1825 zum Präsidenten der V. Staaten erwählt. 1829 zog er sich in das Privatleben zurück, wurde dann aber fast einstimmig zum Repräsen-

tanten gewählt, und hat sich seit dieser Zeit unausgesetzt an allen wichtigen Debatten aufs Lebhafteste betheiligt. Eine kurze Zeit hatte er auch an der Harvard-Universität das Amt eines Professors der Rhetorik bekleidet und sich hier ebenso sehr wie in seinen diplomatischen Berufsverhältnissen ausgezeichnet. Seine Studien waren äußerst mannigfaltig, und in allen seinen Vorträgen finden sich davon die deutlichsten Spuren; auch galt er mit Recht für eine so bedeutende literarische Notabilität, daß er zu der Einweihung von gelehrten Instituten aller Art, zu der Abhaltung von wichtigen Gedächtnißreden sehr oft zum officiellen Redner erwählt ward. Am bekanntesten sind unter diesen unzähligen Gelegenheitsvorträgen seine Lobrede auf Lafayette und die Antrittsrede, welche er bei der Uebernahme der Präsidentschaft hielt, und die sowohl wegen ihrer männlichen Kraft und staatsmännischen Anschauung, als auch wegen ihrer geistvollen Tiefe gerühmt zu werden verdient. Neben diesen beiden Vorträgen ist von Sachkennern seine Rede über die texanischen Angelegenheiten für ein wahres diplomatisches Meisterstück erklärt worden, dem man in America nur wenig an die Seite stellen könne. Neben der Universalität seines Wissens und der Kühnheit und Klarheit in seinen Gedanken muß man bei ihm auch seine gleichmäßigen, umfassenden und aufgeklärten politischen Ansichten und die Kraft seines wahrhaft gelungenen Styles loben, und man kann sich eine Vorstellung von der Macht seiner Rede machen, wenn man sich zu Obigem hinzudenkt, daß er zugleich eine kräftige, wohlklingende Stimme besaß und schon durch die edle Haltung in seiner ganzen äußeren Erscheinung, wie durch die Lauterkeit seines Charakters Ehrfurcht einflößte. Wir wollen es zwar nicht verschweigen, daß er in der Wahl des Ausdruckes zuweilen geschmacklos erscheint, und daß auch sein Styl stellenweise etwas verworren ist; doch das sind eigentlich nur Ausnahmen, und man muß bei ihm vielmehr fast immer die reine rednerische Kraft bewundern. Hören wir ihn z. B. in seinen Ansichten über die Reinheit americanischer Abstammung, die zugleich als eine charakteristische Probe seiner Beredtsamkeit gelten können.

The founders of your race are not handed down to you, like the father of the Roman people, as the sucklings of a wolf. You are not descended from a nauseous compound of fanaticism and sensuality, whose only argument was the sword, and

whose only paradise was a brothel. No Gothic scourge of God; no Vandal pest of nations; no fabled fugitive from the flames of Troy; no bastard Norman tyrant appears among the list of worthies who first landed on the rock which your veneration has preserved as a lasting monument of their achievement. The great actors of the day we now solemnise were illustrious by their intrepid valour, no less than by their Christian graces; but the clarion of conquest has not blazoned forth their names to all the winds of Heaven. Their glory has not been wafted over oceans of blood to the remotest regions of the Earth. They have not erected to themselves colossal statues upon pedestals of human bones, to provoke and insult the tardy hand of heavenly retribution. But theirs was the better fortitude of patience and heroic martyrdom. Theirs was the great temper of Christian kindness; the rigorous observance of reciprocal justice; the unconquerable soul of conscious integrity. Worldly fame has been parsimonious of her favour to the memory of those generous champions. Their numbers were small; their stations in life obscure; the object of their enterprise unostentatious; the theatre of their exploits remote: how could they possibly be favourites of worldly fame? – That common crier, whose existence is only known by the assemblage of multitudes: that pander of wealth and greatness, so eager to haunt the palaces of fortune, and so fastidious to the houseless dignity of virtue: that parasite of pride, ever scornful to meekness, and ever obsequious to insolent power: that heedless trumpeter, whose ears are deaf to modest merit, and whose eyes are blind to bloodless, distant excellence. — Preserve in all their purity, refine, if possible, from all their alloy, those virtues which we this day commemorate as the ornament of our forefathers. Adhere to them with inflexible resolution, as to the horns of the altar; instil them with unwearied perseverance into the minds of your children; bind your souls and theirs to the national union as the chords of life are centred in the heart, and you shall soar with rapid and steady wing to the summit of human glory. Nearly a century ago one of those rare minds to whom it is given to discern future greatness in its seminal principles, upon

contemplating the situation of this continent, pronounced in a vein of poetic inspiration,

„Westward the Star of empire takes its way."

Let us all unite in ardent supplications to the Founder of nations and the Builder of worlds, that what then was prophecy may continue unfolding into history — that the dearest hopes of the human race may not be extinguished in disappointment, and that the last may prove the noblest empire of time! —

Außer seinen Reden und staatsmännischen Schriften besitzen wir von ihm noch eine Reihe von kritischen Aufsätzen über Shakspeare, Vorträge über Rhetorik, eine Sammlung kleiner lyrischer Gedichte und Dermot Mac Morrogh, eine Erzählung aus dem 12ten Jahrhundert in 4 Gesängen. Für deutsche Leser wird es ferner noch Interesse haben, zu erfahren, daß er sich während seines vierjährigen Aufenthaltes in Berlin eifrig mit deutscher Literatur beschäftigte, Wielands Oberon übersetzte und eine nicht unbedeutende Anzahl von Briefen drucken ließ, welche sehr interessante Betrachtungen enthalten, die er auf einem längeren Ausfluge nach Schlesien über Land und Leute angestellt hatte.

Neben Quincy verdient auch noch William Wirt aus Bladensburg (geb. 1772) in Maryland genannt zu werden, welcher nach einer sehr ruhmvollen Vollendung seiner juristischen Laufbahn das Amt eines General-Anwalts der V. Staaten unter der Präsidentschaft Monroe's (1817) erhielt und dasselbe bis zum Jahre 1830 inne hatte. Hierauf zog er sich in das Privatleben zurück nach Baltimore und starb daselbst im Jahre 1834. Unter seinen zahlreichen Schriften fanden seine Aufsätze vermischten Inhalts, welche er unter dem Namen „The British Spy" und späterhin in der literarischen Zeitschrift „The old Bachelor" drucken ließ, die meiste Beachtung; man bewunderte die Klarheit, den Geist und die Leichtigkeit, in der sie geschrieben, und wenngleich er eigentlich wenig Neues und auffallend Schönes vorbrachte, so gefiel doch Jedem die Fruchtbarkeit seiner Phantasie und der Glanz, mit welchem er die Sprache beherrschte.

Von seinen Gelegenheitsreden müssen wir der wahrhaft klassischen Lobreden auf Adams und Jefferson gedenken, und wir machen noch zugleich auf die Biographie des vorhin erwähnten, berühmten

Redners Patrick Henry aufmerksam (1817), welche er mit großem Fleiße arbeitete, und deren lebensvolle, malerische Schönheit man in hohem Grade bewundern muß. Die meiste Berühmtheit erlangte die Rede, welche er als Ankläger gegen Aaron Burr hielt, der die Mittel zu einem Zuge gegen Mexico herbeigeschafft haben sollte und deshalb wegen Hochverrath angeklagt war. Der Vertheidiger des Angeklagten suchte die Hauptschuld der ganzen Expedition auf einen Herrn Blannerhassett zu schieben und dadurch seinen Clienten vollständig zu reinigen. Die glänzendste Partie der ganzen Anklagerede ist nun der Moment, in welchem Wirt dem Gerichtshofe auseinandersetzt, was für ein Mensch eigentlich Blannerhassett sei, und daraus beweist, daß von jenem der Plan zu einem solchen Unternehmen unmöglich ausgegangen sein könne. Diese Schilderung, welche als Probe von Wirt's Leistungen äußerst charakteristisch ist, gilt in America für eins der besten Stücke nationaler Beredtsamkeit, und in den Schulen wird dasselbe sehr oft zu Declamationen benutzt. Wir wollen deshalb das Bruchstück hier folgen lassen.

Who is Blannerhassett? A native of Ireland, a man of letters, who fled from the storms of his own country to find quiet in ours. His history shows that war is not the natural element of his mind. If it had been, he never would have exchanged Ireland for America. So far is an army from furnishing the society natural and proper to Mr. Blannerhassett's character, that on his arrival in America he retired even from the population of the Atlantic States, and sought quiet and solitude in the bosom of our western forests. But he carried with him taste, and science, and wealth; and lo, the desert smiled! Possessing himself of a beautiful island in the Ohio, he rears upon it a palace, and decorates it with every romantic embellishment of fancy. A shrubbery, that Shenstone might have envied, blooms around him. Music, that might have charmed Calypso and her nymphs, is his. An extensive library spreads its treasures before him. A philosophical apparatus offers to him all the secret mysteries of nature. Peace, tranquillity, and innocence shed their mingled delights around him. And to crown the enchantment of the scene, a wife, who is said to be lovely even beyond her sex, and graced with every

accomplishment that can render it irresistible, had blessed him with her love and made him the father of several children. The evidence would convince you that this is but a faint picture of the real life. In the midst of all this peace, this innocent simplicity, and this tranquillity, this feast of the mind, this pure banquet of the heart, the destroyer comes; he comes to change this paradise into a hell. Yet the flowers do not wither at his approach. No monitory shuddering through the bosom of their unfortunate possessor warns him of the ruin that is coming upon him. A stranger presents himself. Introduced to their civilities by the high rank which he had lately held in his country, he soon finds his way to their hearts by the dignity and elegance of his demeanour, the light and beauty of his conservation, and the seductive and fascinating power of his address. The conquest was not difficult. Innocence is ever simple and credulous. Conscious of no design itself, it suspects none in others. It wears no guard before its breast. Every door and portal and avenue of the heart is thrown open, and all who choose it enter. Such was the state of Eden when the serpent entered its bowers. The prisoner, in a more engaging form, winding himself into the open and unpractised heart of the unfortunate Blannerhassett, found but little difficulty in changing the native character of that heart and the objects of its affection. By degrees he infuses into it the poison of his own ambition. He breathes into it the fire of his own courage; a daring and desperate thirst for glory; and ardour panting for great enterprises, for all the storm and bustle and hurricane of life. In a short time the whole man is changed, and every object of his former delight is relinquished. No more he enjoys the tranquil scene; it has become flat and insipid to his taste. His books are abandoned. His retort and crucible are thrown aside. His shrubbery blooms and breathes its fragrance upon the air in vain; he likes it not. His ear no longer drinks the rich melody of music; it longs for the trumpet's clangour and the cannon's roar. Even the prattle of his babes, once so sweet, no longer affects him; and the angel smile of his wife, which hitherto touched his bosom with ecstasy so unspeakable, is now unseen and unfelt. Greater

objects have taken possession of his soul. His imagination has been dazzled by visions of diadems, of stars and garters, and titles of nobility. He has been taught to burn with restless emulation at the names of great heroes and conquerors. His enchanted island is destined soon to relapse into a wilderness; and in a few months we find the beautiful and tender partner of his bosom, whom he lately „permitted not the winds of“ summer „to visit too roughly,“ we find her shivering at midnight on the winter banks of the Ohio and mingling her tears with the torrents that froze as they fell. Yet this unfortunate man, thus deluded from his interest and his happiness, thus seduced from the paths of innocence and peace, thus confounded in the toils that were deliberately spread for him, and overwhelmed by the mastering spirit and genius of another— this man, thus ruined and undone, and made to play a subordinate part in this grand drama of guilt and treason, this man is to be called the principal offender, while he by whom he was thus plunged in misery is comparatively innocent, a mere accessory! Is this reason? Is it law? Is it humanity? Sir, neither the human heart nor the human understanding will bear a perversion so monstrous and absurd! so shocking to the soul! so revolting to reason! Let Aaron Burr, then, not shrink from the high destination which he has courted, and having already ruined Blannerhassett in fortune, character, and happiness for ever, let him not attempt to finish the tragedy by thrusting that illfated man between himself and punishment.

Ein anderer bedeutender Redner, der sich ebenfalls durch eine umfassende Gelehrsamkeit, ungewöhnliches Talent und eine edle Gesinnung auszeichnete, war der alte Federalist Josiah Quincy. Er war 1772 in Boston geboren, studirte in Cambridge, widmete sich der Rechtswissenschaft, betrieb aber zugleich mit besonderer Vorliebe das Studium der classischen und neueren Literaturen und war von 1829 bis 1845 Präsident der Harvard-Universität. Seit 1804 saß er als Mitglied im Repräsentantenhause und bekleidete von 1813 bis 1820 das Amt eines Senators; späterhin berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den Gemeinderath, und von 1823 bis 1845 war er Bürgermeister von Boston. Außer einer beträchtlichen Anzahl von Gelegenheitsreden haben wir von ihm eine sehr in-

teressante Geschichte der Harvard-Universität in 2 Bänden, welche mit großer Sorgfalt geschrieben ist und ein sehr werthvolles Werk genannt zu werden verdient; schon durch die vielen biographischen Notizen und geistreichen Charakterskizzen, welche der Verfasser mit großer Anschaulichkeit und Lebendigkeit vor uns entwirft, entfaltet die Schrift einen ganz besonderen Reiz, und unser Interesse steigert sich noch, wenn wir des wichtigen Einflusses gedenken, welchen diese großartige Bildungsstätte seit den 200 Jahren ihres Bestehens für das Gedeihen des geistigen Lebens in America überhaupt ausgeübt hat. Von seinen politischen Vorträgen, welche die meiste Beachtung fanden, erwähnen wir einer im Jahre 1808 gehaltenen Rede, in der er zur Unterstützung eines Beschlusses sprach, um den Verordnungen Englands und Frankreichs Widerstand zu leisten, welche den Handel der V. Staaten beschränkten. Seine bedeutendste Rede aber hielt er im J. 1811, in welcher er sich auf eine bewunderungswürdige Weise über die Zulassung von Louisiana zur Union aussprach. Kann man seinen Ansichten auch nicht immer beipflichten, so muß man doch die gelungene Form seiner ganzen Darstellung bewundern, und seine Gegner dachten mit großer Besorgniß an die Erledigung der ganzen Frage, nachdem Quincy in die Worte ausgebrochen war: If this bill passes, the bonds of this Union are virtually dissolved; the states which compose it are free from their moral obligations, and it will be the right of all and the duty of some to prepare for a separation, peaceably if we can, forcibly if we must!

Obwohl man ihm nachsagte, daß er seine Reden stets vorher aufgezeichnet und auswendig gelernt habe, so that dieses doch der Kraft und Lebendigkeit seines glänzenden Vortrags durchaus keinen Eintrag, und der Inhalt und die Form desselben erschienen vielleicht gerade durch die auf die Vorbereitung angewendete Sorgfalt in um so größerer Vollendung.

Unter den früheren Staatsmännern America's nimmt endlich noch der Richter Joseph Story eine achtunggebietende Stellung ein, obwohl er sich eigentlich mehr noch durch die große Zahl seiner juristischen Schriften einen Namen erworben hat. Er stammte aus Marblehead in Massachusetts (geb. 18. Septbr. 1779), studirte in Cambridge und widmete sich dann der Rechtswissenschaft. Obwohl er in seiner Jugend zu der Partei der Demokraten gehörte, fand

sein Talent doch selbst bei Gegnern die verdiente Anerkennung, und nachdem er eine Zeitlang als Mitglied des Congresses thätig gewesen war, übertrug ihm Präsident Madison eine Stelle in dem obersten Gerichtshofe der V. Staaten, welche er in so rühmlicher Weise bekleidete, daß er 1829 nach der Harvard-Universität berufen ward, um daselbst das so eben neugegründete Amt eines Professors der Jurisprudenz zu übernehmen. Er verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode (10. Septbr. 1845) und gründete sich hier durch die Herausgabe seiner juristischen Werke: On the Law of Bailments, On the conflict of laws, On Equity Pleadings u. s. w. einen dauernden Ruhm. Selbst das Urtheil von Juristen Englands geht dahin, daß diese Commentaries des Judge Story*) von keinem englischen Gesetzbuche übertroffen würden; sie sind in philosophischem Geiste geschrieben, der Verfasser geht in ihnen stets auf die ersten Grundprincipien zurück und trägt seine Lehren in einer klaren, verständlichen Sprache vor. Außer einigen unbedeutenden poetischen Schöpfungen veröffentlichte er im J. 1835 eine Sammlung vermischter Schriften, welche seine besten Reden brachten, die er in verschiedenen gelehrten Gesellschaften gehalten und welche für die Gelehrsamkeit, den Scharfsinn und Geschmack ihres Verfassers das beste Zeugniß ablegen.

Wir lassen hier ein Bruchstück aus einem seiner Vorträge folgen, in welchem er im Widerspruche gegen die Vertheidiger eines rein materiellen Nützlichkeitsprincipes das Studium des klassischen Alterthums ganz vortrefflich in Schutz nimmt, ein Bestreben, welches überall, aber ganz besonders in America, als ein höchst verdienstliches gelten muß.

I pass over all consideration of those admired compositions, in which wisdom speaks, as with a voice from heaven; of those sublime efforts of poetical genius which still freshen, as they pass from age to age, in undying vigour; of those finished histories which still enlighten and instruct governments in their duty and their destiny; of those matchless orations which roused nations to arms, and chained senates to the chariot-wheels of all-conquering eloquence. These all may now be read in our vernacular tongue. Ay, as one remembers the

*) Vergl. das Westminster Review. 1848 p. 345.

face of a dead friend by gathering up the broken fragments of his image — as one listens to the tale of a dream twice told — as one catches the roar of the ocean in the ripple of a rivulet — as one sees the blaze of noon in the first glimmer of twilight....

There is not a single nation from the North to the South of Europe, from the bleak shores of the Baltic to the bright plains of immortal Italy, whose literature is not embedded in the very elements of classical learning. The literature of England is, in an emphatic sense, the production of her scholars; of men who have cultivated letters in her universities, and colleges, and grammar-schools; of men who thought any life too short, chiefly because it left some relic of antiquity unmastered, and any other fame humble, because it faded in the presence of Roman and Grecian genius. He who studies English literature without the lights of classical learning loses half the charms of its sentiments and style, of its force and feelings, of its delicate touches, of its delightful allusions, of its illustrative associations. Who, that reads the poetry of Gray, does not feel that it is the refinement of classical taste which gives such inexpressible vividness and transparency to his diction? Who, that reads the concentrated sense and melodious versification of Dryden and Pope, does not perceive in them the disciples of the old school, whose genius was inflamed by the heroic verse, the terse satire, and the playful wit of antiquity? Who, that meditates over the strains of Milton, does not feel that he drank deep at

„Siloa's brook, that flow'd
Fast by the oracle of God" —

that the fires of his magnificent mind were lighted by coals from ancient altars?

It is no exaggeration to declare that he who proposes to abolish classical studies proposes to render, in a great measure, inert and unedifying the mass of English literature for three centuries: to rob us of the glory of the past, and much of the instruction of future ages; to blind us to excellencies which few may hope to equal and none to surpass; to annihilate associations, which are interwoven with our best senti-

ments, and give to distant times and countries a presence and reality as if they were in fact his own.

Wir wenden uns nun zu den großen Staatsmännern der neuesten Zeit, und nennen unter ihnen als die bedeutendsten Clay, Webster und Calhoun; sie waren lange der Stolz America's, — ein einziges Jahr hat alle drei dahinscheiden sehen.

Clay gehört zu denjenigen Männern, die sich vorzugsweise in Republiken finden, welche durch Talent und Fleiß die Begründer ihres eignen Glückes waren.

Henry Clay wurde am 12. April 1777 in Hannover County, im Staat Virginia geboren und verlor den Vater in frühester Jugend, welcher seine große Familie in den dürftigsten Verhältnissen zurückließ. Mit ziemlich geringen Kenntnissen ausgerüstet trat er schon in einem Alter von 14 Jahren bei einem Kaufmanne in die Lehre, um sich gleich den meisten Männern in America durch den Handel eine Lebensstellung zu verschaffen und dadurch zugleich für den Unterhalt seiner Familie sorgen zu können. Nach Verlauf von etwa 2 Jahren hatte er sich durch seine Fähigkeiten und sein wahrhaft liebenswürdiges Wesen so viel Freunde erworben, daß er auf Verwendung derselben eine Stelle als Schreiber an dem obersten Kanzlei-Gerichtshofe erhielt; im Jahre 1796 entschloß er sich, eigentliche Rechtsstudien zu betreiben und ließ sich nach Vollendung derselben als Rechtsanwalt in Lexington, im Staate Kentucky nieder, wo er sich bald einer ungewöhnlichen Beliebtheit erfreute. Hier begann er auch seine politische Laufbahn, indem man ihn als Mitglied in den Staats-Convent berief, welcher für Kentucky eine neue Verfassung berathen sollte. Bei seinem jugendlichen Eifer für Recht und Wahrheit kämpfte er mit dem männlichsten Muthe für die Abschaffung der Sclaverei, jenes Schandfleckens, der so viel Unheil gebracht hat und leider noch gegenwärtig auf vielen Staaten des freien America's lastet. Aber die Frage war noch nicht reif zur Entscheidung. Mit Hohn und furchtbarer Erbitterung wurde deshalb sein wohlgemeinter Vorschlag aufgenommen, und raubte ihm für den Augenblick fast alle seine Popularität. Die Abneigung milderte sich indessen allmälig, und man konnte nicht umhin, seinem außerordentlichen Talente und seiner kühnen Unerschrockenheit volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Man fühlte es, daß der Staat einen solchen Mann nicht wohl entbehren könne und wählte ihn deshalb schon 1806 in den Congreß, obgleich

er kaum das erforderliche Alter erreicht hatte. Auch hier zeichnete er sich auf das Vortheilhafteste aus, man wählte ihn deshalb stets wieder, entweder für das Repräsentantenhaus oder für den Senat, und während seiner ganzen Wirksamkeit im Congresse hatte er fast immer das ehrenvolle Amt eines Sprechers inne. Seine Schnelligkeit in der Auffassung, seine Entschiedenheit und Festigkeit sowie die große Urbanität in seinem ganzen Wesen machten ihn für diese Stellung sehr geeignet, und er fand in seiner Wirksamkeit große Anerkennung. In seiner ersten Rede entwickelte er die Grundzüge des americanischen Handelssystems, welche späterhin zur Geltung gekommen sind; er sprach zu Gunsten der heimischen Fabrikate und strebte danach, die americanische Industrie selbstständig und von Europa unabhängig zu machen. Späterhin war er einer der heftigsten Agitatoren, um die Regierung zu einer offenen Kriegserklärung gegen England zu veranlassen, und wie er während des ganzen Krieges, welcher die letzten Banden zwischen America und dem Mutterlande zerriß, unausgesetzt der Redner der Volkspartei war und als solcher die wichtigsten Rathschläge ertheilte, so wählte man ihn auch später zum Friedens-Commissar, um in Göttingen und darauf in Gent den Frieden definitiv abzuschließen. Mit demselben Erfolge betrieb er im Jahre 1818 die Emancipation der südamericanischen Staaten, und die Bedeutung seiner Beredtsamkeit war so groß, daß die Officiere in dem Süden ihren Leuten vor der Fronte die Reden des großen Mannes voll Begeisterung vorlasen, und daß man ihm den Beinamen des „großen Friedenstifters" (Pacificator) gab.

Als in späterer Zeit bei den immer mehr zunehmenden Einwanderungen sich die Macht der demokratischen Partei immer vergrößerte, da fürchtete Clay mit vielen seiner Landsleute, es werde nach und nach alle Gewalt in der Staatsregierung der Union centralisirt und dadurch ein verderblicher Bruch herbeigeführt werden; er hielt es deshalb für seine patriotische Pflicht, dem Ueberströmen der Demokratie mit aller Kraft entgegen zu treten, und er ging darum in das Lager der Whigs über, mit denen vereint er von der reinsten Vaterlandsliebe erfüllt bis zu seinem Tode für die Erhaltung des americanischen Systems muthig gekämpft hat. Er wurde mehrfach als Candidat für die Präsidentschaft aufgestellt, und wäre vor mehreren Jahren sicherlich mit der höchsten Würde der Republik bekleidet worden, wenn ihm nicht die Mitbewerbung des alten ruhm-

bedeckten Volkslieblings Zach. Taylor in den Weg getreten wäre.

Zu verschieden Zeiten waren ihm Staatsämter angetragen, aber er hatte sie stets ausgeschlagen, weil er nicht nach Ehre geizte und weil er andrerseits das Bewußtsein im Busen trug, daß ihn seine Partei nicht wohl entbehren konnte, und bei allen wichtigen Reformen, welche in den letzten 10 bis 20 Jahren vorgenommen sind, war er stets einer der entschlossensten und zugleich umsichtigsten Vorkämpfer. Es galt ihm in einem solchen Falle völlig gleich, ob selbst das persönliche Interesse seiner eigenen Parteigenossen dabei verletzt wurde; das Wohl des ganzen Vaterlandes ging ihm über Alles, und er brachte demselben sogar seine eigene Popularität ohne Murren zum Opfer. So erklärt es sich, daß er eigentlich kein Volksgünstling war und nur wenige persönliche Freunde hinterließ; dafür aber hatte er andrerseits eine ungeheure Zahl der aufrichtigsten Verehrer und Bewunderer; allgemein erkannte man den Segen seines langen bedeutungsvollen Lebens an, allgemein schätzte man ihn als einen der besten Staatsmänner, und als Beweis der hohen Ehrerbietung, welche ihm alle Parteien ohne Unterschied widmeten, erwähnen wir noch, daß bei seinem Hinscheiden (1852) die ganze Union aufs Tiefste trauerte. Die Blätter aller Farben erschienen bei seiner Todesnachricht mit schwarzer Umrandung, der Congreß setzte sofort seine Sitzungen aus, General Caß, sein politischer Gegner, widmete ihm einen wahrhaft erschütternden, schmerzlichen Nachruf, und Senatoren und Repräsentanten begleiteten die irdische Hülle des großen Todten von Washington bis nach Kentucky. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er sich besonders viel mit religiösen Dingen beschäftigt und einer streng dogmatischen Anschauung des Christenthums zugewendet. Er starb in den Armen seines Sohnes, welchem er noch im Augenblicke des Scheidens mit vollem Bewußtsein und mit dem Blicke inneren Seelenfriedens zurief: „Mein Sohn, ich gehe!"

Wenden wir uns nun nach dieser kurzen biographischen Skizze Clay's zu einer näheren Betrachtung seiner geistigen Fähigkeiten, so müssen wir vor Allem seinen Tact, seine besondere Geschicklichkeit bewundern, mit welcher er jedes Ding anfaßte. Mit diesem Gefühle der Sicherheit wußte er alle Schwierigkeiten zu überwinden; er hatte stets Auge und Ohr offen, und es fehlte ihm nie an dem rechten Geschmacke und er wußte dann nicht nur immer was zu thun war,

sondern auch wie es sich thun ließ, und darum öffneten sich ihm dann auch leicht die Ohren und Herzen Anderer und er gewann ohne viele Mühe und Anstrengung die erforderlichen Stimmen für seine Vorschläge. Schon früher zeigte sich bei ihm diese glückliche Gabe der Natur, so oft er in Criminalsachen als Vertheidiger auftrat, aber auch in Civilprocessen erwarb er wohl gerade hierdurch ganz besonders Ansehen und Vermögen. Die ächt nationale Richtung seines Geistes bildet eine andere wichtige Eigenschaft in seinen Leistungen der Beredtsamkeit. Die ganze Gluth seiner Vaterlandsliebe loderte in der Heftigkeit seiner Angriffe auf das Sclavensystem, und ebenso stark in seinem Zorne über die englische Willkür, welche den Ruf und die Rechte America's so schmählich gekränkt hatte. Durch sein barbarisches Preßsystem hatte Großbritannien während einer einzigen Sitzung des Congresses nachweislich 7000 freie Americaner in die Gefangenschaft geführt, und solchem Unwesen konnte ein Mann wie Clay nicht mit Gleichgültigkeit zusehen. Man suchte der Sache in milden, aber halben Maßregeln abzuhelfen, und Viele fürchteten die mit einem offenen Bruche verknüpften Gefahren, da man der Seemacht Englands nichts Ebenbürtiges glaubte entgegenstellen zu können; da erhob sich Clay und machte es den Schwachmüthigen klar, daß durch längeres Ertragen solcher Schmach America's ganzer Handel nicht nur, sondern auch des Landes Ehre, das höchste, theuerste Gut eines freien Volkes, verloren gehen werde. Er zeigte die Nothwendigkeit, America's Flotte zu vergrößern, indem er nachwies, wie gerade damit das Gedeihen des Handels aufs Innigste verknüpft wäre. „A marine", sagte er, „is the natural, the appropriate guardian of foreign commerce. The shepherd and his faitful dog are not more necessary to guard the flocks that browse and gambol on the neighboring mountain. Neglect to provide the one, and you must abandon the other. Suppose the expected war with Great Britain is commenced — you enter and subjugate Canada, and she still refuses to do you justice — what other possible mode will remain to operate on the enemy, but upon that element where alone you can come in contact with her? And if you do not prepare to protect there your own commerce and to assail his, will he not sweep from the ocean every vessel bearing your flag, and destroy even the coasting trade?" Er bedrohete darauf den Congreß, daß man ihn der strafbarsten Nachlässigkeit dereinst an-

klagen würde, wenn durch sein Zaudern irgend ein Bombardement verschuldet werden sollte, und schloß dann mit den Worten: Would not every honorable member of the committee inflict on himself the bitterest reproaches, if by failing to make an inconsiderable addition to our gallant little navy, a single British vessel should place New York under contribution?

Wie Clay hier für die Entwicklung der amerikanischen Seemacht sorgte, so zeigte er auch bei einer anderen Gelegenheit sein nationales Streben, indem er zuerst die Aufmerksamkeit des Congresses und seines Volkes auf die große Bedeutung der südlichen Staaten hinlenkte und der ganzen Sache durch die Kraft seines Wortes erst eigentlich den rechten Werth gab. Nach vielen Kämpfen drang er endlich am 18. März 1822 mit dem Antrage durch, daß das Repräsentantenhaus die Erklärung abgab, man nehme an dem Freiheitskampfe der spanischen Provinzen den innigsten Antheil und werde dem Präsidenten die nöthigen Mittel bewilligen, wenn er die Unabhängigkeitserklärung dieser Provinzen anerkennen und sie kräftig unterstützen wolle. Dieselbe Tendenz, denselben Erfolg hatten auch seine Reden in der Missouri-Frage, in welcher er sich zugleich von der ihm gemachten schamlosen Beschuldigung aufs Glänzendste reinigte und zugleich den Frieden unter den Parteien aufs Beste herstellte, indem er jene herrliche — für America ewig denkwürdige — Rede hielt, welche mit den Worten schloß: „Yes, I have ambition; but it is the ambition of being the humble instrument in the hands of Providence, to reconcile a divided people; once more to revive concord and harmony in a distracted land — the pleasing ambition of contemplating the glorious spectacle of a free, united, prosperous, and fraternal people!"

Charakteristisch für unseren Redner ist endlich seine ganze Ausdrucksweise, die sich sowohl in seinem Aeußern, als auch in seiner Sprache und seinem Style zeigte, so oft er seine Stimme erhob. Seine große schöne Gestalt und seine auffallenden Gesichtszüge sollen einen unwiderstehlichen Zauber geübt haben; seine Stimme, so berichtet man allgemein, besaß eine wunderbare Kraft, großen Umfang und wahren Reichthum. Die Kühnheit seines unternehmenden Geistes, die Gluth seines Temperamentes, war stets in seinen Zügen und in allen seinen Worten deutlich zu lesen, und wer ihm folgte, dem konnte es nicht entgehen, daß ihm kein Gegenstand zu gewaltig und zu ge-

fährlich, keiner aber auch zu geringfügig und unbedeutend vorkam, wenn dadurch die Wohlfahrt des Vaterlandes befördert werden konnte. Augenzeugen berichten uns, daß bei affectvollen Stellen oft jede Muskel des Redners in Thätigkeit war, und sein ganzer Körper in höchster Erregtheit erschien; man sah ihn dann zwar heftig, aber immer anmuthig und nie unschön gesticuliren, und Alles war an ihm Leben und Geist. Wir hören ihn niemals lange eifrig declamiren, noch auch lange trocken demonstriren; es erscheint Beides bei ihm so herrlich gemischt, daß man nie Langeweile empfindet und immer weiter mit ihm fort will; sein Styl ist dabei kühn und reich an Abwechslung, er träumt nie mit seinen Zuhörern und philosophirt auch nicht, sondern er ist überall praktisch, Alles trägt zugleich den Stempel der Wahrheit und ächter Vaterlandsliebe, und seine einfachen, aber kräftigen Worte mußten nothwendig ganz besonders auf die Massen eine ungeheure Wirkung haben. Bei seiner unerschütterlichen Ausdauer und Consequenz hielt er stets an dem Grundsatze fest, daß ein Bürger bis zu seinem letzten Pulsschlage zum kräftigsten Dienste seinem Vaterlande verpflichtet sei, und er bekannte und vertheidigte deshalb seine Grundsätze stets ohne die geringste Zurückhaltung, und da er nur über dasjenige sprach, was er völlig verstand, so wirkte schon das Interesse, welches er so lebhaft für den Gegenstand zeigte, ganz gewaltig, und man mußte ihn bewundern, wie ihm in freiester Rede die Worte in ungehindertem Flusse entströmten und wie er unaufhaltsam von einem Gedanken zu dem andern forteilte und ihn nichts zu verwirren, zu stören oder in seinem Laufe aufzuhalten im Stande war. Man hat Clay in künstlerischer Hinsicht sehr bezeichnend mit Rubens verglichen, der seine Bilder nicht etwa Jahre lang in seinem Atelier behielt und darüber viel nachsann und oft die bessernde Hand anlegte, der dagegen seine Schöpfungen schnell skizzirte und sie dann mit einem Male völlig ausführte. Seiner natürlichen Anlage, seinem praktischen Geiste und dem außerordentlichen Fleiße, welchen er von frühester Jugend bewies, verdankte es Clay, daß dieser Vergleich in allen Punkten zutrifft. In künstlerischer Beziehung und rhetorischer Durchführung können Clay's Reden indessen nicht immer als Muster gelten. Perikles, Demosthenes, in neuerer Zeit auch Sheridan und Andere bereiteten sich tüchtig auf ihre öffentlichen Vorträge vor, wodurch die letzteren eine vollendete Form erhielten und sich durch gute Anordnung, Harmonie in den einzelnen

Theilen und Correctheit des Ausdrucks auszeichneten. Clay verschmähete dagegen die ruhige Vorbereitung des Studirzimmers und überließ sich der Begeisterung, mit welcher ihn das Senatshaus erfüllte. In Vergleich zu anderen seiner Zeitgenossen steht Clay Niemandem an Originalität, Kraft und Fülle des Ausdrucks nach; in den physischen Eigenschaften, durch welche der Ruf eines Redners so sehr mit bedingt waren, nahm er stets die erste Stelle ein. Wir vermissen bei ihm freilich zuweilen die rechte Logik, und er zeigte auch in seinen Reden nirgend classische Gelehrsamkeit; statt dessen weht aber in ihnen der reinste Patriotismus und wenn seine Worte auch selten nur erhaben genannt werden können, so besitzen sie dafür andererseits eine solche Kraft der Ueberzeugung, und sie schmeicheln sich so sehr ein, daß ihnen das Herz nicht zu widerstehen vermag, und jeder Widerstand leicht entwaffnet wird. Das dankbare Vaterland hatte ihm den Beinamen des praktischen Politikers gegeben, dem man gern beipflichtet und nur noch hinzufügen muß, daß er ein ächter Amerikaner war.

Neben Clay nennen wir Webster, einen Mann, der durch die Größe seiner Talente, die Festigkeit seines Willens und seine unerschütterliche Liebe für Wahrheit als ein Stern erster Größe in seinem Vaterlande glänzte.

Daniel Webster wurde 1782 in Salisbury in der Nähe der White Hills von New Hampshire geboren, an der Quelle des Flusses Merrimack; die großartige Natur, welche ihn hier von frühester Jugend an umgab, trug wohl nicht unwesentlich dazu bei, ihn mit dem glühendsten Patriotismus zu beseelen, indem sie ihm die Elasticität der freien schönen Bergluft, die freudige Munterkeit ihrer Flüsse und die Festigkeit ihrer Granitfelsen verlieh. In einem Alter von etwa 16 Jahren ging er mit ziemlich ungenügender Vorbereitung in das Darmouth College, wo er 1801 als Anerkennung für den Erfolg seiner fleißigen Studien die academischen Grade erlangte, 1805 seine juristische Ausbildung empfing und später unter die Zahl der Advocaten aufgenommen wurde. Er praktizirte anfangs in Boscawen, weil er seinen alternden Vater nicht verlassen wollte, obwohl ihm mehrere einträgliche Stellen an anderen Orten angeboten wurden; nach dessen Tode ging er nach Portsmouth und später nach Boston. Im Jahre 1812 ward er zum Mitgliede des Congresses gewählt, und von dieser Zeit an bis zu seinem Tode (1852) be-

kleidete er fast immer die höchsten öffentlichen Aemter; er war Senator und bei seinem Hinscheiden Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Man wußte, daß er ein tüchtiger Gelehrter war und dabei einen riesenmäßigen Fleiß besaß, und er hatte sich zugleich als einen höchst scharfsinnigen und zugleich praktischen Staatsmann bewährt. Nur wenige Jahre bildeten eine Art von Zwischenzeit in seinem politischen Leben, wo er sich nach dem Jahre 1817 ausschließlich seinen Berufsgeschäften als Rechtsgelehrter widmete und sich in Rücksicht auf den Unterhalt seiner Familie hartnäckig weigerte, irgend ein öffentliches Amt anzunehmen. Nachdem er in genügender Weise für die Seinen gesorgt hatte, ward es ihm Gewissenssache, nicht länger den Ruf des Vaterlandes unbeachtet zu lassen, und er leistete demselben seit 1823 die ausgezeichnetsten Dienste. Späterhin wählte ihn die Stadt Boston fast einstimmig zu ihrem Vertreter, die aufrichtigste Bewunderung seiner Mitbürger lohnte sein rastloses Streben, nnd selbst in England, welches er 1839 besuchte, widmete man seinem Geiste und seinem edlen untadeligen Charakter die höchste, ungetheilteste Verehrung. Der Ruhm und die Ehre seines Vaterlandes ging ihm über Alles, und seine vielen Reden, welche die Wahrung der americanischen Verfassung vorzugsweise betrafen, zeigten ihn als einen ächten Americaner; aber seine ganze staatsmännische Wirksamkeit hat auch zur Genüge dargethan, daß er mit der Geschichte und Politik Europa's sehr wohl vertraut war, und schon seine im Jahre 1823 für die Griechen gehaltene berühmte Rede zeigt es, daß er sich mit großer Vorliebe auch der auswärtigen Politik zuwendete, deren sichere und wohlüberlegte Führung ihm bis zu seinem Tode anvertraut war.

Seine äußere Erscheinung hatte etwas Auffallendes und Ungewöhnliches: er war freilich nicht sehr groß, aber dennoch besaß er das Aeußere eines Athleten. Einer seiner Freunde erzählte, daß sein Antlitz finster, sein Haar schwarz und seine Stirn von ungewöhnlicher Höhe und Breite gewesen; sie habe einen Genius ersten Ranges angezeigt und es sei fast unmöglich gewesen, dem Ausdrucke seiner merkwürdig großen Augen ohne Scheu zu begegnen. Seine kräftige Stimme gewährte ihm eine mächtige Unterstützung und bei der allgemeinen Theilnahme, welche man in America an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, bei der Bewunderung, welche man diesem hervorragenden Manne zollte, dessen starke und erfahrene Hand das

Staatsschiff in der Stunde der Gefahr am sichersten zu führen vermochte, kann man es begreifen, daß es stets ein Schauspiel von höchster Anziehungskraft war, wenn der berühmte Redner bei einer wichtigen Veranlassung seine mächtige Stimme erhob. Bei solchen Gelegenheiten, berichtet ein Augenzeuge, war das Capitol von Bürgern umdrängt, welche sich um den Eintritt zu dem überfüllten Saale des Senats bemühten; denn in seinem Auftreten erinnerte Webster als Redner durchaus an die Beschreibung von Milton im verlornen Paradiese: „Mit gewichtigem Anblick erhob er sich und erschien, indem er aufstand, gleich einer Säule des Staats; tief in seine Stirne gefurcht waren Ueberlegung und öffentliche Sorge, und königlicher Rathschluß überstrahlte sein Antlitz, majestätisch, obgleich schon im Verfall: weise stand er da, mit den Schultern eines Atlas, stark, um die Wucht des mächtigsten Reiches zu tragen; sein Blick schaffte ihm Gehör und sicherte ihm Theilnahme bis in die Nacht oder bis zur Mittagshitze des Sommers.“ Seine Reden waren nicht der feurige Ausbruch eines Enthusiasten, sondern die ruhigen und gehaltreichen Darlegungen eines gereiften Geistes, der mit der Menschheit und dem menschlichen Herzen vertraut ist; sie glichen nicht einer Ueberschwemmung, welche Alles mit sich fortreißt, sondern sie waren das Dahinströmen eines tiefen und natürlichen Stromes, der mit jedem Schritte breiter und mächtiger wird. Einige seiner bemerkenswerthesten Reden rufen uns die Tage des Cicero und Demosthenes zurück, und sie bilden Ereignisse in der Geschichte America's.

Von seinen Reden erschienen drei verschiedene Sammlungen; der erste Band 1830, der zweite 1838 und der dritte 1843; später sind indessen noch viele einzeln gedruckt und in America weit verbreitet worden. Alle seine Vorträge zeichnen sich zuvörderst durch große Klarheit und Leichtigkeit in der Ausführung aus; gleich zu Anfange überschaut er sein ganzes Werk, welches in großartigem Umrisse offen vor ihm da liegt und an welchem er sich mit der schwunghaften Kühnheit seines Styles fest und sicher hält. In Allem, was er sagt, herrscht die größte Einheit, mit welcher die untergeordneten Theile stets in der besten Harmonie stehen, und wie kurz und flüchtig auch zuweilen die Beweisführung zu sein scheint, so ist doch jedes Wort in solchem Falle durch eine charakteristische Schärfe und Genauigkeit ausgezeichnet, welche gleichsam das Ergebniß der sorgfältigsten und genauesten Untersuchung ist. Die Hauptsache verliert er nie aus

den Augen und wir finden bei ihm die größte Strenge in der Deduction, welche ihm in America den ehrenvollen Beinamen „The Logician“ verschafft hat. Die logische Strenge ist überhaupt ein Hauptvorzug seiner Reden. Seine Beredtsamkeit hat mehr einen epischen als dramatischen und lyrischen Charakter, aber er besitzt ein wunderbares Talent, die reichsten Ideen zu verkörpern und ihnen die herrlichsten Formen von plastischer Strenge zu verleihen. Alle Worte sind ihm nur Mittel, und sein Zweck geht nur dahin, Andere zu überzeugen; freilich stehen ihm die reichsten Hilfsquellen zu Gebote, aber er schöpft aus ihnen nur mit fester und vorsichtiger Hand, und man fühlt es ihm oft deutlich an, daß er mit seinem Reichthum aus Bescheidenheit nicht glänzen will. Er hatte sich stets der größten Einfachheit befleißigt, und so erscheinen uns denn seine Werke immer schöner und vollendeter, je länger wir sie studiren. Alles nichtige und werthlose Beiwerk ist von ihm sorgfältig vermieden, und gleichwie der leitende Gedanke durchweg vorwiegt, so weilt auf allen einzelnen Theilen eine liebliche einfache Würde.

Neben der Schärfe seines Verstandes besaß Webster übrigens eine sehr lebhafte Phantasie, und in seinen Reden findet man neben den tiefsinnigsten Darlegungen oft die höchste ideale Schönheit, deren reizender Zauber seinem Werke eigentlich die Krone aufsetzte. Höchst charakteristisch zeigt sich dies in der berühmten Rede, welche Warren auf Bunker Hill gewidmet war, wo er plötzlich von der dritten Person in die zweite überspringt; die Nähe des Ortes, auf welchem der geliebte Held fiel, wirkt so mächtig auf ihn, daß er ihn gleichsam vor sich zu sehen glaubt, wie er sein theures Blut für das Vaterland dahin giebt, und er muß deshalb den Märtyrer selbst anreden, indem er seinen Zuhörern sagen will, welches Verdienst dem wahren Patrioten Nachruhm und Unsterblichkeit sichere. Doch man höre seine eigenen Worte, welche hier wirksamer sprechen, als dieses jegliche Analyse vermöchte.

„Venerable men! You have come down to us from a former generation. Heaven has bounteously lengthened out your lives, that you may behold this joyous day. You are now, where you stood fifty years ago, this very hour, with your brothers and your neighbors, shoulder to shoulder, in the strife for your country. Behold, how altered! The same heavens are indeed over your head; the same ocean rolls at your feet; but

all else, how changed! You hear now no roar of hostile cannon. You see no mixed volumes of smoke and flame rising from burning Charlestown. The ground strewed with the dead and dying; the impetuous charge; the steady and successful repulse; the loud call to repeated assault; the summoning of all that is manly to repeated resistance; a thousand bosoms freely and fearlessly bared in an instant to whatever of terror there may be in war and death; — all these you have witnessed, but you witness them no more. All is peace. The heights of yonder metropolis, its towers and roofs, which you then saw filled with wives and children, and countrymen in distress and terror, and looking with unutterable emotions for the issue of the combat, have presented you to-day with the sight of its whole happy population, come out to welcome and greet you, with an universal jubilee. Yonder proud ships, by a felicity of position, appropriately lying at the foot of this mount, and seeming fondly to cling around it, are not means of annoyance to you, but your country's own means of distinction and defence. All is peace; and God has granted you this sight of your country's happiness, ere you slumber in the grave for ever. He has allowed you to behold and to partake the reward of your patriotic toils; and he has allowed us, your sons and countrymen, to meet you here, and in the name of the present generation, in the name of your country, in the name of liberty, to thank you!

„But, alas, you are not all here! Time and the sword have thinned your ranks. Prescott, Putnam, Stark, Brooks, Read, Pomeroy, Bridge! Our eyes seek for you in vain amidst this broken band. You are gathered to your fathers, and live only to your country in her grateful remembrance, and your own bright example. But let us not too much grieve, that you have met the common fate of men. You lived, at least, long enough to know that your work had been nobly and successfully accomplished. You lived to see your country's independence established, and to sheathe your swords from war. On the light of Liberty you saw arise the light of Peace, like

> another morn,
> Risen on mid-noon; —

and the sky on which you closed your eyes was cloudless.

„But — ah! — Him! the first great Martyr in this great cause! Him! the premature victim of his own selfdevoting heart! Him! the head of our civil councils, and the destined leader of our military bands; whom nothing brought hither, but the unquenchable fire of his own spirit; Him! cut off by Providence, in the hour of overwhelming anxiety and thick gloom; falling ere he saw the star of his country rise! — Our poor work may perish; but thine shall endure! This monument may moulder away; the solid ground it rests upon may sink down to a level with the sea; but thy memory shall not fail! Wheresoever among men a heart shall be found, that beats to the transports of patriotism and liberty, its aspirations shall be to claim kindred with thy spirit!“

Durch diese und ähnliche Reden, in denen eine wahre Herzenssprache erklang, wurde Websters Namen seinen Landsleuten doppelt theuer, und kein Americaner wird jemals an die Gräber von Hamilton, Adams, Jefferson und Jay denken, ohne sich dabei des großen nationalen Redners zu erinnern. „Den schönsten Triumph seines Lebens,“ so schreibt über ihn einer seiner Landsleute, „kann man wohl seine sogenannte Compromiß-Rede nennen, die er im Jahre 1850 hielt, als die Frage wegen Einführung der Sclaverei in die neugewonnenen Staaten am Stillen Meere die Fortdauer der Nordamericanischen Union ernsthaft bedrohte. „Gottes Gesetz verbietet Sclaverei, Menschen brauchen sie nicht noch speciell zu verbieten,“ war sein stärkstes, stets wiederkehrendes Argument. So vielen Widerstand und so großes Mißfallen dies Wort auch in den südlichen Sclaven-Staaten fand, so jauchzte ihm doch das ganze Land als dem Retter der Union zu, und zur höchsten Achtung gesellte sich jetzt die wärmste Bewunderung und wohlbegründete Liebe.“

In allen seinen Vorträgen läßt sich ein dreifacher Styl sehr genau unterscheiden; wir gewahren in demselben nämlich entweder den ruhigen Erzähler, den würdevollen Staatsmann, oder auch den von Leidenschaft ergriffenen Patrioten. So erscheint uns denn Webster oft bloß mit den einfachsten Worten einer schmucklosen Erzählung; die Thatsachen werden klar dargelegt und alles Gezwungene und Unnatürliche ist dabei sorgfältig vermieden. Man gewinnt dabei den

reinen Charakter des Mannes außerordentlich lieb, welcher langsam, aber sicher voranschreitet. Liegt die Entscheidung über eine wichtige Angelegenheit vor, haben vielleicht die Leidenschaften der Parteien den höchsten Grad erreicht, so tritt er mit doppelter Ruhe, Kraft und Würde vor uns hin, und im Bewußtsein seines Rechtes steht er da und bemeistert den gewaltigen Sturm, und während solchen Kampfes und nach demselben ist er seinen Gegnern oft wie ein leibhaftiger Herkules vorgekommen, welcher sich ganz ruhig auf seine Keule lehnt. Seine Geistesgegenwart in solchen Momenten soll außerordentlich gewesen sein, und die Tiefe seiner Anschauung, die Durchsichtigkeit seiner Beweisführung übte dann stets einen unwiderstehlichen Zauber. In fester, dicht geschlossener Reihe treten dann seine Gründe auf, und sie sind gleich einer undurchdringlichen Phalanx, wie die Glieder einer Kette, welche nicht abbrechen will. Ist nun die Basis seiner Begründung sicher gelegt, daß er sich weiter frei gehen lassen darf, so wird sein Inneres plötzlich gewaltig bewegt, und besonders im Kampfe gegen das Schlechte und Niedrige braust dann zuweilen aus seinem Munde ein förmlicher Sturm von Worten daher, und sein Hohn, seine ausgesprochene Verachtung und Herausforderung bewirken Furcht und Schrecken. Seine Sprache ist dann wiederum der Sache völlig angemessen und das verzehrende Feuer seiner Worte ist natürlich und von unwiderstehlicher Gewalt, so daß es alles Unreine zu verzehren scheint.

Mit Natur und Kunst, Geschichte und Philosophie war Webster aufs Innigste vertraut, und seine vollendeten Reden tragen viele Spuren von dem Eifer an sich, mit welchem er studirt hatte; aber er war zugleich auch ein werthvolles Rüstzeug in der Hand des Herrn, um Glauben und Moralität in seinem Vaterlande zu fördern und in allen seinen Reden und Thun blickt die sichere Zuversicht auf die Erlösung durch Christum, mit welcher er auch Andere zu erfüllen suchte. Er blieb seinem beseligenden Glauben bis zum letzten Athemzuge treu, und rührend ist die Schilderung über sein kürzlich erfolgtes Hinscheiden, welches uns die Zeitungen brachten.

Webster empfing die Nachricht (lautete es dort), daß er nach drei Stunden sterben müsse, mit vollkommenem Gleichmuth, obgleich wenige Menschen die Erde mehr geliebt haben, als er. In diesem schweren Augenblicke bekannte er seinen festen Glauben an das Christenthum, und sein letztes beredtes Wort war nicht an seine Mitbrüder,

sondern an seinen Schöpfer gerichtet; nachdem er die Frauen des Hauses mit wenigen rührenden Worten des Lebewohls entlassen, sprach er zu dem einzigen Sohn, der ihm geblieben, und segnete einen Enkel, von dem er Großes hoffte. Hierauf betete er mit lauter, deutlicher Stimme und schloß mit den Worten: „O Vater im Himmel, vergieb mir meine Sünden und nimm mich in Dein Reich auf, um Jesu Christi willen!“ Damit starb er.

Nach seinen Fähigkeiten wie nach der Bedeutung seiner Wirksamkeit verdient neben den beiden letztgenannten Rednern auch noch John Caldwell Calhoun aus Abbeville in South Carolina (geboren den 18. März 1782) angeführt zu werden. In seiner Jugend wendete er ganz besondere Vorliebe der Geschichte zu und studirte überhaupt auf der Schule mit solcher Leidenschaft, daß er krank und elend wurde, und daß seine Mutter, deren Gatte bereits gestorben war, sich genöthigt sah, den kränkelnden Knaben zu sich aufs Land zu nehmen. Nachdem Calhoun sich wieder völlig gekräftigt hatte, kehrte er zu seinen Studien zurück, und der Erfolg derselben war so erfreulich, daß er bereits im Jahre 1802 in das Yale College aufgenommen werden konnte; er widmete sich später der Rechtswissenschaft und besuchte die juristische Schule in Litchfield, wo er Gelegenheit fand, sich rühmlich auszuzeichnen. Die Studirenden stellten hier besondere Uebungen im freien Vortrage an, und Calhoun bewies dabei ein ganz ungewöhnliches Talent; er besaß zugleich ein sehr gutes und sicheres Gedächtniß und in den improvisirten Debatten zeigte er schon dieselbe Genauigkeit im Auffassen und Gruppiren der einzelnen Ansichten, welche die Gegner vorgebracht hatten, die man auch in späterer Zeit bei dem Staatsmanne so sehr bewundern mußte. Ueberhaupt aber zeichneten sich alle seine Reden durch eine gewisse logische Strenge und große Präcision des Ausdruckes aus, und die Americaner haben ihm deshalb den Beinamen des Philosophen oder Metaphysiker gegeben.

Im Jahre 1817 wurde Calhoun von dem Präsidenten Monroe zum Staatssecretär für den Krieg ernannt, und er bewährte sich in dieser Stellung so sehr, daß er in Anerkennung seiner Verdienste zwei Male hinter einander zum Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten erwählt wurde (1824 und 1828); ein persönliches Zerwürfniß mit General Jackson veranlaßte ihn später, auf dieses ehrenvolle Amt Verzicht zu leisten. Den Freihandel und die volle Souveränetät der

einzelnen Staaten vertheidigte er in seiner ganzen politischen Wirksamkeit stets mit dem größten Feuer, und es war ihm eine wahre Herzenssache, den Grundsatz vor Allem gewahrt zu sehen, daß die Union nur als eine Verbindung der verschiedenen Regierungen unter einander, aber nicht der Völker angesehen werden müsse, und daß ein jeder Staat das Recht habe, sich denjenigen Gesetzen des Congresses zu widersetzen, welche er für unconstitutionell erachte. In seinen Reden, welche sich durch Klarheit und Kraft auszeichnen*), geht er fast immer ohne viele Umschweife direct auf die Sache ein. Es ward schon oben angedeutet, daß sich die Gedankenfolge bei ihm durch große logische Strenge bemerklich macht; man findet dort indessen nicht etwa nur ein kaltes Räsonnement und trockne Dogmen, sondern vielmehr lebendige Realitäten, welche tiefen Ernst, die ursprüngliche Kraft und Einfachheit des lebendigen Redners sehr gut darstellen. Seine Sprache ist gewählt und vorzugsweise für diejenigen berechnet, die da beim Zuhören auch ein wenig denken wollen; eigentlichen Zierrath wendet er nur selten an, und dunkel und unverständlich wird er niemals; er liebt freilich abstracte Speculationen, aber Alles nimmt bei ihm gleich die Richtung zum Praktischen. Oft schreitet er mit der prägnantesten Kürze des Ausdrucks voran, und es bedarf dann der angestrengtesten Aufmerksamkeit des Zuhörers oder Lesers, um dem kühnen Redner in seinem schnellen Fluge zu folgen; großartig erscheint er ferner im Analysiren, und er zerlegt die verwickelten Materien mit einer solchen Schärfe und Sicherheit in ihre einzelnen Theile, daß man ihm die volle Bewunderung nicht versagen kann. Er gehörte der Schule Jeffersons an und fand deshalb auf dem Kampfplatze viele ebenbürtige Feinde, denen er oft mit großem Glücke entgegentrat. Sein Tod, welcher im vorigen Jahre erfolgte und dem Hinscheiden Clay's und Websters kurz vorherging, wurde allgemein schmerzlich beklagt. Man schätzte ihn als einen lieben munteren Gesellschafter, man achtete die Schärfe seines Geistes und verehrte ihn wegen seiner tiefen Religiösität und seines hohen sittlichen Werthes. Das ziemlich unbeschränkte Vertrauen, welches er in Andere setzte, veranlaßte ihn zu manchen Fehlern, wenngleich es seinem Herzen Ehre machte, und sein großer Eifer für das Wohl des Vaterlandes — mehr noch als etwa ein kleinliches persönliches Interesse — war

*) Wir besitzen eine Sammlung seiner Reden, welche in New York 1844 erschien.

wohl der Hauptgrund, daß er eigentlich zu oft als Sprecher auftrat, und dadurch etwas ermüdete.

Von den übrigen americanischen Rednern der neueren Zeit verdienen noch Caß, Benton, W. Preston, Th. Corwin und M. Duffie genannt zu werden, über welche schließlich noch einige kurze Bemerkungen folgen mögen. General Caß von Exeter in New Hampshire (geboren 1782) hat sich sowohl durch seine militärischen Verdienste als auch durch seine patriotischen, staatsmännischen Leistungen einen guten Namen erworben. Er schloß verschiedene wichtige Verträge mit indianischen Stämmen, machte sich besonders um das Emporblühen von Michigan verdient, wo er mehrere Jahre das Amt eines Gouverneurs inne hatte und bekleidete auch die Stelle eines Staatssecretärs für den Krieg längere Zeit unter General Jackson mit großer Auszeichnung. Man nennt ihn in seinen Reden den „Feinen Mann" und die Zartheit, mit welcher er stets seine Gegner behandelt, beweist den hohen Grad seiner Gutmüthigkeit. Da er eine sehr tüchtige allgemeine Bildung besaß, so unterstützte er ganz besonders das Gedeihen der Wissenschaften in seinem Vaterlande und trug unter Anderem viel zu der Gründung gelehrter Gesellschaften bei, in denen er sogar selbst ein eifriges Mitglied war. So verdient z. B. sein sehr werthvoller Vortrag über die früheste Geschichte von Michigan genannt zu werden, welchen er 1829 in der dortigen historischen Gesellschaft hielt und ebenso die Festrede, die er bei dem Jahresfeste 1830 zu den Zöglingen des Hamilton College in New York sprach. Während seines Aufenthaltes in Frankreich, wo er sehr lange bis zum Jahre 1842 als Gesandter der Vereinigten Staaten gewirkt hatte, fand er nicht nur reiche Gelegenheit, seine mannigfaltigen Studien noch weiter auszudehnen und zu vertiefen, sondern er war hier zugleich der wärmste Freund seiner Landsleute, hatte für ihre Wünsche stets ein offenes Herz und erwarb sich dadurch die innigste Liebe und Verehrung. Herzlichkeit und Milde sind die charakteristischen Züge in all seinem Thun und Reden, ohne indessen durch Schwäche irgendwie verunstaltet zu werden. Oberst Thomas H. Benton von Missouri, welchen wir neben ihm anführen, machte sich ebenfalls anfangs durch juristische Leistungen, dann durch kriegerisches Verdienst und endlich durch seine Wirksamkeit in dem Senate rühmlichst bekannt. In seinen Reden, von denen die am 2. Februar 1831 über die Erneuerung der „charter of the Bank of the United-

States“ wohl die wichtigste ist, zeichnen sich durch eine ungeheure Genauigkeit, eine Fülle von statistischen Angaben und einen eigenthümlichen Ton der Belehrung aus, den man etwas schulmeisterlich nennen möchte. Er hat sich stets sehr sorgfältig vorbereitet, beherrscht immer sein Material mit großer Sicherheit und hat sich dadurch eine Zuversicht angeeignet, welche seine Würde oft in etwas unangenehmen Stolz überschlagen läßt. Die Anordnung seiner Gedanken ist sehr durchsichtig und klar und seinem Ausdrucke fehlt es weder an Frische noch auch an Kraft. Er ist indessen als Redner bei dem großen Haufen nicht eben beliebt und hat auch viele Feinde, die ihn oft sehr schmachvoll verläumdet haben. Gleich seinem großen Vorbilde Jefferson hat er indessen von all solchen Gehässigkeiten niemals Notiz genommen. — Der eigentliche Schönredner unter den americanischen Volksvertretern ist William C. Preston von Süd Carolina. Von frühester Jugend widmete er den Künsten und Wissenschaften die begeisterungsvollste Liebe, lebte längere Zeit in Europa und ward dort ein leidenschaftlicher Verehrer des Dramas. Daraus mag es sich denn auch erklären, daß seine ganze Redeweise, wenn er sich lebhaft für einen Gegenstand interessirt, etwas entschieden Dramatisches an sich hat; sein Styl erscheint dann zart und anmuthig, oft auch üppig und meistens sehr angemessen und voll Schönheit. Er liebt das Plastische und Malerische auch im Ausdrucke und zeigt die höchste Kraft der Begeisterung in denjenigen Momenten, in welchen es sich darum handelt, sein theures Vaterland vor einer drohenden Gefahr zu schützen. — Neben ihm nennen wir den durch seine Natürlichkeit ausgezeichneten Thomas Corwin von Kentucky (geboren 1794), welcher seit vielen Jahren Ohio auf die würdigste Weise vertreten hat. Er ist ein tüchtiger Denker, frei von Pedanterie, Vorurtheil und allem sophistischen Wesen; mit großer Gelehrsamkeit verbindet er eine sehr einnehmende Bescheidenheit, und allen seinen Worten fühlt man die volle Wahrheit der innigsten Ueberzeugung an; dabei besitzt er große Geistesgegenwart und einen schlagenden Witz, und es fehlt ihm in seinen Kämpfen ebensowenig an leichten Truppen, als auch an geistiger Artillerie vom starken Kaliber. Sein Ausdruck ist weder abgerissen noch eigentlich muthwillig, aber oft etwas stachelig, meistens indessen gewinnend und anziehend. Der Danton unter den americanischen Rednern ist endlich George Mc. Duffie, zwar nicht wie er sich gegenwärtig zeigt.

sondern wie er sich früherhin darstellte, als er noch die ganze Kraft und Frische des jugendlichen Mannes besaß. Wenn er mit seinem ausdrucksvollen Gesichtszügen, seiner mächtigen Stimme und seiner lebendigen Gesticulation sich in den Kampf einließ, so schien es immer, als ob er fast zu lange gewartet habe, unmittelbar vor dem Schlusse erst losgebrochen sei und nun in möglichst kurzer Zeit seinen Gegner völlig erdrücken wolle. Seine stürmische Heftigkeit kannte früher fast keine Grenzen, und sein fürchterlicher Ernst, mit welchem er in dem Streite für den Freihandel und die State Rights Alles vor sich niederwarf, war oft von gewaltiger Wirkung. Er zeichnete sich auch als Schriftsteller aus, und seine „National and State Rights Considered" sind ein Werk wohlgereifter Ueberlegung. Bei dem Uebermaße an Kraft würden seine rednerischen Leistungen musterhafter gewesen sein, wenn er es verstanden hätte, ein wenig Maaß zu halten; aber er war nun einmal wie ein mächtiger Strom, welcher Alles mit sich fortreißt und jegliches Hinderniß zu zertrümmern sucht, und wenngleich er sich nie abgeschmackt zeigte, so verdient doch auch seine beispiellose Heftigkeit durchaus nicht nachgeahmt zu werden, da sie zu der eigentlichen Größe und zu wahrer oratorischer Kraft sehr wohl entbehrt werden kann.

Wir können von unseren Lesern nicht scheiden, ohne noch ein paar Worte schließlich über die geistliche Beredtsamkeit hinzugefügt zu haben.

Es ist bereits früher gesagt worden, daß das noch junge Land, welches seiner Bevölkerung bisher eigentlich wenig Muße zur Beschäftigung mit Schriftstellerei vergönnte, doch schon viele schätzbare Werke in der Theologie hervorgebracht hat, und daß die besten unter ihnen praktische Tendenzen verfolgen. Vorzugsweise sind in dieser Hinsicht die trefflichen Schriften zu beachten, welche dazu bestimmt waren, in populärer Weise religiöse Erkenntniß zu fördern, und wir müssen hier namentlich die Predigten anführen, welche sich durch Reinheit des Styles, Tiefe und Originalität der Gedanken in hohem Grade auszeichnen. Nach ihrer ganzen Richtung sind die Bürger der V. Staaten entschieden religiös, und es ist wenigstens der bei weitem größte Theil des Volkes mit voller Achtung vor dem Christenthume erfüllt und hegt das eifrigste Verlangen, sich mit den Wahrheiten desselben genau bekannt zu machen und sich mehr und mehr in dasselbe zu vertiefen.

Schon Poussin machte auf seinen Reisen die Erfahrung, daß dem Americaner der christliche Glaube zur täglichen Lebensübung nothwendig sei. Der Glaube ist ihm eine Wahrheit, die er mit seinem politischen Dasein förmlich vermischt, und er kann eine demokratische Gesellschaft ohne denselben ebensowenig begreifen, wie das Fahren eines Schiffes ohne Steuermann. Er denkt oft und mit besonderer Vorliebe an die Bestimmung der menschlichen Natur, und es erklärt sich daraus die ungeheure Anzahl literarischer Erscheinungen über alle Gebiete der Theologie, von denen die meisten in einfacher und leicht verständlicher Form abgefaßt sind und eine außerordentlich große Verbreitung in allen Theilen der Union gefunden haben; daneben verdienen auch die eigentlich wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der systematischen und exegetischen Theologie volle Anerkennung.

Es ist schon früher der Bibel-Concordanz von Newman und der Leistungen C. Mather's gedacht worden; wir fügen aus dem 18ten Jahrhunderte die Namen von Jonathan Edwards, Tappan und Bledsoe hinzu und nennen aus der neueren Zeit J. Mayhew, Samuel Johnson, Hopkins, Styles, Bellamy, Dwight und Emmons. Die meisten der angeführten Männer waren zugleich auch als Kanzelredner bedeutend, doch zog wohl Thimothy Dwight am meisten unter ihnen in dieser Hinsicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er redete stets ganz frei und bei einem großen Talente und tüchtiger Gelehrsamkeit besaß er zugleich den Muth, immer die volle Wahrheit zu sagen und die Laster und schlechten Leidenschaften seiner Zeitgenossen mit großer Kühnheit anzugreifen. Seine Sprache ist kräftig und oft wahrhaft glühend, und es finden sich bei ihm viele schöne und erhabene Stellen, die als Muster einer glänzenden Beredtsamkeit gelten können (z. B. in seiner Predigt On the Decrees of God); aber er ist doch auch nicht immer ganz keusch und rein in seinem Ausdrucke, und seine Reden eigneten sich sicherlich besser zum Anhören als für eine kritische Lectüre, denn er gebrauchte viele Metaphern, welche vom Gemeinen und Häßlichen genommen sind (z. B. swine und sties), für eine Predigt völlig unschön waren und höchstens bei einem Satiriker hätten entschuldigt werden können.

Eine der Hauptbestrebungen der neuen Ansiedler in America ging bekanntlich dahin, die Freiheit des Evangeliums in ihrer Rein-

heit zu genießen und die Ausbreitung der christlichen Lehre fördern zu helfen. Es bildeten sich deshalb eine große Anzahl von verschiedenartigen Religionsgesellschaften, welche ihrer eigenthümlichen Auffassung des Christenthums mehr und mehr Eingang zu verschaffen suchten, und es fanden sich Männer unter ihnen, die freudig und mit starkem Geiste das mühevolle Amt der Predigt übernahmen, welche Alles, was sie besaßen, zu den Füßen Jesu niederlegten und bei dem armseligsten irdischen Lohne alle Mühseligkeiten ertrugen und als gute Streiter Christi sich bewährten, Männer, die da viel arbeiten und dulden konnten, um Seelen zu erretten, Männer, die vielleicht in Gelehrsamkeit den Geistlichen anderer Länder nachstehen mochten, die indessen in Reinheit der Sitten, in Frömmigkeit und unermüdlichem Berufseifer ihres Gleichen so leicht nicht finden möchten. Solche Prediger aber mußten in ihrer Rede bedeutendes leisten, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die wenigen unter ihnen, welche man auf dem Continente und in England gehört hat — wir nennen hier nur Mason, Romeyn, Bruen, Henry und Hobart — sich des ungetheiltesten Beifalls erfreueten.

Können wir an diesem Orte auch nicht gründlich auf den Gegenstand weiter eingehen, so sei es uns doch wenigstens noch vergönnt, die berühmtesten americanischen Redner namhaft zu machen und das Charakteristische ihrer Predigtweise in einigen kurzen Zügen anzudeuten.

Unter den Anhängern der Episkopalkirche zeichnete sich besonders Milnor, M'Ilvaine, Bischof von Ohio, Hawkes, Tyng und Clarke aus, und unter den Reformirten Dr. Bethune; die presbyterianischen und congregationalistischen Kirchen fanden ihre bedeutendsten Stützen in Spring, Humphrey, Cox, M'Auley, Codman, Breckinridge, Pathon und Kirk; unter den Methodisten erwähnen wir noch Emory, Capers, Fiske, Präsident Durbin und Bischof Soule, und unter den Baptisten die beiden ausgezeichneten christlichen Redner Wayland und M'Murray. Nach dem vortrefflichen Werke über das religiöse Leben der V. Staaten von R. Baird (deutsch von K. Brandes)*) hat die americanische Predigt folgende charakteristischen Merkmale: „Sie ist einfach hinsichtlich der Form der Rede, ernst und innig, legt viel Gewicht auf die Ver-

*) S. 504 f.

söhnung mit Gott durch aufrichtige Buße und Reue und durch den Glauben an Jesum Christum; sie ist in hohem Grade belehrend, systematisch oder consecutiv, sie zieht philosophische d. h. solche Elemente mit herbei, welche auf dem Studium der Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Seele und denjenigen Principien beruhen, durch welche ihre Thätigkeit geleitet wird; sie ist unmittelbar, offen und aufrichtig, außerordentlich praktisch und erörtert vielfach das Wirken des heiligen Geistes.

Eigentlicher gedruckter Predigtsammlungen giebt es zwar nur sehr wenige, aber selbst diese genügen schon, um uns von der Richtigkeit des Angeführten vollständig zu überzeugen. Wir finden bei diesen Rednern mehr als bloßen Wortschwall ungebildeter und unwissender Geistlicher, und wenngleich es den Reden der Methodisten und Baptisten zuweilen an Klarheit und Schärfe fehlt, so entschädigen sie dafür ganz und gar durch die Lebendigkeit ihrer Form und die heilige Begeisterung ihres Inhalts, welcher oft wahrhaft überraschend und erhebend ist.

Hg.

Justinus Kerner.

Jeder Dichter, den eine Nation mit Vorliebe als den ihrigen bezeichnet, dessen Lieder vom Volke gesungen werden und von Generationen zu Generationen sich fortpflanzen, ohne doch je zu veralten, — ein solcher Dichter zeigt gewiß den Charakter dieses Volkes, oder auch nur einen Grundzug in diesem, in besonderem Grade ausgebildet, er ist ein Kind seines Volkes, wie man andere als Kinder ihrer Zeit bezeichnet. Wohl ist es vornehmlich die lyrische Dichtungsform, die mit ihrem Einflusse sich am weitesten auf alle Gliederungen eines Volkes erstreckt; der Dichter des leicht erfaßbaren sangbaren Liedes, das Jedem verständlich und als Ausdruck der allgemeinsten menschlichen Gefühle für Alle gleich erfreuend und erhebend, wirkt am tiefsten in das Volk hinein und wird in Wahrheit als dessen Liebling gefeiert und erhöht.

Wenn ich so den Dichter Justinus Kerner als ein Kind, einen Liebling seines Volkes bezeichne, darf ich nicht erst weit herumsuchen, um ihn gekannt und gewürdigt zu sehen. Ueberall, selbst über die Grenzen deutscher Zunge hinaus, trifft man auf Glieder seiner Gemeinde, und wenn man die Dichter nennt, deren Namen den besten Klang haben im weiten Vaterlande, dann fehlt sicher der edle Dichtergreis Justinus Kerner nicht unter ihnen. Und so dürfte auch ein Versuch, den Geist der seine Dichtungen durchdringt, an diesen selbst und an seiner Persönlichkeit, als bei dem lyrischen Dichter wesentlich zu seiner Auffassung, zu zeigen, immer Freunde finden und sich in mancher Hinsicht zu einer dankbaren Aufgabe gestalten.

Die ersten Jugendjahre Kerner's, er wurde geboren zu Ludwigsburg am 18. Septbr. 1786, wo sein Vater Oberamtmann war, fielen noch in die Regierungszeit des Herzogs Carl Eugen, eines Fürsten, der nach einer in mancherlei Ausschweifungen verlebten Jugend in späteren Jahren durch allerlei nützliche Einrichtungen und als Gegensatz gegen frühere unmäßige Verschwendung durch weise

Einschränkung seinem Lande die überall offen zu Tage tretenden Wunden zu heilen suchte. Als letztgeborner Sohn war Andreas Justinus der Liebling seines sonst strengen Vaters, doch war es vielmehr der Charakter seiner Mutter, der seinem Wesen das Gepräge verlieh. Das Gefühlsleben war bei ihr durchaus vorherrschend, ein Zug, der ihrer Familie eigen. Die Pietät, mit der Kerner stets von seiner Mutter spricht, ist ein schöner Zug seines Charakters, und wir freuen uns dessen; lieben wir es doch überhaupt, dem Leben derer nachzuspüren, die unsere Dichter geboren: wir suchen da nach Erklärungspunkten für das Wesen dieser Dichter selbst, und wo uns der Einblick verstattet ist, da werden wir immer auch mit Befriedigung schöpfen. Aber gerade bei Kerner ist uns solche Einsicht wichtig. Sein Charakter hat sich naturgemäß entwickelt; die vielen kleinen Züge, die er selbst uns aus seiner Kindheit aufbewahrt, lassen uns erkennen, daß er ohne wesentliche Veränderungen derselbe geblieben, und wenn wir den Knaben Kerner, den Jüngling und Mann Kerner ansehen, und suchen nach dem Bilde des Greises, so haben wir dieses in jenen schon vorgebildet. Bei ruhigem Gange der Entwicklung ist es aber besonders wichtig, auf die Quellen zurückzugehen, aus denen das Wesen des Menschen geflossen; und wenn wir dann in der Mutter den Sohn schon vorgebildet sehen, schöpfen wir aus solcher Uebereinstimmung nicht nur tiefere Einblicke in den Geist dessen, den wir zur Betrachtung angezogen, sondern finden nns wohl zu Bemerkungen über die Natur des Menschen überhaupt veranlaßt.

Wie wir also in Kerner's Mutter das Gemüthsleben überwiegend finden, so von früher Jugend an auch in dem Sohne. Das Intellectuelle stand zurück, das Lernen wurde ihm schwer, weil die Form des Erlernens seinem Geiste nicht ansprechend sein konnte. In der Jugend sind kleine Anlässe leicht Veranlassung zur Erweckung und Ausbildung der verschiedenen Seiten des menschlichen Charakters. So fand sich auch für Kerner viel, und die gährende Zeit seiner Jugend mußte ja selbst für die verschiedensten Individualitäten der Anregungen so viele bringen, dieses Gefühlsleben zu einer Vorliebe für das Geheimnißvolle, Geisterhafte zu steigern. 1795 zog Kerner mit seinen Eltern nach Maulbronn, und hier in dem alten Kloster fand seine Phantasie die reichste Nahrung. Auch zeigte sich hier schon sein lebhafter Trieb, die Natur und ihre Geheimnisse zu erforschen, und Thiere und Pflanzen bildeten immer eine liebe Umge-

bung. Um den vielfachen Störungen in Maulbronn zu begegnen, wurde Kerner bald zu dem Präceptor Braun nach dem benachbarten Knittlingen gethan. Die Franzosen aber, die damals jene Gegend heimsuchten, ließen der besorgten Mutter den Aufenthalt hier nicht sicher genug erscheinen, und der Liebling ihres Herzens wurde zurückberufen. Um diese Zeit verfiel er in eine schwere Krankheit, die auf sein ganzes nachheriges Leben gewiß nicht ohne Einfluß geblieben. Zur Heilung dieser Krankheit kam er mit seiner Mutter auch nach Heilbronn, wo ihn unter andern der Magnetiseur Gmelin einmal behandelte. Von dieser Zeit an behauptet Kerner voraussagende Träume zu haben, die ihm im spätern Leben zur wahrhaften Herzensqual wurden. Nur langsam genas er wieder und bald nach der Rückkehr nach Maulbronn starb sein Vater (1799). Dieser für die ganze Familie höchst betrübende Umstand vermochte die Mutter, mit ihren Kindern sich wieder nach Ludwigsburg zu wenden. Hier genoß unser Kerner strengeren Unterricht, und der Dichter Philipp Conz, der seine poetische Begabung wohl bemerkt, nahm sich freundlich seiner an, und verschaffte ihm die Lectüre Schiller's, Klopstock's, Hölty's, Salis', Matthisson's u. a. Sein edler Bruder Georg, der erfüllt von den Ideen, welche die Umwälzungen in Frankreich schnell durch ganz Europa verbreitet hatten, nahm an der Erziehung seines viel jüngern Bruders lebhaften Antheil und seinen Grundsätzen nach sollte dieser nicht zu einem Gelehrten, sondern zu dem freien Stande eines Gewerbsmannes herangebildet werden. So verschaffte er ihm Unterricht bei einem Tischler, und das Sägen und Hobeln machte dem Knaben Vergnügen. Auch das Spiel auf der Maultrommel lehrte ihn dieser Bruder, einem Instrumente, in dem unser Dichter, wie er selbst sagt, sein tiefstes Innere, sein ganzes Gemüth, seinen Kummer, jeden leisen, ungebornen Seufzer, auszuhauchen vermag. Nach der Confirmation sollte Kerner zu einem Conditor in die Lehre treten, da er aber hierzu entschieden Unlust zeigte, kam er auf das Comptoir der damaligen herzoglichen Tuchfabrik zu Ludwigsburg. Aber das Leben des Kaufmanns konnte ihm ebensowenig zusagen, und während er seine Arbeit mechanisch verrichtete, dichtete er nebenbei und schrieb das Gedichtete auf Blätter nieder, die unter dem Tuche versteckt lagen, das er messen und schneiden sollte. Lange vermochte er dieses Dasein nicht auszuhalten, und sein väterlicher Freund Conz, der inzwischen nach Tübingen versetzt worden war,

vermittelte seinen Uebergang zum Studium der Naturwissenschaften. Sein Gang zur Universität Tübingen schließt „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit," worin uns Kerner die ersten Jahre seines Lebens lieblich und wahr vor die Seele geführt, und dem wir bis hierher gefolgt. Der Zeit nach anschließend an das Bilderbuch, liefert uns der geistreiche Varnhagen von Ense in seinen unübertrefflichen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" zunächst weitere Anhaltspunkte zu dem Lebensbilde unsers Dichters, und wenn ein Ersatz für eigene Lebensbeschreibung, die wir von Kerner's Hand zu erhalten wenig Hoffnung haben, überhaupt möglich ist, so sind es die Aeußerungen des feinbeobachtenden Varnhagen, die sich freilich nur auf eine kurze, aber immerhin bedeutungsvolle Zeit in des Dichters Leben beziehen, gewiß in hohem Grade. Varnhagen lag damals in Tübingen ebenfalls den Studien ob, und über den ersten Eindruck, den Kerner auf ihn gemacht, schreibt er unterm 16. November 1808 — „er ist ein unschuldiges, kindliches Gemüth, äußerlich vernachlässigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verstehen uns aber wenig, er kennt nur sein Schwaben." Ende November konnte er aber schon sagen: „Hier hat sich Justinus Kerner sehr an mich angeschlossen und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menschen, ächte, ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innerem Leben und äußerem Talent." Während er aber dann Uhland darstellt als den entschlossensten, hartnäckigsten Schweiger, so meint er, Kerner sei zwar auch nicht nach norddeutscher Weise gebildet, er habe aber doch den guten Willen sich anzuschmiegen und mitzutheilen. Dieser Gegensatz der beiden Dichter hat sich in ihrem spätern Leben nur mehr ausgebildet, und ist meist auch das, was ihre Poesie scheidend für jeden individualisirt. Kerner und Varnhagen wohnten in einem Hause, und ihr Umgang war ein häufiger und inniger. Wie aber Varnhagen Kerner aus solchem Umgange kennen gelernt und ihn schildert, finden wir den Dichter wesentlich heute noch nach bald einem halben Jahrhunderte, wenn man eben die natürliche Entwickelung von den Jünglingsjahren zum Alter hinzudenkt. Er zeigte den lebendigsten Sinn für Scherz, für alles Komische und Barocke, daneben war seine Gesinnung durchaus rein, unzerstörbar rechtschaffen, edel, tapfer und so menschenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie Jemanden aus freien Stücken gekränkt und immer gleich verziehen hat,

wo er der Gekränkte war. „Er meint, sagt Varnhagen, es sei so wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichwohl was — thun müsse, damit die Zeit verstreiche und so das ganze Leben.“ Ein ächter Dichterspruch, dem man nur etwas tiefer nachzudenken braucht, um ihn bei Kerner begreiflich und aus seiner ganzen vollen Anschauung, wie sie noch jetzt sich darlegt, hervorgehend zu finden. Seine Vorliebe für die Natur war älter, als jene Zeit der Studienjahre; Varnhagen hebt hervor, wie er besonders ihrer dunkeln Seite nahestehe. „Seine Augen, sagt er, haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es nicht ebenso wieder hemmen. — — — Er selbst hat etwas Sonnambules, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange sinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnsinnige kann er nachmachen, daß man zusammenschaudert und obwohl er dies possenhaft beginnt, so ist ihm doch im Verlauf nicht possenhaft dabei zu Muthe.“ Und dann fährt er fort: „In der Poesie ist ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandtesten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; so spricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will sie nicht ablegen und verstockt sich wohl gar gegen die Schriftsprache. Der Sinn für gebildete Kunst tritt zurück; in der Musik hat er sich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Instrument die zartesten und rührendsten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachste, ganz vernachlässigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man sich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, ungraden Gang, eine stete Neigung sich anzulehnen, oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem sitzt, und bei allem diesen einen doch schlanken, wohlgewachsenen, ganz hübschen Jungen, — und so habt ihr ein vollständiges Bild meines Kerner's.“ —

Es war eine eigene Zeit im Vaterlande, als Kerner und Uhland und später auch Schwab, als der dritte im Bunde derer, die als Begründer der neuesten schwäbischen Dichterschule genannt werden, in Tübingen ihre Studien machten und dichteten. Wohl war das Vaterland noch niedergedrückt von der gewaltigen Kraft äußerer

Feinde, aber das Alte war gefallen und in Leben und Sinn zeigte sich ein neues Streben, eine innere Thätigkeit, zu vergleichen dem stillen Wirken in der Natur, wenn der Frühling nahet und neues Leben das Erstarrte und Erstorbene frisch und lebenskräftig durchdringt. Eine solche Zeit ist wesentlich menschheitbildend, ein kräftiger Stoß bewegt die Gesammtheit vorwärts und das Individuum scheint aufzugehen in der Allgemeinheit. Aber eben nur, daß so unendlich viele Einzelne in solchen Zeiten zum treibenden Prinzipe am Rade der Weltgeschichte von der Gottheit berufen sind, das fördert die Menschheit im Ganzen und der große Erfolg läßt die vielen kleinen Kräfte, die zusammenwirkend ihn hervorgebracht, übersehen.

Im Jahre 1809 verließ Kerner die Universität und ging zu seiner weitern Ausbildung auf Reisen; zunächst nach Hamburg, dann nach Berlin und Wien. Die „Reiseschatten. Von dem Schattenspieler Lux“ (Heidelberg, bei Gottlieb Braun 1811. 8.) sind das poetische Ergebniß dieser Reisen. Wir kommen später auf sie, als auf das anerkannt bedeutendste dichterische Erzeugniß Kerner's, zurück. In der Heimath wieder angelangt, kam Kerner zunächst als Badearzt in das Wildbad, und diesem Aufenthalte verdanken wir jene anziehende Beschreibung des Bades und seiner reizenden Umgebung, die von ächtem Dichtergeiste durchdrungen, uns wie ein liebliches Gedicht die Natur und ihre Schönheiten empfinden macht. Nach wechselndem Aufenthalte an andern Orten des engern Vaterlandes wurde Kerner 1819 eine bleibende Wohnstatt in Weinsberg, wo er als Oberamtsarzt angestellt, am Fuße der Weibertreue sich seinen eigenen gastlichen Herd gründete. Unübertrefflich hat uns David Friedrich Strauß, der früher ein Jünger Kerner's, dann als „Abtrünniger“ in ungeschwächten freundschaftlichen Beziehungen zu ihm blieb, den Dichter und das Leben „an dem Berge der Frauentreue“ geschildert.*) Es ist ein Leben, wie wir es jedem Dichter wünschen könnten, ein Menschen- und Dichterleben in reinster Harmonie. Erst neuerdings, nach langjähriger fruchtbarer Wirksamkeit zog sich Kerner, mannigfach berührt von inneren und äußeren Leiden, aus seiner amtlichen Stellung zurück, aber die Gabe des Gesanges ist ihm geblieben in ungeschwächter Kraft, als Trost für ihn und zur Freude für uns.

---

*) Zwei friedliche Blätter von Dr. David Friedrich Strauß. (Altona, 1830. 8.)

Das erste größere poetische Erzeugniß Kerner's waren die „Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux" (Heidelberg, 1811). Dann erschienen zahlreiche Gedichte von ihm in dem „Poetischen Almanach" (Heidelberg, 1812), der später als „Romantische Dichtungen von Fouqué, Hebel, Kerner, Schwab u. A." (Carlsruhe, 1818) neu herauskam, und dem deutschen „Dichterwald" (Tübingen, 1813), die er mit Uhland, Schwab, La Motte Fouqué gemeinschaftlich herausgab. Die Frucht seines Aufenthalts im Wildbade war, wie schon erwähnt, die Schrift „Das Wildbad im Königreich Würtemberg" (Tübingen 1813, 4. Aufl. 1839). In das „Morgenblatt für gebildete Stände" lieferte er und liefert er noch zahlreiche Beiträge. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien 1826, spätere Ausgaben als „Dichtungen" 1834 und 1841; die „lyrischen Gedichte" wiederum apart 1847. Das Schattenspiel „Die Bärenhäuter im Salzbade" kam zuerst in dem von Lenau gesammelten „Frühlings-Almanach für 1835" heraus, dann einzeln (Stuttgart, 1837). Seine ersten Jugendjahre schilderte der Dichter, wie ebenfalls bereits erwähnt, in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (Braunschweig, 1849). Von seinen Schriften auf anderem Gebiete erwähnen wir nur: „Geschichte zweier Somnambulen" (Carlsruhe, 1824); „Die Seherin von Prevorst" (Stg. 1829, 2. Aufl. 1838); „Geschichten Besessener neuerer Zeit" (Carlsruhe, 1834, 2. Aufl. 1835); „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur" (Stg. 1836) und „Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins" (Stuttgart, 1836).

Nachdem wir so das äußere Wesen Kerner's in seinen Hauptzügen verfolgt, wollen wir versuchen, in das innere Leben einzudringen. Da aber das Geist in Geist schauen den Menschen nicht vergönnt, sondern es immer eines Mittels bedarf, um das innere Sein, den unsterblichen Geist in seiner individuellen Gestaltung in einem anderen Menschen kennen zu lernen, so müssen auch wir zu den Aeußerungen dieses Geistes greifen, wenn wir des Dichters Wesen für uns faßbar machen wollen. Aber die ächten Dichter haben ja diesen Vorzug vor den übrigen Menschen, daß ihre Dichtungen ihren Geist wiederspiegeln, wie das klare Wasser des Sees uns all' die hohen und wunderbaren Umgebungen seines Ufers im Bilde erscheinen läßt, daß er wohl wähne die Märchen einer vergangenen Zeit

oder die geheimnißvollen Tiefen der Natur aus seinem Grunde hervortönen zu hören. Und so wird es auch dem Gesammteindrucke des Bildes, das wir von unserm Dichter zu entwerfen bemüht sind, keinen Eintrag thun, wenn wir die andern Seiten seines Wesens, in denen er sich als Arzt, Naturforscher, Geisterfreund oder in ähnlichen Richtungen zeigt, wenn auch nicht ganz unberührt lassen, so doch nur in dem Lichte zeigen, das der Dichter Kerner darüber geworfen, sie also gleichsam in poetischer Verklärung auffassen. So sagt Strauß*) ebenso treffend als wahr: „Ueberhaupt ist Kerner, der Magnetiseur und Geisterfreund, nur aus dem Dichter zu begreifen.“ In diesem Sinne soll auch uns nur der Dichter angehen, und das, was anderen wohl die Hauptsache bei Kerner erscheint, sein Geisterglaube, uns nur in seinen dichterischen Aeußerungen berühren.

Zunächst sind es die lyrischen Gedichte Kerner's, die unserer Betrachtung vorliegen, als diejenigen, welche uns sein Wesen am durchsichtigsten und umfassendsten wiederspiegeln. Nicht besser aber können wir den Grundzug, der, ich möchte fast in dem ganzen Sinne dieses Wortes sagen, jeder seiner Dichtungen eigen, als mit den Worten des Dichters selbst bezeichnen, wenn er singt:

Poesie.

„Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durch's gebrochne Herz.

Hier hat der Dichter mit seinem Seherauge, wie das Wesen der Poesie überhaupt, so insbesondere das Wesen seiner eigenen tief und wahr erschaut. Die höchsten Poesien finden ihren Ausdruck nicht in der Sphäre leiblichen Lebens, sie liegen verschlossen im Geiste und nur schwache Aeußerungen von ihnen vermag die Sprache wiederzugeben. Wenn wir aber nach dem „tiefen Schmerze“ fragen, der dem Dichter die Töne der Brust entlockt, so bedarf es nur kurzen Umschauens, um ihn erklärlich zu finden. Der Dichter ist, selbst seiner leiblichen Organisation nach, ein durchaus geistiges Wesen;

*) A. a. O. S. 31.

wenn er nächtlicherweile im Traume der Zukunft Bilder vorausschaut, dann scheint sein Geist losgebunden von den Fesseln irdischer Schwere, frei schwebt er über Raum und Zeit. Und so erkennt er auch die Erde nicht als sein wahres Heimathland, sein ganzes Wesen drängt sich zusammen in eine große namenlose Sehnsucht nach der Heimath des inneren Menschen. Er ist ein Fremdling auf dieser Erde, die ihn abstößt und seinem Geiste nimmer Befriedigung zu gewähren vermag. Leiblicher Schmerz kann es nicht sein, der selbst einem noch viel untergeordneterem Geiste, als wir ihn in Kerner verehren, den Grund zu einer Sehnsucht aus dem Leben abgeben könnte; wir dürfen da immer nur an einen allgewaltigen, den ganzen innern Menschen durchglühenden und ihn tragenden Zug des Herzens, an durchaus geistigen Schmerz denken. Die Sehnsucht aber ist der Phantasie Schwester, sie gehen Hand in Hand durchs Leben, einander anfeuerend zu Klagen und Gesang. So ist dem Dichter Poesie tiefes Schmerzen, und nur das Menschenherz wahrer Poesie fähig, das von Sehnsucht erweckendem Leide durchbebt wird. Tief ergreifend spricht er selbst es aus, daß nicht der Schmerz an sich es ist, der das Lied erweckt, sondern vielmehr die schmerzliche Sehnsucht, die den ganzen Menschen umfangen hält. In dem „Das Lied" (I., 94) überschriebenen Gedichte, nachdem er den Dichter mit dem Schwane verglichen hat, der in Gram leise die blaue Fluth durchschifft und eines Liedes Weise still in seinem Busen trägt, aber es dann erst singt, wenn bessere Sterne ihm tagen und er zu sterben gehet, läßt er ihn von sich selbst sagen:

„Der Sänger, der mit Schmerzen
Erstorben sieht sein Glück,
Dem bleibt das Lied im Herzen,
Die Thrän' im Aug' zurück.

Doch wird der Gram zum Sehnen,
Das süß die Brust durchglüht,
Entquell'n dem Auge Thränen,
Springt aus der Brust das Lied."

In verwandtem Sinne vergleicht er des Sängers Herz mit der Glocke, der nur des Hammers schwerer Schlag Harmonien entlockt („Die Mitternachtsglocke" I., 9), oder mit der Traube, deren „glutherfülltes, geist'ges Blut" auch nur der Druck erpreßt („An einen Dichterfreund" I., 188). Selbst die Natur, der, wie wir noch

sehen werden, er sich wieder und wieder hingiebt, um an ihrem Busen zu genesen, weckt ihm Sehnen, sie selbst ist Sehnsucht. Denn das Ziel, dem sein Herz nachjagt, er deutet es an:

— „In der Blume seh ich's blühen,
Hör's im Nachtigallensang,
Mit den Sternen seh' ich's ziehen
Still und mild das Thal entlang.

Doch umsonst blickt voll von Thränen
Auge nach ihm himmelwärts;
Ungestillt in bangem Sehnen
Stirbt dahin dies warme Herz."
(„Auf der Wanderung" I., 122.)

Und wie ihm selbst der Schmerz Grundton des Wesens, so ist auch die Natur nach des Dichters Anschauungen von Schmerz durchbebt, und diese Verwandtschaft zwischen Natur und Mensch ist ihm Trost:

„Schmerz ist Grundton der Natur;
Schmerz, des Waldes rauschend Singen,
Schmerz, des Baches murmelnd Springen, —"
(„Der Grundton der Natur" I., 309.)

Haben wir so gesehen, wie die Sehnsucht das ganze Wesen Kerner's durchdringt, so müssen wir zunächst nach dem Ende seines Schmerzes, der Erfüllung heißen Sehnens, fragen. Was aber anders kann ihm diese bringen, als der Tod, der Befreier des Geistes? Und so ist auch wohl von keinem Dichter noch Grab und Sarg in so verschiedenen Weisen, aber immer als erlösende, befreiende Aussicht gefeiert worden, als eben von Kerner.

„Ein Kraut nur heilt Menschenwunden,
Menschenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält sie verbunden —
Leichentuch und Grabesmoos. —"
(„Der Kranke an den Arzt" I., 206.)

Das das Thema unendlich reicher Variationen. — Der Tanne giebt der Dichter den Preis vor der Rebe, weil sie die Bretter liefert zum Sarg („Preis der Tanne" I., 10), und in ähnlichem Sinne singt er dem Flachs ein Lob („Lob des Flachses" I., 37). Immer aber finden wir betont, daß der Tod ein Lossein von der Erde, ein Ungebundenwerden des Geistes ist, und darum feiert ihn Kerner. Das Herz ist gleichsam zu eng für die reiche Fülle seines Inhalts,

und die irdische Hülle drückt nur um so stärker darauf, so daß uns oft ein Gefühl übermannt, als müßten wir dieses weiche Herz in des Dichters Busen zerreißen sehen.

„O armer Sohn der Arzenei!
Bist selbst erkrankt im Herzen,
Kennst der Heilkräuter mancherlei,
Such' eins für eig'ne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los!
Mich heilt nur meines Grabes Moos."
(„Ehemals" I., 211.)

Wie er dann den Dachs beklagt, daß er immer im engen Bau, ohne Wiesengrün und Himmelsblau, verschlossen liegen müsse, so sich selbst:

„So wie dir, also ergeht's
Mir im engen Leben,
Muß an eine Stelle stets,
Wie du Armer kleben.

Nach dem Tode träget man
Mich wohl auch in's Freie,
Aber ach! sie scharren dann
Ein mich flugs auf's Neue."
(„Auf einen Dachs" I., 279.)

Nie aber finden wir bei Kerner, daß ein eingebildeter Schmerz, ein geheucheltes Gefühl ihm im Gesange getragen. Niemand auch hat ihn wohl je des „Weltschmerzes" in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes gezeiht, und selbst seine Sehnsucht nach dem Tode ist eine wahre und innige, das fühlen wir mit ihm, wenn wir den Klängen seiner Leier lauschen oder ihm hinausfolgen in die Natur, um uns mit ihm im Grase unter Kraut und Blumendüften, nicht aber bei den Wurzeln in der Erde, ein Grab zu wünschen. Die Herzenslast, die ihn drückt und die er oft geklagt, wird uns an ihm so klar, daß, wenn wir uns durch seine Dichtungen in seinen Geist versenken, wir uns mit ihm beengt fühlen und ähnlichen Druck zu leiden vermeinen.

Gern vergleicht der Dichter sein Herz mit einer Mühle, das auch einmal stillstehen möchte wie diese:

„Ich geh' in düstrer Nacht allein
Durch's tiefe, tiefe Thal,

Die Mühle schweigt, es ruht ihr Stein,
Herz! könntst du ruhn einmal!" —
(„Geisterzug" I., 128.)

Das Herz vermag aber viel zu tragen, ehe es bricht:

— „Doch all die Last ist Scherz,
Bedenkst du das Gewicht,
Das oft ein Menschenherz
Still träget und nicht bricht."
(„Dauer des Herzens" I., 12.)

und ebenso:

„Die tiefste Wunde heilet,
Schmerzt sie auch noch so sehr,
Ein Riß doch, der zertheilet
Das Herz auf einmal gänzlich,
Der heilet nimmermehr.

O stellte, so zerrissen,
Das Herz die Schläge ein!
Doch Menschenherzen müssen,
Wenn auch zerrissen, lange
Noch schmerzlich zuckend sein."
(„Der Stoß durch's Herz" I., 360.)

In seiner eigenen Herzenslast aber ahnet der Dichter der Menschheit Last, und das muß ihm Trost sein:

— „Geh' hin, wo sich ohn' Ruh
Der Menschenmarkt bewegt, —
Nicht ein Herz findest du,
Das keine Narbe trägt."

Wie wir aber in diesem Bewußtsein des allgemeinen Leidens einen Trost angedeutet sehen, glauben wir auch den passenden Uebergang von der sehnenden, leidenden Seite in des Dichters Natur zu der hoffnungreichen, vorbeutenden zu finden, und wir halten diese nicht minder als jene im Wesen des Dichters begründet.

Von dieser Seite ist es vor allem die Liebe zur Natur, die uns fast aus jeder seiner Dichtungen voll und wahr entgegenströmt, und die uns den Dichter erst verständlich macht, sein Wesen uns begreifen lehrt. Wir müssen diese Naturverehrung aber nothwendig mit seinen religiösen Anschauungen zusammen halten, da sie zu einander gehören, wie Glieder und Körper. Aus des Dichters Naturbetrachtung müssen wir seinen Glauben kennen lernen, denn mit diesem selbst eben erblicken wir ihn auf dem Standpunkte der Naturbetrachtung.

Sei demüthig.

„Rühme dich auf dieser Welt,
Mensch! nicht deines eignen Lichts!
Sonnen sind ob dich gestellt,
Gegen die dein Schein ein Nichts.

Kannst hier hoffen, glauben nur,
Bitten, doch erzwingen nicht,
Nicht verändert's die Natur,
Wenn ein Menschenherz zerbricht.

Hoffe: daß durch Todesnacht
Gott dich führt in Sonnen ein —
Was er immer mit dir macht,
Du bist dein nicht, du bist sein.

Sei demüthig wie das Blatt,
Das im Herbst vom Baume geht,
Niemals das geklaget hat,
Daß es jetzt der Sturm verweht."

(I., 7.)

„Du bist dein nicht, du bist sein" — dieses Ingottleben ist das Fundament von Kerner's Glauben. Der Gottesgeist ist in dem Menschen lebendig und das unvergängliche Erbe seines Wesens, aber eben so und in viel weiterem Sinne ist derselbe Geist auch in der Natur lebendig: Thiere, Pflanzen und alles, was uns leblos dünkt, in der weiten Schöpfung beseelend. Und zu ihr, der Natur, fühlt sich der Dichter mächtig hingezogen, er weiß sich ein Theil der Erde, durch diese Erde aber mit Gott, dem allumfassenden Geiste zusammenhängend. Wie die Erde ohne den Menschen nicht das wäre was sie ist, so der Mensch ohne die Erde. Die Erde der Körper, der Mensch ein Glied: beide innig mit einander verwachsen und nur in dieser Zusammengehörigkeit zu betrachten. Was wäre es denn, das die Natur so reizend, so unwiderstehlich den innersten höchsten Gefühlen machte? Ist sie todt, von außen nur bewegt, wo finden wir die Anziehungspunkte in ihr, die den Menschen, den höher begeisteten, immer und immer wieder zu ihr zurücktreiben? Nein, eben daß auch sie beseelt, auch sie vom Geiste Gottes getragen wird, das läßt uns sie so lieblich erscheinen, und die Ahnung, das Gefühl, daß es so ist, die sind stärker, treibender, als alles unmittelbare Wissen.

Die äußere Natur ist aber nur der Ausdruck ihres innern Wesens und in diesem Sinne eine bloße Naturbeschreibung, für die Poesie auch nicht vorhanden. Billig verweisen wir alle Abschilderungen des rein Aeußerlichen in der Natur aus dem Bereiche der Dichtkunst überhaupt. Denn es gehört in der That mehr dazu, die Natur wiederzuspiegeln durch das Medium der Poesie als eine, wenn auch noch so getreue Auffassung ihrer äußeren Formen, und wir werden trotz aller scheinbaren Aehnlichkeit an solcher Wiedergabe doch immer die Wahrheit vermissen und Schönheit nie daran erblicken, weil wir die Seele, welche die Natur durchlebt, nicht vernehmen und als unserm eignen Innern verwandt sie ahnend umfassen. Der Dichter Kerner war noch ein Knabe, da war schon der Umgang mit der lebendigen Natur seine Freude, und dieser Umgang mit ihr und das tiefe Eingehen in sie, das war es, was ihn später in allen Lagen seines Lebens gleich mächtig anzog und sein wundes Herz allein zu heilen vermochte. Kerner gehörte nicht blos durch diese Naturliebe zu dem engern Kreise deutscher Dichter, die wir als Romantiker zu bezeichnen pflegen. Wenn die diese Zeit der Romantik überlebten, von der kommenden Zeit auch für ihre Dienste fortgerissen wurden, so müssen wir im Gegensatze bei Kerner hervorheben, daß er noch immer in jener Zeit feststeht und die kalte, an wahrer Poesie arme Gegenwart nicht zu verstehen vermag, sich folgerichtig also aus ihr hinaussehnt. Die Natur ist das einzige, was ihm geblieben, sie ist die ewige gleiche, ist zu allen Zeiten auf das Gemüth des Dichters gleich wirksam. Die Liebe zu ihr spricht sich aber nicht aus durch ein Schildern ihrer Formen und Farben, ihrer Stellungen und Bildungen; nein, wir folgen dem Dichter hinaus in die Waldeinsamkeit, hören das Rauschen des Baches, vernehmen, was in ihr leise wirkt und baut, athmen ihren Geist aus ihren Formen und sehen in diesen Formen doch nur den Geist, der sie aus sich heraustreibt und ewig schaffend immer neu verändert. Und in solcher Auffassung vermag die Natur jedes kranke Herz zu heilen und wenn die Welt und Menschen ihm noch so sehr widerstehen, die Sehnsucht nach Erfüllung inneren Dranges noch so mächtig gegen seine Brust klopft, — die grüne Natur wird das wunde Herz heilen, wie die grüne Farbe das kranke Auge heilt („Herz und Auge" I., 13). Hören wir aus dem Munde des Dichters selbst, was ihn in der Natur so hoch beglückt, er sagt es: —

„Es ist des Himmels heilig Blau,
Der Auen Blumenpracht,
Einsamer Nachtigallen Schlag
In alter Wälder Nacht.

Es ist der Wolke stiller Lauf,
Lebend'ger Wasser Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer,
Und leichter Vögel Flug.

Es kommt kein Wandrer mehr des Weg's
Der Vogel ruht im Baum;
Ich schreite durch die düstre Nacht,
In mir den hellsten Traum."

(„Der Einsame" I., 22.)

Und ganz bestimmt finden wir es auch ausgesprochen, daß die Natur beseelt, ja daß sie höher beseelt als wir, weil wir nur ein Theil in ihr. Denen die ihn fragen:

„Warum Du nur ewig Schmerzen?
Du nur ewig banger Traum?

antwortet er:

„Läg' ich an dem Mutterherzen
Der Natur wie Erd' und Baum,

Säng' ich lust'ge farb'ge Lieder,
Spielt' ich wie ein herzlich Kind,
Jetzo wein' ich, bis ich wieder,
Die verlorne Mutter find'!"

(„Die Antwort" I., 209.)

Die Sehnsucht nach der Mutter Natur ist aber so allgewaltig in dem Dichter, daß es ihm Wollust ist, sie stürmisch und aufgeregt zu sehen, denn dann erst fühlt er sich mit ihr eins, wenn die empörten Wellen über ihm zusammenschlagen und der Sturm den Wald durchbraust, als wollte die Erde aufgehen im All!

— „Ende nie, du Sturmnacht wilde!
Klirrt, ihr Fenster! schwankt, ihr Schilde!
Bäumt euch, Wälder! braus', o Welle!
Mich umfängt des Himmels Helle.

(„Lust der Sturmnacht" I., 59.)

Soll ich nun noch hinzufügen, daß dem Dichter die einsame Natur alle Wünsche ausfüllt, daß der Frühling ihm lieb und der Winter feind, daß des Waldes heilig Dunkel, die „Waldeinsamkeit" ihm über alles werth und sein weltkrankes Herz gesunden macht?

Und wenn gerade dieser Liebe die reichsten, duftendsten Blüthen entsprossen sind, so ist es auch überflüssig, sie zerstückelt hier anzuführen; sie leben im Herzen derer, die in sich selbst verwandte Anklänge fühlen; sie feuern an zu einer Verehrung der Natur, die erst in der Zukunft die schönsten Früchte zu reifen bestimmt scheint.

Als Gegensatz der Natur gilt aber dem Dichter das Leben. Aus dem Leben ist die Poesie entflohen; alles, was von Menschen geschieht, geschieht zu praktischen Zwecken. Da ist ein nie rastendes Jagen nach irdischen Dingen und wo ja einmal ein edleres Gefühl erwacht in eines Menschen Busen, da wird es erstickt in dem Nebel einer von Steinkohlendampf erfüllten Atmosphäre. Der Dichter aber steht über dieser Zeit, sie liegt ihm ferne und er folgt ihr auf keinem ihrer Wege. Seinem Freunde Ludwig Uhland, wie verwandt er ihm auch im Innern sein mag, versichert er wiederholt, daß im äußern Leben ihre Wege sich scheiden, und es bedürfte dieser Versicherung kaum, um es uns begreifen zu lassen. So liegt auch unserm Dichter der Ruf nach Freiheit, wie ihn andere Dichter so gern und häufig ertönen lassen, fern: wie kann auch ihm, dem das Leben an und für sich schon fremd, eine mit so vielen unedlen Leidenschaften und oft so niedrigen Motiven erstrebte Freiheit als Ziel seiner Wünsche vorschweben? Nicht, daß ich sagen wollte, Kerner wäre überhaupt gleichgültig gegen Alles, was auf dem Gebiete des äußeren Lebens, insbesondere des Staates vorgeht, nein, er liebt sein Deutschland, er liebt sein Schwaben eben so und noch mehr, als die es lieben, die es täglich auf den Gassen singen und liebten sie es wirklich so, wie sie es singen. — Auch sein „Vorwärts" (I., 70) hat er gerufen; rührend klagt er in seinen Jünglingsjahren, wie die deutsche Erde kalt und zerrissen liege, und nur deutscher Gesang noch ein einigend Band um sie geschlungen („An Siegmund von Birken." 1811. I., 77) und sein „Trost" (I., 126) ist ein schöner Trost, schwerer wiegend als manche unsinnige That. Aber mit all' den edlen Dichtern, die in Kerner's Jugend deutsche Weisen gesungen, hat er die Sehnsucht nach einer vergangenen Zeit gemein, er besingt das Hohenstaufische Kaiserhaus (I., 226, 298), er klagt, daß die Ritter ihr Kleid von Stahl und Eisen abgelegt und statt des Schwertes zu der Feder gegriffen (I., 142). Den deutschen Frauen giebt er dagegen den Rath, die Spindel wieder zu ergreifen und zu spinnen, wie es in alten Zeiten Brauch war:

„Spinnt fort nach alter Weise,
Zart — aber stark und gut.“
(„Lob der Spindel“ I., 39)

Später werden wir auch sehen, wie er es besonders liebt, den Geist eines Domes klagend darzustellen, und es ist in Wahrheit ein schönes Bild, die einsamen Reste vergangener großer Zeiten über die arme Gegenwart klagen zu lassen, Werke, die wohl dastehen und angestaunt, aber nicht mehr mit dem ganzen vollen Geiste aufgefaßt werden, der sie zu Denkmalen der Ewigkeit schuf. Vor Kurzem noch ertönte des Dichters Leier von Sehnsuchtsklängen nach jenen vergangenen Tagen („Im Eisenbahnhofe.“ Morgenblatt, 1852. Nr. 13), und in so ergreifender Weise, daß uns die ganze Fülle seines reichen Geistes vor die Seele gezaubert wurde, und wir erfreut es uns gestehen mußten, daß der Greis Kerner die alte Dichterkraft in jugendlicher Frische bewahrt hat. Dort klagt er:

„Ich klage: Mensch mit deinen Künsten,
Wie machst Du Erd' und Himmel kalt!
Wär' ich, eh' du gespielt mit Dünsten,
Geboren doch im wild'sten Wald!

Wo keine Axt mehr schallt, geboren,
Könnt's sein in Meeres stillem Grund,
Daß nie geworden meinen Ohren
Je was von deinen Wundern kund.

Fahr zu, o Mensch! treib's auf die Spitze,
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze:
Kommst weiter nicht als bis zur Gruft.“

Nachdem wir so gesehen, wie des Dichters Geist sich Befreiung ersehnt aus einer ihm fremden Zeit und Welt, wie aber die Natur diese Sehnsucht in einen vollen Strom reinen Genießens zu wandeln vermag, so dürfen wir das andere, was in seiner Allgemeinheit erst solchen Naturgenuß hervorbrachte: die Liebe, nicht vergessen, wenn wir aus den Stimmen des Dichters uns seinen Geist vergegenwärtigen wollen. Daß unser Dichter warm und wahr zu lieben vermag, das erkannten wir schon, als uns der Zug seines Herzens nach oben klar wurde; daß die Liebe zum Weibe, diese Liebe, die des Menschen Zunge zumeist löst zu nimmer versiegenden Klängen der Seligkeit und des Leides, daß diese Liebe, sage ich, auch ihm der Hebel über manchen Erdenschmerz geworden und ihn zu manchem

Liebe begeistert: das nahmen wir an, als wir Kerner Dichter nannten. Nicht ist es die ungestüme, schnell aufbrausende und schnell vergehende Liebe genialer, begeisterter Jünglinge, die uns bei Kerner entgegentritt. Wie ihm vornehmlich Schmerz Gesang entlockt und die Freude ihn stumm läßt, so auch die Liebe, und wir finden das Eigenthümnliche seiner Liebe in dem kleinen, „Sturmsein der Liebe" (I., 58) überschriebenen Gedichte ausgesprochen: —

„Wohl neigt nach goldner Sonne
Sich stumm die Blum' der Au,
Doch spricht von ihrer Wonne
Im Kelch der helle Thau.

Halt' ich die Lieb' umwunden,
Gedrückt an's Herze ganz,
Schweigt Lippe fest gebunden,
Spricht nur des Auges Glanz.

Ein armes Herz, entschlagen
So plötzlich aller Pein,
O Liebe! kann nichts sagen,
Das kann nur stille sein. —

Es ist eine ruhige, genießende und gebende Liebe, ohne feurige Ergüsse, still aufnehmend, aber treu und fest das Geliebte im Herzen tragend über Zeit und Raum hinaus. Es ist die ächte deutsche Minne, dem mehr passiven Gemüthe des Dichters vollkommen entsprechend.

Aber wie der Dichter Weib liebt und Gesang, so auch das dritte, was schon der alte Spruch zusammenfügt, — den Wein. Geboren in einem Lande, wo der Weinstock wohl gedeiht und Wein getrunken wird zur Ehre Gottes, das Herz zu erheitern und den Sinn zu beleben, hat er in manchem schönen Liede auch diesen Wein besungen. Dankbar die Gaben Gottes ergreifend, wie sie in der weiten Schöpfung sich dem Menschen darbieten zum Nutzen und zur Freude, preist er die treue Mutter Natur, die sterbend ihren Kindern zum Vermächtnisse den Wein zurückließ und, das Winterkleid anlegend, liebend die Sonne einschloß in glühenden Wein („Im Herbst." — „Im Winter." I., 65). —

Wir haben nun noch, nachdem wir, um uns den Geist des Dichters aus seinen Werken zu vergegenwärtigen, die verschiedenen Stimmungen seiner lyrischen Gedichte durchgegangen, und bevor wir zur Erörterung seiner größeren romantischen Dichtungen übergehen, noch

im Kurzen seine Balladen und Romanzen zu erwähnen. Die Stoffe, die Kerner zu seinen zahlreichen Balladen gewählt, sind durchgehends und dem Charakter des Dichters gemäß, ernste; die Behandlung, dem Wesen dieser Dichtungsart entsprechend, eine volksmäßige. Wir meinen damit, daß sie im Geiste des Volkes und im Tone des alten deutschen Volksliedes gehalten sind. Oft ist es ein Geist, ein guter oder böser, ein rächender oder lohnender, der in die Handlung eintritt, und gerade diese Art der Romanze, die gleichsam auf höherem, geheimnißvollem Grunde ruht, ist nicht nur dem Wesen unsers Dichters, sondern auch dem Geiste unseres Volkes im hohen Grade ansprechend. Wie tief aber Kerner in den Geist seines Volkes, wie sie dieser in der Volksdichtung dargestellt, eingegangen, schließen wir nicht nur daraus, daß ihm die Volksdichtung stets und vorzüglich in seiner Jugend, wo so viele schöne Kräfte sich vereinigten, sie hervorzuziehen aus der Vergessenheit und dem Dunkel, worin sie verborgen lagen, höher stand als alle Kunstdichtung, und mit warmer Liebe von ihm gepflegt wurde. Nein, besonders daraus glauben wir den deutschen Sänger in Kerner zu erkennen, daß er den Ton dieses Volksliedes so wahr und treu anzuschlagen vermochte, wie das nur eben Einer kann, der sich dem Volksgeiste, wie er sich als reine Naturentwickelung und unberührt von der Kunst darstellt, verwandt und aus ihm herausgeboren fühlt. Wir brauchen nicht darauf hinzuweisen, wie schon „Des Knaben Wunderhorn" ein solches von Kerner im Volkstone gedichtetes Lied aufgenommen, der Dichter hat dies selbst gethan, wir verweisen neben diesem Liede („Der schwere Ton" I., 45) nur auf die ähnlich gehaltenen („Der Wassermann" I., 93) und („Abe" I., 102), um die Wahrheit des Gesagten mit treffenden Beispielen zu bekräftigen. Das Wanderlied „Wohlauf noch getrunken den perlenden Wein" wird aus vieltausend Kehlen immer und immer gesungen, ohne daß die Meisten wohl wissen, wer es gedichtet. Aber fragen wir, kann die deutsche Wanderlust, der Zug des deutschen Herzens in die Weite, und wieder das volle glückselige Heimathsgefühl, das nicht ruhet, bis der Wanderer wieder zurück ist auf deutscher Erde, kann dieses Gefühl schöner und wahrer ausgedrückt werden, als es von Kerner geschehen? Und sollten die Tübinger Studierenden das „Tübinger Burschenlied" nicht mit dem vollen Gefühle freien deutschen Jugendmuthes singen? Wir haben Kerner vorwiegend als ernst kennen gelernt, aber was neben

diesem betrachtenden Ernste in der Brust des Deutschen ruht und was diese unsere Nation als ihren Charakter wohl erkannt: die unschuldige Freude an reinen Genüssen, die innige Liebe in allen ihren verschiedenen Richtungen und das Wohlgefallen an den Aeußerungen eines natürlichen, ungekünstelten Volksgeistes, das ist unserm Dichter nicht minder gemein, er selbst bezeichnet es als sein Wesen:

„Gottes Liebe tief im Busen,
Lieb' ich, die er schuf, die Erde,
Lieb' ich Liebe, Wein und Musen,
Bis ich Geist bei Geistern werde.

P. Fr. Tr.

Grammatik in den Volksschulen oder nicht?

In meinem Geburtsorte pflegte man den Kindern das Räthsel aufzugeben, welcher Ort es sei, wo man die Eierkuchen nur auf einer Seite backe; und die Lösung bestand dann darin, daß es „Friedrichshöhe" sei, weil dies eben nur aus „einer Seite", d. h. einer Reihe Häuser bestehe. Die Eierkuchen selbst also wurden für die einseitigen Friedrichshöher gerade eben so gut auf beiden Seiten gebacken, wie für alle andern Menschenkinder, die auf die größte Vielseitigkeit Anspruch machen, und sicherlich würden sie ihnen sonst auch schlecht genug gemundet haben und noch schlechter bekommen sein. Diese Kindererinnerung fällt mir immer ein, wenn ich jetzt von allen Seiten höre und lese, der Unterricht in der deutschen Sprache müsse in den Volksschulen nur praktisch, d. h. nur beim Lesen und Schreiben durch Erklärung des Gelesenen, Berichtigung des Geschriebenen und ähnliche Operationen betrieben werden; eine theoretische Handhabung desselben, eine Einführung der Kinder in die wirkliche Grammatik sei nicht bloß völlig unnütz, sondern sogar gefährlich und nachtheilig, und daher als ein alter Irrthum so schleunig wie möglich zu beseitigen. Was man also dem Munde und dem Magen nicht zu bieten wagt, glaubt man doch dem Kopf, dem Geiste zumuthen zu dürfen, ja man erwartet sogar von einer so einseitigen Behandlung ein ganz besonderes Heil, man meint damit die Methode des Sprachunterrichts, die uns, wenn wir sie fixirt zu haben glaubten, immer wieder verirrte und im ewigen Umschlagen und Weiterrollen begriffen war, auf einmal, wie Columbus das Ei, zum Stehen gebracht, ja in die Pfanne geschlagen und zu einem für alle Zeiten ausreichenden Gebäck verquirlt zu haben, und man thut sich nicht wenig darauf zu Gute, dasselbe, wenn auch nur halb gahr, um einige Minuten früher als die alten Köche von der Küche auf den Tisch liefern, und einige Spahn Holz dabei sparen zu können.

Wie man auf einmal zu dieser Ansicht gekommen, ist leicht erklärlich. Das physiologische Gesetz vom Choc und Gegenchoc, von welchem der Doctor in Immermann's Münchhausen spricht, findet

auch hier seine Anwendung. Die Becker-Wurst'sche Methode, welche die Kinder förmlich mit Grammatik überfütterte, war der Choc, und die jetzige Antipathie gegen alle Grammatik ist der Gegenchoc. Engel aus den Kindern zu machen, lag wohl nie in der Absicht jener Methode; daß aber dieselben in eine Art englischer Krankheit verfielen und, statt große Köpfe zu werden, große Köpfe und schwache Beine bekamen, war jedenfalls ganz gegen die Berechnung. Kein Wunder also, wenn man nun jetzt die Kinder wieder auf die Beine zu bringen sucht, und das Heil der Welt von schwachen Köpfen erwartet. Es hat auch dies Verfahren auf eine Weile seine Berechtigung und wird sich eine Zeitlang behaupten, bis man einsieht, daß Kopf und Beine an einem ordentlichen Menschen gleich kräftig, gleich ausgebildet sein müssen und daß man mit der bloßen Praxis eben so wenig ausreicht, wie mit der Theorie.

Auch nicht in Volksschulen! — Denn daß sich in Gymnasien und andern höheren Lehranstalten nicht ohne eigentliche Grammatik fertig werden läßt, ist nun einmal nicht wegzuleugnen, obwohl man ihr auch hier ganz gewaltig die Flügel zu beschneiden sucht und an die Stelle eines strengen, wissenschaftlichen Verfahrens den Wechselbalg einer unter Bonnen und Gouvernanten beliebten Papageienabrichtungsmethode unterschieben möchte. Allerdings muß in Volksschulen der Sprachunterricht anders ertheilt werden, als auf den höheren Lehranstalten, namentlich den Gymnasien. Wären auch die Gymnasien wirklich weiter nichts, als Vorbereitungsanstalten für die Universitäten, und diese weiter nichts als Institute für die Betreibung der eigentlichen Fach- und Brodstudien: so wird doch auf ihnen die Sprache nicht bloß um ihres praktischen Gebrauchs willen, sondern auch wegen der sogenannten formellen Bildung, ja auch um ihrer selbst willen betrieben werden müssen. Wie man ohne Barren, Recke, Klettergerüste 2c. nicht gehörig turnen kann, so bedarf es nun einmal auch gewisser äußerer Stoffe zur Ausbildung der geistigen Kräfte, und die Erfahrung der letzten Decennien hat es sattsam bewiesen, daß sich dieselben an keinem anderen Material so prächtig recken und strecken, kräftigen und schmeidigen lassen, als an dem Gebälk und Fachwerk der Sprache. Daß nun eine tüchtige Schulung der geistigen Kräfte dem Theologen, Juristen, Mediciner, selbst wenn sie nur zur nothdürftigsten Erledigung ihrer Berufsgeschäfte fähig werden sollen, etwas schlechthin Unerläßliches ist, wird Niemand in Abrede

wollte, um zu essen, dann wieder aufspränge, um den Tisch zu decken, dann daran dächte, daß er sich erst etwas kochen müsse, dann Feuer anmachte, um die Töpfe aufzusetzen, dann auf den Wochenmarkt liefe, um die Speisen einzukaufen u. s. w. In solch einem Verfahren ist freilich von Theorie nichts zu spüren; ob es aber darum praktisch ist, mögen sich die Antitheoretiker selber sagen, und wenn sie aufrichtig sein wollen, werden sie zugestehen müssen, daß, wie die Praxis oft die beste Theorie, so auch die Theorie nicht selten die beste Praxis ist. Es muß eben der Eierkuchen auf beiden Seiten gebacken werden!

Leipzig. **Prof. Dr. Zeising.**

Weihnachts- und Neujahrsspiele und Lieder.

Die Zeit um Weihnachten ist es vor Allem, um welche viele sehr alte heidnische Vorstellungen sich gesammelt haben, die noch jetzt zum Theil in mancherlei Liedern und Darstellungen zum Vorschein kommen. Einige davon theile ich im Folgenden mit, jedoch erschöpfen sie nicht einmal das, was mir an Weihnachts- und Neujahrsliedern aus der Gegend des Harzes vorliegt. Von Weihnachtsliedern fehlt das weitverbreitete „Herodes der guckte zum Fenster hinaus", wozu Puppen in einem Kasten gezeigt werden, der auf einer Stange getragen wird. Von Neujahrsliedern ein unter Anderm in Osterode am Harz gebräuchliches Lied, worin der, von dem eine Gabe verlangt wird, mit den Worten angesungen wird: „Herr N. N. nimmt seine Frau (Braut) im Arm" und auch von Tauben, die auf dem Dache sitzen, die Rede ist. Den Text eines andern und zwar sehr alterthümlichen Neujahrsliedes konnte ich leider noch nicht erhalten. Darin beginnt jeder Vers „Grün ist die Wintersaat", was an die alten Weissagungen aus dem grünen Saatfelde gemahnt, von denen Grimm in seiner Mythologie redet. Von dem Neujahrsliede, das wir unten mittheilen, finden sich bereits einige schwache Anklänge in der Sammlung norddeutscher Sagen und Gebräuche von Kuhn und Schwarz*) und zwar nur die Worte: „die goldene Schnur geht um das Haus", eine Wiederholung, welche die Verbreitung und Wichtigkeit der ihnen zu Grunde liegenden Vorstellung bezeugt. Der Dialekt, in dem ich das Lied mittheile, ist der des Dorfes Lerbach auf dem Oberharze. Das Lied wird, wenn ich recht gehört habe, „Die Sage" (d. h. Ansage des neuen Jahres) genannt und ist schon dadurch culturhistorisch merkwürdig, wie es denn an die Gilde und das Geschäft der Kalandsbrüder erinnert.

Was die Komödien betrifft, die ich unter Nr. 1 und 2 mittheile, so werden ähnliche Darstellungen sich noch in andern Gegen-

*) S. 408. J. W. Wolf suchte in seinen „Beiträgen zur Mythologie" diesen abgerissenen Worten eine Deutung zu geben.

den Deutschlands finden. Bekanntlich ist die katholische Kirche gegen geistliche Komödien, in denen wir die ersten Anfänge des Drama's zu achten haben, sehr tolerant, oder war es wenigstens bis vor Kurzem. Daß sich indessen diese Darstellungen in einer ausschließlich protestantischen Gegend, auf dem Oberharze, erhalten konnten, bleibt immer merkwürdig. Ich höre, daß sie erst seit einigen Jahren verboten sind und daß namentlich „das heilige Dreikönigsspiel" auf Veranlassung der Geistlichkeit verfolgt wird. Hatten doch meine Erzähler es mir lange verheimlicht, und verstanden sich endlich schwer dazu, es mir mitzutheilen, aus Furcht, dadurch in unangenehme Händel verwickelt zu werden! Und doch ist zur Verfolgung dieses erbaulichen Stückes nicht der geringste Grund vorhanden.

Das Schwertfechterspiel und das heilige Dreikönigsspiel hängen nahe zusammen, wiewohl jedes vollkommen selbständig ist. Das Schwertfechterspiel, welches wohl nur aus Mißverständniß auch eben so oft das Schwertfegerspiel heißt, enthält ohne Zweifel die ältesten Züge; der Kern des Ganzen, in wissenschaftlicher Hinsicht, ist offenbar der Schwerttanz, der nach Grimm auch in Hessen bekannt ist.

Beide von echtem Volkshumor durchdrungene Spiele erhielt ich durch einen Bergmann aus Clausthal. Es scheint, daß nur die erhabenen Stellen in hochdeutscher Mundart oder wenigstens in dem oberdeutschen Dialekt der harzischen Bergleute gesprochen werden, die Reden der Bauern oder Hirten aber in plattdeutscher Sprache. Allein da die bergmännische Bevölkerung eben das Platt nicht zu sprechen versteht, ich selbst aber nur das Platt aus dem Halberstädtischen, nicht aus der Gegend des Westharzes in meiner Gewalt habe, so mußte ich, um nicht einen sprachlichen Mischmasch zu geben, auch die Bauernreden hochdeutsch aufschreiben und nur an einigen charakteristischen Stellen, wo das Platt mir wesentlich schien, habe ich es gleichsam andeutungsweise beibehalten. — Das Lied der Schäfer in der zweiten Komödie scheint zwar im Ganzen volksthümlich, hat sich aber aus der sentimentalen Schäferpoesie, wie sie etwa im vorigen Jahrhundert Mode war, nicht zu seinem Vortheil bereichert.

Interessant ist, wie neuere Könige mehr oder weniger die Könige aus Mohrenland verdrängt haben. Der König von England steht über den andern, wobei man an das Verhältniß Hannovers an England denken muß. Der König von Sachsen bedauert, daß er den übrigen Königen nicht schöne Jungfrauen mitgebracht hat, die bei

ihm auf den Bäumen wachsen. Wenn das Ganze aus sehr verschiedenen Zeiten Einzelnes aufbewahrt hat, so zeigt gerade diese Stelle kein sehr hohes Alter: denn der Reim, daß in Sachsen die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen, scheint mir erst sein Entstehen einem Mißverständniß der sächsischen Stammsage zu danken, welche die Sachsen in einer waldigen Felsgegend des Harzes, nach dem Froschmäusler in der Gegend des Falkensteins, also keineswegs im jetzigen Königreich Sachsen aus den Bäumen hervorwachsen läßt.

I. Das Schwertfechterspiel.

Der erste König, der König von Engeland, (tritt mit dem hölzernen Schwerte in der Hand herein; er trägt gleich den übrigen Königen einen Hut von Pappe, der mit „Knittergold“ — Goldpapier — überzogen ist; ferner Jacken und „Ebeletzen“, die mit Goldpapier verziert sind, und spricht:)

Ein schön' guten Abend, eine glückselige Stund',
Wünsch ich Euch Allen aus Herzensgrund.
Ich bin deshalben kommen herein,
Eine kleine Komödie zu machen groß und klein,
Wie sie sein*)
Alle**), Hans!

Hans, der Bediente (tritt im weißen Kittel als Bauer gekleidet herein).

Pot Stip, Pot Stab, Pot Fledermaus,
Wo komm ich 'rein in dieses Haus? —
Wär ich nicht bald hereingekommen,
So wäre mir der Bart abgefroren.

(Hans wendet sich zum König von Engeland und fährt fort:)

Was befiehlt mein gnädigster König?

König von Engeland.

Laß einmal den König von Sachsen hereinkommen.

Hans (geht vor die Thür und kommt noch einmal herein).

Wie het hei***)? Hab' es schon wieder vergessen.

König von Engeland (schimpft den Hans).

Alter Freßlork! alter Sauflork! — König von Sachsen soll hereinkommen.

Hans (ruft zur Thür hinaus).

König von Sachsen soll hereinkommen!

(König von Sachsen tritt herein und stellt sich neben den König von Engeland. Sie begrüßen sich.)

---

*) Für die Großen und die Kleinen im Hause ohne Unterschied.

**) Allez!

***) Wie heißt er?

König von Engeland.

Guten Tag, Herr König.

König von Sachsen.

Schön Dank, Herr König!

König von Engeland.

Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin?
Wissen Sie nicht, daß ich der König von Engeland bin?

König von Sachsen.

Ich bin der König von Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich das eher bedacht,
Hätt' ich meinen Kameraden auch eine mitgebracht. —
Hans, laß einmal den König von Polen hereinkommen!

Hans (kehrt an der Thür wieder um).

Wie het hei?

König von Sachsen.

König von Polen soll hereinkommen!

Hans (ruft zur Thür hinaus).

König von Polen soll hereinkommen!

(König von Polen kommt herein und tritt neben den zweiten König.)

König von Polen (grüßt den zweiten König).

Guten Tag, Herr König!

König von Sachsen.

Schön Dank, Herr König!
Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin?
Wissen Sie nicht, daß ich der König von Sachsen bin?

König von Polen.

Ich bin der König von Polen,
Mein Nam hat sich erholen*),
Mein Königreich hat sich weit erstreckt,
Ich hab' mir einen neuen Glauben erweckt. —
Hans, laß einmal den König von Dänemark hereinkommen!

Hans (kehrt an der Thür um).

Wie het hei?

König von Polen.

König von Dänemark soll hereinkommen.

Hans (kehrt noch einmal um).

Hab' ich's doch schon wieder hintergeschluckt.

König von Polen.

Ole Schlucklork, ole Frätlork! — der König von Dänemark soll hereinkommen!

---

*) Erhalten.

Hans (ruft hinaus).

König von Dänemark soll hereinkommen.

König von Dänemark.

(Kommt herein und tritt neben den dritten König.)

Guten Tag, Herr König!

König von Polen.

Schön Dank, Herr König!
Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin?
Wissen Sie nicht, daß ich der König aus Polen bin?

König von Dänemark.

Ich bin der König aus Dänemark,
Mein Name ist sehr wohlbekannt,
Ich bin gereiset hin und her,
Wollte wünschen, daß ich an meinem rechten Ort wieder wär. —
Hans, laß einmal den König von Mohrenland hereinkommen.

Hans (kehrt an der Thür wieder um).

Wie het hei?

König von Dänemark.

König von Mohrenland soll hereinkommen.

Hans.

Häwwet doch all wedder hinderschlucket*).

König von Dänemark.

Ole Schluckkork! ole Frätkork! — der König von Mohrenland soll hereinkommen!

Hans (ruft hinaus).

König von Mohrenland soll hereinkommen!

König von Mohrenland (hat sich das Gesicht mit Kohlen geschwärzt, kommt herein und tritt neben den vierten König).

Guten Tag, Herr König.

König von Dänemark.

Schön Dank, Herr König!
Wo kommen Sie her, wo wollen Sie hin?
Wissen Sie nicht, daß ich der König aus Dänemark bin?

König von Mohrenland.

Ich bin der König aus Mohrenland,
Die Sonne hat mich so schwarz gebrannt,
Wär ich gekommen über die See,
So wär' ich so weiß als wie der Schnee.
So haben sie mich in's Mohrenland gebracht,
Wo die Sonne scheint Tag und Nacht.
Da hat sie mich so schwarz gebrannt,

---

*) Hab es doch schon wieder hintergeschluckt.

Daß mich fast kein Mensch mehr kannt. —
Hans, laß einmal den Schnortison hereinkommen.

Hans.

Schnortison soll hereinkommen!

Schnortison (führt die Kasse der Schwertfechter, hat eine Büchse, ist gleich Hans als Bauer gekleidet und kommt herein getolpert).

Ich wünsche euch elfundzwanzig gute Morgen,
Dreißig Mandel Bratwürste!
Geld her! Geld her!

(Tritt abseits in eine Ecke.)

König von Engeland (zu Hans).

Laß einmal den Schnortison zu mir kommen!

Hans.

Schnortison soll zum Herrn kommen.

Schnortison.

Der Herr kann zu mir kommen!

Hans (geht zum König von Engeland).

Der Herr soll zum Diener kommen!

König von Engeland (zu Hans).

Frag einmal den groben Lümmel, ob ich ihm eine Kutsche schicken soll?

Hans (zu Schnortison).

Ob der Herr Dir eine Kutsche schicken soll?

Schnortison.

So will ich nur mitgehen.

König von Engeland (zu Schnortison).

Wo hast Du's Geld gelassen?

Schnortison.

Ich hab's versoffen, ich hab's verspielt,
Ich hab's den verfluchten ..... im Nacken geschmissen.

König von Engeland (zu Hans).

Ich geb' ihn unter Deine Gewalt, hau ihm den Kopf ab.

(Die Könige, mit Ausnahme des Königs von Engeland, halten ihre Schwerter über's Kreuz.)

Schnortison (fragt, auf die Schwerter deutend).

Drauf schreiten*),
Oder drauf reiten?

Die Könige (antworten dem Schnortison).

Draufschreiten.

Schnortison.

Ich komme hier draufgeschritten,
Hätt ich ein Pferd, so käm ich drauf geritten.

---

*) Drauftreten.

Weil ich nicht kann reiten,
So muß ich nun drauf schreiten.
(Stellt sich auf die gekreuzten Schwerte

König von Engeland.

Hans, hier hast Du mein Schwert!
Hans, hau' ihm den Kopf ab!

Hans (wetzt das hölzerne Schwert auf der Erde, weist es dem Könige von Engeland vor und fragt: ob es scharf genug sei; dann hält er dem Schnortison das Schwert unter die Nase und sagt zu ihm):

Rookst Du niche Schwienbraten?*)

(Hierauf schlägt Hans zu und dem Schnortison den Hut vom Kopfe.)

Schnortison (fällt rücküber und ist todt; dann springt er wieder auf, ergreift Hans bei der Hand und sagt):

Hast Du mir das Leben genommen?
Bin ich nun wieder lebendig geworden!
So wollen wir auch eins tanzen!

(Könige, Hans und Schnortison fassen sich an und tanzen zum Schluß den Rundtanz.)

II. Das heilige Dreikönigsspiel.

Herodes Diener (tritt herein).

Einen schönen, guten Abend, eine glückselige Stund'
Wünsch' ich Euch Allen aus Herzensgrund!
Ich bin derowegen kommen herein,
Eine kleine Komödie zu agiren fein
Von**) den lieben Kindelein.
Drum meine Herrn seid still und gebt auf die Sachen wohl Acht.
Josef und Maria werden den Anfang machen.

(Josef und Maria treten herein, Josef eine kleine Wiege unter dem Arm, Maria das Kind auf dem Arm. Sie legt es in die Wiege und Josef fängt in der Ecke an zu wiegen.)

Josef.

Ein Kindelein so löppelich***)
Ist eins geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich
Zum Trost uns armen Leuten.
Wär uns das Kindlein nicht gebor'n,
So wären wir zumal verloren.

---

*) Riechst Du nicht Schweinebraten?
**) Vor?
***) Löblich.

So muß ich in mein'n alten Tagen
Das Kindlein in der Wiege tragen.
Ich will sie (Maria) aber lassen stehn,
Und will zu einer andern gehn.

Stimme des Engels (zur Thür herein).

Liebster, liebster Josef mein,
Sollst nicht verlassen Maria Dein.
Maria ist die Liebste Dein,
Soll auch ewig bei Dir sein.

Maria.

Mein Geist freut sich dessen.

(Zu Josef.)

Liebster, liebster Josef mein,
Wo wird diese Nacht unsere Herberg sein?

Josef.

Da oben auf dem Berge da gaht ein Mann*),
Den wollen wir um Herberg sprechen an.

Herodes Diener.

Ei was, um Herberg sprechen an,
Ihr seid so viele, Frau, Kinder und Mann,
Darum seh ich Euch für solche Leute an,
Daß Ihr nicht viel Geld zu bezahlen habt.

Maria.

Ach thut's doch um Barmherzigkeit,
Gott wird's belohnen in Ewigkeit.

Herodes Diener.

Kein Raum im Stall
Ist überall.
Wollt Ihr Euch behelfen in meinem Stall,
So könnt Ihr dorthin gehen ein
Mit Josef und Eurem Kindelein.

Maria (zum Josef.)

Josef, liebster Josef mein,
Im Stalle wird kalt schlafen sein.

Josef.

Und kann es denn nicht anders sein,
So müssen wir sich**) geduldig ergeben d'rein,
Und müssen damit nehmen vorlieb
Und darüber nicht werden betrübt.

Erster Bauer (als Hirt, den Schäferhaken in der Hand).

Br, br, wie hemw' ik mik erschroken!
O is denn noch so en klener Bur, Bur?

---

*) Herodes Diener.
**) Uns.

Mien Leben werd mik mal recht sur, sur.
Brauer Nickel, kannst ok mal rinderkommen!

Nickel (der zweite Bauer, als Hirt).

Gun Dag, Bur.

Erster Bauer.

Schön Dank, Brau'r.

Zweiter Bauer (zum ersten).

O Bruder Nickel, so'n Grosspraher, wie Du bist, hab' ich noch nie gehört. — Als ich mich ein bischen umsah, sah ich den Spitzbuben*) in meinem Garten liegen.

Erster Bauer (zu den andern Leuten in der Stube).

Davon sollt Ihr mir Zeuge sein**).

Zweiter Bauer.

Davon woll'n wir stille schweigen,
Und wollen unsre Pfeifen herkriegen
Und pfeifen eins um die Wette.
Sing Du und ich will pfeifen.

(Beide Bauern lagern sich auf der Erde; einer singt, der andre pfeift auf dem „Schwertel"***).

Erster Bauer (singt).

Ob ich gleich ein Schäfer bin
Hab' ich doch ein'n frohen Sinn.
Ja, ich führ' ein solches Leben,
Das mit lauter Lust umgeben;
Wechsle meinen Hirtenstab
Nicht um Kron' und Scepter ab.

Frühe wenn die Sonn' aufgeht
Und der Thau im Grase steht,
Treib' ich mit beliebtem Schalle
Meine Schäflein aus dem Stalle
Auf der grünen Wiese hin,
Ob ich gleich alleine bin.

Wird mir denn die Zeit so lang,
Sing' ich meinen Waldgesang,
Lehne mich am Schäferstecken,
Oder hinter jene Hecken,
Und ergreif die Feldschalmei,
Diese macht mich sorgenfrei.

Wenn ich durst- und hungrig bin,
Geh' ich zu der Quelle hin,

*) Den ersten Bauer.
**) Daß der zweite Bauer ihn Spitzbuben gescholten hat.
***) Schallmai.

Wo sich meine Schäflein waschen,
Hol' aus meiner Schäfertaschen
Butter, Brod und Käs' herfür.
O, wie süße schmeckt es mir!

Mein' Hund, das getreue Thier,
Hab ich allezeit bei mir.
Wenn ich Abends geh und schlafe,
So bewacht er mir die Schaafe,
Und verhüllt mir manches Leid,
Bei der späten Abendzeit.

Wird es Nacht, so treib' ich ein,
Ei, was kann wohl Schöner's sein,
Als wenn ich mit meinem Willen
Kann den Durst mit Molken stillen.
D'rum so bleibt es doch dabei:
Lustig ist die Schäferei.

(Der erste Bauer ist eingeschlafen.)

Zweiter Bauer.

Nu is e einschlapen.

Engel (mit einem Stern von Goldpapier und ein brennendes Wachslicht in der Hand, macht die Thür auf, bleibt in der Thür stehen und singt:)

Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring' Euch gute, neue Mähr,
Die neue Mähr, die ich Euch bring,
Davon ich singen und sagen will.

(Rede des Engels:)

Ihr Hirten, Ihr Hirten stehet auf! Ich verkündige Euch große Freude, welche Euch und Eurem Volk wiederfahren wird. Es ist Euch heut ein Mensch geboren, derselbige in der Stadt David, der in Windeln und Krippen eingelegt, der alle Welten hält und trägt.

Erster Bauer.

Wie heww' ick mick erschroken!
Mek bewwere miene Knoken!
(Zum zweiten, der auch eingeschlafen ist.)
Brauer Nickel, sta up,
Hörst nich des Herrn Engel?

Zweiter Bauer (zum ersten).

O, lat mik schlapen, Du growwer Bengel!

Erster Bauer.

O Brauer Nickel, gif her den Staken!

Zweiter Bauer.

Den Staken, den Schaperhaken?
(Giebt den Staken hin.)

Ik hewwe mik ok erschroken,
Dat mik bewwern dä Knoken.

Erster Bauer.

O Bruder, was war das für ein Mann,
Der sagt von Kindelein,
Welches heute soll geboren sein?

Zweiter Bauer.

Von Kindelein het hei secht?
Wo werden wir's also finden.
Da oben auf dem Berg, da gaht en Mann,
Den wollen wir darum sprechen an.

Beide Hirten.

Wir wollen ihn alle beide ansprechen.

Herodes Diener.

Was wollt Ihr?

Die Hirten.

Das Kindelein.

Herodes Diener.

Dort gehet hinein,
Dann werdet Ihr finden das Kindelein.

Maria.

Josef, liebster Josef mein,
Wer steht wohl vor der Thür?
Wollen wir sie aber lassen herein?
Es können die drei Weisen sein.

Herodes König (kommt herein).

Einen schön'n guten Abend insgesammt!
Herodes König werd' ich genannt,
Ich kann nicht unterlassen zu sagen an,
Daß ein Judenkönig sollte geboren sein.
Bist Du das, mein getreuster Diener?

Herodes Diener.

Was befiehlt Ihre Königliche Majestät?

Herodes König.

Geh Du einmal hin nach mein Begehr,
Und hol' mir die drei Weisen her.

Herodes Diener (zu den drei Weisen, die vor der Thür stehen).

Ihr drei Weisen seid gebeten,
Wollt Ihr ein wenig zu mir treten?
Wollt Ihr aber mit mir reisen,
So will ich Euch den rechten Weg weisen.

Die drei Weisen (kommen herein und singen).

Singet und seid froh!
In der Krippen Lohne,
In der Mutter Schooß.

Der erste von den drei weisen Königen (spricht).

Ich bin der König Melcher,
Und keiner weiß, welcher.
Wir sind von Weitem gekommen,
Haben mit Freude vernommen,
Daß ein Judenkönig soll geboren sein.

Zweiter König.

Ich bin der König aus Polen,
Mein Name ist mir verhohlen.
Mein Name ist mir ganz unbekannt,
D'rum bin ich gekommen aus dem fremden Land.

Dritter König.

Ich bin der König aus Mohrenland,
Die Sonn' hat mich so schwarz gebrannt;
Wär' ich gekommen über die See,
So wär' ich so weiß als wie der Schnee.
Aber so haben sie mich in's Mohrenland gebracht,
Wo die Sonne scheint Tag und Nacht;
Da hat sie mich so schwarz gebrannt,
Daß mich fast kein Mensch mehr kannt'.

Herodes König.

Ein Judenkönig sei geboren, —
Also denn wär' ich ganz verloren.

(Zu den drei Weisen.)

Hört an, ihr drei Weisen, was ich Euch thu' sagen,
Geht nach Mariastadt und thut nach Josef und Maria fragen,
Und forschet nach dem Kindelein,
Und wenn Ihr es gefunden hab't, kommt und sagt mir's, daß ich auch theilhaft werde, das Kindelein zu verehren.

Die drei Weisen (gehn ab, bis in die Ecke des Zimmers und rufen).

Holla, Holla! wohnt hier Maria?

Eine Stimme.

Ist dieses Euch denn nicht bekannt:
Maria ist ausgezogen, wir wissen nicht, in welches Land.

(Die Weisen gehn ab und erscheinen nicht wieder.)

Herodes König.

Die drei Weisen haben mir was vorgelogen;
Sie kommen nicht wieder, sie haben mich betrogen.
Bist Du da, mein getreuster Diener?

Herodes Diener.

Was befiehlt Ihre Königliche Majestät?

Herodes König (giebt ihm ein Schwert).

Nimm Du dies Schwert in Deine Hand
Und zieh damit durch's jüdische Land,

Und tödte mir die Knäbelein,
Die dreizehnjährig und darunter sein.
Ich werde kundforschen und fragen,
Ob Du Dein Fleisch und Blut wirst wagen.
Wirst Du nun solches nicht thun,
So werd' ich Dich bringen in Spott und Hohn.
Dieses Schwert soll sein Dein Lohn.

(Der Diener geht mit dem Schwerte ab. Während das Gewinsel der getödteten Kinder nachgeahmt wird, sammelt einer der Bauern das Geld ein.)

Josef (übergiebt einem der Hirten das Jesuskind).

Alter, Alter, lieber Alter,
Dieses Kind ist Dein Verwalter*),
Nehm Er's aber mit Bedacht,
Nehm Er's aber wohl in Acht.

Der andre Hirt (der das Kind nicht hingenommen hat).

Teuf, Kinneken, eck häbbe Dick ook noch wat midde bracht.
Ek hebbe'n olen Schapkäse in meinen Ränzel,
Dei is von miener olen dicken schwarten Kauh;
Den schluke mal hinder, dat Du warst oolt und grau.

Der erste Hirt.

Bruder Nickel, wenn die faulen Schuljungen sollen zur Schule gehn,
So bleiben sie erst ein, zwei Stunden auf der Schurrbahn stehn.
Und schurren hin, schurren her,
Die kreuz und die quer.

Der zweite Hirt.

O Bruder, so gehts auch mit den Mädchen,
Wenn die faulen Schulmädchen sollen zur Schule gehn,
So bleiben sie erst eine Stund' vor dem Spiegel stehn;
Sie bespiegeln sich hinten, sie bespiegeln sich vorn;
Da steht das lange Schnutenhorn**),
Und wenn sie kommen in Kirchenstand,
So stecken sie den Schnabel an die Wand***);
Und wenn die Kirche nun ist aus,
So laufen sie alle nach Haus,
Nehmen einen Topf voll Erbsen und fressen den rein aus.

Der erste Hirt (zum zweiten).

Bruder Nickel, laß uns noch eins tanzen!
Es ist auch Zeit, daß wir zu Tische kommen!

(Die beiden Bauern und Herodes Diener, der auch noch zugegen ist, fassen sich an und tanzen.)

---

*) Dir in Verwaltung gegeben?
**) Schnauzenhorn: die Nase.
***) Weil sie nichts gelernt haben.

III.

Dei golne Schnorr gat ümme dat Haus,
De Häre kukket daun Fenster herraut,
Neues Jahr, schone*) wollen wir saan.

Ach Herr N. N. geb er uns eine Gabe,
Zu diesem neuen Jahre.
Neues Jahr, schone wollen wir saan.

Witte Strümpe und schwarte Schau,
Dei latet sau schöne dün Hären tau;
Neues Jahr, schone wollen wir saan.

Sau will wie den Hären laten stahn,
Und will mal tau der Jungfrauen gahn,
Neues Jahr, schone wollen wir saan.

Ach Jungfraue gewwet ösch eine Gabe,
Tau düsen neuen Jahre,
Neues Jahr, schone wollen wir saan.

Rohe*) Schtrümpe un gäle Schau,
Dei latet sau schöne dr Jungfrauen tau,
Neues Jahr, schone wollen wir saan.

De Schnei woll up den Felle,
Sau witt sind der Jungfrau'n öhre Hemme,
Neues Jahr, schone wollen wir saan.

Dei Schnei woll up den Dake,
Sau witt sind der Jungfrauen öhre Lakens,
Neues Jahr, schone wollen wir saan.

Heinrich Pröhle.

---

*) „Schon" oder „schön"?
**) Rothe.

Proben neuarabischer Volkspoesie.

„Was sollen in dem „Archiv für das Studium der **neueren** Sprachen und Literaturen“ Berichte über arabische und persische Poesie?“ — es ist wohl denkbar, daß beim Anblicke der „West-östlichen Uebersichten“ ein oder der andere Leser des Archivs jene Frage aufgeworfen hat. Darauf ließe sich nun nicht blos antworten, daß Arabisch und Persisch in der That noch lebende und zwar ein weites Gebiet beherrschende Sprachen sind, sondern auch, daß die **ältesten** Ueberreste der arabischen Poesie nicht über die Zeit zurückgehen, da im Abendlande das Vordringen der germanischen Stämme den Beginn der **neueren** Weltperiode verkündigte, daß, als Abu Temmâm die altarabischen Volkslieder in seiner Hamâsa zusammenstellte (vgl. Archiv, IV, S. 382), bereits ein halbes Jahrhundert früher Karl der Große ähnliche Sammlungen in Deutschland angeregt hatte, daß erst zwei Jahrhunderte später die neupersische Poesie, aber freilich in Firdosi's Schahnamah (vgl. Archiv, VI, S. 345) gleich in vollem Glanze, auftritt, und daß die Blüthezeit der arabischen und persischen Kunstpoesie in dieselbe Periode fällt, da im Abendlande das Nibelungenlied und die Gudrun gedichtet wurden und Hartmann von der Aue, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg, Dante und Petrarca sangen, daß also, um es kurz zu sagen, die arabische und persische Poesie **nichts** darbietet, was dem Gebiete der neueren Sprachen und Literaturen **nicht** angehörte. Unmittelbarer jedoch wird ihre Berechtigung, den jüngsten unter den abendländischen Schwestern sich anzureihen, dargethan sein, wenn sich beweisen läßt, daß sie auf den heutigen Tag noch keineswegs verstummt sind, sondern — und zwar im Wesentlichen in den Klängen, in welchen schon die vormuhamedanische Volkspoesie sich bewegte, — fortwährend sich vernehmen lassen. Diesen Beweis soll in Bezug auf die arabische Poesie die folgende Darstellung liefern.

Herr G. A. Wallin, Professor der orientalischen Sprachen zu Helsingford, hat mit Unterstützung der russischen Regierung sich sechs Jahre lang in den Wüsten Arabiens aufgehalten, um Sprache und Leben des Volkes zu studiren. Von seiner Reise zurückgekehrt (1850), theilt er nun in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft „Proben aus einer Anthologie neuarabischer Gesänge, in der Wüste gesammelt," mit (Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft, Jahrg. 1851, S. 1—23; Jahrg. 1852, S. 190—218 und S. 369—378). Es beweisen diese Gesänge zunächst, daß wie ehemals so auch jetzt noch das einfache Leben der Beduinen den gedeihlichsten Boden für die arabische Poesie darbietet, und dann, daß, wie die Lebensweise dieser Menschen überhaupt, so auch ihre Poesie von dem Wechsel der Zeit verhältnißmäßig gar wenig berührt wird. Wallin hat in Allem neun Gedichte mitgetheilt, und unter ihnen finden schon die bedeutendsten von den Dichtungsarten, nach welchen Abu Temmâm seine Hamâsa in zehn Bücher eingetheilt hat (vgl. Archiv, IV, S. 383 f.), ihre Repräsentation; zu den „Kriegs- und Heldenliedern" zählen die drei ersten (deutsche morgenl. Zeitschr. 1851, S. 1 f. und S. 11 f.), eine „Todtenklage" bietet das vierte dar (ebendas. 1852, S. 190 f.), zu den „Sprüchen der feinen Sitte", wie sie das dritte Buch der Hamâsa enthält, ließe sich das neunte Gedicht (ebendaselbst, S. 373) rechnen, die Liebeslieder des vierten Buchs der Hamâsa sind im fünften Gedichte Wallin's (ebendaselbst, S. 201) repräsentirt, das achte (ebendaselbst, S. 369) bietet eine „Beschreibung" gleich denen im siebenten Buche der Hamâsa dar, während die beiden übrigen, das sechste und siebente, (ebendaselbst, S. 205 ff.) dem neunten Buch der Hamâsa, dem Buch der „Scherze", sich anreihen würden. Bevor wir zur Mittheilung der einzelnen Gedichte schreiten, sei in Bezug auf ihre Form eine Bemerkung vorausgeschickt. Sie alle sind in dem Metrum gedichtet, welches die Araber Radschaz nennen. Dieses Wort bezeichnet eigentlich die Lendenlahmheit der Kameele und soll jenem Versmaße beigelegt worden sein, weil dasselbe so abgekürzt werden kann, daß es nur zwei Füße behält. Wahrscheinlicher rührt jene Benennung daher, daß dieses Metrum überhaupt weniger als andere durch ein bestimmtes Gesetz in einer festen Form zusammengehalten ist, vielmehr seine Füße die größte Freiheit in Abänderungen gestatten. Dadurch nähert es sich der Prosa am

meisten und ist am leichtesten zu handhaben, weßhalb es auch den Namen des Himâr-Eschschuarâ, d. i. des Esels der Dichter, erhalten hat. In diesem Metrum sollen, etwa hundert Jahre vor Muhamed, die ältesten arabischen Dichter ihre ersten poetischen Versuche gemacht haben, und während zur Zeit der Blüthe der arabischen Poesie verschiedene andere Versarten herrschten, scheint in der Gegenwart das Radschay wieder ziemlich zur Alleinherrschaft gelangt zu sein, wenigstens sprechen dafür eben die von Wallin mitgetheilten Gedichte. Die gewöhnliche Gestalt dieses Metrums ist folgende:

–⏓⏑– –⏓⏑– –⏓⏑– ‖ –⏓⏑– –⏓⏑– –⏓⏑–

In den hier zu besprechenden Gedichten aber ist im letzten Fuße eines jeden Halbverses der ursprüngliche dritte Epitrit in den zweiten verwandelt, eine Modification, von welcher die alten arabischen Metriker nichts wissen. Andererseits aber haben sich alle die Verfasser dieser neuarabischen Gedichte auch einen Zwang aufgelegt, welchem die alten Dichter nur in ganz besonderen Fällen sich unterwarfen. Während nämlich diese in der Regel nur die Ausgänge der ganzen Verse reimen, und zwar so, daß durch das ganze Gedicht hindurch derselbe Reim herrscht, sind in den neuarabischen Gedichten auf dieselbe Weise auch die Ausgänge sämmtlicher ersten Halbverse gereimt, so daß durch die ganzen Gedichte zwei Reihen von Reimen hindurchziehen. Indem wir nun die einzelnen Gedichte selbst in der von den Ueberschriften der verschiedenen Bücher der Hamâsa angedeuteten Sachordnung vornehmen, dispensiren wir uns von der Nachbildung der schwierigen ursprünglichen Form der Gedichte und richten unsere anspruchslose Bemühung darauf, die Leser des Archiv's nach Wallin's Andeutungen in die Situation eines jeden Gedichtes zu versetzen und dann von diesem eine lesbare Uebersetzung mitzutheilen.

Die drei Kriegs-Heldenlieder, welche Wallin uns mitgetheilt hat, sind in Eldschôf entstanden, einer an der Nordgrenze der arabischen Provinz Uedscho in fruchtbarer Umgebung gelegenen Stadt. Die verschiedenen Quartiere dieser Stadt waren in zwei feindliche Parteien getheilt, die sich mit solcher Erbitterung befehdeten, daß es lebensgefährlich war, ein feindliches Quartier zu betreten, oder es nur zu passiren, um in ein entlegeneres freundliches zu kommen. In diesem feindseligen Verhältnisse standen auch die Nachbarquartiere Khadhmâ und Aldalhamiyé. Jenem gehörte Musâad, der Verfasser der beiden ersten Gedichte an. Sein Haus stand einzeln am Ende des Quar-

tiers Khadhmâ und wurde zu Ausfällen gegen die Bewohner des feindlichen Nachbarquartiers so häufig benutzt, daß diese beschlossen, es zu zerstören. Als diese Absicht bekannt wurde, ging Musâad mit seinen Freunden zu Rathe, und diese drangen in ihn, sein bedrohtes Haus freiwillig zu verlassen und sich und seine Habe in andere Häuser zu flüchten; er aber beschloß, es heldenmüthig zu vertheidigen und drückte diesen Entschluß in folgenden extemporirten Gedichten aus, welche „bald in der ganzen Stadt und der umliegenden Wüste bekannt und gesungen" und Herrn Wallin zuletzt von dem Verfasser selbst dictirt wurden.

Musâad spricht, indem er sein Haus anredet:

Bei Gott, mein Haus, Du sollst nicht der Feinde Beute sein,
Bevor die Feste Mârid zur Eb'ne steigt hinein.

Von zarter Kindheit Tagen Dein Dach mir Schirmung bot,
Und heut' will ich Dich schirmen trotz aller Kampfesnoth.

Schmach mir, wenn Dich zerstörte die Glut, vom Feind geschürt,
So lange noch mein Finger der Büchse Drücker rührt!

Vom Manne, der Dir gram ist, sagt auch mein Herz sich los,
Es ist ja meine Liebe zu Dir, mein Haus, zu groß.

Dem Feinde bringt nicht Tadel an Dir die frevle That,
Doch müßtest mich Du tadeln, folgt' ich dem feigen Rath.

Ja, Deine Freunde schirmen Dich an dem Tag des Streit's,
Und wie ein Meer von Feuer aus Deinen Mauern speit's.

Hilft uns der höchste Helfer und weht uns Segen zu,
So sendest Deinen Gegnern die ersten Grüße Du.

Dich hat in unsern Augen der Herr so schön geschmückt —
Hilf Herr! gar manches Herze sein Flehen zu Dir schickt!

Darauf antwortet dann das Haus seinem Besitzer:

O Freunde, die ich treulich vor Frost und Sturm beschützt,
Schmach Euch, wenn Ihr vergesset je was ich Euch genützt!

Ich hegte Deinen Vater und Deiner Freunde Zahl,
Und mehr noch: Du gewannst Dir in mir auch Dein Gemahl.

Thu denn an mir was recht ist, denn nur was recht ist glückt,
Gott weiß auch abzunehmen die Bürde, die Dich drückt.

Und Du — Dein Tod allein nur ist was rechtfertigt Dich,
Dein Tod, nicht daß ohn' Ursach' ihr laßt zerstören mich.

Auch das dritte Gedicht verdankt dem Streite zwischen den Bewohnern von Khadhmâ und denjenigen von Aldalhamiyé seinen Ursprung. Die Letzteren nämlich hatten unter dem Vorwande, zur Ausgleichung der alten Händel eine Besprechung veranstalten zu wollen, elf Jünglinge aus Khadhmâ zu einem Mahle geladen, sie dann plötzlich überfallen, vier davon getödtet, eben so viel gefangen, während es den drei übrigen gelang, durch die Flucht sich zu retten. Unter den Getödteten befand sich auch ein Sohn Musâad's, des Verfassers der beiden vorhergehenden Gedichte, und dem trauernden Vater wurde zum Trost von einem andern Einwohner von Khadhmâ das nun folgende zugesandt, dessen eigentlicher Gegenstand übrigens die Verherrlichung Abd Allah Ben Alraschid's ist, des im Jahre 1848 gestorbenen Großscheikh's über die im Gebirgsland südlich von Eldschôf wohnenden Stämme der Schammar. Die Bewohner von Aldalhamiyé hatten nämlich für die Befreiung der verrätherischerweise von ihnen Gefangenen nicht blos ein sehr bedeutendes Lösegeld, sondern auch die Zerstörung des mit Khadhmâ befreundeten kleinen Quartiers Garâwy gefordert, und die Bewohner von Khadhmâ mußten in diese harten Bedingungen willigen: sie zahlten die verlangte Summe und nahmen ihre Verbündeten von Garâwy bei sich auf, deren Wohnungen nun von den Gegnern schonungslos zerstört wurden. Die Bewohner von Garâwy aber waren mit den Schammar stammverwandt, und so schickte der genannte Oberscheikh der Letzteren im Jahre 1840 seinen Bruder Ubrid den Bedrängten zur Hülfe. Dieser eroberte Eldschôf, erzwang die Rückgabe des Lösegeldes, die Wiederherstellung des Quartiers Garâwy und verhängte über die Einwohner von Aldalhamiyé dasselbe Loos, welches diese früher über Garâwy gebracht hatten. Darauf bezieht sich das folgende Lobgedicht:

Du, vom Kameel, dem flinken, aus unsrem Kreis' entrückt,
Das flüchtig wie der Strauß ist, der Jäger fern erblickt,

Und wie das Rad am Brunnen, wenn schnell der Eimer sinkt,
Und das ein Reiter reitet, der gute Botschaft bringt —

Trittst in der Abenddämmrung Du dem Musâad nah,
Sag' ihm: die Zeit des Schmauses und Jubels, sie ist da!

Konnt'st Du seither nicht schlafen — jetzt ist Dein Wunsch erfüllt;
Wir haben unsern Rachdurst an unserm Feind gestillt!

Wir pflügten um des Schurken Wohnstätte bis zum Grund,
Ein Scheikh an unsrer Spitze, durch kühne Thaten kund.

Die Häuser sind zertrümmert und ihre Herrn verbannt,
Und edle Palmenpflanzen geraubt durch unsre Hand.

Das that der Bruder Nura's — von Schefa's Bergeshang
Bei Hâil gleich dem Falken er kühnen Flugs sich schwang.

Er klatscht nur in die Hände, da konntet bleich ihr sehen
Eldschôf, und Kriegesfahnen ließ er vom Hause wehn.

Wie manchen Hartkopf hat er zur Schmiegsamkeit gebracht,
Die Stämm' all' unterwerfend mit seines Schwertes Macht.

So rückt er mit den Seinen auf schlanken Stuten aus
Und Hengsten wohlbepanzert und flüchtig wie der Strauß,

Daß er zum unterdrückten Unglück sich helfend kehrt, —
Und furchtlos läßt er blitzen sein gutes, scharfes Schwert.

Wenn feindliche Geschwader sich nahn in Kampfeswuth,
Und schon aus ihren Wunden zur Erde strömt das Blut,

So naht er: „Nura's Bruder", so donnert er, „ist hie!" —
Von wildem Schreck ergriffen, dann eiligst fliehen sie.

Wie manchen Kopf und Nacken hieb schon sein Säbel wund,
Wie manches Haupt schon hat er gebettet auf den Grund.

Von reinem Schnurrbart*) hat er sich nie zur Schmach gewandt
Und willigen Gehorsam erweis't ihm Stadt und Land.

Bei ihm Ubrid, der Starke, dem festen Thurme gleich,
Gericht an seinen Feinden übt seines Schwertes Streich.

Die Brüder Nura's machen den Kafferöster**) müd',
Doch auf die Feind' in Hâil ihr Auge Flammen sprüht.

---

*) „Nash alshawârib, Schnurrbart-rein, ist ein der Beduinensprache eigenthümlicher Ausdruck für einen biedern und ritterlichen Mann. Man sagt auch Âtif alshawârib, ein Mann mit aufgebogenem Schnurrbarte, von einem tapfern und muthig aussehenden Manne. Es ist wohl bekannt, wie hoch der Orientale im Allgemeinen, und besonders der Beduine, seinen Bart hält. Wir sagen in der schwedischen Sprache zuweilen renhårig (reinhaarig) in demselben Sinne."

Wallin.

**) „Mihmâs ist eine kleine bauchige Eisenplatte ohne Deckel, vermittelst deren in der ganzen Wüste und in Mesopotamien und zum Theil auch in Syrien der Kaffee gebrannt wird. Der Sänger will sagen, daß Nura's beide Brüder, so

Segen auf den Propheten! — so viel als Sand am Meer,
So viel als Bilder ziehen vor unsern Augen her!

Das die Dichtgattung der Todtenklagen vertretende vierte der von Wallin mitgetheilten Gedichte hat Nimr Ben Adwân, den im Jahre 1845 in Eldschôf verstorbenen Grossscheikh der Beni Adwân in der syrischen Provinz Haurân zum Verfasser. Dieser war ein berühmter Sänger, von dem als eine besondere Merkwürdigkeit erzählt ward, daß er das große arabische Wörterbuch Kâmu's studirt und für seine Gedichte ausgebeutet habe, während sonst die altarabische profane Literatur von den Beduinen vollkommen vernachlässigt wird. Der folgende Klaggesang bezieht sich auf Wabhâ, das verstorbene Weib des Dichters, welches als Muster einer Frau galt und von der namentlich gerühmt wurde, daß sie nie in ihrem Leben ihrem Mann den Rücken zugewendet habe. Das Gedicht macht als einfacher Ausdruck des tiefgehenden überwältigenden Schmerzes eines schlichten Naturmenschen einen ergreifenden Eindruck, der noch durch den Umstand verstärkt wird, daß der Dichter darin seinen Sohn Akâb anredet und im Wogen seines Schmerzes dessen Namen bei jedem neuen Ansatze wiederholt.

Herr, bei den neunundzwanzig Zeichen des Alphabet,
Und bei der Sprachen Menge, die durch Dich draus entsteht,

Bei des Propheten Hoheit, verleih' mir, o mein Gott!
Geduld beim Schmerz des Tadels und bei dem bittern Spott.

O Gott, nimm von Bedrängten weg solchen Jammers Last,
Und auch von mir, der nirgends im Lager findet Rast.

O Gott, lohn ihm mit Segen, der dazu Amen spricht,
Wer's thut aus reinem Herzen, des Glücksstand wanke nicht.

Akâb, im Sturm der Trennung schied auch mein Herz von hier,
Ich wein', Akâb, es starb ja dies Jahr die Liebste mir!

Sechs Kinder schieden vor ihr und auch zwei Brüder hin,
Durch die ich frei von Mangel und reich an Gütern bin;

---

treulich sie mit ihren Freunden umgehen und sie in ihren Häusern besuchen, um den gastfreundlichen Kaffee einzunehmen, eben so streng ihre Feinde behandeln, die sie nach Hâil citiren, um daselbst in ihren Streitigkeiten ihr Urtheil zu empfangen."

Wallin.

Nie floh der Schlaf mein Auge, nie mangelte mir Brod,
Auch war nicht heiß und giftig der Trunk, den man mir bot.

Doch jetzt hat mich getroffen ein gut magrebisch Rohr*),
Des Kugel wiegt sechs Drachmen, das nie 'nen Schuß verlor.

Tief zwischen meinen Rippen, da sitzt die Kugel drin,
Aufschrie mein Herz noch einmal, rief Gott an und — war hin!

Jetzt dämmert mir kein Abend, kein Morgen sich erhebt,
Daß nicht im bitterm Schluchzen die Zung am Gaumen klebt.

Dumpf brüt' ich hin, in Thränen zerfließ' ich, um mich her,
Da sitzen Andre weinend, die Thräne stockt nicht mehr!

Akâb, der Wahnsinn packte mich in Nimrein's**) Bereich,
Jetzt schlepp' ich meinen Mantel Guweif***), dem Tollen, gleich.

Bei Gott, Akâb, wahnwitzig ist, wer mich tadeln kann,
Ein von dem Sinn für's Rechte verlassner, harter Mann.

Sieh nur auf meine Tadler und Spötter, o mein Kind,
Du merkst wohl, daß sie Beide sich gleich an Thorheit sind.

Verdammte Höllengeister sind unter ihrer Zahl,
Feindsel'ge Menschen, die sich nur freu'n an meiner Qual.

Bei Gott, bei Gott! — und heilig ist solch ein Doppelschwur! —
Sie wissen von dem Gott nichts, der Leben giebt der Flur. —

Akâb, wenn Deinem Vater Du Leben wünschst, mein Kind,
So nimm mich, wenn die Augen mir einst gebrochen sind,

Und lege mich in's Grab hin, drin die Geliebte weilt,
Das ist's, wonach mein Auge sich sehnt und was mich heilt.

Trotz der innigen Liebe des Dichters zu seinem vortrefflichen Weibe fehlten übrigens auch in ihrer Ehe die bei den Beduinen so häufigen häuslichen Zwiste nicht. In Folge eines solchen war Wadhâ einst ihrem Manne entlaufen und hatte sich zu ihrem Stamme, den in der Nachbarschaft hausenden Beni Sakhar, zurückgezogen. Dreißig Tage lang ertrug der Verlassene seine Einsamkeit; dann aber konnte

---

*) Magreb bezeichnet eigentlich den Westen überhaupt, hier Nordafrika. Die von da kommenden, gewöhnlich sehr langen Flinten gelten unter den Beduinen für die besten.

**) Der Name der Wüstenlandschaft, in welcher der Stamm des Dichters sich damals aufhielt.

***) Ein wahnsinniger Beduine aus dem Stamme des Dichters.

er es nicht mehr länger aushalten, sondern schickte seinen Sohn Hamûd ab, um die Entwichene zur Rückkehr zu bewegen, und verfaßte bei diesem Anlasse folgendes Gedicht, welches, als Beispiel eines Liebesliedes, um seiner Verwandtschaft mit dem Vorhergehenden willen gleich hier folgen mag.

Reit' hin zu ihrem Stamme, Hamûd, und sag' ihr an,
Daß hier so schön die Weide, wie man sie finden kann.

Hamûd, nur dreißig Nächte ist sie getrennt von mir,
Doch dünken diese Nächte mir dreißig Jahre schier.

Der Schmerz treibt aus dem Auge des Thränenstroms Gewalt,
Sie strömen bald wie Perlen und wie Korallen bald

Um Wadhâ, welche führte schöner Gazellen Schaar,
Und deren schlanker Körper nur Hüft' und Weiche war.

O Liebste, weil Du lebst bei den Deinen, strömet hier
Sanfter Gewitterregen Heil auf die Fluren mir.

Von Sâmat bis Duleila zieht segnend er heran,
Von Mâdeba bis Elkahf hin und weiter bis Ammân*);

Doch weiterhin, Hamûd, ist verdorret alles Land,
Kein Guß von Frühlingsregen ward über es gesandt.

Als ein „Spruch der feinen Sitte", wie das dritte Buch der Hamâsa sie enthält, kann das letzte der von Wallin mitgetheilten Gedichte gelten. Wallin lernte diese wenigen Verse, vielleicht nur das Bruchstück eines größeren Gedichtes, im Frühjahre 1848 in Tebûk kennen, einer Stadt im Norden der arabischen Provinz Hodschây, der Südspitze der Sinaihalbinsel gegenüber, nicht weit von der Ostküste des rothen Meeres gelegen. Sie waren dort sehr beliebt, zum Beweise, wie praktisch der Rath ist, den Göthe in seiner Epistel gegeben:

Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt Du
Schmeicheln. Sprichst Du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst Du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Jene Verse preisen eben, was dem Beduinen das Wünschenswertheste, sein einziger Luxus und die Grundbedingung seines höchsten

*) Oertlichkeiten im Nordosten des todten Meeres.

Behagens ist: nach reichlichem Mahl aus Fleisch und Reis — Tabakspfeife und Kaffeetasse. Sie heißen also:

Mein Sohn, der Du vor andern gleich Kerzen strahlst hervor,
Komm, stopfe mir die Pfeife mit Tabak von Elgôr!

Der Kuß von keinem Mädchen gleich dem von ihr behagt,
Die mit dem Rohr von Knochen mir Nachts den Schlaf verjagt,

Beim Kaffee, welchen würzten Cocus und Cardamom,
Auch etwa zwanzig Nelken versenkt im schwarzen Strom,

Nach einem feisten Hammel, der zierte das Gerüst
Und dann mit reinem Waizen sorgsam bereitet ist.

So ziemt's dem Mann, der tapfer den Schnurrbart aufwärts dreht*),
Im Kampf des Viehes Heerden zu sichern wohl versteht.

Doch wer mit Weibern Rath hält, ist nimmermehr mein Mann,
Dieweil aus Weiberumgang nur Schaden folgen kann.

Der Schlußvers erinnert an den vormuhamedanischen Helden Schanfara (vgl. Archiv, IV, S. 385 f.), der in seiner berühmten Kastide unter Anderm sich rühmt:

Bin auch kein blöder Ducker, der stets hockt bei seiner Frauen
Und Alles, was er vorhat, ihr eröffnet im Vertrauen.

Zur Dichtungsart der Beschreibungen zählen folgende Verse aus einem längeren Gedichte, welche die Schönheit und Fruchtbarkeit der Stadt Eldschôf feiern. Sie sind von einem aus dieser Stadt gebürtigen jungen Manne verfaßt, der in früher Jugend mit seinen Eltern nach der syrischen Stadt Elkerak hinübergezogen, während Wallin's Aufenthalt zu Eldschôf aber zu einem kurzen Besuche dahin gekommen war.

Wie lieblich ist es, frühe, beim' ersten Morgenstrahl
Zu wandern von Jerkâ her zu Dschôf's anmuth'gem Thal,

Wo durch die laub'gen Gärten der Quell sein Wasser schickt,
Mit deren Frucht man gerne den Darbenden erquickt.

Und kommt des Vorraths ledig hier an ein Reisezug,
So freut er sich, zu finden hier Speis' und Trank genug.

---

*) Vgl. oben die erste Anmerkung.

Wie viele Schaafe schlachtet dem Gast man hier; in Ruh
Verzehrt er sie, und kräftig ist auch die Brüh' dazu.

O um gar Vieles besser, als in Belka ist's hier —
Dort giebt statt Fleisch man Knochen und Schulterblätter Dir.

In ähnlichem Tone ist die wunderbar schöne Beschreibung von Ahmed Ben Jusuf Elmenâsî († um 950 v. Chr.) gedichtet, welche Rückert in seiner Uebersetzung der Hamâsa dem Buche der Beschreibungen angehängt hat:

Uns schirmte vor'm Hauch der brennenden Wüst' ein Stromthal,
Das selber umschirmte doppeltes Laubgewinde.

Wir traten in sein Gebüsch, das zu uns sich neigte,
Wie zärtlich sich neigt die Amme zu ihrem Kinde;

Und saugten allda auf unseren Durst Krystallen,
Uns süßer als Wein, im Strome, der fließt so linde:

Das Mädchen die hellen Kiesel im Grund erblickend,
Erschrickt und befühlet eilig ihr Halsgebinde.

Die beiden noch übrigen Gedichte ließen den „Scherzen" des neunten Buches der Hamâsa sich anreihen, wenn man nicht vorzieht, da sie auf ein Liebesverhältniß sich beziehen, sie zu den Liebesliedern zu rechnen. Verfaßt sind sie von Safrân und von Salmân, beides Einwohner von Eldschôf. Der erstere ist einer der berühmtesten Dichter im nördlichen Arabien, und Wallin erzählt von ihm: „Obgleich des Lesens und Schreibens beinahe völlig unkundig, hat er doch eine unendliche Menge von Gedichten verfaßt, die er alle im Gedächtnisse behält, und ich selbst habe ihn einmal in Algawf*) und ein andermal in Hâil während anderthalb Stunden ununterbrochen selbstgedichtete Gesänge vortragen hören, die von seinen zahlreichen Zuhörern mit dem größten Beifall und mit ungestümem Zujauchzen aufgenommen wurden. Nach der Sitte der Beduinensänger pflegt er in seinen Gedichten die Tugenden und Verdienste des einen oder andern der reicheren und berühmteren Scheikhe der umwohnenden

*) Dies ist derselbe Ortsname, den wir bisher Eldschôf geschrieben haben, weil bei der unseligen Regellosigkeit im Umschreiben orientalischer Namen, die leider immer noch unter uns herrscht, kein des Arabischen Unkundiger im Stande sein würde, den Namen Algawf in einem geographischen Handbuche oder auf einer Karte zu finden.

Stämme zu besingen und erwartet als Lohn für sein Lobgedicht einen Mantel oder irgend ein anderes Kleidungsstück. Er erbot sich, auch mir in der Eigenschaft eines Arztes, die ich unter den Beduinen behauptete, gegen eine gleiche Vergütung einen Gesang zu widmen. Bei weitem der größere Theil seiner Poesieen aber besteht aus Gelegenheitsgedichten verschiedenartigen Inhalts." Dem andern Dichter Salmân, verdankt Wallin die Mittheilung dieser beiden Gedichte, sowie der beiden von Nimr Ben Adwân, welcher dem Salmân die Anregung, selbst zu dichten, gegeben hatte; dieser schrieb zuerst eine Menge Gedichte seines Meisters ab und schritt dann zur Abfassung und Aufzeichnung eigner. Zu den beiden folgenden Gedichten nun gab der Umstand Veranlassung, daß Sakrân und Salmân um dasselbe Mädchen, eine entfernte Verwandte Salmân's, Namens Suweyir, sich bewarben. Indem jeder der Bewerber den Schein annahm, als ob er großmüthig verzichten wolle, glaubte er dadurch nur um so sicherer den Mitbewerber zu beseitigen, und unter diesen Plänkeleien beider führte ein dritter, jüngerer Bewerber, ebenfalls ein Verwandter Salmân's, die Suweyir als Braut heim. Daraus entstand der neckische poetische Briefwechsel der beiden unglücklichen Liebhaber, welcher in den folgenden Gedichten enthalten ist, und in welchem die beiden Bewerber mit gutem Humor über ihr Mißgeschick sich hinauszusetzen suchen. Sakrân schrieb:

Du, der Du gleich den Wimpern in meiner Schätzung stehst,
Ich hab' Dir was zu sagen, wenn nach Khadhmâ Du gehst.

Geh' zu Abîd's *), des edlen Jünglings Vater, hin,
Dem Mann von süßer Rede und gastfreundlichem Sinn,

Der, wenn zu seinem Hause Du hungrig kommst, Dich speis't
Und gleich den Milchkameelen freigebig sich erweis't.

Sag' ihm: Ich wähnte, Freundschaft sei Deiner Freundschaft werth,
Nun seh' ich, daß die Liebe sich nicht an Freundschaft kehrt.

Soll ich Dir Freundschaft zollen, dem ich umsonst getraut?
Suheya's **) Vater, weißt Du für meinen Schmerz ein Kraut?

Du schlummerst sanft, ich schlafe durch ganze Nächte nicht,
Und quäle mich mit Klagen bis an das Morgenlicht.

---

*) Der älteste Sohn Salmân's.
**) Eine Tochter Salmân's.

Doch wo ist bin die Süße? — Dein Vetter nahm sie hin?
Was Wunder, daß von Thränen ich wie gebadet bin?

Du wünschst, Dein Weh zu lindern, Suweyir Dir in's Haus
Und schüttest ohn' Bedenken den Morgentrank mir aus.

Doch Du bist ja der Aeltre und gehst mit Recht voran,
Und wenn Dein Wunsch ihn kreuzet, geb' auf ich meinen Plan.

Du siehst bei Gott, der Vater des Mädchens mag mich nicht,
Und daß sein Uebelwollen mir fast das Herze bricht.

Mein Geld ward ausgeschlagen, willkommen kam's von Dir,
Und nun, Du stolzer Sieger, erlügst Du Mitleid mir!

Doch Niemand giebt sein Bäschen dem Fremden, Du allein
Bist so splendid, d'rum sei mir mit Dir nichts mehr gemein.

Glücksel'ger, der mit Keinem sein glücklich Loos vertauscht,
Wenn sie mit Ambraküssen die Sinne Dir berauscht!

Dieweil sie schmückt die Kammer lass' uns entkleiden Dich,
Dann dehn' im Paradiese die Glieder wonniglich!

Darauf antwortete nun Salmân:

Du edlen Thieres Reiter, mach' rasch Dich auf den Ritt
Und nimm dies leichte Briefchen mir zu Gefallen mit.

Du edlen Thieres Reiter, das flücht'gem Strauße gleicht,
Wenn Morgens vor dem Jäger er auf vom Neste steigt,

Lass' an dem Haus Sakrân's nicht Dein Thier vorübergehn,
Und nach des Manns Befinden versäume nicht zu sehn.

Vater Tureif's *), dem Falken, dem edlen gleich bist Du,
Schalkhaften, schönen Mädchen raubst Du des Herzens Ruh.

Die Gabe, die Du schenktest, ist keine, die mir nützt,
Es giebt ja doch der Mann nur von dem, was er besitzt.

Die Gabe traun ist mißlich, gleich fernen Blitzes Strahl,
Von dem sich kaum ein Schimmer zu meinen Augen stahl.

Mein Herz mißtraut der Gabe, wie sie Sakrân mir beut —
Wie kommt's, daß vor dem Edlen und Güt'gen es sich scheut?

---

*) Ein Sohn Sakrân's, wie die bald darauf erwähnte Tureifa seine Tochter ist.

Dein Herz gleicht einem Vogel zum Fluge schon bereit,
Es waren unsre Gaben nur leere Förmlichkeit,

Und während wir so schwatzten, nahm sie ein Falk von hier —
Und was wir waren, blieben im Sehnsuchtsdurste wir.

Schließlich sei nur noch darauf hingedeutet, wie, abgesehen von dem Interesse, welches zu erregen diese Gedichte an und für sich schon wohl im Stande sind, auch eine Vergleichung dieser naturwüchsigen wirklichen arabischen Wüstenpoesie in ihrer anspruchslosen Einfachheit mit dem Bombaste einer künstlich gemachten nicht ohne Werth sein dürfte.

Gießen. G. Baur.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ueber den Ursprung der Sprache, von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1851. Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1852.

Es ist bezeichnend für den jetzigen Stand der Sprachforschung, daß es „der große Weltweise" sein mußte, der im Schoße der Akademie die Frage nach dem Ursprung der Sprache wieder anregte, und daß somit der Hauch der Philosophie die goldene Frucht vom Baume der Sprachforschung rüttelte, welche nunmehr, ein alter Erisapfel, wieder unter die Gelehrten gefallen ist. Nicht von je her ist die Sprachforschung bereit gewesen, Anregungen und Einflüsse von Seiten der Philosophie anzunehmen, ja sie konnte dies nicht, so lange sie nur Mittel zum Zweck, nicht selbst Zweck, das heißt Wissenschaft war, so lange sie sich noch nicht als Tochter der Philosophie wußte. Daß sie dieses Selbstbewußtsein nunmehr erlangt hat, spricht hier die Sprachforschung aus durch den Mund des berühmten Meisters, der, wenn einer, berufen sein mußte, zur Lösung der vorstehenden Frage beizutragen, der aber nichtsdestoweniger bescheiden genug ist, ganz objectiv aus dem heutigen Stande der Sprachstudien gleichsam sein Recht nachzuweisen auf eine erneute Untersuchung über den Ursprung der Sprachen, nachdem dieselbe schon im Jahre 1770 und an der nämlichen ehrwürdigen Stätte von Herder mit Glück und Preis geführt war.

Der Unterschied zwischen dem damaligen und jetzigen, zwischen dem dienenden und freien Sprachstudium kann fast nicht merklicher in die Augen springen, als an den Persönlichkeiten der beiden Männer, die getrennt durch eine Reihe von 80 Jahren, an demselben Gegenstande sich versucht haben. Herder ist eine durch und durch poetische Natur, ein Goldgefäß, in welchem sich die Dichtungen der verschiedensten Völker sammeln und wiedergebären sollten. Daher fanden zwar viele Sprachen Einlaß bei ihm, doch nur als Trägerinnen der Poesie, sie mußten sich ausweisen als Dienerinnen der größeren Herrin, die Herdern selbst beherrschte. Auch Grimm hat Beziehung zur Poesie, aber mehr zu ihren gesonderten Elementen, weniger zu deren lebensvoller Einheit; die Sprache und die Sage, das formelle und das materielle Element der Dichtung, haben sich in diesen reichen Geist schwesterlich getheilt; sie, die sich ohnehin nicht trennen lassen, sind hier bei einander, während sie im dichtenden Geiste in einander und durch einander sind. Man möchte sagen, Grimm kommt vor der Sprache nicht zur Poesie, vor der Form nicht zur Gestalt; die Gestalt wandelt im Licht, er aber gräbt unermüdlich den Wurzeln jenes Weltenbaumes nach, der in unzähligen Verzweigungen die redende Menschheit überschattet, und nun hat er sein Ohr angelegt zu lauschen, ob er den Mimers Brunnen nicht rauschen hört, den Urquell, darinnen Weisheit und Sprache noch in natürlicher, unmittelbarer Einheit beisammen sind. Und wenn wir hier schließlich dieselbe Antwort erhalten, die Herder zu seiner Zeit gegeben hatte, daß nämlich die Sprache weder eine angeborne, noch eine geoffenbarte, sondern ein Erzeugniß der menschlichen Freiheit sei; so ist die Untersuchung des großen Denkers und Forschers in der Sprache als die Probe der Richtigkeit zu betrachten für das herdersche Resultat, das der poetische Genius als unmittelbare Gewißheit in sich trug und mit den ihm erreichbaren Gründen zu festigen und zu stützen suchte.

Die Untersuchung zerfällt ihrem Gegenstande nach in zwei Theile, den principiellen, ob die Menschen sich ihre Sprache selbst erfinden konnten, und den historischen, wie diese Erfindung bewerkstelligt zu sein scheint. Da die Antwort auf jene Principienfrage nur zwischen Gott und Menschen schwanken kann, so liegt es auf der Hand, daß durch sie das Interesse der Theologie berührt wird. Darum reicht Grimms Untersuchung an einer Stelle „an einen theologischen Standpunkt" heran, vor dem sie zwar nicht zu erschrecken braucht, wie der Herr Verf. meint, vor dem aber ein theologisches Journal unserer Tage dennoch erschrocken ist. Es ist der Begriff der Offenbarung, an dessen Hand der Herr Verf. das Gebiet der Theologie betritt, und innerhalb desselben weist er nach, wie jener Begriff in seiner Anwendung auf die Sprache in den Menschen Götter voraussetzen und Gott zum Menschen herabsetzen würde. Denn da die Sprache nicht anders als durch Sprechen offenbart werden kann, so hätte in den Menschen schon das Verständniß der Sprache, also die Sprache selbst, vorhanden sein müssen, wenn anders dieselben der göttlichen Offenbarung theilhaft werden sollten. Andrerseits hätte Gott, um in menschlicher Weise zu reden, menschlicher Organe bedurft, und der Herr Verf. hebt namentlich hervor, wie schreiend es wäre, sich Gott mit Zähnen, also essend zu denken.

Wäre aber die Sprache von Natur dem Menschen anerschaffen, so wäre sie seit dem ersten Menschenworte keiner Veränderung, Umbildung, Entwicklung fähig gewesen; denn „das angeborne hat unvertilgbaren Charakter." Die Menschenrede würde zum Thierlaut, der Mensch selbst zum Thier erniedrigt. Gewiß, wie innig man sich gedrungen fühle, alle gute Gabe unmittelbar von Gott herzuleiten; die Schöpfung des Menschen, der sich selbst Sprache erfinden konnte, ist ein größeres Wunder, als die Erschaffung eines Wesens, dem, sei es gleich bei der Geburt, sei es später auf dem Wege der Offenbarung, die Form und Wirklichkeit seines Denkens beigegeben werden mußte, welches letztere doch seine eigenste Natur ausmacht. Die Bedingungen zur Sprache, die Organe und die vernünftige Seele haben wir von Gott bei unserer Geburt mitbekommen, aber wir sprechen erst, wenn diese Seele anfängt ihrer Freiheit inne zu werden, d. h. zu denken, sich selber zu begreifen. So ist die Sprache gerade der Ausdruck der menschlichen Freiheit, deren Fessel sie sein müßte, wenn sie als ein andres der Vernunft angethan und angelegt wäre.

Der zweite Theil der Untersuchung, die Antwort auf das Wie der menschlichen Spracherfindung, hat Rechenschaft zu geben darüber, wie weit auch in diese Bethätigung der menschlichen Freiheit das Machtgebot der Nothwendigkeit hineinreicht. Es ist klar, daß die Organe, als das äußere körperliche Mittel, diesem Machtgebote unterworfen sind. Sie können nicht über die Grenze der ihnen ertheilten Laute, noch über das Gesetz der Aufeinanderfolge dieser Laute hinaus; es fragt sich aber, ob innerhalb dieser Grenzen, die eine äußere, natürliche Nothwendigkeit der Sprachbildung gesetzt hat, die menschliche Willkür walten und wählen konnte. Grimm sagt S. 42. „Welchen Vocal und welchen Consonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgesehen von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lauts meist in seiner Willkür, die gar nicht stattgefunden hätte, wäre sie von jenem Einfluß immer und völlig abhängend, selbst aber mit feinerem oder gröberem Gefühl geübt werden konnte." Herder dagegen versichert, Werke zur Philos. und Gesch. II. S. 78., daß er das Wort willkürlich in diesem Falle nicht begreife, und daß eine Sprache willkürlich und ohne allen Grund der Wahl aus dem Gehirn zu erfinden für die menschliche Seele solch eine Qual sei, als für den Körper, sich zu Tode streicheln zu lassen.

Ref. ist außerordentlich erfreut, an diesem Punkte sich hinter Herders Auctorität bergen zu können; denn wie sollte er auf eigne Hand es wagen, hier andrer Ansicht sein zu wollen, als der Mann, der vielleicht von allen lebenden in diesem Handel der competenteste Richter ist. Nun denn, auf der ersten Stufe der Sprachbildung, meinen wir, steht der Mensch noch in ähnlicher Weise unter der Herrschaft des Objects, wie auf der ersten Stufe der Dichtung. Die Saite, welche durch das Object, durch die Erscheinung im Gefühle angerührt wird, sie bestimmt un-

mittelbar den Ton und die Laute für das äußere Wort. Vom Subject also, von dem Eindruck, den das Gefühl empfangen, hängt es ab, wie das Wort gebildet werden soll, das Object aber hat, so zu sagen, darüber zu bestimmen, ob es den Namen an sich wolle haften lassen. Es kann hier unmöglich das bloß historische Recht der Erstgeburt gelten, sondern wenn das erstgeborne Wort zu individuell empfunden ist, um Begriff zu werden, so kann es als einsaitiger Empfindungslaut in der Sprache keine Dauer in Anspruch nehmen. Nicht jede Münze ist Geld, d. h. von allgemeiner Geltung, sondern nur die, welche das rechte Gepräge hat; so ist nicht jede willkürliche Lautverbindung ein Wort, sondern nur die, welche den gemeingültigen Stempel des Begriffs trägt. Daher sind es vorzugsweise große intuitive Naturen, welche auch vorhandene und gebildete Sprachen mit Glück bereichern, Naturen wie unser Göthe, dessen klarem Blicke die Erscheinung sich als Begriff enthüllte und der daher empfand und dachte wie die Menschheit und sprach wie sein Volk.

Der Herr Verf. sagt S. 39 ff: „Jeder Laut hat seinen natürlichen im Organ, das ihn hervorbringt, gegründeten und zur Anwendung kommenden Gehalt.“ Es muß aber dieser Gehalt auch tiefer im subjectiven Geiste gegründet sein, durch den allein jener Gehalt im Organ zur Anwendung kommen kann. „Offenbar muß den Vocalen insgesammt ein weiblicher, den Consonanten insgesammt ein männlicher Grund beigelegt werden.“ Der Vocal ist nur die Tonstufe, auf welcher der Consonant gesprochen wird; dieser ist die ἐντελέχεια des Wortes. Das drastische und plastische Element der Sprache liegt in den Consonanten, die daher vorzugsweise auf die Phantasie wirken. Dem Ton dagegen entspricht innerhalb unserer Seele das Gefühl, wie denn keine Kunst so ausschließlich der dunklen und wunderbaren Gefühlsseite unserer Seele angehört, als die Tonkunst. Das Gefühl ist aber auch im Weibe die herrschende Kraft, darum sind die Vocale die Weiber, wie die Consonanten die Männer unter den Lauten.

Von dieser generellen Charakterisirung der Laute dürfen wir einen Seitenblick auf unsere Poesie werfen, die zwei wichtige Mittel, Alliteration und Reim, jenem Unterschiede von Vocal und Consonant verdankt. Wir sagen mit Herder: anfangs war alle Rede Poesie, weil der durch das menschliche Gefühl vermittelte Naturlaut durch jedes Wort hindurchklang. Das ist die Periode, von der Grimm sagt, daß sich in ihr die Wörter in idyllischem Behagen entfaltet hätten. „Allmählich aber, fährt Herr Grimm fort, läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung sich anfügen.“ Dem mag innerhalb unserer Sprache die Zeit entsprechen, wo die Quantität anfängt verdrängt zu werden vom Accent, auf den sich auf Seiten der Poesie die Form der Alliteration stützt. Jene ursprüngliche Poesie des Naturlauts erklingt nicht mehr gleichmäßig in jedem Worte, sondern sammelt und erhält sich in einzelnen betonten Sylben und Wörtern, den Liedstäben, zu denen das Lied wie eine schnell wachsende Ranke der Reihe nach in mannigfacher Senkung überspringt. Hier ist also jene unmittelbare Poesie noch vorhanden in der Sprache, aber auch ihr Gegentheil ist da, und aus diesem Unterschiede entspringt die bewußte Anwendung des Naturlauts in der alliterirenden Dichtung. So ist die Alliteration das erste Mittel, das gleichsam noch der Naturlaut selbst ergreift, um sich zu erhalten; je mehr aber die Sprache im Laufe ihrer Entwicklung vom Naturlaut abfällt, desto sorgfältiger sucht die Poesie diesen Verlust naiven Reizes durch Kunst im Bau der Verse, wie in der Wahl der Worte und durch schöne Gedanken zu ersetzen; d. h. die Poesie wird lyrisch, sie ist nicht mehr das gesammte Leben und Sprechen des Volkes, sondern das in mannigfaltigen Formen erscheinende Denken und Empfinden desselben. Der Inhalt der Poesie ist nunmehr transcendental, und der innerlichste Trieb derselben die Sehnsucht nach diesem transcendentalen Inhalte; Leben und Dichtung sind entzweit, aber alle Erscheinungen der letzteren belebt das Streben, den Bruch in einzelnen Momenten, an einzelnen Punkten für die subjective Anschauung zu heilen. Daher sucht der Dichter auch an der Sprache den Abfall von der Natur zu verhüllen und alte naturkräftige Laute durch seine Worte hindurchklingen zu lassen; wie denn Herr Heine in seiner übrigens nicht mit Unrecht

Nie floh der Schlaf mein Auge, nie mangelte mir Brod,
Auch war nicht heiß und giftig der Trunk, den man mir bot.

Doch jetzt hat mich getroffen ein gut magrebisch Rohr*),
Des Kugel wiegt sechs Drachmen, das nie 'nen Schuß verlor.

Tief zwischen meinen Rippen, da sitzt die Kugel drin,
Aufschrie mein Herz noch einmal, rief Gott an und — war hin!

Jetzt dämmert mir kein Abend, kein Morgen sich erhebt,
Daß nicht im bitterm Schluchzen die Zung am Gaumen klebt.

Dumpf brüt' ich hin, in Thränen zerfließ' ich, um mich her,
Da sitzen Andre weinend, die Thräne stockt nicht mehr!

Akâb, der Wahnsinn packte mich in Nimrein's**) Bereich,
Jetzt schlepp' ich meinen Mantel Guweif***), dem Tollen, gleich.

Bei Gott, Akâb, wahnwitzig ist, wer mich tadeln kann,
Ein von dem Sinn für's Rechte verlassner, harter Mann.

Sieh nur auf meine Tadler und Spötter, o mein Kind,
Du merkst wohl, daß sie Beide sich gleich an Thorheit sind.

Verdammte Höllengeister sind unter ihrer Zahl,
Feindsel'ge Menschen, die sich nur freu'n an meiner Qual.

Bei Gott, bei Gott! — und heilig ist solch ein Doppelschwur! —
Sie wissen von dem Gott nichts, der Leben giebt der Flur. —

Akâb, wenn Deinem Vater Du Leben wünschst, mein Kind,
So nimm mich, wenn die Augen mir einst gebrochen sind,

Und lege mich in's Grab hin, drin die Geliebte weilt,
Das ist's, wonach mein Auge sich sehnt und was mich heilt.

Trotz der innigen Liebe des Dichters zu seinem vortrefflichen Weibe fehlten übrigens auch in ihrer Ehe die bei den Beduinen so häufigen häuslichen Zwiste nicht. In Folge eines solchen war Wadhâ einst ihrem Manne entlaufen und hatte sich zu ihrem Stamme, den in der Nachbarschaft hausenden Beni Sakhar, zurückgezogen. Dreißig Tage lang ertrug der Verlassene seine Einsamkeit; dann aber konnte

*) Magreb bezeichnet eigentlich den Westen überhaupt, hier Nordafrika. Die von da kommenden, gewöhnlich sehr langen Flinten gelten unter den Beduinen für die besten.

**) Der Name der Wüstenlandschaft, in welcher der Stamm des Dichters sich damals aufhielt.

***) Ein wahnsinniger Beduine aus dem Stamme des Dichters.

er es nicht mehr länger aushalten, sondern schickte seinen Sohn Hamûd ab, um die Entwichene zur Rückkehr zu bewegen, und verfaßte bei diesem Anlasse folgendes Gedicht, welches, als Beispiel eines Liebesliedes, um seiner Verwandtschaft mit dem Vorhergehenden willen gleich hier folgen mag.

Reit' hin zu ihrem Stamme, Hamûd, und sag' ihr an,
Daß hier so schön die Weide, wie man sie finden kann.

Hamûd, nur dreißig Nächte ist sie getrennt von mir,
Doch dünken diese Nächte mir dreißig Jahre schier.

Der Schmerz treibt aus dem Auge des Thränenstroms Gewalt,
Sie strömen bald wie Perlen und wie Korallen bald

Um Wadhâ, welche führte schöner Gazellen Schaar,
Und deren schlanker Körper nur Hüft' und Weiche war.

O Liebste, weil Du lebst bei den Deinen, strömet hier
Sanfter Gewitterregen Heil auf die Fluren mir.

Von Sâmat bis Dulcila zieht segnend er heran,
Von Mâdeba bis Elkahf hin und weiter bis Ammân*);

Doch weiterhin, Hamûd, ist verdorret alles Land,
Kein Guß von Frühlingsregen ward über es gesandt.

Als ein „Spruch der feinen Sitte", wie das dritte Buch der Hamâsa sie enthält, kann das letzte der von Wallin mitgetheilten Gedichte gelten. Wallin lernte diese wenigen Verse, vielleicht nur das Bruchstück eines größeren Gedichtes, im Frühjahre 1848 in Tebûk kennen, einer Stadt im Norden der arabischen Provinz Hodschâs, der Südspitze der Sinaihalbinsel gegenüber, nicht weit von der Ostküste des rothen Meeres gelegen. Sie waren dort sehr beliebt, zum Beweise, wie praktisch der Rath ist, den Göthe in seiner Epistel gegeben:

Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt Du
Schmeicheln. Sprichst Du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst Du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Jene Verse preisen eben, was dem Beduinen das Wünschenswertheste, sein einziger Luxus und die Grundbedingung seines höchsten

*) Oertlichkeiten im Nordosten des todten Meeres.

wahrhafte Entwickelung versagt sein mußte. Wie aber mit der Sprache, so verhält es sich auch mit der ihr angehörigen Literatur; innerhalb der engen Schranken, welche ihrer Wirksamkeit der Natur der Sache nach gezogen waren, konnte sie es nicht füglich zu einem tieferen, bedeutungsvolleren Inhalte bringen und noch viel weniger auf den allgemeinen Gang der literarischen Cultur einen irgend erheblichen Einfluß ausüben. Begreift sich somit recht wohl, daß man ihr keine sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt hat, so lange noch andere und werthvollere Erzeugnisse des deutschen Geistes der Vergessenheit zu entreißen waren, so ist es doch anderseits sehr erfreulich, daß dieser Vernachlässigung, die zwar entschuldigt aber keineswegs gerechtfertigt werden kann, endlich ein Ziel gesetzt worden.

Herr Höfer hat sich der ebenso schwierigen wie verdienstvollen Aufgabe unterzogen, die Denkmäler der niederdeutschen Sprache, welche bis dahin in Handschriften und alten Drucken vergraben waren, an's Licht zu ziehen, um sie in einer würdigen und ansprechenden Form dem Publicum und zwar nicht bloß dem gelehrten Theile desselben vorzulegen. Seine Absicht war ursprünglich nicht, diese Literatur in einem weiteren Umfange zu behandeln. Er wollte vielmehr nur ein einzelnes Product derselben, mit dem er zufällig bekannt geworden, durch eine kritische und mit den nöthigen Erläuterungen versehene Ausgabe weiteren Kreisen zugänglich machen. Indeß sah er sich bald in den Stand gesetzt, dem ersten Bändchen ein zweites folgen zu lassen. Andere sind in Aussicht gestellt, so daß wir hoffen dürfen, wenigstens die wichtigsten Reste der älteren niederdeutschen Literatur in kurzer Zeit ziemlich vollständig in Händen zu haben. Denn es steht nicht zu erwarten, daß die freundliche Theilnahme, welche das Unternehmen des Herrn Höfer gleich im Anfange gefunden hat, sich im weiteren Fortgange vermindern werde. Die Kenntniß dessen, was bereits vorliegt, wird ohne Zweifel den Wunsch nach ferneren Mittheilungen anregen und wach erhalten.

Es versteht sich von selbst, daß wer die vaterländische Sprache zum Gegenstande seiner speciellen Studien gemacht hat, einen ihrer wichtigsten Zweige nicht unbeachtet lassen darf. Man kann nicht umhin, die Ansicht des Herausgebers zu theilen, „daß die Kenntniß des Niederdeutschen, wie hoch oder wie gering man seinen Werth als Sprache auch anschlagen mag, für die geschichtliche Erforschung der Muttersprache wenn auch nicht unentbehrlich, doch von viel größerem Belang sei, als die bisherige Nichtachtung desselben erwarten läßt.“ (Vorwort zum 1sten Bdch. S. VII.) Es ist aber nicht bloß das sprachliche Interesse, welches bei der vorliegenden Sammlung seine Rechnung finden wird; ihr Inhalt ist zugleich für die Geschichte der Literatur nicht ohne Bedeutung und dürfte in dieser Rücksicht selbst größere Wichtigkeit haben, wie ihm Herr Höfer, der darin nur „einen kleinen, der Beachtung nicht ganz unwerthen Beitrag“ erblickt, beizulegen scheint. Auch in culturhistorischer Beziehung sind die hier gebotenen Reste einer eigenthümlichen, fast verschollenen Literatur von erheblichem Werthe. Sie geben über die Denk- und Lebensweise des Volks, namentlich der niederen Stände desselben, über das Treiben der Geistlichkeit und das Verhältniß zu ihrer Gemeinde, über die Verbreitung der reformatorischen Ideen und dergleichen manche Aufschlüsse, von welchen man gerne Notiz nehmen wird. Wir fügen hinzu, daß sie selbst da, wo die Lektüre nur die Unterhaltung zum Zwecke hat, auf eine gewisse Theilnahme Anspruch machen können. Herr Höfer bemerkt mit Recht, daß sie „wenig freilich durch Reichthum oder Tiefe des Inhalts, wenig auch durch freie Beweglichkeit und leichte Anmuth der Sprache, desto mehr aber durch ihre ursprüngliche Frische und lautere Natürlichkeit anziehen.“ (Vorw. S. VIII.)

Herr Höfer beschränkt sich nicht auf die einfache Reproduction des Textes, sondern schickt demselben eine mehr oder minder ausführliche Einleitung voraus und läßt ihm zugleich eine Reihe von erläuternden Anmerkungen folgen. Die Bearbeitung umfaßt daher drei Haupttheile; sagen wir, was über jeden von ihnen ins Besondere zu bemerken ist.

In den Einleitungen beschäftigt sich der Herausgeber zunächst mit den Quellen, aus welchen er den Stoff zu seiner Arbeit entnommen hat; er giebt die nöthige Auskunft über die Manuscripte und älteren Drucke, die von ihm benutzt worden,

bezeichnet den Ort, wo sie sich finden, die Zeit, welcher sie angehören und theilt mit, was zur Kenntniß ihrer äußeren und inneren Beschaffenheit, ihres relativen Werthes sowie des Verhältnisses, in welchem sie zu einander stehen, dienen kann. Er handelt dann ferner von dem Verf. des abgedruckten Stückes, indem er entweder, falls derselbe unbekannt oder zweifelhaft ist, seine etwaigen Vermuthungen ausspricht und zu begründen sucht, oder aber, wo die Person des Schriftstellers historisch fest steht, zusammenstellt, was sich über dessen Leben, Charakter und anderweitige Werke ermitteln läßt. Den Schluß des Ganzen bilden mehr oder minder eingehende Bemerkungen, welche die eben vorliegende Schrift selbst, ihren Ursprung, Inhalt, geschichtlichen oder ästhetischen Werth zum Gegenstande haben.

Was die Constituirung des Textes angeht, so hat der Herausgeber nicht geglaubt, ihn ganz und durchgängig so wiedergeben zu dürfen, wie er ihn in den zu Gebote stehenden Quellen vorfand. Er sagt hierüber: „Wer die Art und Weise der spätern niederdeutschen Sprache mit ihrer Verderbniß und Mischung, sowie die fehlerhafte Art und Weise ihrer Darstellung kennt, der wird ohne Weiteres wissen, worin mein Versuch zu bestehen und was er anzustreben hatte. . . . . Nicht darauf kam es an, solch buntes Gemisch mit seiner unebenen und willkürlichen Form wiederzugeben, sondern die beste und reinste Sprachform der Zeit zu finden und rein und richtig in der Schrift darzustellen." (Vorw. S. XIII. fgg.) Ein solches Verfahren hat natürlich sein Bedenken; auch ist Herrn Höfer die mit ihm verbundene Gefahr, „in den Aenderungen eigenmächtig zu erscheinen oder doch zu weit zu gehen," keineswegs entgangen. In der That sieht man nicht recht ab, wie die beste und reinste Sprachform irgend welcher Zeit ohne Willkür und individuelles Belieben festgestellt werden könne. Wäre es aber auch möglich, eine derartige unbedingt gültige Norm aufzufinden, so dürfte sich doch die Berechtigung, ihr ein gegebenes Schriftwerk gewaltsam zu accommodiren, schwerlich erweisen lassen. Das Einzige, was in diesem Falle einem gewissenhaften Herausgeber gestattet ist, wäre, auf die sprachlichen Irrthümer und Entstellungen oder was er dafür hält, aufmerksam zu machen; eine förmliche Correctur steht ihm nur insofern zu, als es sich um offenbare Schreib- oder Druckfehler handelt. Wir können es daher nicht grade billigen, daß, wie Herr Höfer andeutet, die mitgetheilten Gedichte in seiner Ausgabe „reiner erscheinen, wie sie von ihren Verfassern niedergeschrieben wurden." Doch sind die Aenderungen, die er vorgenommen hat, im Ganzen wenig zahlreich und überall sammt den für sie sprechenden Gründen speciell angegeben. Es steht also Jedem, der sie nicht gutheißen mag, frei, sich an den ursprünglichen Text zu halten. — Im Einzelnen ist zu bemerken, daß der Herausgeber „bei der genauesten Bestimmung des Lautes sein Hauptaugenmerk auf die Längebezeichnung der Vocale richtete" (S. XVI.) und unter dem Texte die abweichenden Lesarten der Drucke und Abschriften, die er neben der eigentlichen Grundlage seiner Redaction benutzen konnte, genau verzeichnet hat.

Die „Anmerkungen" endlich „sind theils zur Erklärung, soweit mir solche nöthig schien oder selbst möglich war, theils zu eigener Rechtfertigung bestimmt." (S. XVII.) Der Herausgeber erörtert hier die Gründe, aus welchen er den Text so wie er gegenwärtig vorliegt, und nicht anders gestaltet hat, motivirt die Wahl, die er, wo eine Mehrheit von Wortformen zu Gebote stand, getroffen, und rechtfertigt die Stellen, an welchen er die objective Basis seiner Arbeit verlassen zu müssen glaubte. Die Erklärungen beziehen sich im Allgemeinen mehr auf die Sprache wie auf den sachlichen Inhalt der Gedichte. Die Natur und Beschaffenheit der einzelnen Laute, ihre Uebergänge und Wandlungen, ihre Eigenthümlichkeit der verschiedenen Wortformen, die Aenderungen, die sie erfahren, die Corruptionen, welche sie aufweisen, diese und ähnliche Punkte sind es, die hier mit Zuziehung zahlreicher Belege vorzugsweise besprochen werden. Daneben wird dann auch die Bedeutung mancher Wörter, die gegenwärtig veraltet oder unverständlich geworden sind, angegeben oder doch, falls sie mit Sicherheit nicht zu ermitteln ist, eine Vermuthung darüber aufgestellt. Auch fehlt es an erläuternden Notizen historischen und antiquarischen Inhaltes nicht ganz, wenngleich sie dem Inhalte wie dem Umfange nach sehr beschränkt worden sind.

Fügen wir hinzu, daß jedem Bändchen ein sorgfältig ausgeführtes „Reimverzeichniß“ sowie ein „Register zu den Anmerkungen“ beigefügt sind, so wird damit der äußere Umriß der vorliegenden Arbeiten so ziemlich vollendet sein. Die in ihnen behandelten Dichtungen sind indeß unseres Erachtens wichtig und interessant genug, um es zu rechtfertigen, wenn wir über sie noch einige nähere Angaben folgen lassen.

Diese Gedichte sind sich sowohl ihrer Bestimmung nach wie in ihrem Inhalte nahe verwandt. Sie gehören beide zu jenen einfachen dramatischen Spielen, an deren Aufführung sich zur Fastnachtszeit die niederen Volksklassen zu ergötzen pflegten. Aber der ursprüngliche Charakter dieser burlesken Possen erscheint in ihnen wesentlich verändert: es ist hier nicht auf die bloße Belustigung, sondern auf eine moralische oder richtiger religiöse Unterweisung abgesehen und an die Stelle der rohen Späße und plumpen Einfälle treten ethische Sentenzen und Bibelverse. Die in Rede stehenden Dichtungen erregen schon deshalb ein lebhaftes Interesse, weil sie zeigen, wie die volksthümlichen Formen der Poesie von den Freunden der Reformation benutzt wurden, um für die protestantischen Ansichten und Doctrinen Propaganda zu machen. Die Opposition gegen die herrschende Kirche und deren Lehre ist beiden gemeinsam, aber die Punkte, gegen welche sich die Angriffe vorzugsweise richten, sind verschieden.

Während im „Verlornen Sohn“ das Grundprinzip des Protestantismus, die Rechtfertigung durch den Glauben und die göttliche Gnade gegen die katholische Werkheiligkeit verfochten wird, trifft die Polemik im „Clâws Bûr“ mehr die äußere Seite des Kirchenthums: das sittenlose Treiben der Geistlichen, den Mißbrauch der kirchlichen Strafgewalt, Exemtionen der Geistlichkeit von den bürgerlichen Lasten u. dgl. Durch diese stete Beziehung auf das concrete Leben erhält das letztgedachte Stück eine gewisse natürliche Frische und dramatische Bewegung, die in dem Werkchen des Burkard Waldis, das in manchen Partien einer dramatisirten Predigt sehr ähnlich sieht, wenigstens nicht in gleichem Maße zu finden ist. Ueberhaupt verdient der Clâws Bûr, sofern es auf drastische Lebendigkeit und volksthümliche Haltung ankommt, vor dem Verlornen Sohn entschieden den Vorzug. Dagegen ist ihm der letztere in der künstlerischen Anlage, wenn von einer solchen bei Productionen dieser Art die Rede sein kann, ohne Zweifel ebenso überlegen wie in der Durchführung und im innern Gehalte des Einzelnen.

Ueber den Verf. des Clâws Bûr ist nichts Näheres bekannt; ebensowenig weiß man, wo und wann er abgefaßt worden. Die älteren Drucke des Stückes, welche sich auf der Wolfenbüttler Bibliothek befinden — eine spätere hochdeutsche Bearbeitung ist dem Herausgeber nicht zu Gesichte gekommen — geben über keinen diese Punkte bestimmte Auskunft. Doch darf man aus anderweitigen Notizen schließen, daß es um das Jahr 1524 zuerst veröffentlicht wurde. Auch glauben wir kaum zu irren, wenn wir in ihm das Werk eines schriftkundigen Theologen von mäßiger Bildung anerkennen. Es scheint uns nicht gerade unmöglich, daß es aus der Feder eines niedern Geistlichen etwa vom Range des Una- oder Miethpfaffen, welcher in ihm die zweite Rolle spielt, geflossen ist. Weniger zweifelhaft ist das Recht, mit dem ihm Herr Höfer den Namen eines „Fastnachtsspiels“ gegeben hat, wenn es auch dahin gestellt bleiben muß, ob es jemals wirklich zur Aufführung gekommen. Die Aufschrift, die ihm vorgesetzt worden, ist in dieser Rücksicht entscheidend; sie lautet:

Clâws Bûr bin ik genant
En fastelavendes Kind gebaren:
Mîn Vader heft mî ûtgesant,
De Wârhêt tô vorklâren.

Welche Wahrheit hier gemeint ist, haben wir schon oben angedeutet; sehen wir einen Augenblick zu, wie sie vertreten wird.

Clas, der muntere trinklustige Bauer, geräth in der Stadt, wo er vermuthlich eben zu Markte gewesen, in eine Gesellschaft von Junkern, Prälaten und vornehmen Damen, die es sich bei Wein und Tanz wohl sein lassen. Er weiß zwar

recht wohl, daß er hier nicht an seiner Stelle ist, will aber doch einen Scheffel Gerste daran wagen, falls es ihm gestattet wird, am Gelage Theil zu nehmen. Seine Aufforderung:

Drinket mi man mit Korte tô,
Dat grôte glas half, das lutke hêl.

wird acceptirt und er ist eben im besten Zuge, seinen Zechgenossen allseitig Bescheid zu thun, als der Vicar seines Dorfes hinzukommt.

Dieser gehört zu jener Klasse von Geistlichen, die man damals Uner-(Mieth-pâpen nannte, eine Art von Parias der Hierarchie, welche die kirchlichen Geschäfte der eigentlichen Pfarrer besorgten und zur Entschädigung für die jährliche Rente, welche sie diesen ihren Vorgesetzten zu zahlen hatten, auf die Beichtpfennige und Sakramentsgelder der Gemeindeglieder angewiesen waren. Der geistliche Herr ist nicht wenig erstaunt, Clas in so vornehmer Gesellschaft zu finden, und giebt seinem Mißvergnügen alsbald Worte:

Tô hûs heft dîn gesinde kûm middelbêr
Unde du drinkest hir wîn und malmesîr,
Mit Junkern, prelâten unde hêren!

Clas ist aber nicht geneigt, sich den Text (oder, wie es im Gedichte heißt, tô reventer) lesen zu lassen. Er meint, der Kirchherr, dem er nichts in den Weg lege, solle auch ihn in seiner Lebensfreude nicht stören; sei er ihm doch nichts schuldig, und

It wêre ên slim dorp vorwâr,
Dâr men nicht hêlde êns kerkmisse tôm jâr.

Der Pfaffe ist in Betreff der Schuld nicht einverstanden, erinnert daran, wie ihm Clas für eine zweistündige Beichte kaum einen Weißpfennig zu zahlen pflege und erst neulich, wo er ihm die Sacramente gereicht, statt der schuldigen vier Schillinge deren nur zwei gegeben habe. Die Drohung, mit der er schließt, ihn ohne Beichte sterben zu lassen, falls er ihn künftig nicht besser honorire, giebt dem Bauer Gelegenheit, seine Polemik durch einen Angriff auf die Verkäuflichkeit der Sacramente zu eröffnen. Wir wollen ihm in seinen Argumenten, die er meist auf Bibelstellen stützt, nicht weiter folgen, auch die Vertheidigung des Gegners, der sich besonders auf die Bedürfnisse des Lebens beruft, hier übergehen. Clas ist übrigens so gerecht, zuzugeben, daß der arme Vicar an dem herrschenden Unwesen ziemlich unschuldig ist; er meint:

Iuwi averhêre scheret de wulle unde ji dat hâr.

und giebt ihm den Rath, durch Vermittlung der Magd des Pastors einen Nachlaß an seiner Jahresrente zu erwirken.

Damit geht dann die Unterredung auf das häusliche Leben der höhern Geistlichkeit über und hier sind die Disputanten im Wesentlichen derselben Meinung. Doch als Clas in seinem Eifer den Namen Luthers ausspricht, mahnt ihn der Pfaffe zur Vorsicht, denn eben erscheint der Fiscal in der Nähe und der wird's sofort dem geistlichen Richter anzeigen, wenn Jemand das Verbot des Papstes, von jenem Ketzer zu reden, übertritt. Der Bauer aber ist nicht in der Stimmung, seiner Zunge Gewalt anzuthun: ik achte den Fiscâl nicht êne not (v. 172) und als dieser ihn darauf auf einen Mittwoch zu Rechte citirt, fährt er fort;

Jâ, lêve hêre, dâr schîte êne kô bî;
Ik achte al juw citêrent unde bannent nicht ênen strunt,
Wente in alle dessem handel is Got mîn frunt.

Der Kampf entbrennt nun von Neuem; die Angriffe häufen sich; die Verehrung der Heiligen, die päpstlichen Dispensationen ꝛc. kommen an die Reihe. Clas wird

immer hitziger und schließlich sogar persönlich, indem er die geistlichen Richter und mit ihnen auch den Fiscal als betrügerische Schufte hinstellt, die da

vortêren der armen swêt unde blôt (v. 429).

Der Beamte, an seiner Ehre gekränkt, will nicht länger mit Worten streiten, sondern sein Recht durch die Faust erweisen. Clas glaubt, es sei das nur Scherz und hält es für besser, den Kampf mit der Schrift weiter zu führen. Als aber der Gegner seine Herausforderung wiederholt, nimmt er nicht ferner Anstand, sich mit ihm zu messen. Daß der Fiscal den Kürzeren zieht, läßt sich erwarten. Der Pfaffe vermittelt den Frieden und das minder drastische Wortgefecht nimmt seinen Fortgang. Der Fiscal ergrimmt, daß der Geistliche ihm nicht zu Hülfe gekommen, sucht sich auch an diesem zu reiben, giebt ihm aber damit nur Anlaß, seine Meinung über den Mißbrauch des Kirchenbanns, die er vor Kurzem mit 20 Gulden hat büßen müssen, von Neuem zu entwickeln. Clas stimmt natürlich bei und kann sich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, seine Freude darüber auszusprechen, daß die Fürsten und Herren endlich das Treiben der Geistlichkeit durchschauen und beginnen se tô plechten mit îren (v. 597.) Doch in diesem Punkte ist sein bisheriger Bundesgenosse anderer Ansicht; er meint, die Steuerfreiheit der Geistlichen dürfe nicht angetastet werden, was Clas in Bezug auf ihn, der selbst in dürftigen Umständen lebt, einräumt, nicht aber für seine reicheren Amtsbrüder.

Die weitere Erörterung dieser kitzlichen Frage, die der Pfaffe von sich ab- und einem eben hinzutretenden geistlichen Doctor zuweist, mag man im Gedichte selber nachlesen (v. 645 fgg.) Wir bemerken nur, daß Clas den dritten Gegner ebenso wie die beiden andern auf den Sand setzt, wodurch dann der Vicar bestimmt wird, sich seiner Lehre unbedingt anzuschließen. Der Fiscal aber erklärt, sich zum Doctor halten zu wollen, was Clas ganz in der Ordnung findet,

wente bî pâren
Plegen de schelke tôm duevel tô faren. (v. 957.)

Burkard Waldis, der Verfasser des verlornen Sohnes, hat als Fabeldichter und Bearbeiter der Psalmen längst die Beachtung gefunden, welche dieser „bedeutenden und berühmten Persönlichkeit" gebührt. Herr Höfer schildert in der Einleitung (zum zweiten Bändchen) das vielbewegte Leben des Mannes, der nach seiner, wie uns scheinen will, nicht überall hinlänglich begründeten Darstellung, in der Jugend das Handwerk eines Kannengießers erlernte, dann Mönch wurde, später zum Protestantismus übertrat, sein früheres Geschäft eine Zeitlang fortführte, endlich (vor dem Jahre 1544) zum Pfarrer und Probst von Abterode (in Hessen) ernannt wurde. Die Zahl der von ihm veröffentlichten Schriften ist nicht gerade gering; der Herausgeber geht sie der Reihe nach durch und giebt dann eine interessante Charakteristik ihres Verfassers, aus deren Eingang hier eine bezeichnende Stelle mitgetheilt werden mag: „Sollen wir das Bild mit einem Worte zusammenfassen, so stellt es uns einen grundtüchtigen, durch ein bewegtes Leben und vielseitige Studien gestählten, gebildeten, ja gelehrten Mann dar, der in jeder Beziehung ein Stern seiner Zeit und des Volkes heißen darf, welches ihn den seinigen nennt." (S. XXVII.)

Die Werke des Burkard Waldis sind sämmtlich in hochdeutscher Sprache geschrieben; nur das hier vorliegende Fastnachtsspiel macht eine Ausnahme. Wann und wo dieses Stück zuerst gedruckt wurde, läßt sich mit Gewißheit nicht angeben; die Aufschrift der einzigen Ausgabe, die man bis jetzt gefunden hat — sie ist im Besitze der Wolfenbüttler Bibliothek — sagt nichts weiter, als daß es am 17. Frbr. 1527 zu Riga in Liefland öffentlich aufgeführt worden ist. Ueber den Grund, welcher den Verfasser zur dichterischen Bearbeitung der Parabel bestimmt hat, spricht sich derselbe in der Vorrede näher aus. Nachdem er auseinandergesetzt, daß der Christ zu jeder Zeit und bei allen, auch den äußerlichsten Geschäften das Wort Gottes im Herzen wie im Munde tragen müsse, erklärt er, wie es wünschenswerth sei, daß man, de wîle nû de afgoderî des fastelavendes, van den hêden angefangen, ôk dorch de larvendregers tô Rome jêrliken celebrêrt wirt unde bî macht beholden unde noch nicht genslik ût unsem flêschliken herten gereten

mach werden, de sülftigen tôm geringesten jô mit ênem gêstliken fastelavent vorwandelen mochten. (S. 5.) Wir sagten schon, welche Punkte des christlichen Glaubens in unserm Stücke vorzugsweise behandelt werden und fügen hier nur noch einige Worte über die Composition desselben hinzu.

Eröffnet wird es durch einen gedehnten Prolog, in welchem der „Actor" die Grundlehren des Christenthums vorträgt, die Verderbniß der römischen Kirche schildert und zum Schluß das neue, von den Reformatoren angezündete Licht feiert. Nachdem sodann ein „Kind" die Parabel vom verlornen Sohne mit den Worten des Evangeliums vorgetragen, tritt der Actor nochmals auf, um mit einem zweiten Prolog das Schauspiel selbst einzuleiten. Es folgt ein fünfstimmiger Lobgesang und nun erst beginnt der erste Act. Wir sehen hier den verlornen Sohn, wie er trotz der Warnungen des Vaters und der Ermahnungen des Bruders das elterliche Haus verläßt, in die Gesellschaft von Spitzbuben nud liederlichen Dirnen geräth, sein Geld im Spiele verliert, in der Stadt vergeblich Dienste sucht und endlich bei einem Meier Viehhirte wird. Ohne auf das Einzelne eingehen zu können, wollen wir doch beiläufig auf die Scenen aufmerksam machen, in welchen der Held des Stücks mit dem Gesindel zusammentrifft, das ihn im Hause des Hurenwirthes seiner ganzen Habe beraubt. Sie sind nicht ohne frisches, natürliches Leben und jedenfalls die einzigen, durch welche man in etwas an den nächsten Zweck der Dichtung erinnert wird.

Der erste Act schließt mit einer erbaulichen Betrachtung des Actors. Den Uebergang zum zweiten bildet ein abermals von fünf Stimmen gesungener Psalm. Es folgt die Darstellung der Rückkehr des reuigen Sohnes, die Aufnahme durch den Vater, ein Te Deum (deutsch von vier Stimmen gesungen), darauf das Freudenmahl unter musikalischer Begleitung, dann wieder ein mehrstimmiger Gesang, endlich die Ueberraschung des mißvergnügten Bruders, den der Vater vergeblich zu begütigen sucht. — Der Schluß des Ganzen ist des Verfassers eigne Erfindung und deßhalb von besonderem Interesse. Nachdem der Actor die Parabel im Sinne der reformirten Lehre von dem allein seligmachenden Glauben an die göttliche Gnade gedeutet hat, tritt der aus dem ersten Acte bekannte Wirth, dem diese Predigt zu Herzen gegangen ist, nochmals auf, um sich von dem Verkündiger der tröstreichen Lehre vollständig bekehren zu lassen. Darauf erscheint der ältere Sohn der Parabel, welcher aus Zorn über die Geringschätzung seiner V e r d i e n s t e das väterliche Haus verlassen hat und, um sich den Himmel durch ascetische Uebungen zu verdienen, in einen der strengsten Orden eingetreten ist, in der Tracht eines Einsiedlers und verrichtet sein Gebet in der Weise des Pharisäers aus dem Evangelium, während der Wirth das einfache Geständniß des Zöllners ablegt. Der Actor paraphrasirt die bekannten Worte Christi und das Kind, welches im Anfange des Stücks das Evangelium vorträgt, spricht zum Schlusse den Segen.

In einem Anhange zum zweiten Bändchen giebt der Herausgeber die niederdeutsche Uebertragung des 127sten Psalms von Burkard Waldis. Da er in den Anmerkungen zugleich den hochdeutschen Text derselben Dichtung aufgenommen hat, so ist die in sprachlicher Rücksicht höchst interessante Parallele beider Bearbeitungen hier sehr nahe gelegt. Außerdem werden die Waldisschen Uebersetzungen einiger Kirchenlieder sowie drei Psalmen von Andreas Knoepken, dem Zeit- und Glaubensgenossen Burkard's, mitgetheilt.

Indem wir unsern Bericht mit dem Wunsche schließen, daß die in Aussicht gestellten ferneren Hefte der Sammlung recht bald erscheinen mögen, erlauben wir uns zugleich, die Leser dieser Blätter auf die von dem Herausgeber derselben redigirte

Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache (Greifswalde, Koch)

aufmerksam zu machen. Es liegt uns eben das dritte Heft des dritten Bandes (S. 257—418) vor; eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes wird genügen, um von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der hier gebotenen Aufsätze sich zu überzeugen.

Der erste Artikel, aus der Feder des Herrn v. der Gabelentz, enthält eine

immer hitziger und schließlich sogar persönlich, indem er die geistlichen Richter und mit ihnen auch den Fiscal als betrügerische Schufte hinstellt, die da

vortêren der armen swêt unde blôt (v. 429).

Der Beamte, an seiner Ehre gekränkt, will nicht länger mit Worten streiten, sondern sein Recht durch die Faust erweisen. Clas glaubt, es sei das nur Scherz und hält es für besser, den Kampf mit der Schrift weiter zu führen. Als aber der Gegner seine Herausforderung wiederholt, nimmt er nicht ferner Anstand, sich mit ihm zu messen. Daß der Fiscal den Kürzeren zieht, läßt sich erwarten. Der Pfaffe vermittelt den Frieden und das minder drastische Wortgefecht nimmt seinen Fortgang. Der Fiscal ergrimmt, daß der Geistliche ihm nicht zu Hülfe gekommen, sucht sich auch an diesem zu reiben, giebt ihm aber damit nur Anlaß, seine Meinung über den Mißbrauch des Kirchenbanns, die er vor Kurzem mit 20 Gulden hat büßen müssen, von Neuem zu entwickeln. Clas stimmt natürlich bei und kann sich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, seine Freude darüber auszusprechen, daß die Fürsten und Herren endlich das Treiben der Geistlichkeit durchschauen und beginnen se tô plechten mit îren (v. 597.) Doch in diesem Punkte ist sein bisheriger Bundesgenosse anderer Ansicht; er meint, die Steuerfreiheit der Geistlichen dürfe nicht angetastet werden, was Clas in Bezug auf ihn, der selbst in dürftigen Umständen lebt, einräumt, nicht aber für seine reicheren Amtsbrüder.

Die weitere Erörterung dieser kitzlichen Frage, die der Pfaffe von sich ab- und einem eben hinzutretenden geistlichen Doctor zuweist, mag man im Gedichte selber nachlesen (v. 645 fgg.) Wir bemerken nur, daß Clas den dritten Gegner ebenso wie die beiden andern auf den Sand setzt, wodurch dann der Vicar bestimmt wird, sich seiner Lehre unbedingt anzuschließen. Der Fiscal aber erklärt, sich zum Doctor halten zu wollen, was Clas ganz in der Ordnung findet,

wente bî pâren
Plegen de schelke tôm duevel tô faren. (v. 957.)

Burkard Waldis, der Verfasser des verlornen Sohnes, hat als Fabeldichter und Bearbeiter der Psalmen längst die Beachtung gefunden, welche dieser „bedeutenden und berühmten Persönlichkeit" gebührt. Herr Höfer schildert in der Einleitung (zum zweiten Bändchen) das vielbewegte Leben des Mannes, der nach seiner, wie uns scheinen will, nicht überall hinlänglich begründeten Darstellung, in der Jugend das Handwerk eines Kannengießers erlernte, dann Mönch wurde, später zum Protestantismus übertrat, sein früheres Geschäft eine Zeitlang fortführte, endlich (vor dem Jahre 1544) zum Pfarrer und Probst von Abterode (in Hessen) ernannt wurde. Die Zahl der von ihm veröffentlichten Schriften ist nicht gerade gering; der Herausgeber geht sie der Reihe nach durch und giebt dann eine interessante Charakteristik ihres Verfassers, aus deren Eingang hier eine bezeichnende Stelle mitgetheilt werden mag: „Sollen wir das Bild mit einem Worte zusammenfassen, so stellt es uns einen grundtüchtigen, durch ein bewegtes Leben und vielseitige Studien gestählten, gebildeten, ja gelehrten Mann dar, der in jeder Beziehung ein Stern seiner Zeit und des Volkes heißen darf, welches ihn den seinigen nennt." (S. XXVII.)

Die Werke des Burkard Waldis sind sämmtlich in hochdeutscher Sprache geschrieben; nur das hier vorliegende Fastnachtsspiel macht eine Ausnahme. Wann und wo dieses Stück zuerst gedruckt wurde, läßt sich mit Gewißheit nicht angeben; die Aufschrift der einzigen Ausgabe, die man bis jetzt gefunden hat — sie ist im Besitze der Wolfenbüttler Bibliothek — sagt nichts weiter, als daß es am 17. Febr. 1527 zu Riga in Liefland öffentlich aufgeführt worden ist. Ueber den Grund, welcher den Verfasser zur dichterischen Bearbeitung der Parabel bestimmt hat, spricht sich derselbe in der Vorrede näher aus. Nachdem er auseinanderg[illegible], daß der Christ zu jeder Zeit und bei allen, auch den äußerlichsten Ge[illegible] das Wort Gottes im Herzen wie im Munde tragen müsse, erklärt er, wi[illegible] sei, daß man, de wîle nû de afgoderî des fastelavendes [illegible] gefangen, ôk dorch de larvendregers tô Rome jêrliken [illegible] macht beholden unde noch nicht genslik ût unsem flê[illegible]



mach werden, de sülftigen tôm geringesten jô mit ênem gêstliken fastelavent vorwandelen mochten. (S. 5.) Wir sagten schon, welche Punkte des christlichen Glaubens in unserm Stücke vorzugsweise behandelt werden und fügen hier nur noch einige Worte über die Composition desselben hinzu.

Eröffnet wird es durch einen gedehnten Prolog, in welchem der „Actor" die Grundlehren des Christenthums vorträgt, die Verderbniß der römischen Kirche schildert und zum Schluß das neue, von den Reformatoren angezündete Licht feiert. Nachdem sodann ein „Kind" die Parabel vom verlornen Sohne mit den Worten des Evangeliums vorgetragen, tritt der Actor nochmals auf, um mit einem zweiten Prolog das Schauspiel selbst einzuleiten. Es folgt ein fünfstimmiger Lobgesang und nun erst beginnt der erste Act. Wir sehen hier den verlornen Sohn, wie er trotz der Warnungen des Vaters und der Ermahnungen des Bruders das elterliche Haus verläßt, in die Gesellschaft von Spitzbuben und liederlichen Dirnen geräth, sein Geld im Spiele verliert, in der Stadt vergeblich Dienste sucht und endlich bei einem Meier Viehhirte wird. Ohne auf das Einzelne eingehen zu können, wollen wir doch beiläufig auf die Scenen aufmerksam machen, in welchen der Held des Stücks mit dem Gesindel zusammentrifft, das ihn im Hause des Hurenwirthes seiner ganzen Habe beraubt. Sie sind nicht ohne frisches, natürliches Leben und jedenfalls die einzigen, durch welche man in etwas an den nächsten Zweck der Dichtung erinnert wird.

Der erste Act schließt mit einer erbaulichen Betrachtung des Actors. Den Uebergang zum zweiten bildet ein abermals von fünf Stimmen gesungener Psalm. Es folgt die Darstellung der Rückkehr des reuigen Sohnes, die Aufnahme durch den Vater, ein Te Deum (deutsch von vier Stimmen gesungen), darauf das Freudenmahl unter musikalischer Begleitung, dann wieder ein mehrstimmiger Gesang, endlich die Ueberraschung des mißvergnügten Bruders, den der Vater vergeblich zu begütigen sucht. — Der Schluß des Ganzen ist des Verfassers eigne Erfindung und deßhalb von besonderem Interesse. Nachdem der Actor die Parabel im Sinne der reformirten Lehre von dem allein seligmachenden Glauben an die göttliche Gnade gedeutet hat, tritt der aus dem ersten Acte bekannte Wirth, dem diese Predigt zu Herzen gegangen ist, nochmals auf, um sich von dem Verkündiger der trostreichen Lehre vollständig bekehren zu lassen. Darauf erscheint der ältere Sohn der Parabel, welcher aus Zorn über die Geringschätzung seiner Verdienste das väterliche Haus verlassen hat und, um sich den Himmel durch ascetische Uebungen zu verdienen, in einen der strengsten Orden eingetreten ist, in der Tracht eines Einsiedlers und verrichtet sein Gebet in der Weise des Pharisäers aus dem Evangelium, während der Wirth das einfache Geständniß des Zöllners ablegt. Der Actor paraphrasirt die bekannten Worte Christi und das Kind, welches im Anfange des Stücks das Evangelium vorträgt, spricht zum Schlusse den Segen.

In einem Anhange zum zweiten Bändchen giebt der Herausgeber die niederdeutsche Uebertragung des 127sten Psalms von Burkard Waldis. Da er in den Anmerkungen zugleich den hochdeutschen Text derselben Dichtung aufgenommen hat, so ist die in sprachlicher Rücksicht höchst interessante Parallele beider Bearbeitungen hier sehr nahe gelegt. Außerdem werden die Waldisschen Uebersetzungen einiger Kirchenlieder sowie drei Psalmen von Andreas Knoepken, dem Zeit- und Glaubensgenossen Burkard's, mitgetheilt.

Indem wir unsern Bericht mit dem Wunsche schließen, daß die in Aussicht gestellten ferneren Hefte der Sammlung recht bald erscheinen mögen, erlauben wir uns zugleich, die Leser dieser Blätter auf die von dem Herausgeber derselben redigirte

...tschrift für die Wissenschaft der Sprache (Greifswalde, Koch)

...zu machen. Es liegt uns eben das dritte Heft des dritten Bandes ...18) vor; eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes wird genügen, um ...ichthum und der Mannigfaltigkeit der hier gebotenen Aufsätze sich zu

... der Feder des Herrn v. der Gabelentz, ...

Dein Herz gleicht einem Vogel zum Fluge schon bereit,
Es waren unsre Gaben nur leere Förmlichkeit,

Und während wir so schwatzten, nahm sie ein Falk von hier —
Und was wir waren, blieben im Sehnsuchtsdurste wir.

Schließlich sei nur noch darauf hingedeutet, wie, abgesehen von dem Interesse, welches zu erregen diese Gedichte an und für sich schon wohl im Stande sind, auch eine Vergleichung dieser naturwüchsigen wirklichen arabischen Wüstenpoesie in ihrer anspruchslosen Einfachheit mit dem Bombaste einer künstlich gemachten nicht ohne Werth sein dürfte.

Gießen. G. Baur.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ueber den Ursprung der Sprache, von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1851. Berlin. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1852.

Es ist bezeichnend für den jetzigen Stand der Sprachforschung, daß es „der große Weltweise" sein mußte, der im Schoße der Akademie die Frage nach dem Ursprung der Sprache wieder anregte, und daß somit der Hauch der Philosophie die goldene Frucht vom Baume der Sprachforschung rüttelte, welche nunmehr, ein alter Erisapfel, wieder unter die Gelehrten gefallen ist. Nicht von je her ist die Sprachforschung bereit gewesen, Anregungen und Einflüsse von Seiten der Philosophie anzunehmen, ja sie konnte dies nicht, so lange sie nur Mittel zum Zweck, nicht selbst Zweck, das heißt Wissenschaft war, so lange sie sich noch nicht als Tochter der Philosophie wußte. Daß sie dieses Selbstbewußtsein nunmehr erlangt hat, spricht hier die Sprachforschung aus durch den Mund des berühmten Meisters, der, wenn einer, berufen sein mußte, zur Lösung der vorstehenden Frage beizutragen, der aber nichtsdestoweniger bescheiden genug ist, ganz objectiv aus dem heutigen Stande der Sprachstudien gleichsam sein Recht nachzuweisen auf eine erneute Untersuchung über den Ursprung der Sprachen, nachdem dieselbe schon im Jahre 1770 und an der nämlichen ehrwürdigen Stätte von Herder mit Glück und Preis geführt war.

Der Unterschied zwischen dem damaligen und jetzigen, zwischen dem dienenden und freien Sprachstudium kann fast nicht merklicher in die Augen springen, als an den Persönlichkeiten der beiden Männer, die getrennt durch eine Reihe von 80 Jahren, an demselben Gegenstande sich versucht haben. Herder ist eine durch und durch poetische Natur, ein Goldgefäß, in welchem sich die Dichtungen der verschiedensten Völker sammeln und wiedergebären sollten. Daher fanden zwar viele Sprachen Einlaß bei ihm, doch nur als Trägerinnen der Poesie, sie mußten sich ausweisen als Dienerinnen der größeren Herrin, die Herdern selbst beherrschte. Auch Grimm hat Beziehung zur Poesie, aber mehr zu ihren gesonderten Elementen, weniger zu deren lebensvoller Einheit; die Sprache und die Sage, das formelle und das materielle Element der Dichtung, haben sich in diesen reichen Geist schwesterlich getheilt; sie, die sich ohnehin nicht trennen lassen, sind hier bei einander, während sie im dichtenden Geiste in einander und durch einander sind. Man möchte sagen, Grimm kommt vor der Sprache nicht zur Poesie, vor der Form nicht zur Gestalt; die Gestalt wandelt im Licht, er aber gräbt unermüdlich den Wurzeln jenes Weltenbaumes nach, der in unzähligen Verzweigungen die redende Menschheit überschattet, und nun hat er sein Ohr angelegt zu lauschen, ob er den Mimers Brunnen nicht rauschen hört, den Urquell, darinnen Weisheit und Sprache noch in natürlicher, unmittelbarer Einheit beisammen sind. Und wenn wir hier schließlich dieselbe Antwort erhalten, die Herder zu seiner Zeit gegeben hatte, daß nämlich die Sprache weder eine angeborne, noch eine geoffenbarte, sondern ein Erzeugniß der menschlichen Freiheit sei; so ist die Untersuchung des großen Denkers und Forschers in der Sprache als die Probe der Richtigkeit zu betrachten für das herdersche Resultat, das der poetische Genius als unmittelbare Gewißheit in sich trug und mit den ihm erreichbaren Gründen zu festigen und zu stützen suchte.

Die Untersuchung zerfällt ihrem Gegenstande nach in zwei Theile, den principiellen, ob die Menschen sich ihre Sprache selbst erfinden konnten, und den historischen, wie diese Erfindung bewerkstelligt zu sein scheint. Da die Antwort auf jene Principienfrage nur zwischen Gott und Menschen schwanken kann, so liegt es auf der Hand, daß durch sie das Interesse der Theologie berührt wird. Darum reicht Grimms Untersuchung an einer Stelle „an einen theologischen Standpunkt" heran, vor dem sie zwar nicht zu erschrecken braucht, wie der Herr Verf. meint, vor dem aber ein theologisches Journal unserer Tage dennoch erschrocken ist. Es ist der Begriff der Offenbarung, an dessen Hand der Herr Verf. das Gebiet der Theologie betritt, und innerhalb desselben weist er nach, wie jener Begriff in seiner Anwendung auf die Sprache in den Menschen Götter voraussetzen und Gott zum Menschen herabsetzen würde. Denn da die Sprache nicht anders als durch Sprechen offenbart werden kann, so hätte in den Menschen schon das Verständniß der Sprache, also die Sprache selbst, vorhanden sein müssen, wenn anders dieselben der göttlichen Offenbarung theilhaft werden sollten. Andrerseits hätte Gott, um in menschlicher Weise zu reden, menschlicher Organe bedurft, und der Herr Verf. hebt namentlich hervor, wie schreiend es wäre, sich Gott mit Zähnen, also essend zu denken.

Wäre aber die Sprache von Natur dem Menschen anerschaffen, so wäre sie seit dem ersten Menschenworte keiner Veränderung, Umbildung, Entwicklung fähig gewesen; denn „das angeborne hat unvertilgbaren Charakter." Die Menschenrede würde zum Thierlaut, der Mensch selbst zum Thier erniedrigt. Gewiß, wie innig man sich gedrungen fühle, alle gute Gabe unmittelbar von Gott herzuleiten; die Schöpfung des Menschen, der sich selbst Sprache erfinden konnte, ist ein größeres Wunder, als die Erschaffung eines Wesens, dem, sei es gleich bei der Geburt, sei es später auf dem Wege der Offenbarung, die Form und Wirklichkeit seines Denkens beigegeben werden mußte, welches letztere doch seine eigenste Natur ausmacht. Die Bedingungen zur Sprache, die Organe und die vernünftige Seele haben wir von Gott bei unserer Geburt mitbekommen, aber wir sprechen erst, wenn diese Seele anfängt ihrer Freiheit inne zu werden, d. h. zu denken, sich selber zu begreifen. So ist die Sprache gerade der Ausdruck der menschlichen Freiheit, deren Fessel sie sein müßte, wenn sie als ein andres der Vernunft angethan und angelegt wäre.

Der zweite Theil der Untersuchung, die Antwort auf das Wie der menschlichen Spracherfindung, hat Rechenschaft zu geben darüber, wie weit auch in diese Bethätigung der menschlichen Freiheit das Machtgebot der Nothwendigkeit hineinreicht. Es ist klar, daß die Organe, als das äußere körperliche Mittel, diesem Machtgebote unterworfen sind. Sie können nicht über die Grenze der ihnen ertheilten Laute, noch über das Gesetz der Aufeinanderfolge dieser Laute hinaus; es fragt sich aber, ob innerhalb dieser Grenzen, die eine äußere, natürliche Nothwendigkeit der Sprachbildung gesetzt hat, die menschliche Willkür walten und wählen konnte. Grimm sagt S. 42. „Welchen Vocal und welchen Consonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgesehen von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lauts meist in seiner Willkür, die gar nicht stattgefunden hätte, wäre sie von jenem Einfluß immer und völlig abhängend, selbst aber mit feinerem oder gröberem Gefühl geübt werden konnte." Herder dagegen versichert, Werke zur Philos. und Gesch. II. S. 78., daß er das Wort willkürlich in diesem Falle nicht begreife, und daß eine Sprache willkürlich und ohne allen Grund der Wahl aus dem Gehirn zu erfinden für die menschliche Seele solch eine Qual sei, als für den Körper, sich zu Tode streicheln zu lassen.

Ref. ist außerordentlich erfreut, an diesem Punkte sich hinter Herders Auctorität bergen zu können; denn wie sollte er auf eigne Hand es wagen, hier andrer Ansicht sein zu wollen, als der Mann, der vielleicht von allen lebenden in diesem Handel der competenteste Richter ist. Nun denn, auf der ersten Stufe der Sprachbildung, meinen wir, steht der Mensch noch in ähnlicher Weise unter der Herrschaft des Objects, wie auf der ersten Stufe der Dichtung. Die Saite, welche durch das Object, durch die Erscheinung im Gefühle angerührt wird, sie bestimmt un-

mittelbar den Ton und die Laute für das äußere Wort. Vom Subject also, von dem Eindruck, den das Gefühl empfangen, hängt es ab, wie das Wort gebildet werden soll, das Object aber hat, so zu sagen, darüber zu bestimmen, ob es den Namen an sich wolle haften lassen. Es kann hier unmöglich das bloß historische Recht der Erstgeburt gelten, sondern wenn das erstgeborne Wort zu individuell empfunden ist, um Begriff zu werden, so kann es als einsaitiger Empfindungslaut in der Sprache keine Dauer in Anspruch nehmen. Nicht jede Münze ist Geld, d. h. von allgemeiner Geltung, sondern nur die, welche das rechte Gepräge hat; so ist nicht jede willkürliche Lautverbindung ein Wort, sondern nur die, welche den gemeingültigen Stempel des Begriffs trägt. Daher sind es vorzugsweise große intuitive Naturen, welche auch vorhandene und gebildete Sprachen mit Glück bereichern, Naturen wie unser Göthe, dessen klarem Blicke die Erscheinung sich als Begriff enthüllte und der daher empfand und dachte wie die Menschheit und sprach wie sein Volk.

Der Herr Verf. sagt S. 39 ff: „Jeder Laut hat seinen natürlichen im Organ, das ihn hervorbringt, gegründeten und zur Anwendung kommenden Gehalt.“ Es muß aber dieser Gehalt auch tiefer im subjectiven Geiste gegründet sein, durch den allein jener Gehalt im Organ zur Anwendung kommen kann. „Offenbar muß den Vocalen insgesammt ein weiblicher, den Consonanten insgesammt ein männlicher Grund beigelegt werden.“ Der Vocal ist nur die Tonstufe, auf welcher der Consonant gesprochen wird; dieser ist die ἐντελέχεια des Wortes. Das drastische und plastische Element der Sprache liegt in den Consonanten, die daher vorzugsweise auf die Phantasie wirken. Dem Ton dagegen entspricht innerhalb unserer Seele das Gefühl, wie denn keine Kunst so ausschließlich der dunklen und wunderbaren Gefühlsseite unserer Seele angehört, als die Tonkunst. Das Gefühl ist aber auch im Weibe die herrschende Kraft, darum sind die Vocale die Weiber, wie die Consonanten die Männer unter den Lauten.

Von dieser generellen Charakterisirung der Laute dürfen wir einen Seitenblick auf unsere Poesie werfen, die zwei wichtige Mittel, Alliteration und Reim, jenem Unterschiede von Vocal und Consonant verdankt. Wir sagen mit Herder: anfangs war alle Rede Poesie, weil der durch das menschliche Gefühl vermittelte Naturlaut durch jedes Wort hindurchklang. Das ist die Periode, von der Grimm sagt, daß sich in ihr die Wörter in idyllischem Behagen entfaltet hätten. „Allmählich aber, fährt Herr Grimm fort, läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung sich anfügen.“ Dem mag innerhalb unserer Sprache die Zeit entsprechen, wo die Quantität anfängt verdrängt zu werden vom Accent, auf den sich auf Seiten der Poesie die Form der Alliteration stützt. Jene ursprüngliche Poesie des Naturlauts erklingt nicht mehr gleichmäßig in jedem Worte, sondern sammelt und erhält sich in einzelnen betonten Sylben und Wörtern, den Liedstäben, zu denen das Lied wie eine schnell wachsende Ranke der Reihe nach in mannigfacher Senkung überspringt. Hier ist also jene unmittelbare Poesie noch vorhanden in der Sprache, aber auch ihr Gegentheil ist da, und aus diesem Unterschiede entspringt die bewußte Anwendung des Naturlauts in der alliterirenden Dichtung. So ist die Alliteration das erste Mittel, das gleichsam noch der Naturlaut selbst ergreift, um sich zu erhalten; je mehr aber die Sprache im Laufe ihrer Entwicklung vom Naturlaut abfällt, desto sorgfältiger sucht die Poesie diesen Verlust naiven Reizes durch Kunst im Bau der Verse, wie in der Wahl der Worte und durch schöne Gedanken zu ersetzen; d. h. die Poesie wird lyrisch, sie ist nicht mehr das gesammte Leben und Sprechen des Volkes, sondern das in mannigfaltigen Formen erscheinende Denken und Empfinden desselben. Der Inhalt der Poesie ist nunmehr transcendental, und der innerlichste Trieb derselben die Sehnsucht nach diesem transcendentalen Inhalte; Leben und Dichtung sind entzweit, aber alle Erscheinungen der letzteren belebt das Streben, den Bruch in einzelnen Momenten, an einzelnen Punkten für die subjective Anschauung zu heilen. Daher sucht der Dichter auch an der Sprache den Abfall von der Natur zu verhüllen und alte naturkräftige Laute durch seine Worte hindurchklingen zu lassen; wie denn Herr Heine in seiner übrigens nicht mit Unrecht

berüchtigten Polemik gegen Platen, diesem den Mangel an Naturlauten in seinen Dichtungen zum gerechten Vorwurf macht.

Die alliterirende Dichtung bestand bekanntlich mehr oder weniger in Formeln der Volkssprache, deren sich bis auf den heutigen Tag noch manche erhalten haben; so lange sie sich daher mit diesem natürlichen Material begnügte, stand sie da in unerschütterlicher aber um so tiefer erschütternder Kraft. Als sie aber dieses natürliche, ererbte Gebiet überschritt, und die Sprache mehr oder weniger zur Bildung von Synonymen bestimmte, um dadurch ein reicheres Material zu gewinnen, da schwächte sie sich selber ab, insofern durch die vielen Synonymen der durch das Wort zu umschreibende Stoff gleichsam in seine einzelnen Theile, Merkmale, zerlegt und so seines vollen Gewichtes beraubt ward. Der Accent ist das Gewicht des Wortes, wie es durch den Inhalt bestimmt wird; wird daher der Inhalt verringert, muß auch das Gewicht sich verringern. Als daher die Sprache reicher und weicher aufschwoll, wurde der Accent mehr conventionell, bis er schließlich zur gleichgültigen Hebung der Stammsylbe wurde. Zugleich stumpften sich im Volke die Organe ab, deren Kräfte auch mehr sich zu theilen gezwungen waren, und die nicht mehr das volle Interesse an der Betonung hatten. So kam es, daß die Vocale vertönten und Ruhepunkte wurden, welche die erschlafften Organe mehr und mehr auszudehnen suchten.

Unter diesen Umständen reichte die Alliteration nicht mehr aus zur musikalischen Composition des Verses, das vocalische Element wollte und mußte berücksichtigt werden, und so trat mit Otfried der Reim in unsere Literatur ein. Ich habe jüngst in einem Programm des Gymnasiums zu Recklinghausen über den Heliand die Vermuthung gelesen, daß der Reim durch den kirchlichen Gebrauch der lateinischen Sprache bei uns eingeführt sei. Aber ob auch immerhin die erste Anwendung des Reims sich in den kirchlichen Chorgesängen nachweisen lasse; dieser lateinische Reim ist eine rein äußerliche Sache und seiner Natur nach unvermögend, die aus dem Gefühl heraushauchende Alliteration zu verdrängen oder zu ersetzen. Genau genommen ist der Gleichklang in der lat. Sprache gar nicht Reim zu nennen; denn vom eigentlichen und echten Reim verlangen wir, daß die Substanz der Wörter aufeinanderprallt, nicht jene Nebenbestimmungen, die als Biegungsendungen den lateinischen Wörtern eingewachsen, und die noch dazu die nämlichen Ueberreste der nämlichen Wörter sind. (Vgl. Grimm S. 45.) Diesem Reime würde auf Seiten unserer deutschen Sprache der Gleichklang der Ableitungsendungen — lein, — lich, — keit entsprechen, wie in Rückert's:

> Mein hochgebornes Schätzelein,
> Des Glockenthürmers Töchterlein.

Durch den Reim erhält der Ausgang des Verses eine Ohrenfälligkeit, die nur dann wahrhaft gerechtfertigt erscheint, wenn sie zur Musik wird, d. h. auch innerlich auf das Gefühl wirkt. Wie wenig aber letzteres durch das abstracte Element der Biegungsendungen geschieht, liegt auf der Hand, auch wenn wir es nicht herausfühlten an Reimverbindungen, wie:

> In dulce jubilo
> nu singet und seit fro! . . .

oder:

> O Jesu parvule
> nach dir ist mir so we.

die wie dazu gemacht erscheinen, den Unterschied des äußerlichen und des innerlichen Reimes fühlbar zu machen.

Der Reim, als musikalischer Proceß, wirkt auf das Gefühl. Das Gefühl ist aber die Grundlage aller sinnlichen Wahrnehmung und zugleich deren Uebergang zum Begriff. Als gemeinsame Unterlage der Sinne vermittelt das Gefühl die Darstellung der verschiedensten sinnlichen Wahrnehmungen durch den Ton (Vgl. Herder Werke zur Gesch. und Philos. II, S. 79 ff.); als der dunkeln halbsinnlichen Seite des Geistes gehört aber dem Gefühle vorzugsweise das Klingende des Wortes. So

geschieht es, daß Wahrnehmungen verschiedener Sinne für das musikalische Gefühl in eins zusammenfließen, d. h. zum Reime. Z. B. Klingen, Singen — Schwingen, Springen. Wie der Tanz die Darstellung von Gesang und Musik ist, so gehen hier dem Gefühle Wahrnehmungen des Gehörs und Gesichts in einen gemeinsamen Klang zusammen, der aber durch die, wie wir gesehen haben, drastische Gewalt der vorangehenden Consonanten specificirt wird. Aehnlich: Wallen und Hallen, Sonne und Wonne, über deren Coincidenzpunkt, Splendor, vgl. Grimm Mythol. S. 703., und unzählige andere. So finden sich die Reime durch den Zug einer gewissen im Gefühl begründeten Wahlverwandtschaft im Munde des Volks zusammen, und es entstehen auf Seiten des Reims nicht minder gewisse feste, stehende Formeln, als wir deren oben bei der Alliteration erwähnt haben. Verbindungen wie: Träume sind Schäume, singen und springen, Sang und Klang, Lug und Trug mögen als solche Reimformeln gelten, mit denen freilich jene anderen nicht zu verwechseln sind, die ihr Entstehen und Bestehen der häufigen Wiederkehr einer Situation verdanken, wie das Bürgersche:

Schläfst Liebchen oder wachst Du

. . . .

Und weinest oder lachst Du?

ein Klang, der sich in mannigfacher Modulation in unserer Volksdichtung wiederholt. Dergleichen wird der Poesie mehr durch die Noth der Umstände aufgedrängt und gehört zu dem Reime, den Echtermeyer nach Poggel den symmetrischen und architektonisch wirkenden genannt hat, ohne den allerdings unsere Sprache nicht, wie sie es gethan, diese ganze schöne Literatur in Reime hätte bringen können, und der ohne selbstständige Wirkung gleichsam der Mörtel ist an der klingenden Marmorsäule des Gedichts.

Der wahre, der musikalische Reim dagegen wirkt selbstständig auf das Gefühl, weil er selbstständig und ungesucht im Gemüthe des Dichters sich findet, oder vielmehr darin erwacht, indem die Naturempfindung zum Klange wird. Darum scheint mir auch der heutige Reim noch gegen die Annahme der Willkür in Spracherfindung und Bildung zu streiten; doch mag ich nach so weiter Abschweifung nicht zum Referiren zurückkehren, sondern bitte schließlich um Entschuldigung, daß ich es gewagt habe, hier Gedanken mitzutheilen, die mir in wenigen Tagen ländlicher Ferienmuße wie Phantasien von selbst gekommen sind.

Roßleben. **A. Steudener.**

Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur, nach altem Drucke und Handschriften herausgegeben von Albert Höfer. Erstes Bändchen: Clâws Bûr, ein niederdeutsches Fastnachtsspiel. — Zweites Bändchen: Burkard Waldis' Parabel vom verlornen Sohn, ein niederdeutsches Fastnachtspiel. Greifswalde, 1850 — 51.

Es ist nicht eben auffallend, daß trotz der regen und beharrlichen Thätigkeit, welche die gelehrten Freunde unserer vaterländischen Sprache und Literatur in der Veröffentlichung älterer deutscher Schriftwerke seit einer Reihe von Jahren entfaltet haben, die literarischen Denkmäler des niederdeutschen Dialects bis dahin fast ganz unbeachtet geblieben sind. Dieser Dialect hat niemals jene höhere und allgemeine Bedeutung erlangt, zu welcher sich die Mundarten mancher anderer Stämme im Laufe der Zeit erheben konnten, seine Geltung erstreckte sich nicht über die Grenzen seiner ursprünglichen Heimath hinaus, und während die verwandten Idiome zum Gemeingute des gebildeten Theils der gesammten deutschen Nation wurden und als solches eine sorgfältige Pflege fanden, blieb er vor wie nach das Eigenthum der ungebildeten Masse eines einzelnen Volksstammes, dem als solchen eine eigentliche,

immer hitziger und schließlich sogar persönlich, indem er die geistlichen Richter und mit ihnen auch den Fiscal als betrügerische Schufte hinstellt, die da

vortêren der armen swêt unde blôt (v. 429).

Der Beamte, an seiner Ehre gekränkt, will nicht länger mit Worten streiten, sondern sein Recht durch die Faust erweisen. Clas glaubt, es sei das nur Scherz und hält es für besser, den Kampf mit der Schrift weiter zu führen. Als aber der Gegner seine Herausforderung wiederholt, nimmt er nicht ferner Anstand, sich mit ihm zu messen. Daß der Fiscal den Kürzeren zieht, läßt sich erwarten. Der Pfaffe vermittelt den Frieden und das minder drastische Wortgefecht nimmt seinen Fortgang. Der Fiscal ergrimmt, daß der Geistliche ihm nicht zu Hülfe gekommen, sucht sich auch an diesem zu reiben, giebt ihm aber damit nur Anlaß, seine Meinung über den Mißbrauch des Kirchenbanns, die er vor Kurzem mit 20 Gulden hat büßen müssen, von Neuem zu entwickeln. Clas stimmt natürlich bei und kann sich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, seine Freude darüber auszusprechen, daß die Fürsten und Herren endlich das Treiben der Geistlichkeit durchschauen und beginnen se tô plechten mit iren (v. 597.) Doch in diesem Punkte ist sein bisheriger Bundesgenosse anderer Ansicht; er meint, die Steuerfreiheit der Geistlichen dürfe nicht angetastet werden, was Clas in Bezug auf ihn, der selbst in dürftigen Umständen lebt, einräumt, nicht aber für seine reicheren Amtsbrüder.

Die weitere Erörterung dieser kitzlichen Frage, die der Pfaffe von sich ab- und einem eben hinzutretenden geistlichen Doctor zuweist, mag man im Gedichte selber nachlesen (v. 645 fgg.) Wir bemerken nur, daß Clas den dritten Gegner ebenso wie die beiden andern auf den Sand setzt, wodurch dann der Vicar bestimmt wird, sich seiner Lehre unbedingt anzuschließen. Der Fiscal aber erklärt, sich zum Doctor halten zu wollen, was Clas ganz in der Ordnung findet,

wente bî pâren
Plegen de schelke tôm duevel tô faren. (v. 957.)

Burkard Waldis, der Verfasser des verlornen Sohnes, hat als Fabeldichter und Bearbeiter der Psalmen längst die Beachtung gefunden, welche dieser „bedeutenden und berühmten Persönlichkeit“ gebührt. Herr Höfer schildert in der Einleitung (zum zweiten Bändchen) das vielbewegte Leben des Mannes, der nach seiner, wie uns scheinen will, nicht überall hinlänglich begründeten Darstellung, in der Jugend das Handwerk eines Kannengießers erlernte, dann Mönch wurde, später zum Protestantismus übertrat, sein früheres Geschäft eine Zeitlang fortführte, endlich (vor dem Jahre 1544) zum Pfarrer und Probst von Abterode (in Hessen) ernannt wurde. Die Zahl der von ihm veröffentlichten Schriften ist nicht gerade gering; der Herausgeber geht sie der Reihe nach durch und giebt dann eine interessante Charakteristik ihres Verfassers, aus deren Eingang hier eine bezeichnende Stelle mitgetheilt werden mag: „Sollen wir das Bild mit einem Worte zusammenfassen, so stellt es uns einen grundtüchtigen, durch ein bewegtes Leben und vielseitige Studien gestählten, gebildeten, ja gelehrten Mann dar, der in jeder Beziehung ein Stern seiner Zeit und des Volkes heißen darf, welches ihn den seinigen nennt.“ (S. XXVII.)

Die Werke des Burkard Waldis sind sämmtlich in hochdeutscher Sprache geschrieben; nur das hier vorliegende Fastnachtsspiel macht eine Ausnahme. Wann und wo dieses Stück zuerst gedruckt wurde, läßt sich mit Gewißheit nicht angeben; die Aufschrift der einzigen Ausgabe, die man bis jetzt gefunden hat — sie ist im Besitze der Wolfenbüttler Bibliothek — sagt nichts weiter, als daß es am 17. Frbr. 1527 zu Riga in Liefland öffentlich aufgeführt worden ist. Ueber den Grund, welcher den Verfasser zur dichterischen Bearbeitung der Parabel bestimmt hat, spricht sich derselbe in der Vorrede näher aus. Nachdem er auseinandergesetzt, daß der Christ zu jeder Zeit und bei allen, auch den äußerlichsten Geschäften das Wort Gottes im Herzen wie im Munde tragen müsse, erklärt er, wie es wünschenswerth sei, daß man, de wîle nû de afgoderî des fastelavendes, van den hêden angefangen, ôk dorch de larvendregers tô Rome jêrliken celebrêrt wirt unde bî macht beholden unde noch nicht genslik ût unsem flêschliken herten gereten

mach werden, de sülftigen tôm geringesten jô mit ênem gêstliken fastelavent vorwandelen mochten. (S. 5.) Wir sagten schon, welche Punkte des christlichen Glaubens in unserm Stücke vorzugsweise behandelt werden und fügen hier nur noch einige Worte über die Composition desselben hinzu.

Eröffnet wird es durch einen gedehnten Prolog, in welchem der „Actor" die Grundlehren des Christenthums vorträgt, die Verderbniß der römischen Kirche schildert und zum Schluß das neue, von den Reformatoren angezündete Licht feiert. Nachdem sodann ein „Kind" die Parabel vom verlornen Sohne mit den Worten des Evangeliums vorgetragen, tritt der Actor nochmals auf, um mit einem zweiten Prolog das Schauspiel selbst einzuleiten. Es folgt ein fünfstimmiger Lobgesang und nun erst beginnt der erste Act. Wir sehen hier den verlornen Sohn, wie er trotz der Warnungen des Vaters und der Ermahnungen des Bruders das elterliche Haus verläßt, in die Gesellschaft von Spitzbuben und liederlichen Dirnen geräth, sein Geld im Spiele verliert, in der Stadt vergeblich Dienste sucht und endlich bei einem Meier Viehhirte wird. Ohne auf das Einzelne eingehen zu können, wollen wir doch beiläufig auf die Scenen aufmerksam machen, in welchen der Held des Stücks mit dem Gesindel zusammentrifft, das ihn im Hause des Hurenwirthes seiner ganzen Habe beraubt. Sie sind nicht ohne frisches, natürliches Leben und jedenfalls die einzigen, durch welche man in etwas an den nächsten Zweck der Dichtung erinnert wird.

Der erste Act schließt mit einer erbaulichen Betrachtung des Actors. Den Uebergang zum zweiten bildet ein abermals von fünf Stimmen gesungener Psalm. Es folgt die Darstellung der Rückkehr des reuigen Sohnes, die Aufnahme durch den Vater, ein Te Deum (deutsch von vier Stimmen gesungen), darauf das Freudenmahl unter musikalischer Begleitung, dann wieder ein mehrstimmiger Gesang, endlich die Ueberraschung des mißvergnügten Bruders, den der Vater vergeblich zu begütigen sucht. — Der Schluß des Ganzen ist des Verfassers eigne Erfindung und deßhalb von besonderem Interesse. Nachdem der Actor die Parabel im Sinne der reformirten Lehre von dem allein seligmachenden Glauben an die göttliche Gnade gedeutet hat, tritt der aus dem ersten Acte bekannte Wirth, dem diese Predigt zu Herzen gegangen ist, nochmals auf, um sich von dem Verkündiger der trostreichen Lehre vollständig bekehren zu lassen. Darauf erscheint der ältere Sohn der Parabel, welcher aus Zorn über die Geringschätzung seiner Verdienste das väterliche Haus verlassen hat und, um sich den Himmel durch ascetische Uebungen zu verdienen, in einen der strengsten Orden eingetreten ist, in der Tracht eines Einsiedlers und verrichtet sein Gebet in der Weise des Pharisäers aus dem Evangelium, während der Wirth das einfache Geständniß des Zöllners ablegt. Der Actor paraphrasirt die bekannten Worte Christi und das Kind, welches im Anfange des Stücks das Evangelium vorträgt, spricht zum Schlusse den Segen.

In einem Anhange zum zweiten Bändchen giebt der Herausgeber die niederdeutsche Uebertragung des 127sten Psalms von Burkard Waldis. Da er in den Anmerkungen zugleich den hochdeutschen Text derselben Dichtung aufgenommen hat, so ist die in sprachlicher Rücksicht höchst interessante Parallele beider Bearbeitungen hier sehr nahe gelegt. Außerdem werden die Waldisschen Uebersetzungen einiger Kirchenlieder sowie drei Psalmen von Andreas Knoepken, dem Zeit- und Glaubensgenossen Burkard's, mitgetheilt.

Indem wir unsern Bericht mit dem Wunsche schließen, daß die in Aussicht gestellten ferneren Hefte der Sammlung recht bald erscheinen mögen, erlauben wir uns zugleich, die Leser dieser Blätter auf die von dem Herausgeber derselben redigirte

Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache (Greifswalde, Koch)

aufmerksam zu machen. Es liegt uns eben das dritte Heft des dritten Bandes (S. 257—418) vor; eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes wird genügen, um von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der hier gebotenen Aufsätze sich zu überzeugen.

Der erste Artikel, aus der Feder des Herrn v. der Gabelentz, enthält eine

„kurze Grammatik der Tscherokesischen Sprache", die allerdings einer besonderen Beachtung werth ist, „weil sie von einem Volke gesprochen wird, das sich mit überraschenden Fortschritten die Vorzüge europäischer Gesittung angeeignet, seine Sprache zur Schriftsprache erhoben, und darin Bücher und Zeitschriften in nicht unbedeutender Anzahl gedruckt hat." Ist diese Arbeit auch „weniger das Resultat eigener Forschungen als eine Zusammenstellung und Sichtung des bereits hier und da zerstreut vorhandenen Materials," so muß sie darum nicht minder als eine höchst werthvolle Leistung anerkannt werden. Nur Wenige sind im Stande, die englischen und amerikanischen Bücher und Zeitschriften, aus welchen die nähere Kenntniß des in Rede stehenden Idioms zu schöpfen ist, selbst einzusehen. Und doch ist es keine Frage, daß diese Kenntniß bei dem gegenwärtigen Stande der Sprachwissenschaft, wo das tiefere Verständniß des besondern durch den Umfang des in Betracht gezogenen Sprachgebietes so wesentlich bedingt wird, nicht bloß von großem Interesse, sondern eine mehr oder weniger dringende Nothwendigkeit ist. Dies gilt natürlich ganz besonders, wenn, wie das hier der Fall ist, die betreffende Sprache sich durch eine Reihe von markirten und ungewöhnlichen Eigenheiten auszeichnet. Wir weisen, um Anderes zu übergehen, hier nur auf den außerordentlichen Reichthum an Formen und Beziehungen hin, welcher sich, wie in den amerikanischen Sprachen überhaupt, so auch in der tscherokesischen beim Verbum entfaltet. So giebt es nicht weniger als 9 Conjugationen für jedes Zeitwort, so hat in der ersten Conjugation jedes der drei Haupttempora 6 verschiedene Formen u. s. w.

Der zweite Aufsatz: „Neuseeländisches" giebt eine in der Sprache dieses Landes abgefaßte Fibel (die neuseel. Laute, die zehn Gebote, Glaubensartikel, das Vaterunser u. e. a. enthaltend), sammt einer wörtlichen Uebersetzung und erläuternden Anmerkungen. — Es folgt eine Abhandlung über „die Anordnung der Declination der griechischen und lateinischen Nomina" von Schmidt in Stettin, eine andere „zur lateinischen Etymologie" von Cricelius in Gießen, ferner aus dem Gebiete der orientalischen Linguistik ein Artikel von Schweizer: „Ueber den Instrumentalis des Sanskrit und ein zweiter: „Ueber die Sprache der G'ainas" vom Herausgeber. Eben dieser erörtert dann im nächsten Abschnitte „die neuniederdeutschen Laut- (Vocal- und Consonanten) verhältnisse, besonders Neuvorpommerns," wie sie sich „in treuem Anschlusse an das ältere Niederdeutsche, doch nicht ohne mundartliche Eigenthümlichkeiten, gestaltet haben." Den Schluß bildet ein kürzerer Aufsatz von Diez: „Ueber Gemination und Ablaut im Romanischen," sofern „diese grammatischen Potenzen als Mittel der Wortbildung eine Rolle spielen."

Die „Sprachwissenschaftliche Bibliographie," welche Herr Höfer den einzelnen Heften beifügt, verzeichnet nicht bloß die selbständigen in- und ausländischen Werke, sondern nimmt zugleich auf Programme und Journalaufsätze Rücksicht. Wir sprechen bei dieser Gelegenheit den Wunsch aus, daß auch die Redaction des Archivs die in den übrigen Zeitschriften erscheinenden Artikel, welche Gegenstände aus dem Gebiete der neuern Sprachen und Literaturen behandeln, in ihren bibliographischen Uebersichten andeuten möge. Besser noch wäre es, wenn sie dem Beispiele der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft folgen und den wesentlichen Inhalt solcher Aufsätze kurz angeben wollte. **F. B.**

G. Gurcke, prakt. Lehrgang zur leichten und gründlichen Erlernung der englischen Sprache, eine elementarische Sprech- und Sprachschule. I. Kursus. Hamburg, R. Kittler. 1852. 144 S.

Hundert Lectionen bilden den Inhalt dieses Büchelchens; bei ihrer Stufenfolge sind zugleich Stoff und Sprache der leitende Gesichtspunkt. Das Schulzimmer, das Haus, der Garten, die Familie, die Stadt, das Wetter, der menschliche Körper, die Gewerbe, und andere der Sphäre des gewöhnlichen Lebens angehörigen Gegenstände geben fortschreitend, jeder öfters wiederholt und erweitert, den Stoff, an dem die vom Einfachen zum Schwierigeren fortgehenden Sprachübungen vorgenommen werden, bis zuletzt der grammatische Gesichtspunkt allein bei der Anordnung

festgehalten wird. Von vorn herein ist Nachdruck auf das Spracherlernen gelegt, und dieses Ziel zu erreichen, ist das Büchlein geschickt genug angelegt. Jede der hundert Lectionen ist aus zwei Hauptabschnitten, mit A und B bezeichnet, zusammengesetzt. Die Uebungen unter A sollen einerseits Anleitung zu freien Sprachübungen, andrerseits eine Anschauung zur Grundlage des grammatischen Elementes geben. Die Stücke unter B sind dagegen vorzugsweise für schriftliche Uebungen bestimmt. Auffallend ist die jedem Worte beigegebene Bezeichnung der Aussprache nach Walker's System. Abgesehen davon, daß dieses sich überlebt hat, (in England ist längst Walker Remodelled an die Stelle des alten getreten): sieht man den Nutzen der Bezeichnung überhaupt in einem Elementarbuche nicht ein. Wozu ist denn der Lehrer? Und wie unvollkommen, unsicher, irreführend ist die schriftliche Bezeichnung gegen die Uebung des Hörens und Nachsprechens!

A. Benecke, ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Potsdam, französische Grammatik für die untern Classen der Gymnasien und Realschulen. 128 S. Potsdam, 1852, Riegelsche Buchhandlung.

Enthält: 1. Das Wichtigste der Formenlehre mit französischen und deutschen Uebungsstücken, 2. Lesestücke, 3. Vocabulaire. Drei Mängeln will der Verf. vorbeugen: unrichtiger Aussprache, Mangel an Wörterkenntniß und Unsicherheit in den Elementen. Es läßt sich nicht leugnen, daß bei dem analytischen Verfahren, wie es in den meisten propädeutischen Lehrbüchern vorwaltet, wenn gleich nicht mit der Einseitigkeit Jacotot's, oder bei einer bloß äußerlichen Verbindung von Analysis und Synthesis, zumal wenn nicht bei Zeiten ein mehr systematischer grammatischer Unterricht eintritt, Unsicherheit in den Elementen sich leicht die Schulzeit hindurch fühlbar macht. Aber von vorn herein Grammatik zu geben, wenn sie auch von bloßer abstracter Formenlehre und Syntax weit entfernt ist, sondern von Anfang an zu jedem Kapitel Uebersetzungs- und Compositionsübungen bringt, und früh Einzelnes vom Verb einflicht, um Sätze statt Satzsplittern liefern zu können: möchte schwerlich vor dem Richterstuhle der Pädagogik noch gut geheißen werden. Auf der Elementarstufe des Sprachunterrichts ist Formenlehre und Syntax, innerlich verbunden, in concreten, planmäßig geordneten Beispielen, vom einfachen Satze bis zur Periode, zur Anschauung zu bringen, um dann erst eine Grammatik folgen zu lassen. Des Verf. Standpunkt ist der grammatische. Da dieser bei alten Sprachen noch der vorherschende ist, so wird seine Grammatik auf Gymnasien vielleicht Beifall finden. Man muß sich wundern, wenn man einen Blick in die Programme der Gymnasien wirft, welchen Namen man da noch aus grauer Vorzeit begegnet. Benecke's Recht besteht darin, daß er dem, noch immer oft vernommenen unverständigen Verlangen nach einer „für alle Classen ausreichenden Grammatik“ nicht huldigt.

Nobolski.

J. Hillebrand, Lehrer an der Realschule zu Bingen, Leitfaden beim Unterricht im Französischen. Nach den jeweiligen psychologischen Bedürfnissen der Schüler vom siebenten Jahre an geordnet. Fünfter Cursus. 288 S. Mainz, 1850. Verlag von Eyler.

Die vier diesem Leitfaden vorhergehenden Curse, von denen jeder von einer Anleitung für Lehrer begleitet ist, liegen uns nicht vor. Nach der auch diesem 5. Cursus beigegebenen Anleitung zu schließen, ist unter Anleitung zum Gebrauch des Leitfadens das, was man sonst Schlüssel nennt, zu verstehen. Leider giebt es noch Lehrer genug, selbst an Realschulen, und besonders an Gymnasien, die mit den Trümmern des Bischen französischen Krams, den sie einst auf der Schule erlernt, das Katheder besteigen, um die angelernten Irrthümer und Mängel wieder in eine neue Generation zu vererben. Für solche möchte ein sog. Schlüssel wenigstens einige Aushülfe gewähren,

freilich welche! Und der kleine Nutzen wiegt die Gefahr für den Schüler nicht auf. Man sollte auf solche Lehrer nicht so viel Rücksicht nehmen, damit die Früchte ihres Unterrichts auf Herbeischaffung und Organisation von Gelegenheiten für Studirende auf der Universität, die neueren Sprachen wissenschaftlich zu erlernen und von ihrem Werthe als Objecte der philologischen Forschung sowohl, als des Schulunterrichts durchdrungen zu werden, immer mehr hindrängten. Was nun obigen Leitfaden betrifft, so enthält der 5. Cursus erst Gespräche mit Nachbildungen, dann Lesestücke mit Nachbildungen und Questionnaires, dann Gedichte. Der zweite Theil giebt Vorübungen und Erläuterungen zum ersten Theile, der dritte Theil die schwierigsten Sätze des ersten und zweiten Theiles zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische, der vierte Theil Grammatik in Beispielen. Das Verhältniß dieser Theile giebt der Verf. so an. Statt dem Schüler sogleich hintereinander alle Regeln über den Gebrauch z. B. der Möglichkeitsform vorzuführen, bringt er in den Vorübungen zu den Leseübungen durch passende Beispiele die in den Lesestücken angewandten Regeln über den Gebrauch jenes Modus zur Anschauung. Durch die den Lesestücken angehängten deutschen Nachbildungen sorgt er dafür, daß sich die durch die französischen Uebungen gewonnene Anschauung zur Vorstellung steigern. Am Schlusse jedes Cursus stellt er dann die einzelnen Uebungen in systematischer Ordnung zusammen. Das Prinzip ist im Allgemeinen richtig, aber der Anschauungsunterricht wird zu weit ausgedehnt, durch fünf lange Curse hindurch! Will man mit den Elementarklassen den Flug der genetischen Methode nicht wagen, nun so bringe man auf irgend eine andr Weise die Sprache in einem einfachen eincursigen Leitfaden zur Anschauung und traue bald dem Schüler Abstractionskraft genug zu, um nach Ueberwindung der propädeutischen Stufe sich in der Sphäre der Vorstellung zu bewegen und eine systematische, nur nicht mit Regeln überhäufte und zu wissenschaftliche Grammatik zu studiren. **Robolski.**

Dr. E. F. Hauschild, Director des Modernen Gesammtgymnasiums zu Leipzig, Elementarbuch der französischen Sprache nach der kalkulirenden Methode. 1. Cursus. 3. Aufl. 136 S. Leipzig, Unger 1852.

F. H. J. Albrecht, Professor am Gymnasium zu Mainz, Elementarbuch der französ. Sprache, nach der kalkulirenden Methode. 129 S. Mainz, Victor von Zabern, 1851.

Derselbe, Französ. Grammatik nach der kalkulirenden Methode. Ebendaselbst, 1853.

L. Simon, Vorsteher einer Lehr- und Erziehungsanstalt in Hamburg, Die französ. Grammatik in Beispielen. Altona, Lehmkuhl. 1847. 2. Cursus 1849. Schlüssel zu den drei Cursen, Altona 1851.

Daß die Ahn'sche Methode, die vielleicht auf keine Sprache Europa's unangewendet geblieben ist — richtiger sollte sie die Seidenstücker'sche heißen, denn Ahn hat nur das Verdienst, zum Theil etwas besseres Französisch angewendet, und den Inhalt (Mager nennt ihn barbarisch) um eine Kleinigkeit erquicklicher gemacht zu haben — nicht einmal im ersten Theile des französischen Leitfadens consequent ist (nur bis S. 61 bleibt der Verf. ihr treu): sagt uns die Vorrede jedes Elementarwerks, durch das Freunde der Methode dem gerügten Mangel abzuhelfen suchen, wie Albrecht, Hauschild, Seyerlen u. s. w. Hauschild hat die Bezeichnung kalkulirende Methode eingeführt. Wir haben von ihm ein Elementarbuch der französ. Sprache in zwei Cursen, und ein englisches. Ein neulich von ihm erschienener Aufsatz hat zum Thema: Welche Erfolge darf sich der Unterricht in der deutschen

Sprache von der Anwendung der kalkulirenden Methode versprechen? Wer sich an der äußern Vermittlung der Analysis und Synthesis, wie sie allen propädeutischen Cursen von Seidenstücker, Ahn u. s. w. zu Grunde liegt, genügen läßt, und wem die volle genetische Methode zu spiritualistisch ist, dem kann mit Hauschild's consequent, geschickt und einsichtsvoll ausgebildeter Methode Seidenstückers nur gedient sein. Einzelne Mängel Ahn's denen er abhilft, sind: daß qui und que schon §. 13 zu unterscheiden sind; daß ein eigentliches Konstruiren der Satztheile nirgends besonders geübt wird, daß mon, ton und son als féminins und plus und moins als Conjunctionen ganz fehlen; daß die Zusammenstellung von j'aurai und je serai eine fortwährende Verwechslung beider zur Folge hat, u. s. w. Wesentliche Abweichungen von Hauschild sind uns bei Albrecht nicht aufgefallen, der billiger Weise sein Verhältniß zu Jenem, als dem ältern, hätte angeben sollen. Derselbe hat auch eine französische Grammatik nach der kalkulirenden Methode verfaßt; streng genommen, sollte sie zweiter Cursus heißen, um das Verhältniß zum Elementarbuch anzudeuten. Ein Lehrbuch, das wenig mehr als Beispiele und Uebungen giebt, ist noch keine Grammatik. Auf der andern Seite scheint die grammatische Anordnung des Buches das Wesen der kalkulirenden Methode aufzulösen. In dem Gange des Verf. ist weder innere Nothwendigkeit, noch ist er frei genug, um die Methode die natürliche Ahn's, oder die kalkulirende Hauschild's nennen zu können.

Wie in unsrer Zeit überhaupt die Gefahr da ist, daß alles Positive und Objective in die Zufälligkeit der Subjectivität verflüchtigt wird, so will auch Jeder in der Methodik seine Individualität geltend machen, und gewiß hat er dazu ein Recht, ja es versteht sich von selbst, daß Jeder nach seiner Weise den Gegenstand, den er lehrt, auffaßt: aber jedes Mal, wenn wir unsre subjective Methode nicht in irgend einem gebrauchten Lehrbuch adäquat, Zug für Zug, Schritt für Schritt, reflectirt sehen, die Masse in Anspruch zu nehmen, um die Literatur mit einem neuen Erzeugnisse zu bereichern, ist Schuld, daß es jetzt so viel Elementarbücher, Grammatiken, Lesebücher u. s. w. giebt, als Lehrer. L. Simon steht wesentlich auf dem Standpunkte Ahn's, aber er wirft seinem Ahnen Systemlosigkeit, Unvollständigkeit u. s. w. vor, ja er findet ihn für Anfänger zu schwer. Während Seidenstücker, Ahn u. s. w. nur auf eine Grammatik vorbereiten, will er die Grammatik überflüssig machen, und dennoch nur Beispiele und einzelne Formen, nie aber eine Regel geben, u. s. w. Mit Recht bekämpft der Verf. die Ansicht Grube's (Pädagog. Monatschrift von Löw und Körner, Oct. 1848), aber er hätte nicht äußere Gründe dagegen anführen sollen, sondern innere; in der Idee steht er Grube gleich. Auch einen Schlüssel giebt er zu seinen drei Cursen, von denen nur zwei uns vorliegen. Die Keys und Corrigés sind Errungenschaften, die wir Deutschen, wie vieles Andre, dem Auslande verdanken. Sollen sie für den Schüler sein? Welches pädagogische Gewissen möchte sich dagegen nicht auflehnen! Und wer würdigt sich dazu herab, Lehrern die Uebersetzung von „der Vater ist gut und die Mutter ist auch gut“ zu geben.

Morceaux choisis de poésies, à l'usage de l'enfance. II. éd. Bâle, chez Bahnmaier. (C. Detloff.)

Dies ist ein hübsches Büchlein, auf welches wir die Lehrer mit Vergnügen aufmerksam machen. Die Sammlung enthält eine Reihe von Gedichten, die so recht für die frühe Jugend sich eignen und in größester Anmuth und Einfachheit Blicke in das Familienleben und dessen Beziehungen, so wie in die Natur u. s. w. thun, denen sich noch einige Fabeln, mehrere herrliche geistige Lieder anschließen. In einem besondern Anhange erhalten wir dann noch den Décalogue, l'oraison dominicale und le symbole des apôtres. Die Ausstattung des kleinen Buches ist vortrefflich.

---

der schönen Rosamunde), Max Waldau (Cordula), Paul Heyse (Urika), Otto Roquette (der Tag von St. Jacob), C. J. Scherenberg (Leuthen, Waterloo), Jegor von Sievers (Palmen und Birken). Als Verff. religiöser Epopöen werden angeführt H. Daum (Johann Huß, der Märtyrer von Constanz) und J. Kossarski Wallfahrt in Palästina), als Bearbeiter von Idyllen endlich außer einigen schon genannten Eduard Mörike (Fischer Martin und die Glockendiebe, eine Dorf-Idylle (vom Bodensee), M. Hartmann (Adam und Eva). Max Holdau (der Pachthof), Ed. Boas (Pupita), Karl Kirsch (der Feierabend eines Greises), Louise von Plönnies (Abalard und Heloise und Oscar und Guianette). Als Vertreter des komischen Epos wird zuletzt noch J. Scherr (Hans Dampf) erwähnt.

Der Verf. hat die Reihe der erwähnten Dichter größtentheils nach der alphabetischen Ordnung ihrer Namen bestimmt. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß er die Dichter nach dem Charakter ihrer Werke in Classen gruppirt hätte.

Dr. **Kleiber.**

Die neuromantische Poesie der Franzosen, von Prof. Dr. Lübecking. Programm des Realgymnasiums in Wiesbaden. 1853.

Der durch sein vortreffliches Lesebuch rühmlichst bekannte Verf. obiger anziehender Abhandlung entwickelt in der Einleitung zuvörderst die Entstehung und Bedeutung des Wortes romantisch, sowohl mit Rücksicht auf die deutsche, als auch die französische Literatur. In einfacher und klarer Form erhalten wir sodann eine Darstellung der äußeren Geschichte der neufranzösischen Romantik, und es schließt sich daran eine Betrachtung über die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des Romanticismus, bei welcher der Verf. vorzugsweise die Leistungen Victor Hugo's berücksichtigt, weil sich derselbe überhaupt als einen der größten Dichter aller Zeiten bewährt und sich auch theoretisch über seine Bestrebungen ausgesprochen habe. Mit großer Unparteilichkeit werden die Verdienste der neuen Schule zum Schlusse gewürdigt, und die Abhandlung weiset es nach, wie eine Hauptfrucht der neuromantischen Poesie nicht nur in der neueren gründlicheren und umfassenderen Behandlung der Literaturgeschichte zu erkennen sei, sondern die ganze Richtung überhaupt als ein wahrer Fortschritt der Poesie betrachtet werden müsse.

Précis de l'Histoire de la Littérature française. Première partie. Von Dr. U. Petri. Programm der Realschule in Barmen 1852.

Der Verf. dieser Schrift, welcher den Lesern des Archivs schon durch seine beiden Abhandlungen über Corneille und Racine bestens bekannt sein wird, giebt hier den ersten Theil einer kurzen Uebersicht der franz. Literaturgeschichte, welche er für den Gebrauch seiner Schüler bestimmt zu haben scheint. Nach einer Geschichte der Entwicklung, welche die franz. Sprache genommen, behandelt Herr P. die Troubadours und Trouvères nebst den ältesten Prosaisten, und schildert sodann die Schriftsteller des 14., 15. und 16ten Jahrhunderts, welche sich um die franz. Literatur vorzugsweise verdient gemacht haben. Als eine besondere Beigabe erhalten wir dann noch in einem Anhange eine Reihe von Bruchstücken, welche der Verf. den Werken der von ihm namhaft gemachten Schriftsteller entnommen und mit erklärenden Anmerkungen versehen hat. Die Abhandlung ist durchgehends gut geschrieben und unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Geschreibsel, in welchem die in fremden Sprachen geschriebenen Aufsätze gewöhnlich abgefaßt sind. Ref. kann übrigens nicht umhin, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß es Herrn P. die äußern Umstände nicht verstatteten, bis zu der neuern Zeit vorzudringen. Wann wird nun eine Fortsetzung der Abhandlung folgen, und wie viele Fortsetzungen werden nöthig sein, um die Arbeit endlich ganz abzuschließen?! Wir ersuchen deshalb den Verf., seinen Précis zu vollenden, und denselben dann als eine selbstständige Schrift erscheinen zu lassen.

Miscellen.

Ueber die „Notes and Emendations to the text of Shakespeare's Plays, from early manuscript corrections in a copy of the Folio 1632," in denen Payne Collier eine Reihe der interessantesten Textverbesserungen und Anmerkungen zu Shakespeare's Dramen, von der Hand wahrscheinlich eines jüngeren Zeitgenossen des Dichters herstammend, vor einigen Monaten veröffentlicht hat, wird in England bereits ein lebhafter gelehrter Kampf geführt: im Athenaeum, in der Literary Gazette, in besonderen Broschüren und Büchern ergebt sich Angriff und Vertheidigung. In Deutschland ist, nach den ersten Anzeigen und mehr erstaunenden, als genau eingehenden Besprechungen, alles still geworden über den merkwürdigen Fund, den ein glücklicher Zufall Collier hat thun lassen. Vermuthlich nur, weil das theure Collier'sche Buch noch in gar wenig Händen ist; haben sich doch selbst unsere allgegenwärtigen Uebersetzer desselben noch nicht bemächtigt! — Jetzt kommt uns die Anzeige von einer ersten Bearbeitung. Sie wird bei Fr. Duncker (W. Besser's Verlagshandlung) in Berlin erscheinen, unter dem Titel:

„Ergänzungsband zu allen englischen Ausgaben und zur Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von Shakspeare's dramatischen Werken. Enthaltend die von J. Payne Collier in einem alten Exemplare der Folio-Ausgabe von 1632 aufgefundenen und herausgegebenen handschriftlichen Bemerkungen und Textänderungen in übersichtlich vergleichender Zusammenstellung bearbeitet und übersetzt von Dr. Julius Frese."

Das Buch selbst, dessen erste Lieferung in diesen Tagen ausgegeben wird, steht als Ganzes erst für die nächsten Wochen in Aussicht; Prospect aber und die ersten Probebogen, welche uns zu Gesicht gekommen sind, geben zu einer vorläufigen Anzeige und Empfehlung bereits hinlängliches Material. Zweck, Charakter und Einrichtung des Buches sind in dem Prospect mit folgenden Worten bezeichnet: „Mit Weglassung der — zum guten Theile unnöthigen und ermüdenden — Raisonnements, mit denen Collier die einzelnen Bemerkungen und Aenderungen des alten Correctors begleitet hat, hält sich unsere Bearbeitung lediglich an den rein sachlichen Inhalt des Collier'schen Buches, an den Wortlaut der handschriftlichen Randbemerkungen; nur diese giebt sie, aber diese ohne Auslassung, in aller Vollständigkeit. So ist es möglich geworden, nicht nur die 32 Bogen der englischen Ausgabe in unserer Bearbeitung auf voraussichtlich die Hälfte (in groß Lexic. Octav) zu reduciren, sondern in diesem kleinen Umfange auch noch eine vollständige deutsche Uebersetzung aller jener handschriftlichen Noten und Bemerkungen zu geben. Als die zweckmäßigste Anordnung einer so gedrängten Bearbeitung empfahl sich eine vergleichende übersichtliche Zusammenstellung einerseits des gewöhnlichen englischen Textes mit der Lesart der Handschrift, andrerseits der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung mit der Uebertragung, in welcher der Herausgeber die handschriftlichen Aenderungen wiedergegeben hat. Das ist die Reihenfolge, die in den je vier zusammengehörenden Spalten beobachtet ist. Die abweichenden Worte und Verse sind im Druck mit verschiedenen Lettern bezeichnet. Besondere Notizen, welche die Uebersichtlichkeit dieser Zusammenstellung gestört haben würden, sind am Schlusse der betreffenden Schauspiele beigefügt."

Die Probebogen, die wir eingesehen, bestätigen auf den ersten Blick die Zweckmäßigkeit der Einrichtung, die der deutsche Bearbeiter seiner Schrift gegeben. Das Buch ist so gedruckt, daß auf je vier zusammengehörigen, über zwei Seiten

fortlaufenden Columnen die betreffenden Stellen, welche der handschriftliche Corrector der Folio von 1632 geändert hat, in vierfacher Gestalt neben einander stehen: auf der ersten Spalte links die gewöhnliche englische Lesart, zugleich mit Angabe der Varianten von Folios und Quartos, der Conjecturen von Malone, Steevens u. a.; auf der zweiten Spalte der Text des Correctors; auf der dritten die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung nach der Ausgabe von 1840, auf der vierten die Uebertragung des Dr. Frese. Act, Scene, Name des Sprechenden, Anfangsworte der betreffenden Reden machen das Auffinden der einzelnen Stellen im englischen Text oder in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung leicht; denn nur ein Supplementband zum Shakespeare soll hier gegeben werden, bei dem die Lectüre des Ganzen nicht zu entbehren ist.

Den Inhalt der vorliegenden Probebogen angebend, so hat sich Herr Frese, wie der Prospect das auch ankündigt, durchaus an das reiche Material des Collier'schen Buches gehalten, mit großer Sorgfalt und Genauigkeit auch die kleinste Aenderung des handschriftlichen Correctors nach Collier's Vorgang aufgenommen und nirgends der Kritik des Lehrers vorgegriffen, deren Entscheidung natürlich bei einer solchen Fülle von Varianten, wie sie hier geboten wird, bei dem einen so, bei dem andern so ausfallen muß, und auf die daher doch nur schwer zu bestimmender Einfluß hätte geübt werden können. Die Anmerkungen, die Herr Frese doch hie und da beigefügt hat, sind gering an Zahl, auf das Nöthigste, namentlich die sog. stage directions, beschränkt und, wo sie in der Erklärung besonders frappanter Stellen eingehen, glauben wir, verständig. Seine Uebersetzung, die sich der Schlegel-Tieck'schen möglichst anschließt, ist treu und exact.

Mit einzelnen Beispielen aus den Probebogen selbst unser Urtheil zu bestätigen, unterlassen wir für heute; sobald das Buch vollständig vorliegt, kommen wir wohl darauf zurück. Für jetzt genügt uns, demselben die Aufmerksamkeit unserer Leser zuzuwenden: es verspricht für den gebildeten Laien eben so instructiv, wie für die, welche Shakspeare studiren, brauchbar zu werden, und den Namen eines „Ergänzungsbandes zu allen (englischen wie deutschen) Ausgaben von Shakspeares Dramen" vollkommen zu verdienen

Der Preis des Buches ist bei gefälliger Ausstattung billig gestellt.

Hg.

Von Trinkliedern; Rundadinella.

Zu der bekannten Stelle im Faust (Goethe's Werke 11, 84), wo Siebel bei der Zeche lustiger Gesellen in Auerbach's Keller sagt:

> Zur Thür hinaus, wer sich entzweit!
> Mit offner Brust singt Runda, sauft und schreit
> Auf! Holla! Ho!

bemerkt H. Düntzer in seinem Commentar:

„Runda heißt ein Sauflied vom Refrain Runda, der aus rund mit der dem Mittelhochdeutschen eigenen, aber auch später, wie bei Fischart, sich findenden, an den Schluß von Ausrufen sich hängenden Partikel â (Grimm's Grammatik 3, 290 ff.) entstanden sein dürfte. Viel unwahrscheinlicher wäre die Herleitung vom mittelhochdeutschen höfischen rundât (rundâte), romanisch ronda. Frisch bemerkt unter dem Worte Rundtafel: „Davon kommt der Saufgesang Runda dinellula, als bei unvernünftigem Saufen ein abgeschmacktes Zwischenwort." Derselbe erklärt das französische lampons (v. lamper): „Ein Lied unter gemeinen Leuten, das sich mit diesem Wort in allen Absätzen endiget, ein Runda, Sauflied." Dinellula erinnert an das Kinderzählspiel, welches beginnt: Rumelti pummelti kunkordinell schluckerdibell."

In den Nachträgen und Berichtigungen bemerkt er dann noch:

„Das dinellula könnte auch an den griechischen glückwünschenden Zuruf τήνελλα erinnern.

Wir fügen dazu zunächst aus Adelung's deutschem Wörterbuch*):

„Das Runda (der Ton auf der letzten Silbe), plur. ut. nom. sing. bei den Schmäusen und in den Trinkgesellschaften, ein Stück, welches mit allen Instrumenten zu dem Trunke, vermuthlich zunächst zu dem in die Runde oder im Kreise herumgehenden Trunke, geblasen wird.

Der Rundtrunk muß der Stimme Bund beleben,
So schmeckt der Wein uns doppelt schön. Hagedorn.

Vermuthlich vom italienischen Ronda, brindeggiar in ronda, in die Runde trinken."

Auffallend könnte hierbei die Bemerkung Adelung's über die Betonung des Wortes erscheinen, doch finden sich, wie bei vielen Wörtern (s. z. B. unsere krit. Beleuchtung des Grimm'schen Wörterb. Heft 1, 73 und 2, 75 zu Altar), zweierlei Betonungen, die jambische und die trochäische, welche letztere auch Goethe hat. Für die erstere führen wir aus C. F. Weichmann's Poesie der Niedersachsen 2c. 3, 252 ein kleines Gedicht von Horn mit der Ueberschrift Rondeau an:

Daß ein Rondeau so gut in die Musik zu bringen,
Als sonst ein Madrigal, das läßt sich hart erzwingen.
Ein Cantor hat mich selbst auf diesen Schluß gebracht,
Der lieber zehn Runda, als ein Rondeau gemacht.

Trochäisch dagegen, wie bei Goethe, findet sich das Wort z. B. zweimal in der letzten Strophe des Studentenlieds von Joh. Christ. Günther (p. 916):

So lebe denn die beste G— — (Geige)
Worauf der Pursch sein Runda greift
Sein Runda greift u. s. w.
Es leben alle diese Zungen.
Die dieses Runda mit gesungen.

Jambisch dagegen wieder die Verbindung Rundadinella in einem Lied von Simon Dach (s. W. Wackernagel, Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre 1500 p. 370):

Auch mir wird itzt der Kopf erhitzt
O Wein von deinen Gaben.
Die Zunge singt, die Seele springt
Die Füße wollen draben:
Wohlan noch baß durch dieses Glas
Will ich auf dich itzt zielen,
Du deutsches Blut, Laß mir ein gut
Rundadinella spielen.

Dieselbe Verbindung, ohne daß man freilich daraus über die Betonung entscheiden könnte, findet sich auch in der Musomachia i. e. Bellum Musicale etc. auctore Petro Laurenbergio, Professore Academico 1642 p. 56. — Man wird gewiß nicht ungern die dort angeführten Trinklieder hier mitgetheilt sehen:

Egregias illas bibaculorum letanias, solemnes illos potantium Psalmos,

Günstiger Herr und Freund, halt mir's vor übel nicht,
Dies Gläslein ich dir bringen thue,
Soviel darinnen ist.
Runda, runda, runda, runda dinella etc.

Tum item ejusdem argumenti etiam illud:

Och Naber, ick wünsch jok**) en gojen Dach,
Röskèn an juw Hödekin,
Ick bring juw dit so it wesen mach,
Rösken roth, Rösken roth
An juwen Hod
Were it ut, it were wol god.

Praeterea: Ich fuhr mich über Rhein :,:

*) S. auch Scheller deutsch-lat. Lexic. 1789. p. 1851: Runda beim Trinken... symphonia potoria u. s. w.

**) d. i. ju ok = euch auch, wie man z. B. in Mecklenburg sagt: Goden Dach ok.

Auf einem Lilien=Blade.
Dat war min Schepe :,: Schepe :,: Schepekin.
Nec non et hoc: Ich fuhr mich einmal zu Brunschwig aus,
Da dürstet mich also sehre,
We he he,
Die Weinlein, die wir gießen,
Die soll man trinken,
Die Brünnlein, die da fließen,
Die sollen schwinken;
Und wer ein steten Bulen hat,
Den soll er winken.

Leider erfahren wir nicht mehr; denn er fährt fort: Quia non sum nescius, vos ipsos satis bene atque exacte scire secreta horum sacrificiorum, in iis pro lixius commemorandis non abutar vestra benignitate.

Was nun aber die Ableitung des dinella, rundadinellula betrifft, so wird dabei schwerlich an das griechische Siegeslied *χαῖρε ὦ καλλίνικε, τήνελλα*! zu denken sein, noch auch an das von Düntzer angeführte Kinderzählspiel, sondern, wie auch Adelung unter Runda richtig andeutet, an das Italienische, wie ja auch unser rund selbst, für das sich bei den ältern Schriftstellern sinwell, d. i. sich ganz wälzend, findet, wohl aus dem Romanischen stammt. Bekannt aber sind die Verkleinerungsformen ina und ella, weiblich zu ino und ello, wonach aus ronda (runda) rondina und rondinella wird. Ob dabei nicht auch das bekannte rondine, rondinella Schwalbe mit anklingt, wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht weis't ein Kenner der italienischen Literatur uns auch das rundadinella in älteren italienischen Trinkliedern und aus dem Zusammenhang bestimmt die Entstehung nach.

Schließlich erwähnen wir noch als hieher gehörig das französische boire à la ronde, — Ronde (auch ronde de table), nach der Acad., Chanson qu'une personne chante seul et dont le refrain est répété par tous — en dansant (?!) en rond. Im Deutschen entspricht der Rundgesang, s. z. B. Hagedorn's poet. Werke 1757. Tom. 3, 58: die Vorzüge der Thorheit in einem Rundgesange u. a. m., ferner bekannte Lieder wie:

Rundgesang und Rebensaft
Lieben wir ja Alle u. s. w.

Der von dem Chor (der Runde, Tafelrunde) wiederholte Refrain hieß davon der Rundreim, auch wohl der Kehrreim (vgl. das neugriechische *γύρισμα* von *γυρίζω*, *γῦρος* (gyrus), z. B. Goethe 11, 86: Und singt den Rundreim kräftig mit.

Im Englischen s. Shakesp. Midsummernight-Dream Act 3, Sc. 2 im Anfang:

Come, now a *roundel* and a fairy song;

ebenso roundelay; — to drink round.

An die Ritter der Tafelrunde (les Chevaliers de la Table Ronde; King Arthur and his Round-Table) braucht wohl nicht besonders erinnert zu werden.

Strelitz. Dr. **Dan. Sanders.**

Entgegnung

auf die unter Rubrik „Beurtheilungen" S. 348 sich befindliche Anzeige des Herrn Schieß in Aarau, den grammatisch=praktischen Lehrgang der italienischen Sprache von Dr. H. A. Manitius (Adler und Dietze in Dresden 1852) betreffend.

Der Verfasser obigen Buches kann nicht umhin, dem Herrn Schieß für die Anzeige und die darin ertheilten freundlichen Winke und Verbesserungen bestens zu danken, indem er sich zugleich ihm Einiges zu erwiedern gedrungen fühlt, was theils sein Gewissen als feiner Kritiker beruhigen, theils auch seine Kenntniß in der italienischen Sprache bereichern dürfte. In ersterer Hinsicht sei ihm zum Troste gesagt, daß genannter italienischer Lehrgang bereits in mehreren Instituten eingeführt und von den Lehrern derselben als durchaus praktisch und methodisch anerkannt worden, da eine so vollendete Sprachlehre, wie sie wahrlich Herr Schieß im Sinne

hat, noch nicht erschienen ist, und es seinem Verdienste vorbehalten bleibt, eine solche nächstens erscheinen zu lassen. In dieser Hinsicht nun wird es ihm dienlich sein, wenn er sich durch nachstehende Bemerkungen überzeugen wollte, daß die Fehler, welche ihm aufgefallen, entweder an sich keine sind, so lange die Autorität italienischer Schriftsteller gültig ist, oder daß sie durch sein eigenes Abschreiben oder den Druck entstanden, oder endlich nicht von der Art sich erweisen, wie Herr Schieß meint, daß er daher selbst, wie überhaupt so auch den einzelnen Behauptungen nach, auf den anderthalb Seiten dieser Anzeige in der That auffallende Beweise von seiner Sprachgelehrsamkeit gegeben hat. Dahin rechnen wir nur beispielsweise, daß er coléra liest.

1) Fehler, die an sich keine sind:

Reggere heißt in der 63. Aufgabe stützen, tragen, daher ist es nicht durch erigere zu verbessern. Cf. Antonini's Dizionario italiano (un compendio del Dizionario della Crusca).

La minestra bedeutet nicht Fleischbrühe (il brodo), sondern Fleischbrühsuppe oder Suppe überhaupt. Cf. Silvio Pellico's le mie Prigioni. Baumgärtner's Ausg. Leipzig 1833. S. 135, 141, 161.

Maggiore heißt in dem bewußten Satze S. 59 nicht größer, sondern älter, was Herr Schieß allerdings hätte wissen sollen. Cf. Silv. P. S. 216. Filippi's italienisches Lesebuch S. 38.

Paniere heißt auch Körbchen. Cf. Antonini und Filippi's Lesebuch S. 200.

Gilè und corpetto, die Weste. Cf. Bozzi's Conversations-Taschenbuch der ital. Sprache S. 209. Weber's italienisches Wörterbuch.

Verisimile, wahrscheinlich statt probabile. Cf. Antonini und Silv. Pell. S. 42 etc.

E Italiano, es ist ein Italiener, trifft nicht den Verfasser, sondern die Druckerei, welche keine großen Buchstaben mit Accenten hatte.

Sopratutto statt soprabito ist gebräuchlich (Cf. Bozzi S. 253) und ist keineswegs, wie Herr Schieß scharfsinnig bemerkt, aus dem französischen surtout vom Verfasser übersetzt worden.

Fare a meno ist, mit non potere verbunden, wie es in der 235. Aufg. vorkommt, eine sehr gewöhnliche Redensart. Cf. Filippi's ital. Leseb. S. 136.

Conduttore elettrico statt parafulmine ist gebräuchlich. Cf. Filippi's italienisches Lesebuch S. 74.

Opera di legname ist ebenso richtig wie — di legno. Cf. Antonini.

Dividersi statt separarsi. Cf. Silv. Pell. S. 31 und 135.

Sodamento statt cauzione. Cf. Antonini und Weber.

Foggiato in der Bedeutung von scheinbar (apparente). Cf. Silv. Pell. S. 30.

Mendichi ist ebenfalls gebräuchlich. Cf. Fornasari's Gramm. S. 54.

2) Falsch abgeschriebene Wörter oder Sätze:

Scribere, scribo, scribi hat der Verfasser in seinem Buche nicht auffinden können, da keine Seitenzahl angegeben worden; daß es indeß, kommt es wirklich vor, kein Fehler der Unkenntniß ist, wie Herr Schieß gern glauben möchte, davon überzeuge man sich durch S. 197 etc.

Oriuolo da torre statt — da tasca.

Per ella a piè pari statt blos a piè pari, mit gleichen Füßen, cf. Weber, nicht allmälig.

Condottiere statt conduttore.

Gli scanni degli alberi; sono rotti — und hier fragt Herr Schieß sehr verwundert: wer versteht das?!! — statt gli scanni sugli alberi sono rotti. S. 42.

I carri da vapore sono caruti, statt carichi, sehr gewöhnlich für caricati. S. 54.

Dove ei hai veduto statt dove *ci* hai veduto. S. 71.

Luige è maggiore di Francesco ist zweimal als Fehler angeführt worden, und doch ganz richtig!! Cf. 1) Fehler, die an sich keine sind.

3) Durch den Druck entstandene Fehler:

Il stornello statt lo stornello.

Avremo bel dimani tempo statt avremo bel tempo dimani.

I giudizj statt i giudici.

4) **Fehler, die nicht von der Art sind, wie Herr Schieß meint:**
Lo stile si dice propriamente uno stromento acuto. Cf. Antonini unter Stile.
Sa scure è uno stromento per tagliare il legname. Cf. Antonini unter Scure.
Il ragazzino ha bevuto un bocchino di vino.
Che ora fà? Cf. Fornasari S. 86.
Io ho la chiave della camera da dormire nella mano, Questo pajo di scarpe è per Ella medesima.
Il professore parla della mitologia dei Greci e di Giove, Dio del Cielo.
La chirurgia è l'arte di operare colla mano in medicina etc. Cf. Antonini unter chirurgia.

Ferner Sätze wie:
Avevi tu un buon padre ed una buona madre etc., wie deren in andern Grammatiken vielfach vorkommen, da bei Einübung der Formenlehre nicht immer die feinste Unterscheidung der tempora beobachtet wird.

Dies sei übrigens das erste und letzte Mal, daß sich der Verfasser mit Herrn Schieß in einen Wortwechsel eingelassen hat.

Dr. **H. A. Manitius.**

Curiosa aus der ältern französischen Literatur.

Es ist bekannt, daß in allen Zeiten des abgeschmackten Geschmacks von Seiten der Autoren ein Hauptgewicht darauf gelegt worden ist, ihren oft nichtssagenden Productionen ein anziehendes Aushängeschild zu geben. Je seichter der Inhalt war, desto mehr mußte man darauf bedacht sein, durch einen auffallenden, pikanten Titel die Neugierde der Lesewelt zu erregen. Wie es zur Zeit des literarischen Verfalls in Griechenland und in Rom war, so ist es in allen Epochen gewesen, wo an die Stelle der ursprünglichen, freien Production eine forcirte Büchermacherei trat. Plinius der Aeltere bringt uns in seinem Sammelwerke eine hübsche Blumenlese seltsamer Büchertitel, in deren feiner Berechnung sich — wie er zeigt — namentlich die Griechen gefielen, während er den Römern, seinen Landsleuten, in der Wahl ihrer Aufschriften größere Plumpheit und Geschmacklosigkeit zuschreibt. Die von Plinius gegebene Aufzählung kann man durch die bibliographische Notiz in der Vorrede des Aulus Gellius zu seinen attischen Nächten noch vervollständigen, wenn es sonst noch des Beweises bedürfte, daß die literarische Abgeschmacktheit sich zu allen Zeiten offen genug zur Schau gestellt hat. Was das Mittelalter in Betreff auffallender Büchertitel zeigt, hat meistens nicht einmal den Ruhm der Originalität für sich; denn meistens ahmten die lateinisch schreibenden Autoren die Bizarrerien der nachklassischen Schriftsteller Roms nach. Erst das 15., namentlich das 16. Jahrhundert verstanden es, die alten Pedanten noch zu überbieten.

Bibliophilen gewährt es vielleicht einiges Interesse, wenn wir im Nachfolgenden eine kleine Lese seltsamer Büchertitel aus einer größern Sammlung literarischer Curiositäten bieten, bei der wir uns nur auf die französische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts beschränken.

1) Le Parement et le Triomphe des dames d'honneur. Paris 1510, fol. Dies Buch ist in 26 Kapitel eingetheilt, von denen ein jedes ein Frauenkleidungsstück zur Aufschrift hat, z. B. les Pantoufles d'humilité, la Robe de beau maintien u. s. w.

2) Le Blason des danses où se voyent les malheurs et ruînes venant des danses, dont jamais homme ne revint plus sage ni femme plus pudique. Beaujeu 1566. 8°.

3) La Doulce Mouelle et saulce friande des saints savoureux os de l'Avent. Paris 1578. 8°.

4) Le Décrottoir de vanité (von Dumont). Douai 1581, 1601.

5) Von demselben Les Lunettes spirituelles. Ebds. 1587.

6) Von ebendemselben L'Oreiller spirituel, nécessaire pour extirper les vices et planter la vertu. 1599.

7) Philippe Bosquier schrieb eine 1588 oder 89 zu Mons herausgegebene geistliche Tragödie: Le petit Rasoir des ornemens mondains.

8) Chante-pleure d'eau vive. Paris 1557. fol.

9) Les Allumettes du feu divin, par T. Doré. Paris 1538.

10) La Tabatière spirituelle, pour faire éternuer les âmes dévotes ver le Sauveur.

11) Le Seringue spirituelle, pour les âmes constipées en devotion, par un missionnaire. Peignot citirt in seinem „Livre des singularités" p. 366 folgende Stelle aus dieser seltsamen Schrift, welche an die sich der Schminke bedienenden Frauen gerichtet ist: „Vilaines carcasses, cloaques d'infection, bourbiers cuisent d'immondices, n'avez-vous par honte de vous tourner et retourner dans la chaudière de l'amour illicite, et d'y rougir comme les écrevisses lorsqu'elles cuisents, pour vous faire des adorateurs?

12) Antithèses ou Contre-pointes du ciel et de la terre. Paris 1608, par Levasseur.

13) La Pieuse Alouette, avec son tire-lire; le petit Cors et la plume de notre Alouette sont chansons spirituelles (par le P. Antoine de la Cauchie ou de la Chaussée). Valenciennes 1619.

14) Le Pain cuit sous la Cendre, apporté par un ange au prophète Élie, pour conforter le moribond. Orléans 1631, par Fouvault.

15) La Poste royale du Paradis, très-utile à chacun pour heureusement s'y rendre, recueillie des sacrez docteurs qui carieusement en ont traicté; par Arnoulx, chanoine de Riez, en Provence. Lyon 1635. 12°.

16) L'Ecole de l'Eucharistie, établie sur le respect miraculeux que les bêtes, les oiseaux et les insectes ont rendu, en différentes occasions, au très-saint sacrement de l'autel. Lille 1672, par Bridoul.

17) Les Eaux de Siloë pour éteindre le feu du purgatoire, contre les raisons et allégations d'un cordelier portugais, 1603. 8°. (vom Prediger Dumoulin gegen Père Suarez gerichtet) und die von Palma Cayet verfaßte Gegenschrift: La Fournaise ardente et le Four de réverbère pour évaporer les prétendues Eaux de Siloë, et pour corroborer le purgatoire contre les héresies, calomnies, faussetés et cavillations inéptes du prétendu ministre Dumoulin. Paris 1603. 8°.

18) Le Pricque-Boeuf des hérétiques, échauffé par une remonstrance charitable, adressée au sieur Benjamin de Rohan, sieur de Soubize, mise au net par Arphaxad de la Mortonnelle. Lyon 1621.

19) Le Petit Chien de l'Évangile aboyant contre les erreurs de Luther. Marseille 1675.

20) Ant. Fuzy, Pfarrer in Paris, der sich selbst Fantassin des Muses, arbalétrier de Minerve, carabin de la religion réformée nennt, veröffentlichte: „Le Mastigophore, precurseur du zodiaque, auquel, par manière apologétique, sont busées ces brides à veaux de maître Iwain Solanique, pénitent repenti, seigneur de Morddrectet et d'Amplademus en partie, du costé de la mone. P. 1609.

21) Le Miroir des apothicaires en forme de dialogue. P. 1607, von Guillaumet, Chirurgen Heinrichs IV.

Bernburg. Dr. **Günther.**

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

A. Lereiller. Cours complet de langue universelle, offrant en même temps une méthode facile et sûre pour apprendre les langues. 1re partie. (Caen, Delaporte.) 8 fr.

Grammatik.

H. Estienne. Conformité du langage français avec le grec. (Paris, Delalain.) 5 fr.

Syntax der russischen Sprache, mit der deutschen vergleichend dargestellt. (Mitau, Reyher.) 22½ Sgr.

Lexikographie.

Anton Schmitt. Wörterbuch der deutschen Sprache. (Mainz, Wirth.) 1 Thlr. 12 Sgr.

A. T. Demoustier. Manuel Lexique philologique, didactique et polytechnique. (Mainz, Wirth.) 1 Thlr.

H. Barbieux. Antibarbarus der franz. Sprache. 3te Lieferung. 16 Sgr.

Literatur.

E. J. Sauppe. Goethe's und Schiller's Balladen und Romanzen. (Leipzig, Fleischer.) 1⅓ Thlr.

Buch der Sinnsprüche. Eine Concordanz poetischer Sinnsprüche des Morgen- und Abendlandes, gesammelt von W. K. mit einem Vorworte von W. Wackernagel. (Leipzig, G. Mayer.) 1⅓ Thlr.

J. Hub. Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. 3te Aufl. (Carlsruhe, Creutzbauer.) 3 Thlr. 25 Sgr.

J. W. Wolf. Hessische Sagen. (Göttingen, Dietrich.) 1 Thlr.

J. Janin. Histoire de la littérature dramatique. 2 vols. (Paris, Levy frères.) 6 fr.

Die Biographieen der Troubadours in provenz. Sprache v. C. A. F. Mahn. (Berlin, Dümmler.) 15 Sgr.

E. Mätzner. Altfranzösische Lieder, berichtigt und erläutert. (Berlin, Dümmler.) 2 Thlr. 20 Sgr.

B. Rathery. Influence de l'Italie sur les lettres françaises, depuis le XIII. siècle jusqu'au règne de Louis XIV. (Paris, Didot.)

N. Delius. Ueber das englische Theaterwesen zu Shakspere's Zeit. (Bremen, Heyse.) 5 Sgr.

Hilfsbücher.

J. W. Schäfer. Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur. (Leipzig, G. Mayer) 10 Sgr.

J. Louis. Idiotismes dialogués. (Dessau, Aue.) 15 Sgr.

Ch. Heintz et J. J. Roth. Recueil gradué de poésies morales et religieuses. (Strassburg, Levrault.) 6 Sgr.

J. Leser. Exercices élémentaires de langue française. (Strassburg, Levrault.) 5 Sgr.

A. Diezmann. Englisches technologisches Lesebuch für die höheren Classer von technischen Anstalten. (Leipzig, Wigand.) 1 Thlr.





